Badische Heimat

Zeitschrift für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat- und Denkmalschutz

Im Auftrage
des Vereins „Badische Heimat"
herausgegeben von
Max Wingenroth
Freiburg i. B.

7. Jahrgang



Karlsruhe i. B.
G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag
1920



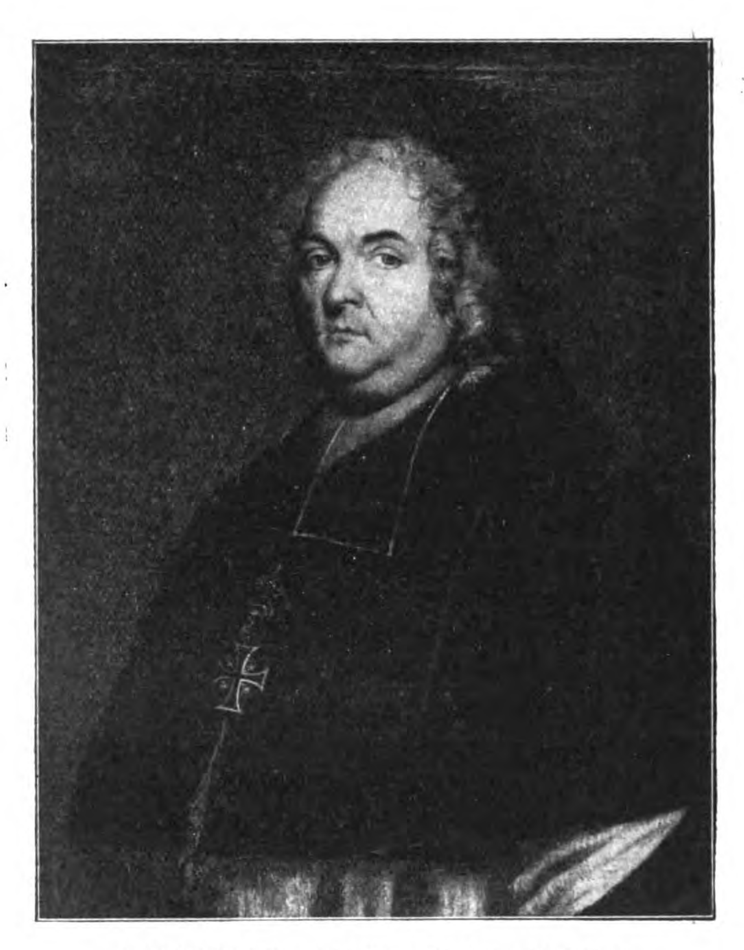
Inhaltsverzeichnis

Aufsätze: Seite

Bücherbesprechungen:

Mitteilungen:





1. Fürstbischof Damian Hugo Graf von Schönborn

Das Fürstbistum Speyer und seine letzten Bruchsaler Vertreter

Vortrag, gehalten beim Besuche des Bruchsaler Schlosses durch den Karlsruher Geschichts- und Altertumsverein am 27. September 1919

Von Geh. Hofrat Professor Dr. Jakob Wille

Baukunst und Malerei im Bunde reden eine monumentale Sprache, die in ihrem Gesamtausdruck eindringlicher als die umfangreichsten Geschichtsbücher den Inhalt eines ganzen Zeitalters wiedergibt, weil beide Verbündete zunächst die Sinne fesseln. In der künstlerischen Kultur der Renaissance und des Barock erfaßt uns diese monumentale Sprache in gewaltigen Tönen. Aus den Kuppeln und Decken der gold- und marmorstrotzenden Kirchen tönt sie, vom Chor musizierender Engel begleitet, die Geheimnisse des Glaubens verkün-

1*

dend zu den Andächtigen hernieder. Es ist der Triumph der römischen Kirche, die aus den schweren Glaubenskämpfen heraus auch äußerlich neu erstarkt emporsteigt. Ein gloria in excelsis in leuchtenden Farben. Glorienmalerei, Ruhmverkündigung beherrscht aber auch Treppenhäuser und Festsäle in den Palästen der weltlichen und geistlichen Herrn in einem Zeitalter, das, politisch betrachtet, Ihnen allen als der Ausdruck des absolutistischen Fürstentums bekannt ist. Ein jeder, auch der kleinste Herr, will seinen Ruhm verkünden lassen. Wo aber historische Hintergründe fehlen, da läßt sich der Gedanke der Staatsmacht und das Gefühl der Bedeutung nur symbolisch oder allegorisch darstellen. Himmel und Erde an den Decken der Treppenhäuser und Festsäle auch der geistlichen Fürsten sind belebt von Göttern und Helden einer unchristlichen Welt, Ruhm, Glanz und Ehre auch der kleinsten politischen Lebewesen durch Posaunenbläser verkündend, die geflügelt das Bild des Fürsten und Bauherrn umkreisen. Solch unmittelbare Eindrücke haben Sie heute gewonnen, als Sie unter kundiger Führung [1] durch den Palast des Fürstbischofs von Speyer gewandelt sind. Auch der Maler Johannes Zick hat uns einen gedruckten Führer in die Hand geben müssen, um zu sagen, was alle diese symbolischen Träger staatlicher und politischer Tugenden bedeuten sollen. In e i n e m Gedanken zusammengefaßt sind auch diese nur der Ausdruck eines übertriebenen Macht- und Kulturgefühls, wenn sich auch die lokale Färbung und Stimmung da und dort stark hervorhebt. Da sehen wir den weingrünen Bachus, eine vom Bruraíner und Pfälzer weniger dogmatisch als durch praktische Übung verehrte Gottheit, wie er mit den Olympiern tafelt, das gefüllte Glas erhebt und seinen Trinkspruch auf die Unvergänglichkeit und den ewigen Bestand des Hochstifts Speyer ausbringt. „Spira, haec perpetuo sine fine revolvitur orbe felix Spira!" Und doch war für die Lebenskraft dieser geistlichen Macht der Zeiten Kreislauf abgelaufen. Meister Johannes Zick, der in einer bescheidenen Ecke dem frohen Treiben der rheinisch gestimmten Götter zuschaut, hat uns durch einen Genius auch die speyerische Landkarte ausbreiten lassen, deren Grenzregulierung schon damals nicht von seiner fürstbischöflichen Gnaden in Bruchsal, sondern von Paris aus besorgt ward. Dieser Staat aber, der geistlich und weltlich zugleich, den hier noch zahlreich sichtbaren von Bischofsstab und Schwert durchkreuzten Wappenschild führte, das Fürstentum Speyer umfaßte, ehe es von der Staatenkarte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation verschwand, etwa 28 □ Meilen und 58000 Einwohner. Links und rechts des Rheins dehnten sich diese Landstücke aus. Das große Forstgebiet des Bienwaldes stand unter dieser Herrschaft. Von der kostbaren speyerischen Weindomäne, in deren Mittelpunkt Deidesheim lag, wußten die fürstlichen Schloßkeller zu erzählen. Die Schenkung des Hofes Bruchsal durch Heinrich III. an das Hochstift im Jahre 1056 schuf rechts des Rheins einen zukunftsreichen Mittelpunkt kultureller Arbeit und bis zum Ausgang des Reiches

[1] Durch Professor Dr. Hans Rott.



eine neue Residenz [2]. So waren schon frühe auch hier wie in Kurpfalz Rechts- und Linksrhein der gleichen Herrschaft unterworfen.

Zugleich war der Speyrer Fürst Propst der uralten, mit dem frühen Kulturleben der Rheinlande eng verbundenen Benediktinerabtei Weißenburg i. E., die 1524 in eine weltliche Propstei verwandelt, 1546 durch Kauf an das Hochstift Speyer gekommen war. Aber diese Gebiete nördlich der Selz, sowie die oberqueichischen Ämter Madenburg und Dahn waren nur ein nomineller Besitz. Sie bilden die Etappe, auf der sich schon seit 1646 die französische Herrschaft in altes deutsches Reichsland einzudrängen suchte. Schon die Reunions-Kammern haben das ganze Gebiet zwischen Lauter und Queich dem fremden Staate zugesprochen. Durch Privatverträge, die bekannten Lettres patentes von 1756, mußte sich Fürstbischof Franz Christoph von Hutten unter Anerkennung der französischen Souveränität seine Beziehungen zum Reiche und seine landesherrlichen Rechte verbriefen lassen in einer Unklarheit, die alle Deutungen zuließ, und aller Gewalt die Tore öffnete.

Eine „souveraineté“ platonique hat man diese neue Staatsform genannt, ein Verhältnis, in dem sich der speyerische Staat durch eine 1766 in Lauterburg für die Lande südlich der Queich eingesetzte Behörde vertreten ließ. 1786 hat man dieselbe mit der Bruchsaler Regierung vereinigt, die durch einen Sekretär diese Verbindung im Sinne einer fortschreitenden Annexionspolitik aufrecht hielt. Mit treffender Klarheit hat der französische Minister Monmartin solche platonischen Beziehungen als das Verhältnis eines Souveräns zum Vasallen gekennzeichnet. Als dann die Augustdekrete von 1789 sowohl die alten feudalen Staatsgrundlagen, wie auch die Diözesanverfassungen zerstört hatten, da konnte man den Speyerer Fürstbischof „wie einen privilegierten Gutsbesitzer“ zur französischen Nationalversammlung einladen. Im Lande südlich der Queich war er längst kein Landesherr mehr.

Wie an den Grenzen, so vollzog sich Jahrhunderte hindurch die Herrschaft der Bischöfe in ständigen innern Kämpfen. Aus dem alten Presbyterium, das einst gemeinsamen Tisch mit dem Bischof geteilt, waren nach Verdrängung des Laienelementes, eine auf feudal-sozialer Grundlage organisierte Geistlichkeit, die Domkapitel hervorgegangen. Sie haben die Wahl des Bischofs und damit auch des künftigen Landesherrn in die Hände bekommen. Durch Erwerb von Grund und Boden und Gerichtsbarkeit sind sie in weltliche politische Interessen hineingewachsen; sie nannten sich Erb- und Grundherrn des Stifts. Sie ließen sich bei jeder Neuwahl durch sogenannte Kapitulationen mit dem Erwählten immer neue, schon während der Interregnums angemaßte Rechte verbriefen, strebten selbst der Reichsunmittelbarkeit zu als eine Korporation, die sich nach Ausspruch eines Publizisten des 18. Jahrhunderts auch „des eminenten Ausdrucks von Gottes Gnaden“ in ihren Ausschreiben bediente. Kein erwählter Bischof und Fürst wollte und konnte

[2] J. Wille, Bruchsal, Bilder aus einem geistlichen Staat im 19. Jahrhundert. Zweite Auflage. Heidelberg 1900.

halten, was er beschlossen hatte, wenn er nicht selbst den Boden seiner Macht untergrub. Es war keine Ausnahme im Staatsrecht der geistlichen Wahlstaaten, wenn man sich dieses Eides entbinden ließ. Durch fortdauernde Verfassungskämpfe mit den auf Grund einer strenger Ahnenprobe in die reichen Stiftspfründe gelangten adeligen Domherrn kam dauernde Unruhe in dieses doppelköpfige Staatsgebilde. Nur eine kräftige Hand, wie sie die letzen Speyrer Fürsten führten, konnte diese Widerstände gegen ihre absolutistische Regierung überwinden.

Den geistlichen Herrn war aber schon frühe im Bürgertum der Reichsstädte, zumal wenn dieselben protestantische Reichsstände geworden waren und den Bischöfen nur ein beschränktes Residenzrecht gewährten oder diese dauernd vertrieben, ein siegreicher Gegner entstanden. Daher haben die geistlichen Fürsten fern vom Orte, wo die uralte Domkirche lag, ihren Wohnsitz aufschlagen müssen. So ist, dem Widerstande der von manchmal lächerlicher Angst befallenen, politisch und wirtschaftlich heruntergekommenen freien Reichsstadt Speyer weichend, der Fürstbischof Damian Hugo Graf von Schönborn mit seinem gesamten weltlichen Regierungsapparate nach Bruchsal übergezogen. Dort war die mittelalterliche Burg ebenso ungeeignet für einen neuzeitlichen Hofhalt, als die von Meister Schoch, dem Erbauer des Heidelberger Fridrichsbaues erbaute Bischofspfalz zu Speyer nach der Zerstörung durch die Franzosen längst kein Obdach mehr bieten konnte.

Aus dem „Bauernloch", wie Kardinal Schönborn das kleine Bruchsal nannte, durch dessen unsaubere, ländlich duftende Gassen sich mehr meckerndes und brüllendes Vieh als lebhaftes buntes Menschengetriebe auch einer kleinen Residenz bewegte, stieg bald ein glänzender Palast empor, dem es, erst späterhin gewürdigt, beschieden war, einen Ehrenplatz in der deutschen Kunstgeschichte einzunehmen. Daß die Bischöfe von Speyer, deren Reihe sich im Halbdunkel christlicher Kultur in den Rheinlanden verliert, in der Jahrhunderte langen Teilnahme an den Schicksalen des Reiches, als die Sprossen der vornehmsten Geschlechter sich stolz, selbstbewußt und unumschränkt über die politisch unfreie Masse der Bürger und Bauern erhoben, ihre Residenzen mit einem glänzenden Hofstaate bevölkerten und sorgsam und strenge über die kleinsten Züge ihrer Souveränität wachten, lag in der Natur weltlicher Entwicklung. Nur war bei vielen dies Verhältnis durch die Verbindung des weltlichen Landesherrn mit dem Priestertum gemildert, es trug bei aller Strenge vielfach einen pratriarchalischen, landesväterlichen Charakter. Eine ministerielle Verantwortung gab es in Speyer ebensowenig, als ein selbständiges Beamtentum unmöglich war. Blieb Bürger und Bauer brav und gehorsam und der Landesherr ein wahrer Landesvater, dann war es kein leeres Wort, wenn man sagte, daß unter dem Krummstab gut leben sei.

In der Tat waren im 18. Jahrhundert die geistlichen Fürstentümer von Würzburg und Bamberg, von Mainz und Trier, von Münster und Fulda die Muster einer geordneten, allen Kulturaufgaben gewachsenen Verwaltung, die uns die



alte Phrase, als ob die geistlichen Regierungen nur Mißwirtschaften gewesen und nichts anderes sein konnten, glänzend widerlegen. Vor allem die Sprossen des gräflichen Hauses Schönborn, als die Inhaber der Fürstenstühle von Würzburg und Bamberg, Trier und Speyer stehen ehrenvoll da in der Geschichte der territorialen Staatsverwaltung und Staatswirtschaft des 18. Jahrhunderts, wie im Mittelpunkt auch des künstlerischen Lebens in rheinischen und fränkischen Landen. Sie alle waren leidenschaftliche Bauherrn. Einen „Bauwurm" hat sich der Speyrer Schönborn selbst genannt.

Als Damian Hugo, der als Ritter und Komtur des deutschen Ordens schon 1700 die Verwaltung der Ballei Hessen, 1709 jene von Alten-Biesen bei Mastricht übernommen, 1713 den Kardinalshut erworben hatte, 1720 den Bischofsstuhl von Speyer bestieg, kam er als ein in der Staatswirtschaft erfahrener Mann, als kameralistisches Talent in ein durch lange Kriege und Mißwirtschaft während des Interregnums völlig ruiniertes Land. Wie Karl Ludwig von der Pfalz wirtschaftlich und kulturell seine Lande aus tiefem Verfall wiederhergestellt hat, so kann man auch Damian Hugo den Wiederhersteller des speyerischen Staates nennen, nur daß ihm der freigeistige Zug fehlte, der jenem genialen Fürsten eigen war. Wie ein Gutsbesitzer auf einer großen Domäne griff Schönborn selbsttätig überall in die verrostete Staatsmaschine ein. Kammerpräsident ist er allezeit selber gewesen; was er hier geschaffen, war des Herrn eigener Gedanke. Auf dem Gebiete der Landwirtschaft, dem wirtschaftlichen Rückgrate dieses kleinen von der Natur so reich gesegneten Staates, war er ein anerkannter Meister. Seine Finanzwirtschaft hob rasch das Land aus den Schulden heraus, um es mit 1 200 000 Gulden neu zu fundieren. In der sozialen Fürsorge spürte man überall seine Hand, die gerne in die eigene Tasche griff, um Wohltaten zu spenden. Er war bemüht, die sittliche und wissenschaftliche Bildung seines Klerus ebenso zu heben, wie er zur Reform des Schulwesens rechts und links des Rheins die ersten Grundsteine gelegt hat, auf denen sein Nachfolger nach eigenen Gedanken weiterbaute. Im hiesigen Rathause haben die Bruchsaler Väter der Stadt das Bild ihres ehemaligen Landesherrn vor sich. Ein würdiger behäbiger Herr, dessen äußere Erscheinung, wenn man die Insignien seines hohen Standes hingwegdenkt,, mehr auf einen zufriedenen Landdekan, als einen auf Wahrung seiner fürstlichen Würde peinlich bedachten gestrengen Landesherrn hinweist. Selten aber hat sich der Charakter eines selbstherrlichen Souveräns mit dem eines priesterlichen Vertreters der Kirche so vereinigt, wie in diesem Erbauer der Bruchsaler Residenz und der dortigen Kirche zu St. Peter. Er war ein tief religiöser, kirchlich frommer, asketisch angelegter Herr. Als Freund äußern höfischen Gesetzes, dabei von kleinbürgerlich haushälterischem Sinn hielt er auch auf Ordnung seines innern Lebens, auf Erfüllung seiner religiösen Pflichten nicht nur nach außen hin bedacht. Von seinem Seelsorger Ludwig Kellermann geleitet, ging er stets mit seinem Gewissen zu Rate. Nicht ohne innern Zusammenhang stehen in Waghäusel Lustschloß und Bethaus neben einander. „Auf eremitisch"



hat der Italiener Marchini die Kuppel dieses kleinen reizvollen Landsitzes ausgemalt. Dieser priesterliche Zug geht auch in das weltliche Regiment über. Der Landesherr wacht nicht nur als Landesvater über die Untertanen, sondern auch als Hirte über seine Schäflein. Das „Pascit dominus oves" ist ein immer wiederkehrender Ausdruck auch in den weltlichen Akten. Diese sind vielfach didaktisch, ja pastoral gefärbt. Es ist die reinste Katechese, die er auch mit kleinen Sündern abhält, wie mit jenem Küchenschreiber, der Überreste von des Herrn Tische hat verderben lassen, die sonst für die Armen bestimmt waren. Selbst vor das jüngste Gericht wird dieser „Seelenmörder" gerufen, dem aber auch die weltlichen Vorteile von freiem Quartier, guter Hofkost und Anteil an den Trinkgeldern vorgehalten und wahrscheinlich verständlicher als die ihm ausgemalten Seelenqualen gemacht werden. Er spricht als fürstlicher Hausherr in einer Zeit, da an anderen Höfen nach großen Mustern Tausende in Üppigkeit vergeudet wurden und der Hofmarschall um die Küchenabfälle sich nicht gekümmert hat. So überwiegt in diesem Charakter die ernstere Seite der Lebensauffassung, die mehr zu mißmutigen, manchmal melancholischen Betrachtungen der großen und kleinen, schlechten und sündhaften Welt geneigt war, über die er als ein manchmal recht verdrießlicher Herr wie ein Sittenrichter herrscht. Aber ein Herr blieb er, seiner Stellung als kleiner Souverän ebenso stark bewußt, wie manch anderer Vertreter des Fürstenstandes, der mit der Pflicht und dem Ehrgeiz einer Großmacht regierte. Seine Drohung, einen jeden, der sich nicht fügte, in den tiefsten Turm zu schmeißen, der im Lande sei, hat mancher am eigenen Leibe erfüllt gesehen. „Ich will der Herr bleiben oder ein kalter Kadaver sein, ehender ich der Herr zu sein aufhöre", hat dieser so behaglich und behäbig aussehende Fürst gesagt, der weder „Kontradiktionen" noch „Raisonnieren" vertragen konnte. Daß „der Discipel nicht gescheidter sein dürfe als der Magister", war ein Wahlspruch, der besonders seinen Beamten galt. Auch seine Künstler, ein Ritter von Grünstein, dem wohl der endgültige Grundplan des Bruchsaler Schlosses zu danken ist, ein Asmas Damian Asam, der die Schloßkirche ausgemalt hat, mußten eigene Ideen dem Kopfe des empfindlichen Bauherrn unterordnen.

Sein Nachfolger ist 1743 Kardinal Franz Christoph von Hutten geworden. Heitere Stimmung des Rokoko, die er als zweiter Bauherr des Bruchsaler Schlosses in glänzendem Ausdruck schaffen ließ, ruht auch auf dem freundlichen rosigen Antlitze dieses gütigen Fürsten. Ein Finanzgenie wie Schönborn ist er nicht gewesen. Seiner Bedeutung gerecht zu werden, hieße ein Stück Bruchsaler Kunstgeschichte vortragen, eine schöne Aufgabe, die unser heutiger kundiger Führer durch das Schloß in der ihm eigen feinen Weise vor Ihrem geistigen Auge schon gelöst hat. Lassen Sie mich daher aus der langen Reihe von Porträts der Speyrer Fürsten die bedeutendste und interessanteste Figur herausholen und nur mit ein paar Farbenskizzen das ganze Charakterbild lebendig zu machen versuchen.

Fürstbischof August Philipp, Graf von Limburg-Stirum, der von 1770 bis 1797 regiert hat, ist den Bruchsalern und Bruraiern durch seine jetzt noch



lebendigen, großartigen Stiftungen in bleibender Erinnerung, wenn auch sonst nur seine groteske Eigenart an dem landläufigen Bilde haftet. Es ist auch nicht leicht, diesem komplizierten Charakterbilde gerecht zu werden, weil helle und dunkle Farben, große und kleine Züge voller Widersprüche durcheinander gehen und bedeutende und interessante Menschen schwerer zu beurteilen sind, als die Durchschnittsfiguren, die unbemerkt auf der allgemeinen Straße wandeln, die durchs menschliche Leben führt. Ich habe den Charakter dieses Mannes anderwärts verständlich zu machen versucht*, der als Sohn westfälischer Erde durch seine Mutter mit den Schönborns verwandt, in ruhelosem Ehrgeiz rasch zu hohen kirchlichen Würden emporstieg und 1756 Dekan des Hochstifts Speyer geworden war. Wer in den Bruchsaler Rathaussaal tritt, wird von dem Bilde dieses Fürsten gefesselt, der mit seinen tiefliegenden, prüfenden Augen, seiner stark ausgeprägten, fast bis zur Oberlippe herunterragenden Adlernase einen strengen und herrischen Charakter verrät. Um den Mund ein Zug jenes überlegenen Spottes, der mit Mißtrauen und geringer Einschätzung die unter dem Herrenstande gehorsame kleine Welt behandelt. Er war ein begabter, staatsmännisch und staatswirtschaftlich erfahrener Mann, mehr von praktischem Verstande, als feinsinnig angelegt, von einem unbeugsamen bis zum Eigensinn ausgeprägten Willen, der rücksichtslos aber mit Tatkraft und in der Überzeugung das Beste zu wollen, sich durchgesetzt hat. Das Rechtsgefühl war in ihm eben so stark ausgeprägt als die Rechthaberei. Um Recht zu haben konnte er das Recht auch beugen. Als streitbarer Mann weithin bekannt und gefürchtet, war er ein ganzes Menschenleben hindurch in Prozesse verwickelt, vor den Richterstühlen des Reichshofrats zu Wien und Reichskammergerichts, des Metropolitangerichts zu Mainz und der römischen Curie eine nicht gern gesehene Erscheinung. Hätte ihn das Schicksal nicht zum Bischof und Fürsten bestimmt, er wäre einer der besten Advokaten geworden. Das von seinem eigenen Bischof ausgestellte Zeugnis ist nicht schmeichelhaft; er hat diesem Domdechanten, dessen eigenmächtige Verwendung von Stiftsmitteln nicht einwandfrei war, nie getraut, in ihm den Streber nach dem Fürstenhute gesehen, dessen Klugheit und Ehrgeiz unter der Maske der Biederkeit sein Ziel verfolgte. Den Angehörigen des Domkapitels war er verhaßt, weil er in rücksichtsloser strenger Weise ihrem Streben nach Selbständigkeit scharf die Zügel anlegte. Durch umfangreiche Prozeßakten muß sich durcharbeiten, wer diese Verfassungskämpfe aus erster Quelle kennen lernen will. Und doch ist dieser Domdechant, der nach Huttens Ausspruch sich aller Jurisdiktion zu entziehen, „statum in statu zu formieren" trachtete, der noch vor kurzem als der „Wolf im Schafpelze" galt, der die Kirche zerstören wollte, den man einen schlechten Haushalter, einen eitlen Schwätzer nannte, den man aus dem Dekanate entfernte, einstimmig im Jahre 1770 zum Nachfolger

* August Graf von Limburg-Stirum, Fürstbischof von Speyer, Miniaturbilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert. Heidelberg 1915.





2. Fürstbischof August Philipp Graf von Limburg-Stirum

Huttens gewählt worden. Ein bisher rätselhafter Vorgang, der erst durch neueste Forschung [4] aufgeklärt ist, nachdem wir wissen, daß die „inspiratio" zu dieser merkwürdigen Wahl nicht dem schwankend gewordenen Urteile der feindlichen Domherren, sondern dem Einflusse des französischen Kabinetts zuzuschreiben ist, jetzt verständlich auf dem Wege der Politik, den ich vom Elsaß aus kurz angedeutet habe. Aber die Wahl war nicht schlecht. Mit Pflichtbewußtsein, Tatkraft und Arbeitslust, aber mit zeitweise zur brutalen Härte ausgearteten Strenge hat dieser Fürst das ihm anvertraute Gut verwaltet. Ich habe an anderer Stelle eingehend geschildert, auf welchem Wege dieser haushälterische Mann, der jede Gemeinderechnung prüfte, über das auf der Stube des Nachtwächters zu viel verbrauchte Öl oder

[4] Kunzer, Die Beziehungen des Speirer Fürstbischofs Damian August Philipp Karl, Grafen von Limburg-Stirum, zu Frankreich. Speyer 1915.

einen neu angeschafften Feuerlöscheimer eingehende Begründung verlangen konnte, das unter Kardinal Hutten verschuldete Land so empor gebracht hat, daß im Jahre 1793 ein Grundstock von 1½ Millionen Gulden erübrigt ward, dessen Zinsen zur Aushilfe in Bestreitung des Staatshaushalts verwendet werden konnten. Vom Kleinsten ging diese Sparsamkeit aus. Wie er bei jedem Hofbediensteten, wenn er aus dem Dienste schied, die Knöpfe von der Livree abschneiden, dem Ärarium zukommen und die abgetrennten Borten zugunsten der Hofwitwenkasse veräußern ließ, so verstand er es auch, durch Sparen mit den Pfennigen seinen Bauern Geld in die Gemeindekasse zu bringen. In alle Zweige der Staatsverwaltung griff er selbsttätig ein, anderer Meinung unzugänglich und selbstherrlich, aber auch Tag und Nacht arbeitsam in seinem Kabinett, wo er nach Augenzeugen in den vielen Schubfächern die ganze Staatsmaschine bis in ihre kleinsten Teilchen beisammen hatte, um sogar wissen zu können, um welche Stunde ein fürstlich speyerischer Musketier die Wachtposten bezog. Gutes und Schlimmes ging aus diesem Kabinett hervor. Nur einzelnes kann ich aus diesen Schubfächern herausholen: Im Jahre 1772 kam vor allem ein Lehrbuch der fürstlich speyerischen Staatsverwaltung, die Ämterordnung heraus, ein auch von bedeutenden Köpfen wie Conring und Thomasius schon gemachter Versuch einer wissenschaftlichen Abgrenzung von Justiz und Polizei. In der Praxis Stirums allerdings sind diese Grenzen nicht immer genau herauszufinden, ihre Festlegung hing vom Landesherrn ab. „Wohl sind Directoren und Räthe", so hieß es, „die Verfechter und Ratgeber, dem Regenten sind meistens geheime Staatsnachrichten und das gefaßte System allein bekannt, mithin bleibt ihm das Genehmigen, auch durch sich selbsten oder im geheimen zu negoziiren vorbehalten". In Verwaltung und Rechtsleben eine Kabinettsjustiz, die schwer auf dem Ländchen lastete und die damalige öffentliche Meinung unter Führung Schlözers zur schärfsten Verurteilung herausforderte. Der Grundzug der Justiz war schließlich nur Polizei und oberster Polizeikommissär blieb der Fürst selber, der hier als kluger Menschenkenner seine Strafmittel anwandte und jederzeit der Prügelstrafe vor der Geldstrafe den Vorzug gegeben hat. Er wußte genau, was bei seinen Bruchsalern im Großen und Kleinen gesündigt war. Er wachte über dem Durste seiner Brurainer wie über der Tugend seiner weiblichen Untertanen. Wie er seine Nase sogar in das accouchement seines Landes hineinsteckte so strafte er besonders hart, wenn es sich um eine außereheliche Erhöhung der von ihm begründeten und sorgsam durchgeführten Landesstatistik handelte.

Politische Freiheiten hat Stirum seinem leichtlebigen Völkchen nicht gegeben. Die letzten Reste der Selbstverwaltung in den beiden Hauptorten Bruchsal und Deidesheim waren längst geschwunden. Allen neuen Forderungen von Freizügigkeit, Befreiung von Steuern und Fronden und andern antiquarisch gewordenen, im Nachbarlande Baden längst verschwundenen Fesseln bescheidener politischer Selb-



ständigkeit stand Stirum ablehnend gegenüber. Als Karl Friedrich von Baden wegen Aufhebung des sogenannten Abzugsrechts sich an ihn wandte, gab er die bezeichnende Antwort: „Bei jetzigen aufgeklärten Zeiten gedenken Celsissimus nicht in Neuerungen einzugehen, sondern wollen derlei baden-durlachische Früchte besser durch die Sonne und Wärme reifen lassen". Um so merkwürdiger, daß Graf Stirums Regierung in religiösen und kirchlichen Fragen vom Geiste der Aufklärung nicht unberührt war [5]. Ihm fehlte der dogmatische Zug, der Schönborn eigen war. Der Bischof dachte hier freier als der weltliche Fürst. Seine Hirtenbriefe sind voll praktischer Gedanken, voll Vernunft und Innerlichkeit, er hatte eine ernste hohe Auffassung vom Priesterstande, für dessen sittliche und wissenschaftliche Hebung er besorgt war. Angriffe auf die Rechte und das Innenleben der Andersgläubigen lagen diesem strengen Herrn, in dessen Land auch Protestanten in kleiner Zahl wohnten, ferne.

„Daß Ihr als Diener Gottes des Friedens und der Liebe," heißt es in seinem Hirtenbrief vom 16. Januar 1784, „in keine beißende, anzügliche, auch nur verächtliche Ausdrücke wider jene ausbrechet, die nicht unserer, sondern einer andern nach den Grundsätzen des römischen Reiches in demselben geduldeten Religion beigethan sind. Sie sind und bleiben immer unsere Brüder und Glieder des nämlichen Staatskörpers, zu dem auch wir gehören. Durch Schmähungen wird keine Wahrheit bestätigt, kein Irrthum widerlegt und es hat leider in allen Zeiten diese Art des Fanatismus der Kirche Gottes mehr geschadet als genutzt". Das Lehrgebäude der Kirche freilich hat er btrachtet, wie die Verfassung des deutschen Reiches. Beide waren für ihn unerschütterlich. Er hat hier wie dort im Angriff auf die einzelnen Teile eine Gefahr für den Bestand des Ganzen gesehen. Die Lehren der Encyklopädisten und politischen Freigeister Frankreichs glaubte er mit Verachtung und Zorn bannen zu können. Da er in Theologie und Dogmatik nur oberflächlich zu Hause war und hier ausnahmsweise der Magister vom Discipel sich leiten lassen mußte, so hat er, wie die Verfolgung von Isenbiehl und Wiehrl zeigt, Entscheidungen getroffen, die selbst in den Gutachten strenggläubiger theologischer Fakultäten keine Billigung fanden. In Illuminaten und Freimaurern sieht er „abscheuliche regenten- und staatsverderbliche Gesellschaften, wo man weder Haupt noch Glieder kennt".

Was aber die Anerkennung und Bewunderung der Zeitgenossen erregte, war seine Fürsorge für den größten Reichtum der Eltern, wie er sagte, die Kinder und ihre Erziehung. Die Schulordnung von 1785 steht in der Geschichte des deutschen Unterrichts- und Erziehungswesens in besonderen Ehren da. Nach ihrem ethischen Inhalte, wie ihrer praktischen Ausführung galt sie zu ihrer Zeit als Muster und enthält auch für heute noch gute Lehren. „Aufklärung des Verstandes durch

[5] Rößler, Die kirchliche Aufklärung unter dem Speyerer Fürstbischof August von Limburg-Stirum (1770—1797).



Wissenschaft und Bildung des Herzens durch Tugenden soll das zwiefache Ziel aller Schulen sein". Da aber Stirum die heranwachsende Jugend nicht geringen Subjekten überlassen wollte, so begann er als praktischer Menschenkenner den Lehrerstand durch eine neue Gehaltsordnung vor allem aus seiner wirtschaftlichen Not und entwürdigenden Dienerstellung herauszuheben. In seiner sozialen Fürsorge ist Stirum ein moderner Mann. Seine speyerische Witwenkasse, die er durch Schenkungen aus seinem Privatvermögen vermehrte, ward ein Vorbild für andere gleiche Einrichtungen in Deutschland.

Seine Fürsorge für öffentliche Gesundheitspflege knüpft an den Namen eines Mannes an, der als einer der berühmtesten Ärzte der Zeit und Begründer einer medizinischen Polizeiwissenschaft, als Leibarzt des Fürsten seine glänzende Laufbahn in Bruchsal begann: Johann Peter Frank aus Rodalben. Durch Gründung einer Hebammenschule, durch seine medizinischen Vorlesungen, an den durch Stirum aus eigenen Mitteln gegründeten Spitälern zu Bruchsal und Deidesheim, dem der Fürst 1778 aus seinem Privatvermögen eine Summe von 25 000 Gulden zuwies, hat er nicht allein tüchtige Ärzte herangebildet, sondern auch im Volke aufklärend gewirkt, indem er der Kurpfuscherei ernstlich zu Leibe ging. Es gäbe ein besonderes langes Kapitel, wollte ich alle die Stiftungen Stirums für soziale Fürsorge, die ihm seine Untertanen rechts und links des Rheins verdanken, aufzählen. Sie haben das Ende des speyerischen Staates überdauert. Dennoch waren unter allen Wohltaten des Herrn die Untertanen nicht glücklich und zufrieden. Der Zündstoff, der einst die Bauernheere der Bruhrainer und Pfälzer entfesselte, war auch im 18. Jahrhundert nicht im Erlöschen. Das Volk empfing viele Wohltaten. aber keine Freiheit, viele Pflichten und wenig Rechte. Das war ein Zustand, den auch andere Länder teilten, nur war er in diesem Miniaturstaate sichtbarer, lautbarer und auffallender durch seinen oft grassen, von bizarren Zügen begleiteten Ausdruck. Durch Schlözers Staatsanzeiger und seine scharfe Kritik ward die Bruchsaler Regierungsmethode weithin im Reich bekannt. Das mag Ihnen verständlich werden, wenn ich Ihnen auch aus der Staatslehre Stirums einige Züge mitteile. Auch für ihn ist der Staat noch das mittelalterliche Patrimonium, als dynastisches Eigentum verwaltet. Republikaner und Amerikaner nannte Stirum einen jeden, der hier auch nur in Gedanken einen Staatsstreich versuchte. Diese Staatslehre ist theokratisch. „Ein Landesherr", heißt es einmal, „vertritt die Stelle jenes auf Erden, dessen er ein Ebenbild ist, und heißt Landesvater". „Der Unterthan muß sich an der höchsten Obrigkeit, das ist dem Landesherrn, das Bild Gottes vorstellen und wissen, daß der befehlende Wille seiner Obrigkeit selbst der befehlende Wille Gottes sei". Der Bürger lebt noch in einer politischen Kinderstube, wo es neben Zuckerbrot auch Prügel geben kann. „Das Wort Bürger", heißt es in einer den Bruchsaler Klagen über einen neuen Zoll gewidmeten Erklärung, „hat seine Quelle in der Grundverfassung der menschlichen Gesellschaft und stellt den gehorsamen Teil des



Staates vor. Ein widerspenstiger Bürger ist also ein unartiges Kind gegen seinen Vater". Zu diesen unartigen Kindern gehörten zu allen Zeiten die Bruchsaler, die sich in langen Prozessen dagegen wehrten, daß sie die vom Landesvater beschlossene höchst überflüssige Stadtmauer bezahlen sollten.

Der Landesherr steht aber auch als der absolut Wissende über dem Staate „Celsissimus", sagt er einmal, „sind Herr alles wissen zu wollen, ohne daß er die Ursache braucht zu sagen, warum"? Demnach hat auch der Untertan nicht zu fragen, sondern nur zu antworten, und diese Antwort hat man schon den Schulkindern des Landes mundgerecht zu machen versucht. Frage und Antwort in dieser Bürgerkunde sind zu lesen in jenem 1785 erschienenen Katechismus, der betitelt ist: „Die Pflichten der Unterthanen gegen ihren Landesherrn, zum Gebrauche der Trivialschulen im Hochstift Speyer", ein Katechismus, den Schlözer als ein Lehrbuch des christlich-fürstlichen Sultanismus gebrandmarkt hat.

Ich habe anderwärts zahlreiche Proben daraus gegeben. Was man aber auch über diese Staatslehre sagen mag, in ihrem ganzen Aufbau von Frage und Antwort für den sogenannten Untertanenverstand unfreier Bauern berechnet, aus dem Geiste der absolutistischen Staatsverfassung heraus beurteilt, eine meisterhafte politische, menschenkundige Katechese. Da gibt es Antworten, für die auch ein moderner Staatsbürger Verständnis haben dürfte. Denn auch der heutigen demokratischen Regierung ist jener Gehorsam von Wichtigkeit, der sich im pünktlichen Steuerzahlen kundgibt. Ein jeder Steuereinnehmer wird jene vom Speyerer Katechismus empfohlene Stelle aus dem Römerbriefe gerne in seinen Terminkalender schreiben, da es heißt: „Gebet einem jeglichen, was Ihr schuldig seid. Schatzung dem Schatzung gebühret". Wie lebenswahr antworten die Schüler auf die Frage: „Wie können die Unterthanen die Steuern am leichtesten bezahlen?" „Sie können es, wenn sie fleißig arbeiten, unnütze Ausgaben vermeiden und sparsam leben." Auf die Frage aber, wie man die Steuern bezahlen solle, folgt die für manchen Steuerzahler starke Zumutung, „daß man ebenso gerne und hurtig bezahlen solle, wie man den Eltern gern und hurtig gibt, was zu ihrem Unterhalte nötig ist."

Auch der Beamtengehorsam hat schon 1781 durch eine besondere Gesetzestafel seine Vorschriften erhalten. „Das Herz des Staatsdieners", heißt es, „muß vor allem durchdrungen sein von der tiefsten Ehrfurcht gegen seinen Oberherrn. Wo eine Obrigkeit ist, die ist von Gott geordnet. Einem Diener, — so steht in fetten Lettern gedruckt, -- kommt es also nicht zu, erst zu untersuchen, ob die Obrigkeit, die einmal Gewalt über ihn hat, auch ein Recht habe, dieses oder jenes zu befehlen, noch ist es ihm anständig, um die Ursache zu fragen. Der Diener ist, sobald die Herrschaft die höchste Gewalt über ihn hat, zum Gehorsam gegen sie verbunden. Die übrigen Untersuchungen gehören nicht für ihn, dieses Gericht hat sich der König aller Könige vorbehalten." Ein persönliches Verhältnis zwischen Herr und Staatsdiener gab es nicht, so wenig wie ein selbständig arbeitendes Beamtentum.



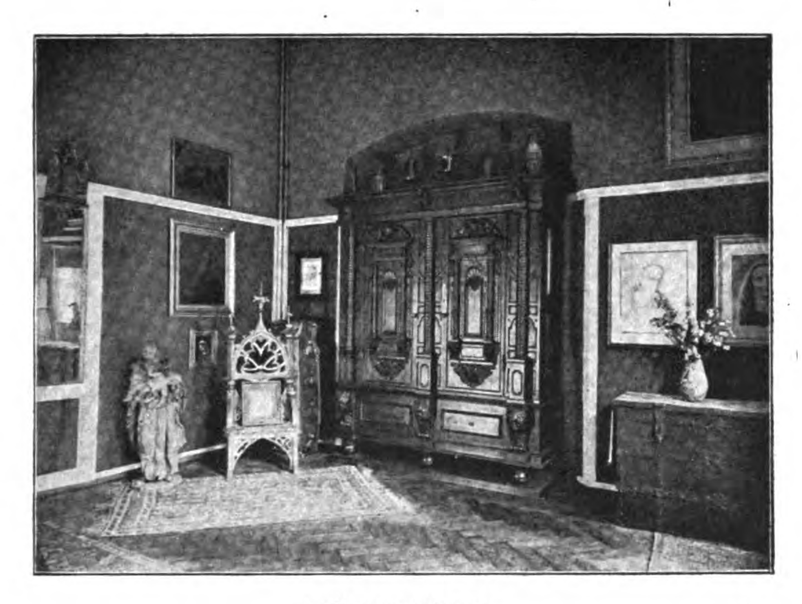
„Si tacuisses, semel et semper abgeschlagen, wir allein sind der Herr", das sind die wiederkehrenden Randbemerkungen zu den Akten. Wie die Domherrn das Prädikat Ochsen und Esel einstecken mußten, so sollte sich auch der verdienstvolle Weihbischof Seelmann überzeugen, daß er „ein Dummkopf in praxi sei". Es gab nur den einen Widerstand, daß die also beehrten Staats- und Kirchendiener selber nicht daran glaubten. Damit war aber auch ein Favorisieren und Intrigieren selbst aus der nächsten Umgebung heraus beim Landesherrn nicht möglich, der solchen Einflüssen, — das gereicht ihm zur Ehre — unzugänglich war, zumal es zu solchen Vermittlungen geeignete Hofdamen, wie bei den weltlichen Fürsten, nicht gab. „Weibsleute sind an einem geistlichen Hofe nicht exemplarisch", hat schon Kardinal Schönborn gesagt und der knorrige Westfale Stirum war ein Weiberfeind erster Sorte. So herrschte zwischen Herr und Diener nur des Herrn unbeugsamer Wille, den der Fürstbischof „ein unabwendbares System mit tiefster Verbeugung" genannt hat. Darum lebten Beamte und Diener in ständiger Furcht, entlassen zu werden. Nur wenige, wie der Leibarzt Frank und der feinsinnige, vom Geiste des Goetheschen Zeitalters erfüllte Domherr von Beroldingen beugten sich nicht vor dem Stirumschen Kopfe, der im ganzen Lande ebenso sprichwörtlich wie sein Träger als Grobian bekannt war. Als er gar den Kommandanten von Philippsburg, Obristleutnant von Skal, darüber zur Rede stellte, daß er durch die Befreiung der Kaserne von der Garnison der Wanzen und Flöhe in die speyerische Landeshoheit eingegriffen und mit einer Klage beim Regensburger Reichstage drohte, da bekam er eine Antwort, die er sich nicht hinter den Spiegel steckte: „Der Reichstag wird die Zahl von einigen Tausenden von Euer fürstl. Gnaden Verklagten nur um ein einziges Individuum vermehren. Hatten aber E. f. G. die unterhaltende Absicht, mich zu ärgern? Nun so verfehle ich nicht, E. f. G. das Geständniß abzulegen, daß ich mich ganz besonders geärgert habe. Wie wird es aber in Kurzem jenseits des Grabes mit E. f. G. aussehen, da Sie bereits, wie die Statue des Comte de Saxe zu Straßburg den Fuß heben, um in die Ewigkeit hinabzusteigen? Werden die Drohungen des Evangeliums bei Ihnen wohl eine Ausnahme machen, wo es heißt: Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgerniß kommt?"

Diese Drohungen sollten Graf Stirum bald laut und stürmisch zu seinen Ohren dringen, als seiner Vormundschaft müde, aber auch seiner großen Wohltaten vergessend, seine einst gehorsamen Untertanen rechts und links des Rheins die Freiheitsbäume aufrichteten. Mit der ewigen Beständigkeit des speyerischen Staates, die Meister Zick im Marmorsaale der Bruchsaler Residenz verherrlicht, ging es unter den Stürmen der Revolutionskriege nun zu Ende. Es kam der schwerste unter allen Prozessen, die Stirum geführt hat, der Prozeß um seine Staatslehre und Staatsmacht, um sein Land und seinen Besitz. Er hat diesen Kampf, wenn auch vergeblich, doch charaktervoll, unnachgiebig mit den Waffen des alten Reichsrechtes durchgeführt bis zur letzten Stunde, da er fern von seinem Lande



als ein Flüchtling am 26. Februar 1797 auf dem Lustschlosse Freudenhain des Fürstbischofs von Passau sein Leben beschloß. Nur ein paar Jahre noch hat sein Nachfolger Graf Wilderich von Walderdorff die Säkularisation seines Hochstifts überlebt. Durch den Reichsdeputationshauptschluß waren 1803 die rechtsrheinischen speyerischen Lande an Baden übergegangen. Wie schon Publizisten, wie Schlözer und Sartori, die sonst mit den reaktionären Schwächen des vorletzten Fürstbischofs strenge zu Gerichte saßen, zugeben mußten, daß in diesem Staate kein faules Wesen war, so hat ihm der Kommissär der neuen badischen Regierung bei der provisorischen Übernahme des Landes (1802), Sigmund Herzog, ein gerechtes und ehrendes Zeugnis ausgestellt, der dieses Ländchen eine Perle der neuen Erwerbungen nennt. „Im allgemeinen", sagt er, „blickt Wohlstand hervor, überall das Aussehen eines eine Reihe Jahre hindurch wohl administrierten Staates, noch unvertilgbare Spuren der Regierung des Kardinals Schönborn und des verewigten Fürsten August von Stirum. Diesem bei seinem Leben wegen seiner Strenge und einiger Bizarrerien von vielen nicht geliebten Fürsten läßt man nach seinem Tode erst volle Gerechtigkeit zuteil werden. Der Geist der Ordnung, der in ihm lebte, sein schneller richtiger Blick, mit dem er Diener und Geschäfte durchschaute, selbst die Strenge, mit der er das Selbstgewählte ausführte, seine warme Liebe für das wahre Beste des Landes, die noch bestehenden, von ihm reichlich dotierten nützlichen Stiftungen, der Nachdruck, mit dem er den Unfug und die Willkür des Kapitels für immer in die Schranken zurückwies, das beträchtliche Vermächtnis, mit dem er das Hochstift, nicht den Nachfolger bereicherte, verewigen ihn als wahren Wohltäter". Die Härten dieser selbstherrlichen Regierung gehören jetzt der Geschichte an, sie sind Antiquitäten geworden; das Gute, die Wohltaten wirken segensreich weiter. Die alte speyrer Landkarte aber ist bei dem heutigen Geschlecht in Vergessenheit geraten. Nur zwei große Geschichtsbücher in Stein geschrieben, Baudenkmale, halten die Erinnerung noch fest an den verschwundenen Staat, der geistlich und weltlich zugleich war: Von Fürstbischof August aus Schutt und Asche erhoben, der Dom zu Speyer, der als ernster Zeuge höchster deutscher Machtentfaltung der Salier über den Rhein zu uns herübergrüßt und die Residenz zu Bruchsal, das glänzende Schatzkästlein des heitern Rokoko, jetzt stille und verlassen, aber lebensvoll in der Schönheit eines künstlerischen Farbenspiels, das wie ein Abendrot auf den letzten Zügen des alten Reiches ruht.





1. Eingangszimmer

Die Heidelberger Maler der Romantik

Von Dr. Jos. Aug. Beringer, Mannheim

Je weniger das Allzuproblematische der neuzeitlichen Kunst auf den Ausstellungen Befriedigung gewährt, je mehr und je deutlicher wieder eine Hinwendung zur technisch sorgfältiger behandelten, künstlerisch und seelisch vertiefteren Kunstweise der älteren und der gegenwärtig tätigen Meister stattfindet, um so stärker ziehen auch die anscheinend in Vergessenheit geratenen Kunstperioden die Blicke und das Interesse der Kunstfreunde auf sich. Seit die deutsche Kunstforschung — zunächst rein zahlenmäßig genommen — mit so großer Entschiedenheit der Erkundung und Aufhellung der geschichtlichen Probleme, der Entwicklung und Wandlung des Sehens, wie des Gestaltens, ihrer Ursachen und ihrer Auswirkungen sich zugewendet hat, vergeht fast kein Jahrzehnt, in dem nicht eine große und umfassende Überprüfung der gewonnenen Ergebnisse an Hand großer, mehr oder minder sorgfältiger Ausstellungen stattfindet. Selbst bei systematischer und tiefgehender Vorarbeit für solche Ausstellungen kann es immer nur gelingen, einzelne Erscheinungsformen der Kunstentwicklung zu klären und herauszustellen, weil auch diese großen Unternehmungen meist unter dem Einfluß der zeitlichen Kunstströmungen, und deren Kampfruf folgend, sich entwickeln.

So hat auch die Berliner Jahrhundert-Ausstellung 1906 nur einen Teil der kunstgeschichtlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts aufgehellt: Die Entwicklung des Malerischen, vielleicht sogar nur die des Impressionistischen, wie das eben im „Zug der Zeit" lag. So konnten und durften für die Malerei im 19. Jahrhundert



2. Biedermeierzimmer

so wichtige und bedeutsame Entwicklungen, wie die Historien-, die Genre-, die romantische und die idealistische Malerei, gar nicht berührt, geschweige denn im Ausstellungsplan und in der Darbietung berücksichtigt werden. Die Einstellung der Forschung und des Kunstschriftentums war, vielleicht auch durch die leitenden Persönlichkeiten bestimmt, eben ganz nur auf das Malerische oder das Maltechnische gerichtet gewesen.

Die Resultate dieser Ausstellung waren gewiß nicht gering und dürfen nicht unterschätzt werden. Eine westdeutsche, für 1915 zu Düsseldorf geplante Ausstellung hätte wesentliche Lücken der Darbietung von 1906 ergänzen können, würde aber wahrscheinlich, infolge der bekanntgegebenen Problemstellung und der räumlich wesentlich enger gezogenen Grenzen, auch nur teilweise Ausblicke gegeben haben. Für einzelne, örtlich eng abgegrenzte Gebiete mit mehr oder minder fachkundiger Arbeit den kunstwissenschaftlichen Inhalt festzustellen, bleibt also noch genug Spielraum, um all die glänzenden Steinchen zu sammeln und zu ordnen, die einst das große und wahrscheinlich herrliche Mosaikbild der gesamtdeutschen Kunst bilden werden.

Eine solche Spezialarbeit für die Gesamtkunst Deutschlands ist durch die Ausstellung der „Heidelberger Maler der Romantik" mit feinem Gefühl für künstlerische Werte und Zusammenhänge und mit eindringendem Verständnis für das örtliche Bedeutsame und das allgemein Wichtige und Erziehungsreiche geleistet worden. Die weise Beschränkung in Ausdehnung und Umfang der in jedem Betracht feinsinnigen Ausstellung in den städt. Sammlungen hat der Darbietung eine ausstellungstechnische und kunstwissenschaftliche Stoßkraft von stärkster Wirkung gegeben und ihre Bedeutung weit über die üblichen Massen- und Bildanhäufungen gehoben, denen Lokalausstellungen meist unterworfen sind. Daß nebenher noch einige wichtige und reizvolle Entdeckungen zu buchen sind, die zum Glanz und zur



5. G. Ph. Schmitt, Fischer im Lautertal

Klarheit des Bildes vom deutschen Kunstschaffen beitragen, vermehrt den Wert dieser im besten Sinn „romantischen" Ausstellung. Romantisch beseelt war ja auch die Anordnung der Darbietung, insofern sich der Veranstalter, Direktor Dr. ing. Lohmeyer, nicht mit einer kalten und leeren Anordnung der Gemälde an den Wänden begnügte, sondern die Räume wohnlich mit zeitgemäßen Möbeln ausstattete und die Gruppierung der Bilder und Künstler nach ihrer inneren Verwandtschaft traf. Damit wurde das Studium dieser Sammlung zu einem wahren Vergnügen und erfrischenden Genuß.

Mit besonderer Betonung wurde der Führer dieser Ausstellung hervorgehoben: Georg Philipp Schmitt[1]. Er ist in der Kunstgeschichte nicht genannt, weil

[1] Georg Philipp Schmitt, geboren 1808 in Spesbach b. Wolfstein (Landstuhl) in der Rheinpfalz, gestorben 1875 in Heidelberg, Schüler des Cornelianers Chr. Xeller, geht 1725 zu



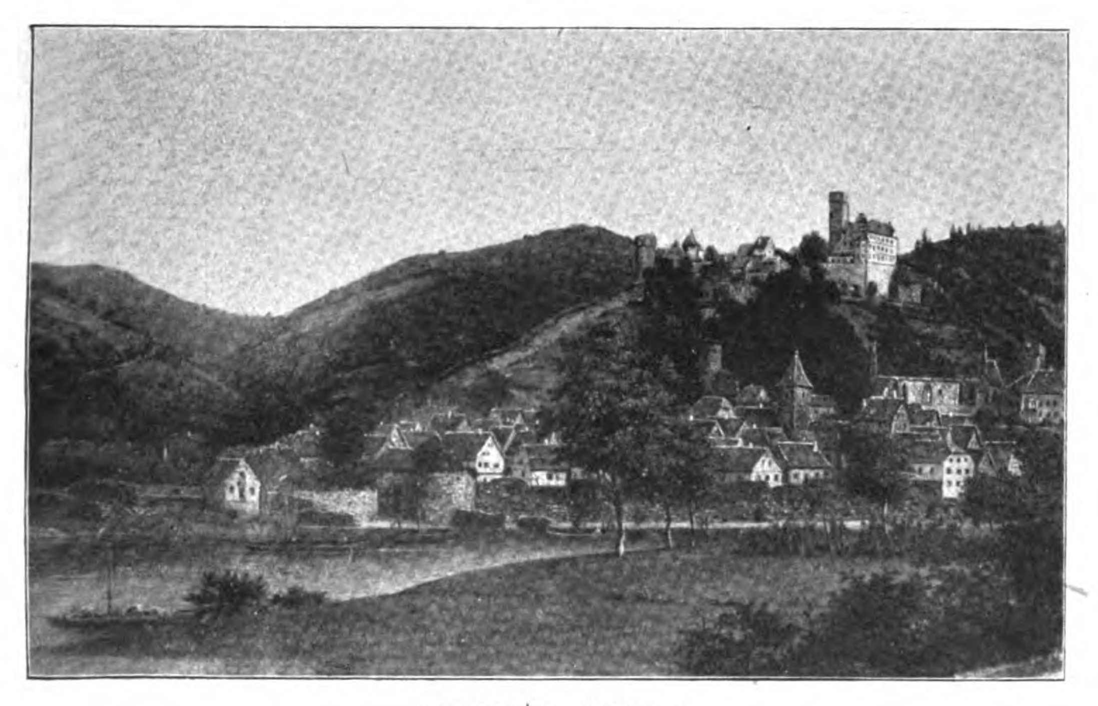
4. G. Ph. Schmitt, Guido Sch. als Knabe

sein Werk bis jetzt weder bekannt noch auch zugänglich war. Die Charakterisierung und Einfügung seines Schaffens in die zeitliche Entwicklung ist unsicher und wird schwankend bleiben, weil sein Kunstcharakter einen Bruch zeigt. Zweifellos war seine Natur auf die Farbe und auf Erfassung der Landschaft eingestellt. Seine rein landschaftlichen Tafeln (Wolfstein im Lautertal, Fischer im Lautertal, Wolfstein, Elisabethentor, die kleinen landschaftlichen Stücke im Skizzenbuch und außerhalb desselben) sind von einer überraschenden Feinheit der Beobachtung, in einer zu jener Zeit ungewöhnlichen warmen Farbigkeit und mit so breiter sicherer Technik gegeben, daß in gewissem Sinn er die Vorahnung der spätern pfälzischen Landschaftskunst eines Trübner genannt werden kann. Alles deutet auf eine ursprüngliche und unmittelbare Begabung für dieses Gebiet hin: Die natürlichen Landschaftsaus-



5. G. Ph. Schmitt, Lorbeerzweig

P. Cornelius nach München bis 1851, verheiratet sich in Heidelberg, malt auf Reisen in der Pfalz, den Rheinlanden und in England. In der Münchner Zeit ist er befreundet mit Schrandolph und Foltz, in Heidelberg mit Chr. Köster, Phil. Veit und E. von Steinle,



6. G. W. Issel, Hirschhorn

schnitte, die Landschaften zu den späteren Figurenkompositionen, den Pflanzenstillleben usf. Aber die starke Persönlichkeit des Cornelius hat Schmitts Begabung auf das Figuralfach übergeleitet, und die Figurenmalerei verrät die Grenze seines Talentes. Wohl hat er auch hier schöne und wohlabgewogene Kompositionen aufgebaut; aber er bewegt sich weder so frei auf diesem Gebiet, wie bei den Landschaften, noch ist die Farbengebung von solchem Wohllaut und solcher Eigenart, wie in den Naturdarstellungen. Sepiakompositionen, wie die „Anbetung der heiligen 3 Könige", klingen an die Strixnerschen Steindrucke, die großen Kopf- und Figurenzeichnungen an Dürers und Cornelius' Kartons an. Schmitt steht zwischen den Nazarenern und den reinen Romantikern, wie etwa auch J. Götzenberger, von dem einige gute Farbenskizzen zu den etwas trockener geratenen Fresken der Trinkhalle in B.-Baden ausgestellt waren. — Schmitts Farbenwelt ist merkwürdig wechselvoll. Er geht in der Landschaft auf schöne, warme Tonwirkungen aus, die er durch einzelne starke Lokalfarben hebt, liebt aber auch einfache, silberig oder dämmerig verschleierte und lichtdurchblitzte, meist flächig und sicher hingesetzte Fleckwirkungen (Elisabethentor), Daneben hat er aber auch — namentlich in den miniaturartig ausgeführten kleinen Stücken — oft emailartigen Glanz und eine seltsame Glut seiner roten, blauen und grünen Töne. Gewiß ist er innerhalb der Kunst seiner Zeit und seiner landsmannschaftlichen Zugehörigkeit eine eigenartige und beachtenswerte Erscheinung, die als Auftakt der romantischen Malerei in Heidelberg und als Ausklang derselben Aufmerksamkeit verdient. —



7. Karl Ph. Fohr, Selbstbildnis

Die eigentlichen Romantiker, die ihre Stellung in der Kunstentwicklung haben, sind mit den Namen der Fohr (Karl und Daniel), der Fries (Ernst, Bernhard und Wilhelm) und der Rottmann (Karl und Leopold), aber nicht an Schmitt, sondern an Georg Wilhelm Issel[2] anzuschließen. Issel ist es, der dem jungen Karl Fohr die Wege in die Kunst und in das Leben wies. Er — und nicht Rottmann oder etwa der akademische Lehrer Jak. Wilh. Christ. Roux, der den jungen Fohr und Rottmann anfänglich leitete — hat den hochbegabten Fohr (Karl) und Rottmann (Karl) das Reich der Kunst in praktischer Anleitung und mit theoretischen Hinweisen eröffnet. Mit Issel, der nur als Landschafter gewirkt hat, wurde erstmals die künstlerische Persönlichkeit in vollem Umfange seines Könnens und seiner Eigenart geboten. Seine Bilder und Studien, meist kleinen Formates, sind

---

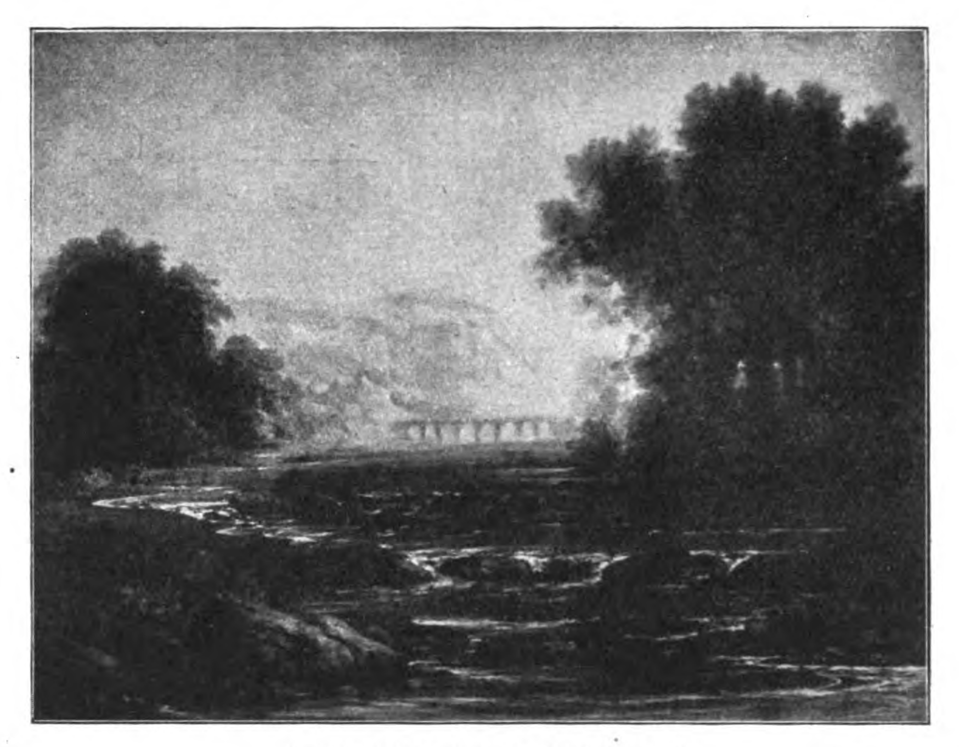
[2] **Georg Wilhelm Issel**, geb. 1785 in Hessen, Schüler von Radl in Frankfurt, bildete sich in Paris, München, Tirol, Italien, Wien und lebte in Worms, am Bodensee, und zuletzt in Heidelberg, wo er 1870 starb.



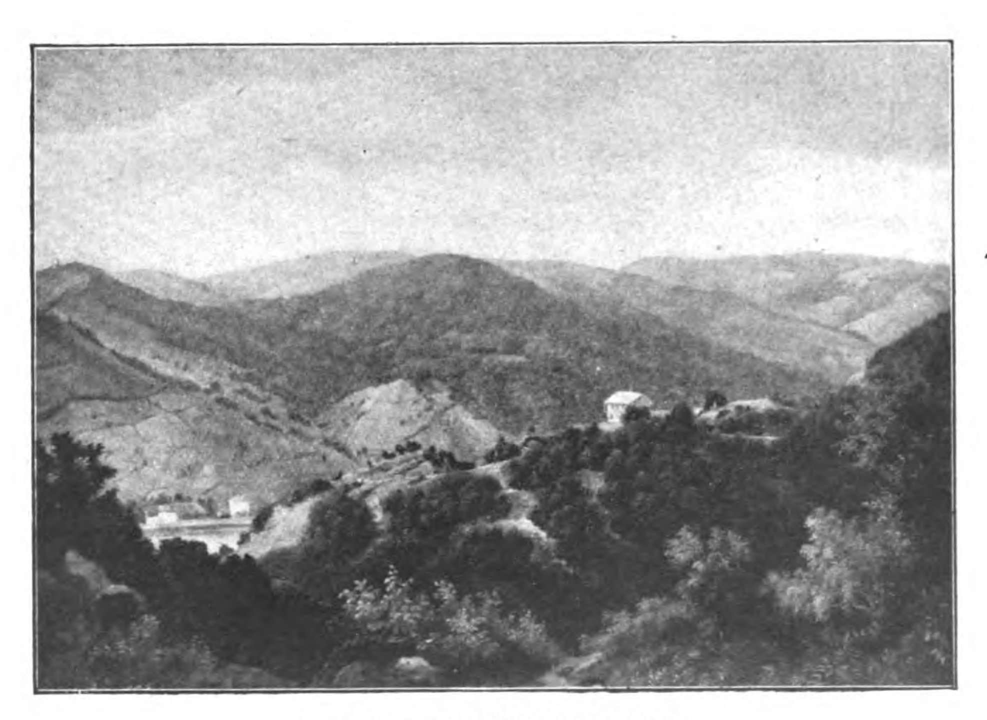
8. Daniel Fohr, Deutschland im tiefsten Verfall



9. J. W. Wallis, Kloster bei Mondschein



10. Th. Verhas, Heidelb. Ideallandschaft



11. G. Osterroht, Blick vom Gaisberg



12. K. Weyßer, Blick auf Baden-Baden

von einer erstaunlichen Selbständigkeit des Sehens und der Gestaltung. Besonders seine Seelandschaften (vom Starnberger- und Bodensee) sind in Raum- und atmosphärischer Wirkung bedeutende Vorarbeiten impressionistischer Kunstweise. In den zahlreich vertretenen Baum- und Walddarstellungen vor hohen, klaren Lüften und mit seltener Feinheit des Lichtspieles durch Baumkronen auf Mauern überspringt er die ganze Epoche der heimatkünstlerischen Barbizonmeister, um mit den atmosphärischen und luministischen Problemen sich zu befassen und auseinanderzusetzen und zugleich um seine feine Poesie zu entwickeln, die in späterer Zeit bei Schwind und Spitzweg so anmutig zum Beschauer sprechen. Issel ist auch einer der Ersten, die der Einfügung von Architekturen in das Landschaftsbild neue Wege wiesen. Schon in einem größeren Werk aus der Bodenseegegend hat er (Paris 1814) den Vordergrund mit Baum- und Architekturstaffage belebt. Spätere Darstellungen aus dem Neckargebiet (und aus anderen Gegenden) zeigen sein hohes Geschick in dieser Richtung, die dann maßgebend auch für den später in Heidelberg lebenden Karl Weyßer geworden ist.

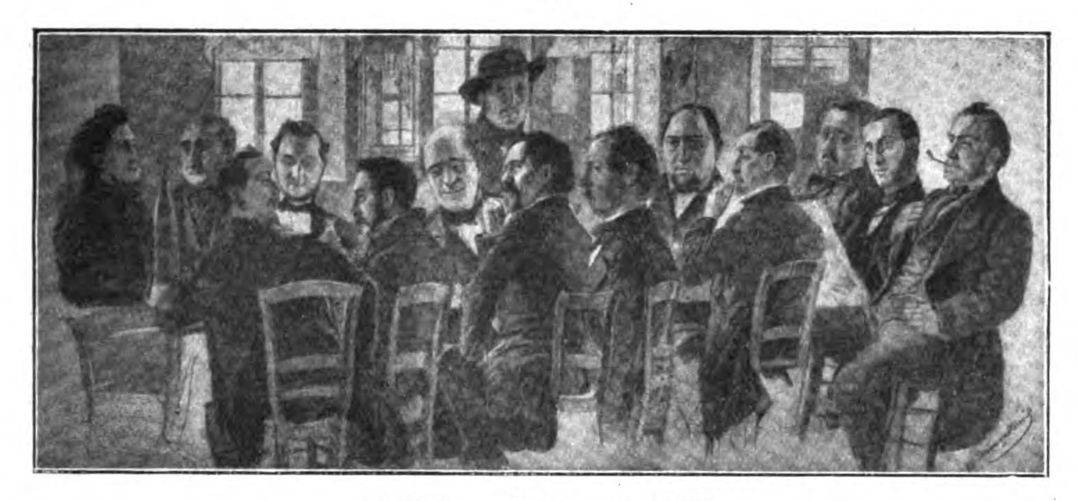
Die Gruppe der F o h r (Karl und Daniel) tritt nicht in ihrer vollen Bedeutung in die Erscheinung, weil das von ihnen noch vorhandene Werk nicht beizubringen war, denn auch Karl Fohrs Bedeutung liegt im Landschaftlichen, das in einer eigentümlichen Verbindung von Stil und Kolorit gipfelt. Sein Bruder Daniel F o h r ist zu sehr mit literarischen und historischen Voreingenommenheiten an die Landschaftsdar-



15. J. Schlesinger, Seine Tochter Maria

stellung herangetreten, als daß er sich ganz zwanglos in die reine Linie der Landschaftsmalerei einstellen ließe. Mit Karl Fohr, gleichzeitig von F. Rottmann und G. Issel geführt, ist auch der Heidelberger Karl Rottmann zu nennen, dessen Lebenswerk seiner zweiten Heimat München angehört, der aber doch in seiner Frühzeit schon beträchtliche Proben seiner höchst eigenartigen koloristischen und luministischen Kunstweise gab, die in der naturfrischeren, unmittelbareren und vielseitig eingestellten Kunst der beiden Fries (Ernst und Bernhard) ihre Ergänzung fand. Die sich der modernen Landschaftskunst nähernde, vom koloristischen und formalen Stilismus zum Naturalismus neigende Kunstweise der beiden Fries trat im Gegensatz zu gleichzeitigen Romantikern (wie A. Lucas) stark in die Erscheinung und richtete den Blick auf die Kunst der Neuzeit, wie sie in Schirmer, Fahrbach u. a. vertreten ist. Diesen streng aus der romantischen Richtung sich entwickelnden Meistern stehen in der Heidelberger Romantik zwei Gruppen ergänzend zur Seite, deren eine — die englische — zu einer Art Überromantik, deren andere — die pfalzbayrische — zur unromantischen Naturalistik sich wendet.

Die englische Gruppe, geführt von dem genialischen J. W. Wallis, der sicher auf die Fohr Einfluß hatte, gewann in J. M. W. Turner Bedeutung für



14. H. Baumgärtner, 11 Uhr-Messe

Th. Verhas, der, wie die Führer und Mitläufer (Bartlett und Donny), die phänomenalen oder die melancholischen Erscheinungsformen der Landschaft bevorzugte und eine in gewissem Sinne weltschmerzliche oder pessimistische Weltanschauung in meist deutschtümlicher Auffassung vertritt. Wir begegnen ähnlicher Geistigkeit in den Dichtungen Lord Byrons und Lenaus, sowie in der Philosophie Schopenhauers.

Dieser Gruppe gegenüber steht die aus der autochthonen Künstlergruppe der Kobell hervorgehende naturalisierende Richtung. Auch diese Gruppe ist, mangels an zutreffendem Material aus Heidelberg, nicht vollgültig vertreten und nur durch Stichproben hervorgehoben gewesen.

Von Ferd. Kobell war nur eine Aschaffenburger Vedute zu sehen, die aber doch von der ihm vielfach noch anklebenden Rokokograzie bereits sich entfernte. Dagegen war sein Sohn Wilhelm mit markanter Zeichnung und einigen köstlichen kleinen Tafeln vertreten, mit denen dieser Zauberer auf kleinem Format die Herrlichkeiten der Luft und des Raumes entfaltet und durch seine emailartige Farbengebung aus der tonschönen Rokokomalerei heraustritt. Er, wie sein Landsmann Heinr. Bürkel, von dem nichts ausgestellt war, haben der naturalistischen Romantik den Boden bereitet, wie sie im Maler Schwind und im Dichter Eichendorff auch zur poetisch höchsten und feinsten Entwicklung gekommen und Ausdruck des gesamtgeistigen Lebens der Zeit geworden ist.

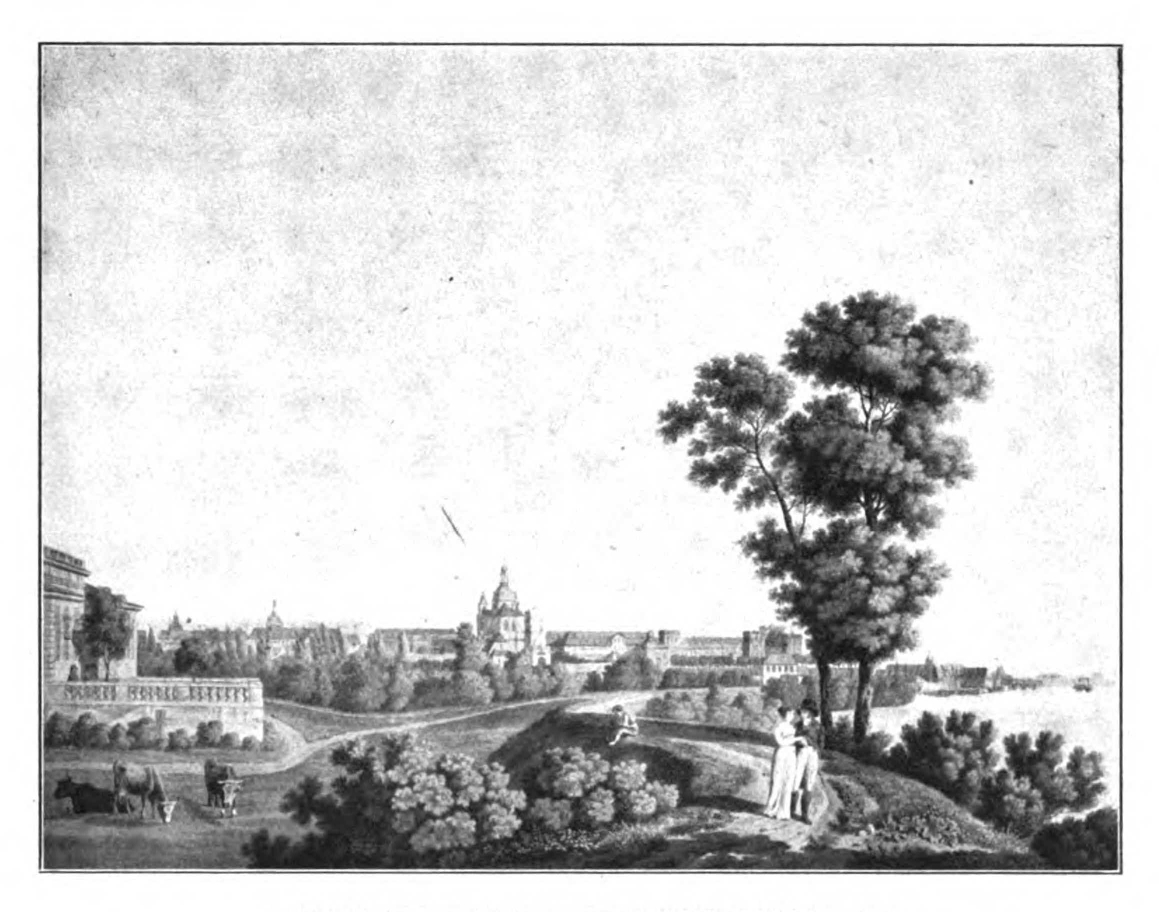
Neben dieser oberdeutschen Gruppe, der sich der naturalistische Pfälzer Karl Kuntz noch einfügt, geht eine vom Niederrhein her beeinflußte und gelenkte Kunstrichtung einher, die in Joh. Wilh. Schirmer, dem ersten Akademiedirektor in Karlsruhe (Baden), ihren Wegbahner verehrt und in dem der katholisierenden Romantik der Nazarener ein protestantisches Gegengewicht gegeben wird. An ihn schließen sich Gustav Osterroht, K. L. Fahrbach und K. Weyßer an, die alle

seine Schüler waren und den Geist seiner Kunst in einer eigenartigen Weise fortpflanzten. Mit Schirmer, der auch der Lehrer Böcklins, Thomas, Lugos und Steinhausens war, ist der Punkt berührt, in dem Romantik und Neuidealismus sich schneiden, wenn man eine so feine Verästelung im Geistigen und Künstlerischen und Weltanschaulichen auf eine fast grob einfache Formel bringen will. Nur scheint immerhin bedeutsam, daß die malerische Romantik sich 100 Jahre lang als fortwirkend erwiesen hat, daß sie nach so langer Zeit sich nicht erschöpft, sondern zu höchsten Kunstleistungen sich emporgearbeitet hat, und daß es die Rheinlandschaft war, die als Kreuzblume über diesem Weben und Streben erblühte.

Die Figuralkunst, die mit der nazarenisch-romantischen Kunst einst rüstig neben der jungen Tochter Landschaft einherschritt, ist nicht viel über die damaligen Leistungen hinausgekommen oder hat andere Pfade beschritten, der man, wie etwa Trübners Malwerk, Romantik gewiß nicht mehr nachsagen kann und mag. Die Figuralkunst hat, von vereinzelten Erscheinungen, wie Chr. Köster und Jak. Schlesinger oder H. Baumgärtner, abgesehen, Adventivcharakter. So sehr im Stift Neuburg und seinem Kreis sich die Kunst eines Overbeck, Veit, Steinle und Führich als Kunst einer Kolonie festsetzte, für weitere Kreise ist sie nicht wirksam geworden, ebensowenig wie die auch mehr familienhaft gepflegte Kunst der Köster, Schlesinger und Baumgärtner, die wenigstens prachtvolle Typen des Bürgertums und der Gesellschaft uns erhalten haben. Nur in Gg. Phil. Schmitts Sohn, Guido Schmitt, der einst als Kind die romantische Malerei hat einleiten sehen, ist uns jetzt epigonisch der Nestor als noch lebender Zeuge der ganzen Entwicklung gegeben. Seine Landschaften und seine Bildnisse vergegenwärtigen noch einmal die romantische Vergangenheit, wie sie sich künstlerisch, geistig und in ihren auswärtigen Beziehungen gebärdete und wie sie, es ist seltsam genug, die Kurve zum Ausgangspunkt zurückbog. Ohne Gewaltsamkeit könnte man sagen, hier sei ein künstlerischer Beweis zu der ewigen Wiederkehr des Gleichen.





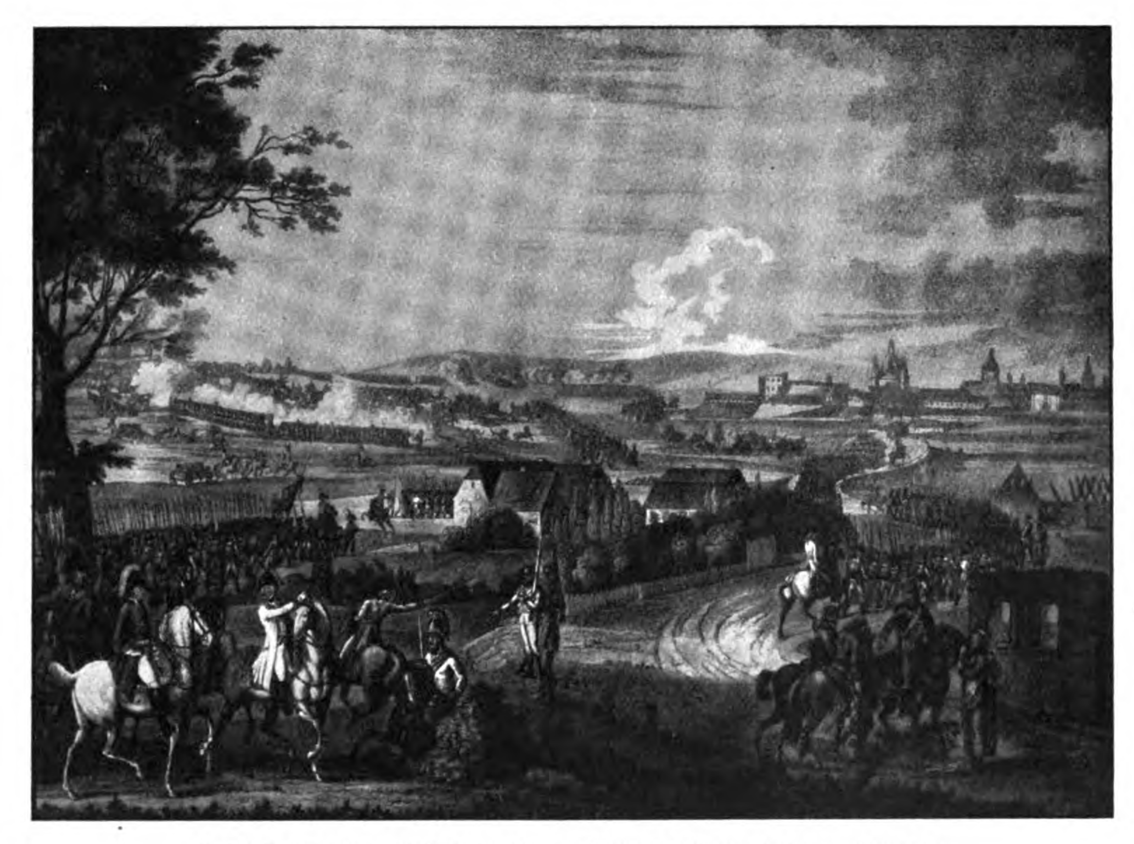


1. Mannheim vom Rheindamm und Mühlauschlößchen aus
Nach einem Aquarell aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. (Stadtgeschichtliches Museum Mannheim)

Die Mannheimer Museen mit besonderer Berücksichtigung der historischen Sammlungen

Von Professor Dr. Friedrich Walter

Wer um 1770 das kurfürstliche Mannheim besuchte, dem zählte der „Kleine Pfälzische Calender", der damalige Stadtführer, eine stattliche Liste von Sehenswürdigkeiten auf. Darunter nahmen die Museen oder wie man damals sagte „die Cabinette", eine hervorragende Stelle ein. Es waren folgende: Das Münzkabinett, die Schatzkammer, die Sammlung von Gemälden, das Kupferstich- und Zeichnungskabinett, das Kabinett der natürlichen Historie, das Antiquitätenkabinett, der Saal der Statuen. Mit Ausnahme des letzteren, der zur Zeichnungsakademie gehörte und Lehrzwecken diente, waren sie alle im Schlosse untergebracht. Sie waren allgemein zugänglich, ein wesentlicher Bestandteil der vom Hofe ausgehenden Kunst- und Wissenschaftspflege. Abgesehen von einigen Privatsammlern, war

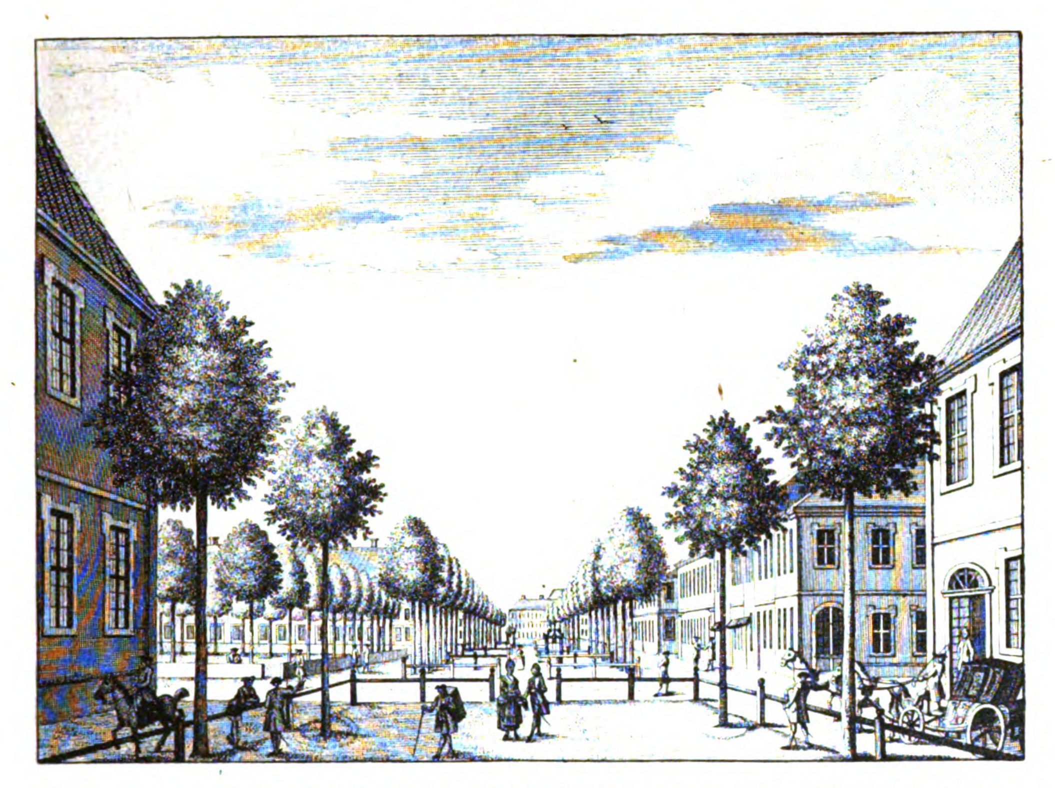


2. Eroberung Mannheims durch die Österreicher am 18. September 1799
Nach J. L. Rugendas. (Stadtgeschichtliches Museum Mannheim)

es hier wie in anderen höfischen Kulturzentren ausschließlich der Landesherr, der Sammlungen begründete und unterhielt. Auch für die Mannheimer Museen war es daher ein ungeheurer Schlag, als Mannheim 1778 nach Karl-Theodors Wegzug nicht mehr kurfürstliche Residenzstadt war, und vollends, als es in den Revolutionskriegen seine Stellung als pfälzische Landeshauptstadt einbüßte.

Der größte Teil jener Museumsschätze wurde beim Übergang Mannheims und der rechtsrheinischen Pfalz an Baden als wittelsbachisches Familiengut in die bayerische Residenz verbracht. Und so beherbergt die Pinakothek, die Kupferstichsammlung, das Nationalmuseum, die Schatzkammer usw. in München manch kostbares Stück, auf das früher Mannheim stolz sein durfte.

Nur weniges entging der Wegschaffung wegen Schwierigkeiten des Transportes oder aus anderen Gründen.. Den Rest der wissenschaftlichen Sammlungen, das Naturalienkabinett und den zurückgebliebenen Teil des Antiquariums und der Hofbibliothek schenkte Max Josef von Bayern 1805 der Stadt Mannheim. Hierbei wurde der Wunsch ausgesprochen, „daß aus diesem ehrsamen Überbleibsel ehemaliger kunst- und wissenschaftlicher Anstalten bald wiederum ein Ganzes entstehen möchte". Aber



5. Die Alarmsgasse oder Planken in Mannheim nach dem Kupferstich von Klauber 1782
(Stadtgeschichtliches Museum Mannheim)

das durch den Verlust des Hofes und schwere Kriegsnot entkräftete Mannheim war damals nicht imstande, die Fürsorge für dieses Geschenk zu übernehmen. Es übergab daher die Sammlungsreste dem neuen Landesherrn Karl Friedrich von Baden. Großherzog Karl Friedrich nahm sie in seine Obhut und sicherte zu, sie dauernd in der Stadt Mannheim zu belassen. Der neue Landesherr gab Mannheim ferner einen gewissen Ersatz für die verlorenen, aber unersetzlichen Kunstschätze, indem er von zwei Privatsammlern, einem italienischen Grafen und einem Mannheimer Kunstgelehrten, eine größere Sammlung von Gemälden und Kupferstichen ankaufte und sie in den verwaisten Galeriesälen des Schlosses aufstellen ließ. Auch eine Sammlung von Gipsabgüssen wurde damals neu begründet.

Für diese großherzoglichen Sammlungen geschah in der Folgezeit nicht viel. Ihr Zuwachs war zufällig, eine planmäßige Vermehrung fand nicht statt. Der Hof stellte die Räume zur Verfügung. Nur geringe Mittel wurden aufgewendet, die Verwaltung beschränkte sich auf Allernotwendigstes.

Die Zeit der höfischen Kunst- und Museumspflege war für Mannheim endgültig vorüber. Wenn auf diesem Gebiet noch etwas geleistet werden sollte, so mußte das erstarkende Bürgertum die Aufgabe freiwillig in die Hand nehmen. Dies war der Gang der Dinge in den nächsten Jahrzehnten, als Mannheim durch Handel und Ver-

kehr wieder aufblühte. Er ist gekennzeichnet durch die Gründung des Kunstvereins (1833), des Vereins für Naturkunde (1833) und des Altertumsvereins (1859). Ehrenamtliche Tätigkeit und freiwillige Vereinsfürsorge mußte nun die Pflege des Mannheimer Museumswesens weiterführen. Vorerst hielt sich alles in engen Grenzen. Die Leistungen der Stadt blieben lange Zeit auf bescheidene Zuschüsse beschränkt. Für Ankäufe waren nur geringe Mittel verfügbar, die Sammelziele hatten sich noch zu wenig geklärt. Es nahm daher gerade in diesen günstigen Jahrzehnten manch erwünschter Gegenstand den Weg nach auswärts, darunter auch Stücke von unschätzbarer Bedeutung wie der herrliche Hochaltar der Unteren Pfarrkirche von Paul Egell, der jetzt eine Zierde des Berliner Kunstgewerbemuseums bildet. Auch war die Aufnahmekraft für Angebote von auswärts noch zu schwach entwickelt.

Erst nach dem Kriege 1870/71 machten sich Vorzeichen eines neuen Entwicklungsstadiums bemerkbar. Ein größeres Vermächtnis von Kunstwerken aus dem Nachlaß des Galeriedirektors Carl Kuntz gab den Anstoß zur Begründung einer städtischen Kunstsammlung, deren Vermehrung durch Geschenke und Ankäufe zunächst nur langsame Fortschritte machte. Die Altertumssammlungen dehnten sich aus und erhielten größere Räume im Schloß. Ihre Vereinigung mit dem Antiquarium führte im Jahre 1882 zu einer Neuaufstellung dieser „Vereinigten Sammlungen". Allerdings konnte erst 1897 nach Erweiterung der im Schlosse überwiesenen Sammlungsräume die Vereinigung vollständig durchgeführt werden.

In ihrem Buche „Die Industriestadt als Boden neuer Kunstentwicklung" (Schriften zur Soziologie der Kultur, herausgegeben von Alfred Weber, Verlag von Diederichs, Jena 1919), das als Beitrag zu einer Gesamtuntersuchung über das Kulturleben moderner Großstädte aufgefaßt sein will und Mannheimer Kunst- und Museumsverhältnisse zugrunde legt, unterscheidet Else Biram höfische, bürgerliche und kommunale Kunstpflege. Das entspricht in dieser Aufeinanderfolge dem Verlauf, den die Museumspflege in Mannheim genommen hat oder noch nehmen wird. Während sich die bürgerliche Periode durch ehrenamtliche Vereinstätigkeit und Beschränkung der städtischen Beihilfe auf Geldzuschüsse kennzeichnet, nimmt in der Periode kommunaler Kunst- und Museumspflege, als der Aufschwung des Gemeinwesens die Möglichkeit dazu bietet, die Stadtgemeinde die Fürsorge in eigene Hand.

Und zwar geschah dies zunächst auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Mit Recht ist der Bau der Kunsthalle, die dem Stadtjubiläum 1907 ihre Entstehung verdankt, als Beginn der eigentlichen kommunalen Kunstpflege, als die große Wendung bezeichnet worden. Durch die Jubiläumsausstellung gab Mannheim zu erkennen, daß die Stadt nunmehr die Fürsorge für die bildenden Künste selbst in großzügiger Weise übernehmen wolle; bisher hatte sie — ruhmvolle Traditionen pflegend — nur auf dem Gebiete des Theaters und der Musik größere Aktivität bekundet. Die Leitung der Kunsthalle wurde 1908 einem Fachmann, Dr. Fritz Wichert, übertragen. Seiner tatkräftigen Initiative gelang es in kurzer Zeit, unterstützt von lebendiger




Wir Geschworne und andere Meister des Ehrsamen Handwercks derer [illegible] allhier in der Churfürstlichen Residenz Stadt Mannheim bescheinen hiemit daß gegenwärtiger Gesell Nahmens [illegible] von [illegible] gebürtig so 22 Jahr alt [illegible] von Statur auch [illegible] Haaren ist bey uns Jahr 2 wochen in arbeit gestanden, und sich solcher Zeit über treu fleissig wie es einem Ehrlichen [illegible] gebühret verhalten hat und deßhalben unsere sämtliche Mit-Meistere diesen [illegible] nach Handwercks gebrauch überall zu fördern geziemend ersuchen wollen. Mannheim den [illegible] Anno 179[illegible]

Geschworne Meister.

Meister wo der gesell gearbeitet

4. Mannheimer Gesellenbrief aus dem 18. Jahrhundert. Kupferstich
(Stadtgeschichtliches Museum Mannheim)

Anteilnahme der Bevölkerung und namhaften Geldmitteln der Stadtgemeinde, eine bedeutende Kunstsammlung vorwiegend modernen Gepräges zu schaffen und eine auswärts viel beachtete Kunstbewegung in dem materiellen Getriebe der Großstadt hervorzurufen.

In erstaunlich rascher Entwicklung wußte sich dieses jüngste der Mannheimer Museen zum Range einer bevorzugten Hauptsammlung emporzuschwingen. Mit so stürmischem Aufwärtsdrange wußte es sich durchzusetzen und die städtische Kaufkraft für sich zu gewinnen, daß alles andere weit dahinter zurückblieb. Nach allen Seiten strahlte bald eine schöpferisch befruchtende, kunsterzieherische Tätigkeit aus. Es zeigte sich, was einheitlicher Wille und zielbewußte Gestaltungskraft des Museumsleiters vermag, wenn er die Vertreter des Gemeinwesens zu verständnisvollem Mitgehen begeistern kann. Eine stattliche Kolonie hoffnungsvoller Künstler hat sich zusammengeschart, wie ehedem zu den Zeiten Karl Theodors.

Ein graphisches Kabinett, ein kunstwissenschaftlicher Lesesaal wurde der Kunsthalle angegliedert. Ein „Freier Bund zur Einbürgerung der bildenden Kunst in







5. Denkmünzen zum Mannheimer Stadtjubiläum von 1707
(Stadtgeschichtliches Museum Mannheim)



6. Grabstein des Georg Jung, bayerischen Zoll- u. Bauschreibers in Mannheim 1625
(Stadtgeschichtliches Museum Mannheim)

Mannheim" wurde gegründet (1911), der mit seinen Vorträgen („Akademie für Jedermann"), seinen Sonderausstellungen und sonstigen Unternehmungen in kürzester Zeit feste und starke Wurzeln schlug. Bald wurde die Kunsthalle, trotzdem man zwei Anbauten von der Jubiläumsausstellung beibehielt, zu eng für diesen lebhaft pulsierenden Museumsbetrieb. Man hatte im Eröffnungsjahre den Kunstverein mit in die Halle hineingenommen, weil man befürchtete, die Räume nicht füllen zu können. Nun herrscht bereits Raummangel an allen Ecken und Enden, und die Rückkehr des Kunstvereins ins Schloß muß erwogen werden. Nichts lag näher, als daß dieser glühende Expansionsdrang der Kunstsammlung das Projekt des Reißmuseums für sich in Anspruch nahm.

Auch in den Altertumssammlungen hatte rasches Wachstum zunehmenden empfindlichen Raummangel im Gefolge. Man half sich 1905 durch Überführung der auf die Geschichte Mannheims bezüglichen Gegenstände in die auf städtische Kosten als „Stadtgeschichtliches Museum" hergerichtete Schulkirche in L 1, 1. Die Aufmerksam-

keit auf diesen in jeder Hinsicht günstigen Museumsraum — die Kirche eines ehemaligen Nonnenklosters in unmittelbarer Nähe des Schlosses — wurde einige Jahre vorher durch eine Sonderveranstaltung des Altertumsvereins gelenkt, als er zu einer Karl-Theodor-Gedächnisausstellung auch wertvolle Möbel, Kostüme und Waffen, hauptsächlich des 18. Jahrhunderts, aus Theaterbesitz erhielt. Diese bis dahin dem Theaterbetrieb dienenden Gegenstände sind erfreulicherweise dem Museum verblieben. Schon bald nach seiner Eröffnung war der große Kirchenraum überfüllt, so daß Neuzugänge kaum noch untergebracht werden können.

Auch die naturwissenschaftlichen Sammlungen sind über ihre alten Bestände hinausgewachsen. Eine besondere Abteilung bilden die jetzt im Zeughaus aufgestellten biologischen Tiergruppen, welche eine Schenkung des Geheimrats Dr. Karl Reiß an die Stadt sind. Sie stellen in naturgetreuer Wiedergabe Leben und Treiben der Tierwelt unserer näheren Umgebung dar.

Völkerkundliche Sammlungsbestände, welche zunächst als „Merkwürdigkeiten" an die Altertumssammlungen angegliedert waren, teilweise auch aus altem Antiquariumsbesitz stammen (ostasiatische Kunst), erfuhren bei den regen Übersee-Verbindungen Mannheims mancherlei wertvollen Zuwachs. Die Stadt, die gelegentlich Ankäufe von ethnographischen Gegenständen vorgenommen hatte, erwarb im Jahre 1911 die ganze Sammlungsausbeute einer von Professor Dr. Franz Thorbecke unternommenen geographisch-ethnologischen Forschungsreise nach Kamerun.

Einen entscheidenden Schritt auf dem Wege zu einem großen naturgeschichtlich-völkerkundlichen Museum tat die Stadt 1917 durch Ankauf der umfangreichen Sammlungen des verstorbenen Kunstmalers Gabriel Max. Dieser hatte sich die Aufgabe gestellt, in seinen vorgeschichtlich-anthropologisch-völkerkundlichen Sammlungen, die er zu staunenswerter Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit ausgestaltete, ein Bild der Frühzeit menschlicher Kultur zu geben. Durch ihre Erwerbung, die allerdings den hohen Aufwand von 265 000 M. erforderte, ist die Stadt mit einem Schlage zu dem hochbedeutenden Grundstock eines Museums für Urgeschichte und Ethnologie gekommen, wie er nur in wenigen gleichartigen Sammlungen enthalten ist. In ihren massenhaften Beständen befinden sich ganze Reihen von Kostbarkeiten und Seltenheiten.

Für manche Sammlungsgruppen z. B. die römischen und fränkischen Ausgrabungsfunde wird wohl ein Austausch mit dem Altertumsmuseum in Betracht zu ziehen sein, das seinerseits die früher von ihm gepflegte, seinem Wesen durchaus fremde ethnographische Abteilung abzutreten hätte. Durch diese hervorragende Erwerbung, die neuerdings noch durch Schenkungen aus der älteren Steinzeit bereichert wurde, ist das Völkerkundemuseum zu einem Faktor ersten Ranges im Mannheimer Museumswesen gelangt. Vorerst müssen die Schätze im Erdgeschoß des Zeughauses magaziniert bleiben, da Räume zur Ausstellung fehlen. Auch ist der Leiter dieser Sammlungen, Professor Föhner, zunächst mit ihrer wissenschaftlichen Verarbeitung noch vollauf beschäftigt.





7. Spottbild auf die Laufmaschine des Frhr. v. Drais. Um 1820
(Stadtgeschichtliches Museum Mannheim)

Seit der ausführlichen Denkschrift „Die Mannheimer Museumssammlungen und ihr weiterer Ausbau", die ich 1908 im Auftrag der Stadtverwaltung bearbeitete, haben sich die Verhältnisse soweit geklärt, daß künftighin drei große Sammlungsgruppen den Bereich der Mannheimer Museumsfürsorge zu bilden haben: die Kunstsammlungen, die geschichtlichen Sammlungen und die Sammlungen für Natur- und Völkerkunde. Einer jeden von diesen Sammeleinheiten kommt volle Lebensberechtigung zu. Eine jede muß für sich die erforderlichen Lebensquellen beanspruchen. Eine jede hat ihre besonderen Ziele und arbeitet nach besonderen Grundsätzen.

Nur den städtischen Kunstsammlungen ist es gelungen, sich im ersten Jahrzehnt des Bestehens der Kunsthalle so fest zu konsolidieren, daß sie auch unter den Einwirkungen der Kriegszeit keinen wesentlichen Schaden oder Rückschlag erfuhren. Ob daneben die bisherige großherzogliche Kunstsammlung im Schloß als Staatsanstalt ein selbständiges Sonderdasein wird führen können, muß sich bald entscheiden. Der Staat muß sich klar darüber sein, daß die Übernahme dieser und der anderen Hofinstitute unabweisbare Pflichten auferlegt. Mit dem bisherigen Minimum von

Fürsorge ist für die ehemaligen Hofsammlungen so gut wie nichts getan. Das gilt auch vom Antiquarium und dem naturhistorischen Museum.

Die Bestände der natur- und völkerkundlichen Sammlungen sind mitten im Weltkrieg so reichhaltig und wirkungsmächtig geworden, daß bei ihnen schon von innen heraus die Gewähr krafvoller Weiterentwicklung geboten ist. Am schwierigsten ist die Lage der geschichtlichen Sammlungen. Sie wurde durch den Krieg und die Kriegsnachwirkungen erheblich verschlechtert.

Es ist notwendig, die geschichtlichen Sammlungen, welche künftighin die Bezeichnung „Vaterländisches Museum" führen sollen, mit einigen allgemeinen Worten zu charakterisieren. Sie enthalten Staatsbesitz, städtischen Besitz, Besitz des Altertumsvereins und private Leihgaben. In der Mannigfaltigkeit dieser Eigentumsverhältnisse liegt eine gewisse Schwierigkeit der Neuorganisation, doch ist sie bei gutem Willen der Beteiligten zweifellos ebenso erfolgreich zu überwinden, wie dies auch anderwärts möglich war. Der Museumsinhalt gliedert sich in zwei Hauptabteilungen: eine archäologisch-altertumswissenschaftliche und eine neuere, heimatgeschichtlich-kulturgeschichtlich-kunstgewerbliche. Jene umfaßt die aus kurfürstlicher Zeit stammenden, durch städtische Ankäufe vermehrten Bestände des ehemaligen Hofantiquariums, die dazu gehörigen Gipsabgüsse nach antiken Bildwerken und die Ausgrabungsfunde des Altertumsvereins. Die neuere Abteilung bilden die übrigen reichhaltigen Vereinssammlungen, mit Einschluß des vorerst noch abgesonderten Stadtgeschichtlichen Museums und die hauptsächlich auf die Lokalgeschichte bezüglichen städtischen Sammlungsgegenstände. Noch viel zu wenig bekannt ist immer noch draußen und daheim, welch ausschlaggebende Bedeutung Mannheim in der künstlerischen und geistigen Kultur des 18. Jahrhunderts zukommt. Dies zu veranschaulichen, ist und bleibt eine der Hauptaufgaben unseres historischen Museums.

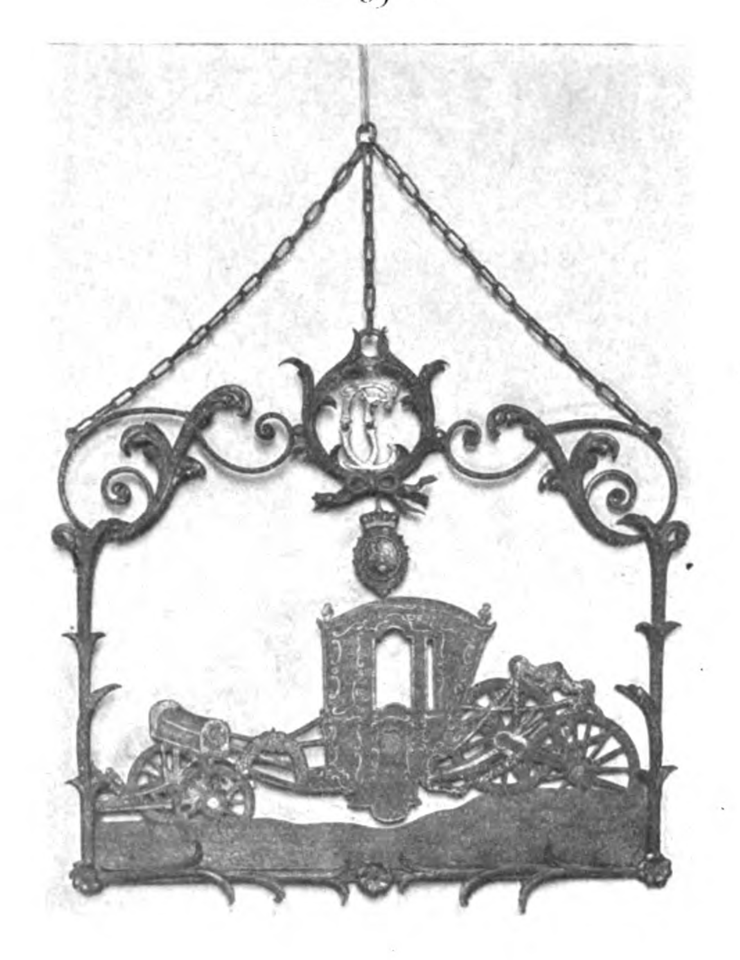
Das auf dem weiteren Umkreis der Heimat sich aufbauende kulturgeschichtliche Bild wird abgerundet und ergänzt durch kunstgewerbliche Gruppen, die zum Teil in näherer Beziehung zur Heimat stehen (wie z. B. Porzellan und Fayencen unserer Gegend). Heimatkunde im Anschluß an die Kenntnis der allgemeinen Entwicklung von Natur und Menschheit ist das Thema, welches das Museum für Natur- und Völkerkunde mit diesem Heimat- und Kulturmuseum gemeinsam hat — Heimat und Welt in ihren mannigfachen Beziehungen und Verflechtungen.

Der Name des Vereins, der für dieses Museum sorgt, Altertumsverein, ist schon längst nicht mehr zutreffend. Die Bezeichnung Altertums-, Geschichts- und Museumsverein würde seinen Aufgabenkreis richtiger umschreiben. Im Laufe der Jahrzehnte haben sich seine Aufgaben derart gehäuft, daß Kräfte und Mittel nicht mehr hinreichen, sie völlig zu bewältigen. Während er anfangs nur Ausgrabungen unternahm und in ein paar Schaukästen den Grund zu einer kleinen Lokalgeschichts-Sammlung legte, ist diese Sammlung jetzt zu einem stattlichen Museumsbestand von weit über das Weichbild Mannheims reichender Bedeutung herangewachsen. In Fachbücherei,

Archiv und Bildersammlung steht ein wissenschaftlicher Apparat von unschätzbarem Wert für die heimatliche Geschichts- und Altertumsforschung zur Verfügung. Wissenschaftliche Vorträge und Exkursionen werden veranstaltet, Vereinsschriften herausgegeben (seit 1900 eine eigene Monatsschrift: Mannheimer Geschichtsblätter). Leider fehlen bis jetzt die Voraussetzungen zu einer wirklich intensiven Vermehrung und lebendigen Verwaltung der Sammlungen. Die Jahreszuschüsse des Staates (leider nur 200 M.) und der Stadt (4800 M., wovon 1800 M. für Miete und Versicherung beansprucht werden), reichen mit den Mitgliederbeiträgen (rund 5000 M.) für die Erfüllung aller dieser Aufgaben nicht aus. Schenkungen sind bisher leider nicht in dem Umfang zugeflossen, wie man eigentlich in Mannheim erwarten sollte.



8. **Chinesenputten. Frankenthaler Porzellan, um 1765**
(Vaterländisches Museum Mannheim)



9. Eisernes Aushängeschild eines kurpfälzischen Hofwagners mit Wappen und Monogramm des Kurfürsten Karl Theodor um 1770
(Vaterländisches Museum Mannheim)

Manche neue Aufgabe wurde in Angriff genommen, so 1915 eine Kriegssammlung. Sie ist wegen Mangels an Raum magaziniert. Eine Reihe von Sonderausstellungen wurde veranstaltet, die überaus anregend und zum Teil vorbildlich wirkten (wie Frankentaler Porzellan, Mannheimer Kupferstecher, Schiller, Kleinkunst und Kleinporträt). Sie können nicht fortgesetzt werden, weil die erforderlichen Räume fehlen. Wissenschafliche Hilfskräfte konnten bis jetzt leider nur vorübergehend beschäftigt werden, weil die Mittel fehlen.

Im Jahre 1900 übertrug die Stadtverwaltung dem Verfasser dieses Aufsatzes die Bearbeitung einer auf eingehendem Quellenstudium beruhenden Geschichte Mannheims (erschienen zum Stadtjubiläum 1907) und die Ordnung des städtischen Archivs.

Hieraus entstand 1907 die etatmäßige Stelle des Stadtarchivars, dessen Tätigkeit sich auch auf die historischen Sammlungen zu erstrecken hat. Aus dieser berufsmäßigen Beschäftigung mit der heimatlichen Geschichte und den Denkmälern heimatlicher Geschichte, Kunst und Kultur erwuchs den Sammlungen mancherlei Nutzen, wie auch deren Vorhandensein bei allen Studien über die Vergangenheit unserer Stadt unschätzbare Dienste erweist.

Die Verwaltung der Sammlungen blieb Sache des ehrenamtlich tätigen Vereinsvorstands. Bei den steigenden Ansprüchen an die Verwaltung eines umfangreichen Museums und bei der sonstigen weit verzweigten Tätigkeit des Vereins macht sich aber schon seit längerer Zeit das Bedürfnis einer Entlastung geltend. Die Frage, wie die Museumsverwaltung verstadtlicht werden könne, worüber erstmals 1910 — allerdings erfolglos — verhandelt wurde, wird daher nicht mehr lange ungelöst bleiben können. Bei jenen Verhandlungen, die zunächst nur das Stadtgeschichtliche Museum betrafen, ging man davon aus, daß die verschiedenen Eigentumsrechte gewahrt bleiben sollten. Nur die Leitung sollte einheitlich und berufsmäßig sein. Bis jetzt ist die Sachlage so, daß die der Stadt gehörigen oder von ihr erworbenen Altertumsgegenstände dem Altertumsverein als Leihgabe überwiesen werden. Bei der Umgestaltung war gedacht, daß umgekehrt der Altertumsverein seinen Museumsbesitz als Leihgabe in städtische Verwaltung übergeben sollte. Leider ist infolge des Krieges die Erledigung dieser schwierigen Organsationsfragen vorerst auf ein totes Geleis gelangt (neuerdings wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen).

In den günstigen Jahren, die dem Kriege vorausgingen, wurden die Anläufe zu einer großzügigen Sammeltätigkeit dadurch gehemmt, daß über jene Organisationsprobleme und über ein genau umschriebenes Sammelprogramm, auf Grund dessen erhöhte städtische Zuschüsse geleistet werden sollten, zwischen Stadt und Altertumsverein ein volles Einverständnis nicht erzielt wurde. Ferner dadurch, daß in der Raumangelegenheit noch keine Klärung herbeigeführt war.

Eine Hauptfrage des Sammelprogramms ist die Berücksichtigung kunstgewerblichen Sammelns durch den Altertumsverein. Ein Kunstgewerbemuseum fehlt Mannheim, und wie die Verhältnisse heute liegen, wird diese Lücke nicht mehr auszufüllen sein. Im Jahre 1910 entwarf der Verfasser gemeinsam mit Dr. Wichert im Auftrag des Oberbürgermeisters ein „Programm für eine zweite Hauptkunstsammlung der Stadt Mannheim". Darin war die Schöpfung eines „Süddeutschen Museums für Barock und Rokoko" vorgeschlagen. Leider mußte dieser Plan, der auf ein Sammeln erstklassiger kunstgewerblicher Erzeugnisse nach rein ästhetischen Grundsätzen abzielte, wegen der hohen Kosten fallen gelassen werden.

Die Frage, inwieweit die Altertumssammlungen kunstgewerbliche Qualitätsstücke aufnehmen sollen, hat sich in der Zwischenzeit dahin geklärt, daß die Sammeltätigkeit auf kunstgewerblichem Gebiet in der Hauptsache nach lokalen und territorialen Gesichtspunkten erfolgt, und daß außerbadische oder außerpfälzische Gegenstände in Aus-





10. Ulmer Barockschrank
(Vaterländisches Museum Mannheim)

nahmefällen einbezogen werden, wenn sie zur Ausfüllung der Lücken des Kulturbildes wünschenswert sind.

Viel beneidet wurde Mannheim um die Stiftung seiner Ehrenbürger, des Geheimrats Dr. Karl Reiß und seiner Schwester Anna Reiß, die ihr Vermögen zur Errichtung eines Reißmuseums vermachten. Nach den im Jahre 1913 geänderten Testamentsbestimmungen soll das Reißmuseum als Erweiterungsbau der Kunsthalle und das Reiß-Haus als Heimstätte der Veranstaltungen des „Freien Bundes" dienen.

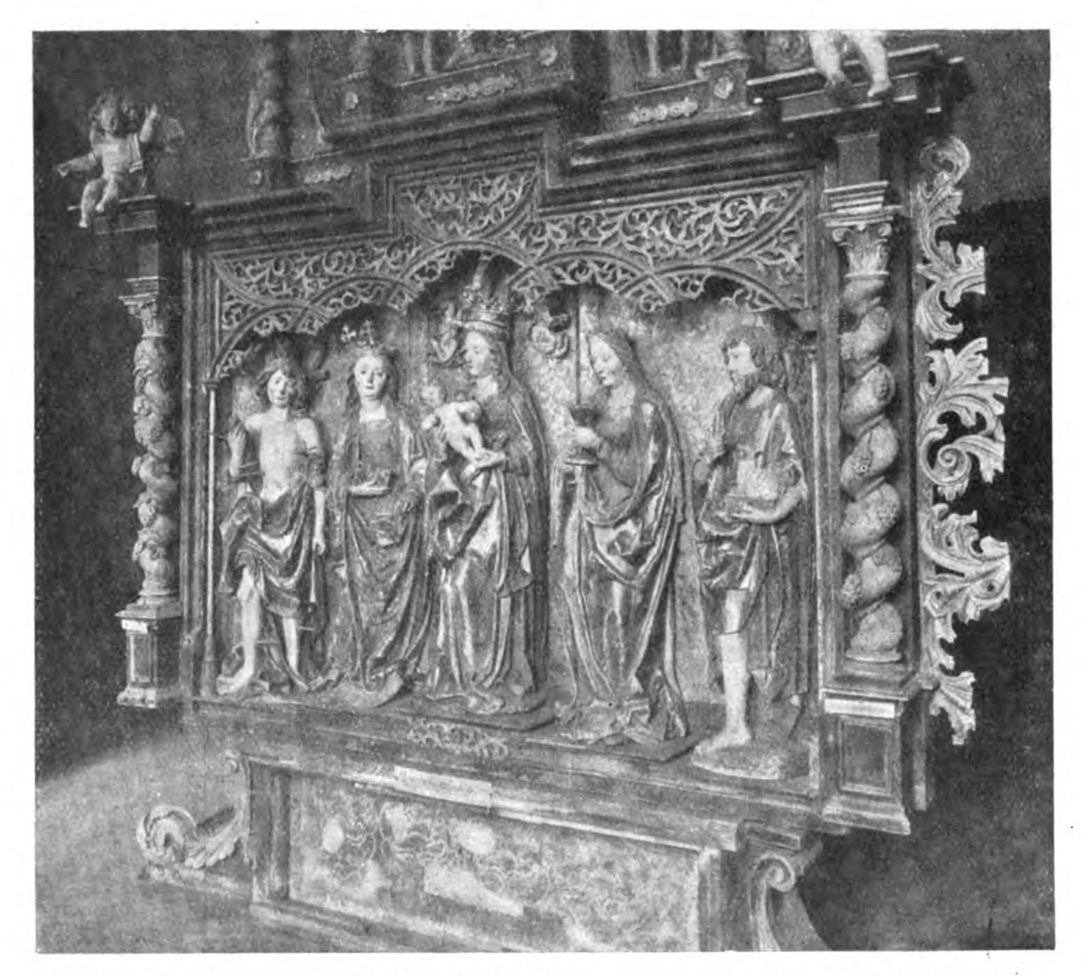
Das ursprüngliche Projekt sah ein einziges kolossales Museumsgebäude am Friedrichsplatz vor, in welchem die Altertumssammlungen und die Sammlungen für Natur- und Völkerkunde untergebracht werden sollten. Dieser Plan erwies sich, so verlockend er anfangs erschien, in Wirklichkeit als ein großes Hindernis. Es wurde eine Unsumme von Zeit und Arbeit für das von vornherein totgeborene Projekt verwendet. Man hätte weite Prunkräume erhalten, die in vieljähriger Sammeltätigkeit kaum entsprechend anzufüllen gewesen wären.

Bei diesen weit zurückreichenden Verhandlungen gewann man wieder einmal die alte Erkenntnis, daß die erste Hauptfürsorge dem Museumsinhalt, nicht dem Museumsgebäude zu gelten habe. Wohl erleichtert ein schöner Neubau die Ausgestaltung einer Sammlung, aber auch hier zeigte sich, wie durchaus verkehrt es ist, die Raumfrage zum Angelpunkt einer erweiterten Museumsfürsorge zu machen, oder gar die Sammeltätigkeit einem Bauplan anzupassen.

Nur durch zweckmäßige Verwaltungsorganisation, durch Klarheit der Sammelziele und zielbewußte, sachverständige Leitung entsteht ein lebendiges Museum. Ein wertvoller, planmäßig geformter und der Allgemeinheit nutzbar gemachter Museumsinhalt aber muß so lebenskräftig wirken und so viel Daseinswichtigkeit ausstrahlen, daß er die Befriedigung seiner Raumbedürfnisse wie auch seiner sonstigen Lebensansprüche mit einer gewissen Naturnotwendigkeit erzwingt. Bei dem Museumsbau, den die Geschwister Reiß durch Bruno Schmitz, den Architekten des Mannheimer Rosengartens, errichten lassen wollten, drohte der Kardinalfehler, daß dieses als Gegenstück zur Festhalle Rosengarten gedachte Gebäude viel zu groß und prunkvoll geplant war und viel zu verschiedenartige Dinge unter einem Dach vereinigen sollte. Dieses Phantom, das uns viel zu lange blendete, ist nun endgültig verschwunden.

Seit den neuen Festsetzungen vom Jahre 1913 soll die Reißstiftung in vollem Umfang für die Zwecke der Kunsthalle und des Freien Bundes nutzbar gemacht werden. Freilich wird sich der Baubeginn wegen der jetzigen ungünstigen Lage erheblich verzögern. Die Umwandlung des Reißschen Testaments und des ganzen Bauprojekts ließ die Frage einer besseren und würdigeren Unterbringung des Vaterländischen Museums und der Sammlungen für Natur- und Völkerkunde ungelöst. Selbstverständlich richteten sich sofort die Blicke nach dem Schloß, als in diesem Bau infolge der staatlichen Umwälzung wertvolle Räume frei wurden.





11. Altar aus Roth (Bezirksamt Meßkirch) 1513. Auf der Rückseite bez.: Hans Strüb von Veringen
(Vaterländisches Museum Mannheim)

Wenn man das monumentale Kaufhaus mit seinem hochragenden Turm gewissermaßen das Haupt Mannheims nennen darf, so ist das Schloß als die Stadtkrone zu bezeichnen. Breitwuchtig lagert sich dieses gewaltige Denkmal barocker Baukunst am Rheine hin und fängt mit weitgeöffneten Riesenarmen das symmetrische Straßengebilde der Quadratstadt auf. Diese beherrschende Bedeutung, die das Schloß für Mannheim in architektonischer Hinsicht hat, muß auch in geistiger Beziehung durch seine künftige Verwendung gewahrt bleiben. Deshalb wurde bald nach den Tagen der Staatsumwälzung die Forderung erhoben, daß das Schloß einen geistigen Mittelpunkt für Mannheim bilden müsse und nicht etwa in noch höherem Maße als seither eine unübersichtlich aufgeteilte, ungern aufgesuchte Hochburg von Finanz- und Justizbehörden werden dürfe.

Außer den bisher dem großherzoglichen Hofe vorbehaltenen Gemächern befinden sich im Schloß Beamtenwohnungen, Amtsräume, Sammlungen, Magazine und Ställe.

Immer weiter sind die Büros vorgedrungen, und manches Fremdartige (wie z. B. ein Gefängnis) hat sich im Schlosse festgenistet. Seit den Revolutionstagen sind nun die verschiedenartigsten Einrichtungen und Stellen ins Schloß übergesiedelt und befinden sich großenteils heute noch drin: Volkswehr, Paßstelle, Landespreisamt, Kohlenstelle, Flüchtlingsfürsorge usw. Eine im Frühjahr 1919 von der Stadtverwaltung der Landesregierung übergebene Denkschrift macht eingehende Vorschläge, wie die freigewordenen und freizumachenden Räume für Kulturpflege und Volksbildung in großangelegter Einheitlichkeit verwendet werden könnten. In diesem Programm, das von allen an der Vorbereitung Beteiligten gutgeheißen wurde, sind auch die Sammlungen des Vaterländischen Museums weitgehend berücksichtigt.

Nun sollte man meinen, daß das, was bei anderen Schlössern fast als Selbstverständlichkeit gilt und in weit größerem Umfange durchgesetzt werden konnte, auch für Mannheim möglich wäre, daß auch bezüglich des Mannheimer Schlosses der Grundsatz anerkannt würde: Öffnung der kunstgeschichtlich bedeutsamen Räume, Verwendung für das Gemeinwohl, für Museums- und Volksbildungszwecke. Aber leider stellt der unglückliche Ausgang des Krieges mit seinen verhängnisvollen Einflüssen auf die Staatsfinanzen, mit der Schaffung neuer Steuerbehörden, dem Wohnungsbedarf usw. die Hoffnungen auf das Schloß bedenklich in Frage. Die Gefahr droht sogar, daß auch der östliche Flügel — vielleicht mit alleiniger Ausnahme einiger Prunkräume — einer verzettelten Aufteilung in Büros und Dienstwohnungen, dem Schicksal profanen Alltagsgebrauchs preisgegeben wird, daß ähnliche Verhältnisse, wie sie jetzt im Schlosse herrschen, Dauer behalten. Unter dem Drucke der heutigen traurigen Lage von Reich und Staat ist es natürlich äußerst schwer, dagegen anzukämpfen mit dem Hinweis auf unzweifelhafte kulturelle Staatsnotwendigketien, mit der Forderung einer gleichsam feiertäglichen Zweckbestimmung, mit der Mahnung an die Pflichten des Staates gegen Geistespflege und Denkmalschutz.

Verhallt dieser eindringliche Mahnruf ungehört, läßt sich jenes ideale Programm nicht verwirklichen, so wird vor allem den für die Pflege des Heimatsinnes und der Heimatliebe so unendlich wichtigen historischen Sammlungen die räumliche Grundlage einer gedeihlichen Weiterentwicklung entzogen. Auf ihre Zukunft sollte daher bei der Entscheidung über diese für Mannheim so überaus wichtige Frage weitgehende Rücksicht genommen werden.

Aber noch vor andere Aufgaben von außerordentlicher Tragweite hat die Auflösung der Hofhaltungen die Museen gestellt. Die Lage gleicht einigermaßen derjenigen bei Säkularisation des geistlichen Besitzes zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die ungeheure Kunstschätze frei machte, ist aber unendlich viel schwieriger wegen der gegenwärtigen riesenhaften Wertsteigerung aller Kunst- und Altertumsgegenstände und wegen des immer gefährlicher werdenden Wettbewerbs der Kapitalkraft privater Sammler. Für Mannheim handelt es sich darum zu erreichen, daß die in das Eigentum des Staates übergegangenen Einrichtungsgegenstände der großherzoglichen Schloßge-



mächer in diesen Räumen verbleiben und als kunstgewerbliches oder kunstgeschichtliches Museumsgut dem Vaterländischen Museum überwiesen werden.

Zu wünschen ist, daß die darauf abzielenden Gesuche und Bestrebungen an zuständiger Stelle bereitwillige Aufnahme finden, damit hier erreicht wird, was beispielsweise in Karlsruhe und München (dort richtet man mit den Kunstgegenständen und Stilmöbeln des Hofes ein besonderes Residenzmuseum ein) bereits in hoffnungsvoller Ausgestaltung sich befindet. Der größte Schatz der Mannheimer Schloßausschmückung sind die berühmten Gobelins, die teils noch aus kurpfälzischer Zeit stammen, teils von Karl Friedrich aus der Hinterlassenschaft des Kardinals Rohan erworben wurden. Leider sind diese Gobelins bei dem Abfindungsvertrag mit dem großherzoglichen Hause nicht in das Eigentum des Staates übergegangen, und man muß befürchten, daß sie dauernd für Mannheim verloren sind, wenn es nicht gelingt, sie auf irgendwelche Weise hierher zurückzugewinnen.

Zweierlei wird Mannheim bei der vollen Durchbildung des kommunalen Prinzips in seiner Museumspflege nicht entbehren können. Auf der einen Seite — natürlich außer einer gesteigerten Betätigung privaten Opfersinns — die uneigennützige freiwillige Mitarbeit, wie sie in Vereinigungen organisiert ist; man hat dabei besonders an den Freien Bund, den Altertumsverein und den Verein für Naturkunde zu denken. Sie vermag Pforten und Herzen zu öffnen, die rein amtlicher Tätigkeit verschlossen bleiben. Auf der andern Seite aber ist notwendig die tatkräftige Förderung des Staates, der anerkennen muß, daß für die Hebung der Leistungskraft der Mannheimer Museen ein Landesinteresse vorliegt, weil ihre Tätigkeit nicht bloß einer einzelnen Stadt, sondern weiten Bezirken des Landes zugute kommt und die Wirkungsmöglichkeiten der eigentlichen Landessammlungen in unentbehrlicher Weise ergänzt.

Museen gehören zu den unentbehrlichen Einrichtungen, welche jedes größere auf das Wohl seiner Bürger bedachte Gemeinwesen besitzen muß. Sie sind nicht Luxus, sondern Bedürfnis. Wir müssen sie pflegen, nicht trotzdem, sondern gerade weil es uns politisch und wirtschaftlich schlecht geht. Denn aus unserem Geistesleben vor allem müssen wir die Kraft und den Willen zum Wiederaufbau schöpfen. Rückhalt und Erhebung müssen wir in trüben Zeiten darin finden.

Die historischen und die Heimatmuseen gehören zu den wichtigsten Anstalten, die Heimatsinn und Heimatliebe fördern, die das Gemeinschaftsgefühl und das Pflichtbewußtsein gegenüber dem Vaterlande wecken und stärken. Wären sie nicht vorhanden, so müßte man sie jetzt ins Leben rufen. Unser Heimatboden, unsere Vergangenheit und unser Geistesleben sind fast das einzige, was uns im großen Zusammenbruch übrig blieb.

Den Mannheimer Museen kommt unter denjenigen Badens und Süddeutschlands eine ganz bestimmte Aufgabe zu. Damit es möglich werde, sie noch eindringlicher auszuprägen, muß auch der Staat hilfreiche Hand bieten.

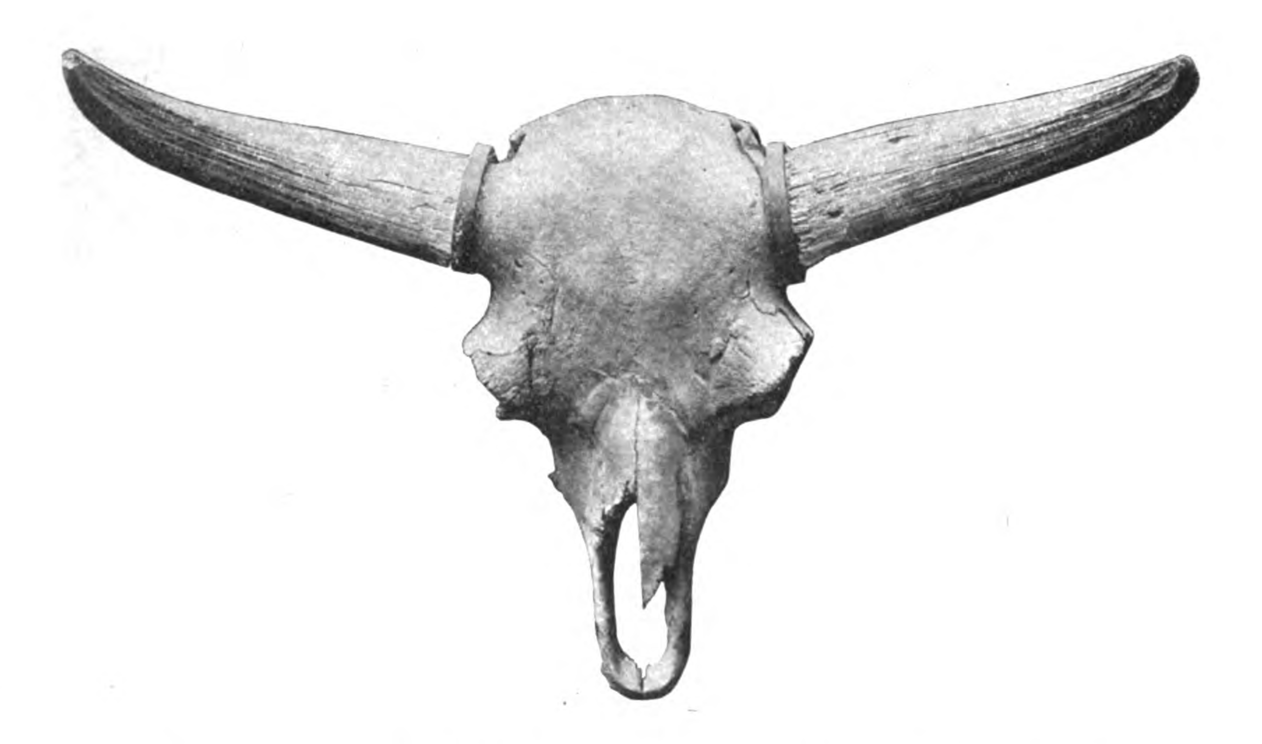


Dann erst ist Deutschland wirklich verloren, wenn es an seinen geistigen Kräften verzweifelt, wenn es seine große Vergangenheit vergißt und nichts mehr aufzubringen vermag für seine kulturelle Zukunft. Werden wir uns künftighin auch noch sehr einschränken müssen, vielleicht zu spartanischer Lebensführung zurückkehren, für Geistes- und Kulturpflege müssen immer noch Mittel und Wege übrig bleiben.

(Vorstehender Aufsatz wurde im Dezember 1919 geschrieben. In der Zwischenzeit sind von Stadtverwaltung und Altertumsverein nachdrückliche Schritte unternommen worden, um das Schloß und seine Ausstattungsgegenstände für die einheimische Kultur- und Museumspflege zu retten. Entscheidend ist hierbei, ob es gelingen wird, die gesteigerten Bürobedürfnisse der an das Reich übergegangenen Finanzverwaltung außerhalb des Schlosses zweckentsprechend zu befriedigen. Hoffen wir auf eine baldige günstige Lösung und möglichst weitgehendes, verständnisvolles Entgegenkommen des Staates! D. V.)



12. Titelvignette aus den Schriften der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften



Die vorgeschichtliche Abteilung der Städtischen Sammlungen zu Heidelberg

Von Ernst Wahle

I.

Denkmäler der frühesten Geschichte unserer Heimat, die nach vielhundertjährigem Schlummer unter der Erdoberfläche uns Kunde geben von den Zeiten, da man noch nicht Inschriften in Stein meißelte und auf Pergament schrieb, waren in den Städtischen Sammlungen zu Heidelberg noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts — mit Ausnahme einiger Einzelfunde — nicht anzutreffen. Kein Wunder, denn die reiche geschichtliche Vergangenheit mit ihren so zahlreichen beredten Zeugnissen nahm Kräfte und Mittel ganz in Beschlag, wie auch sie allein die Veranlassung zur Bildung der Sammlungen gewesen war. Was an vor- und frühgeschichtlichen Funden gelegentlich zutage trat, kam in die Sammlungen zu Karlsruhe und Mannheim; nur die 1872—78 beim Bau der Kliniken geförderten römischen Siedelungsreste verblieben in Heidelberg. Allein, durch ihre Einreihung in die Sammlung des Archäologischen Institutes der Universität wurden sie nicht in den Rahmen eingefügt, in welchem sie in ihrer ortsgeschichtlichen Bedeutung am besten hätten zur Geltung kommen und zum weiteren Nachspüren anregen können.

Es war ein glücklicher Zufall, daß, als gegen Ende des 19. Jahrhunderts infolge reger Bautätigkeit vor- und frühgeschichtliche Überreste an verschiedenen Stellen der

Heidelberger Gemarkung und ihrer Umgebung zutage traten, in dieser Stadt der Mann vorhanden war, der die Bedeutung dieser Funde für die Heimatgeschichte erkannte und sich ihrer annahm: Professor Karl Pfaff. Treue Anhänglichkeit an Heidelberg hatten im Verein mit geschichtlichen Interessen ihn, der an dieser Stätte fast sein ganzes Leben verbracht hat, veranlaßt, sich in die Vergangenheit der Gegend zu vertiefen. Als das Ergebnis dieser Studien war das Buch „Heidelberg und Umgebung" entstanden (1897). In diesem beginnt die Geschichte unserer Gegend erst mit den genannten römischen Funden. Es liegt auf der Hand, daß Pfaff derjenige war, welcher der beste Beschützer der neu zutage tretenden Bodendenkmäler sein mußte, und, an sie anknüpfend, aus der Würdigung ihres Wertes heraus sofort zwecks eindringenderer Untersuchungen und Gewinnung neuer Urkunden dieser Art zum Spaten griff. Neben seinem Hauptberuf als Lehrer arbeitete er sich rastlos in dieses ihm bis dahin fern gelegene neue Wissensgebiet ein, mit Rat und Tat unterstützt von seinem Freunde Dr. Schumacher, dem jetzigen Direktor des Römisch-germanischen Zentralmuseums zu Mainz. Dank schönen Anfangserfolgen und einem unverkennbaren Geschick, das Neugewonnene sofort für die Allgemeinheit nutzbringend zu verwerten, gelang es ihm, das Interesse der städtischen Körperschaften und damit Geldmittel und langsam auch geeignete Aufstellungsräume zu bekommen. Und nun, nachdem einmal der Anfang gemacht war, folgte eine Grabung der anderen. Im Verlaufe eines Jahrzehntes hat Pfaff so die jetzige vorgeschichtliche Abteilung der Städtischen Sammlungen geschaffen, sie gleichsam aus dem Boden hervorgezaubert. Das unermüdliche Schaffen dieses Mannes muß um so mehr anerkannt werden, als es im stetigen Kampfe mit einem schweren Leiden geschah, welches im Jahre 1908 seinem Leben ein Ziel setzte.

Über der Kleinarbeit hat Pfaff nie die großen Gesichtspunkte vergessen. In ihrer Bedeutung für die Heimatgeschichte wurden die Funde von ihm in einer Anzahl von Aufsätzen gewürdigt. Noch kurz vor seinem Tode hatte Pfaff die Freude, die Funde in vier geräumigen Zimmern des endgültigen Heimes der Städtischen Sammlungen in neuen Schränken aufstellen zu können. Von der eingehenden wissenschaftlichen Durcharbeitung seiner Ergebnisse aber hat der zu frühe Tod ihn abgehalten. Der Stadt Heidelberg blieb die Ehrenpflicht, die so nur halb vollendete Arbeitt dem Abschluß entgegen zu führen. Der hiermit Beauftragte sah sich vor die Aufgabe gestellt, das von Pfaff geförderte Material der allgemeinen Benutzung sowohl durch Laien wie durch Fachmänner zugänglich zu machen. Ihre Lösung war zu suchen in einer den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Neuaufstellung der Funde und ferner in der Ordnung der zu ihnen gehörigen Notizen, Pläne, Photographien u. dgl. anderen Akten in Form eines Fundarchives.

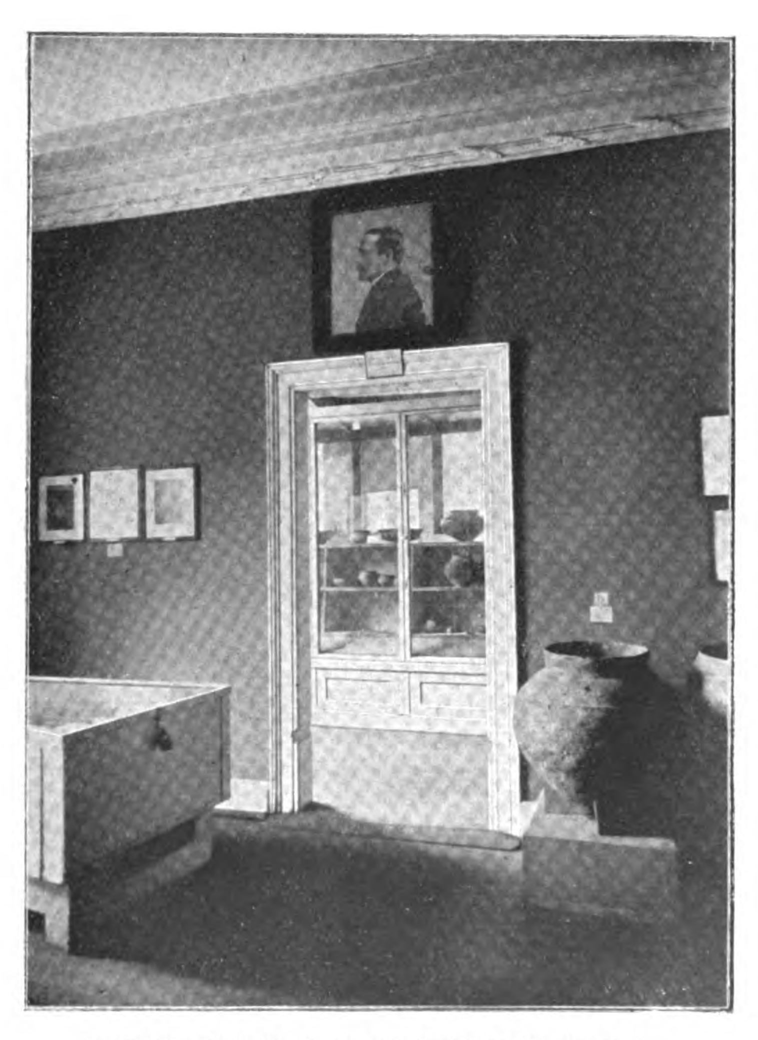
II.

Der Neuaufstellung wurde der Plan zugrunde gelegt, ein Bild der Kultur- und Siedelungsgeschichte der Heidelberger Gegend auf der Grundlage der natürlichen Daseinsbedingungen des Menschen zu bieten. Sie war deshalb nötig, da die noch von



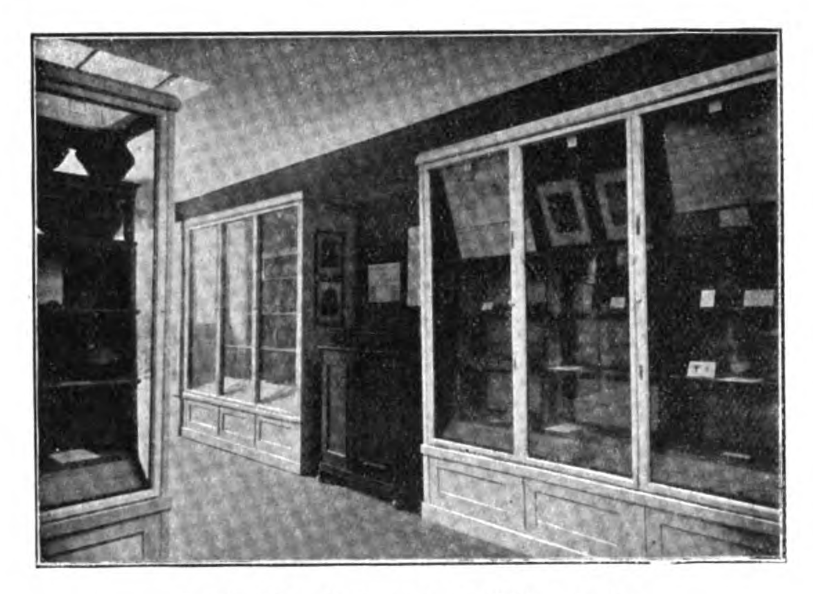
Pfaff geschaffene Aufstellung die ganz verschieden alten Funde in geographischer Anordnung vorführte, so daß es für den Laien sehr schwer war, einen Überblick über den Stoff zu bekommen. Es wurden somit die Altertümer in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge geordnet.

Sogleich aber erwies es sich als unmöglich, in den vorhandenen vier Räumen eine übersichtliche Anordnung des g a n z e n vorhandenen Stoffes zu bieten. Dazu hätte die doppelte Anzahl Räume nicht ausgereicht. Gegenwärtig kann natürlich an eine Vergrößerung der Abteilung nicht gedacht werden. Deshalb war eine Auswahl aus den vorhandenen Beständen zu treffen. Aber nicht nur die Platzfrage gebot eine Beschränkung des Stoffes.

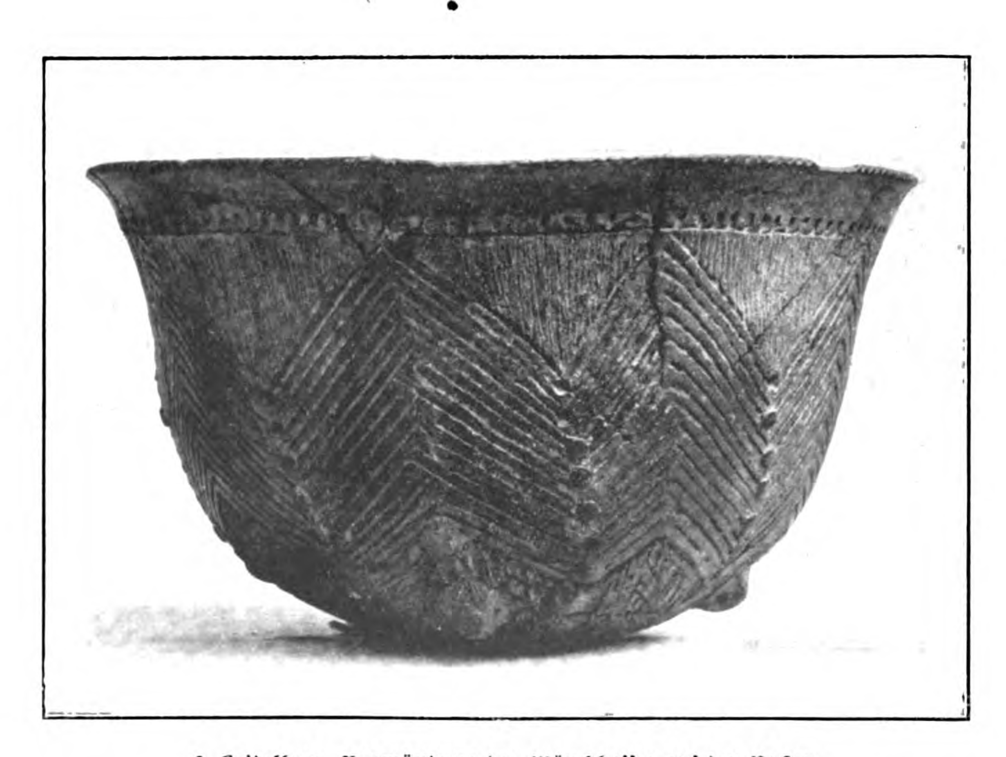


1. Ansicht eines Teiles der vorgeschichtlichen Abteilung; über der Tür das Bildnis Professor Pfaffs

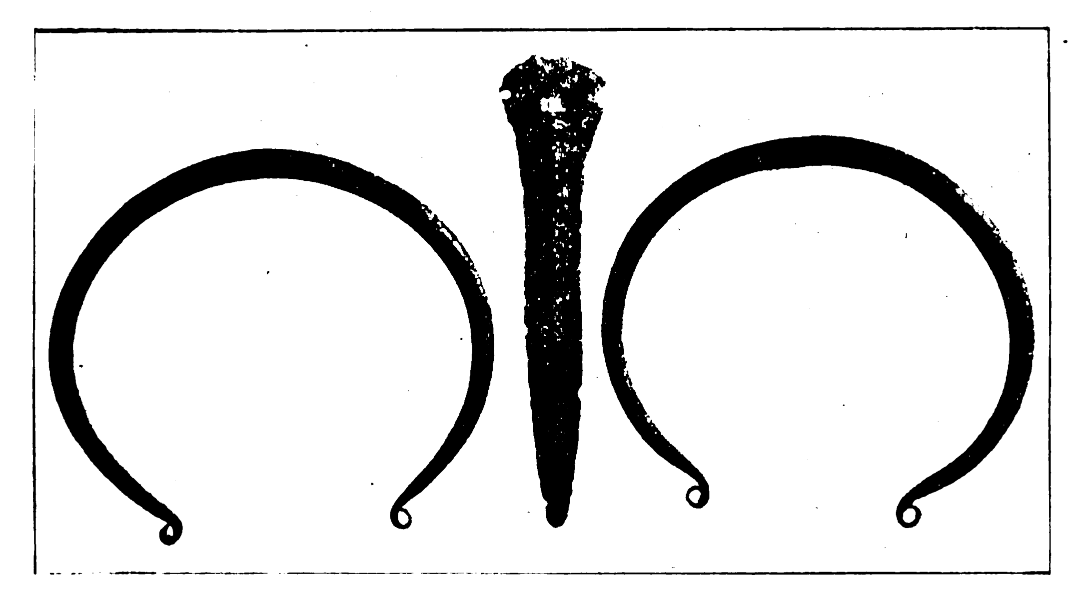




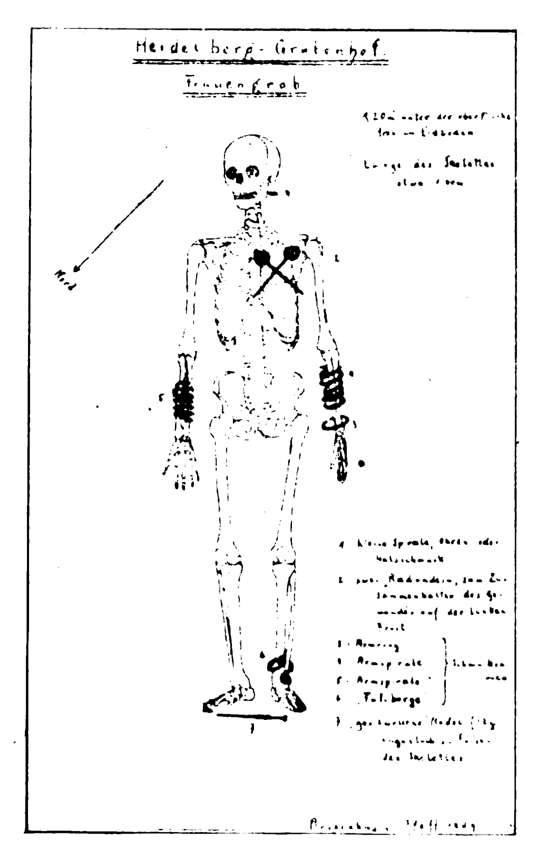
2. Schränke mit merowingerzeitlichen Funden



3. Heidelberg, Ausmündung der Mönchhofstr. auf den Neckar,
aus einer großen Hüttenstelle: Gefäß, Randdm. 29 cm, verziert u. a. durch 8 senkrecht gestellte Reihen von je 7–8 in die Wandung eingedrückten Nägeln aus Thon



4. Zwei sogen. Ösenhalsringe aus Bronze, lichter Abstand der Ösen 69 und 77 mm. Fundort unbekannt (frühe Bronzezeit);
Dolch aus Bronze, 7,1 cm lang, Einzelfund von Dossenheim (Hügelgräberbronzezeit)



5. Heidelberg, Grubenhof, weibliches Körpergrab
Zeichnung auf Grund des Fundberichtes von Pfaff;

Beispiel der Veranschaulichung der Fundverhältnisse und der lebendigeren Sprache der Fundstücke durch ein ganz einfaches Mittel

Eine Aufstellung von sämtlichen Fundstücken würde den Besucher erdrückt haben; in der Fülle des gebotenen Stoffes hätte die Unzahl der Einzelheiten die großen Gesichtspunkte nicht zur Geltung kommen lassen. Schon Pfaff hatte etwa die Hälfte seiner Ausgrabungsergebnisse nicht zur Aufstellung gebracht. Jetzt aber erwies sich bereits diese Auswahl als noch zu groß. In einer als Bildungsstätte für weite Schichten der Bevölkerung bestimmten Sammlung — hier ist natürlich nur an die größeren Museen gedacht; bei kleineren Sammlungen von rein örtlicher Bedeutung liegen die Dinge natürlich anders — kann nämlich nur ein Teil des Stoffes geboten werden, indem durch zu häufige Wiederholung oder zu große Menge des Ausgestellten nur zu leicht das Gegenteil von dem erreicht wird, was eigentlich erreicht werden soll, insofern als die Bevölkerung dadurch lediglich abgeschreckt wird von dem Besuche der Sammlungen.

Dieser Gesichtspunkt hat anderwärts bereits zu einer Sichtung der Sammlungsbestände geführt. Man hat dann, wenn genügend Raum vorhanden, das Material getrennt in Lehrsammlung und Studiensammlung, von denen erstere in sorgfältiger Auswahl der Funde dem Laien das bietet, was er erwartet, nämlich einen Überblick über die vorgeschichtliche Entwicklung der betreffenden Gegend, während die letztere jedem, der tiefer in den Stoff eindringen will, die gesamten übrigen Bestände der Sammlung in geographischer Ordnung vorführt. Ließen die Raumverhältnisse es nicht zu, auf diese Weise alles Material dem Besucher unmittelbar zugänglich zu machen, dann beschränkte man sich darauf, in den zur Verfügung stehenden Räumen lediglich eine Lehrsammlung zu bieten, den Rest der Bestände aber zu magazinieren.

Dieser letztere Weg ist aus den genannten Gründen in Heidelberg betreten worden. Er hat gegenüber dem anderen natürlich den Nachteil, daß dem Fachmann der Stoff im Magazin weniger übersichtlich vor Augen geführt werden kann, als wenn auch er in Schränken ausgestellt wäre. Allein dieser letztere Umstand fällt weniger ins Gewicht, denn andernfalls wäre keine Lehrsammlung zustande gekommen.

Für eine solche wurde also eine Auswahl aus den vorhandenen Beständen getroffen; sie umfaßt nur einen kleinen Teil des gesamten Stoffes. Der Rest, d. h. die weniger charakteristischen, teilweise auch ihrer Herkunft nach weniger gesicherten Funde, ist magaziniert, jedoch Fachleuten jederzeit zugänglich. Ein Beispiel möge zeigen, was mit dieser Auswahl gewonnen ist. Der Inhalt von 150 Frankengräbern aus dem Friedhof von Kirchheim füllte bisher, ohne ein Wort der Erläuterung, vier Schränke. Jetzt bietet dem Besucher eine Auslese von 20 geschlossenen Grabfunden, licht aufgestellt, nach Gräbern getrennt in zeitlicher Anordnung, mit Plänen und Photographien, sowie Erläuterungen der Zeitstellung daneben, sicher viel mehr.

Es muß aber betont werden, daß bei dieser Auswahl nicht der Maßstab der Schönheit an die Stücke gelegt wurde. Denn die Funde sind ja keine eigentlichen Schaustücke, sondern Urkunden, wie überhaupt eine vorgeschichtliche Sammlung sich viel weniger an das Auge wendet, als an den Verstand. Dieser urkundliche Charakter



der Fundstücke wird z. B. betont durch die Tierknochen und verkohlten Getreidekörner, welche nicht als Kuriosität ausgestellt sind, sondern weil sie als Zeugnisse der wirtschaftlichen Verhältnisse der Vorzeit ihre Bedeutung haben. Denn die Kenntnis der letzteren muß die Grundlage sein für die Würdigung der allgemeinen Kultur- und Siedelungsverhältnisse eines Zeitabschnittes. Halbfertige Geräte, Bruchstücke von solchen, zerbrochenes und weggeworfenes Tongeschirr, Hüttenbewurf u. dgl. machen den Beschauer nachdrücklich darauf aufmerksam, daß die Vorgeschichtsforschung *nicht Altertümer, sondern das Altertum* sucht, *nicht Schaustücke, sondern den aus den Fundstücken und Fundverhältnissen zu uns sprechenden Menschen*. Hierin liegt gleichzeitig für den Besucher die Belehrung, daß es keine wertlosen vorgeschichtlichen Funde gibt, daß auch der kleinste unverzierte Scherben seine Bedeutung hat und zur Kenntnis des Fachmannes gebracht werden muß.

Aber mit einer übersichtlichen Aufstellung einer Auswahl der vorhandenen Bestände war die Aufgabe noch nicht gelöst. Es hätte zwischen den Originalfunden das erläuternde Wort gefehlt, jenes Wort, das die Funde doch nun einmal nur dem Fachmanne zuflüstern, der mit ihrem Umgange vertraut ist. So wurde denn, um jeden Laien in das Verständnis des aufgestellten Stoffes einzuführen, um diesen erst voll und ganz zu dem zu gestalten, was mit der Bezeichnung „Lehrsammlung" ausgedrückt ist, der Erläuterung der Funde besonderer Wert beigelegt.

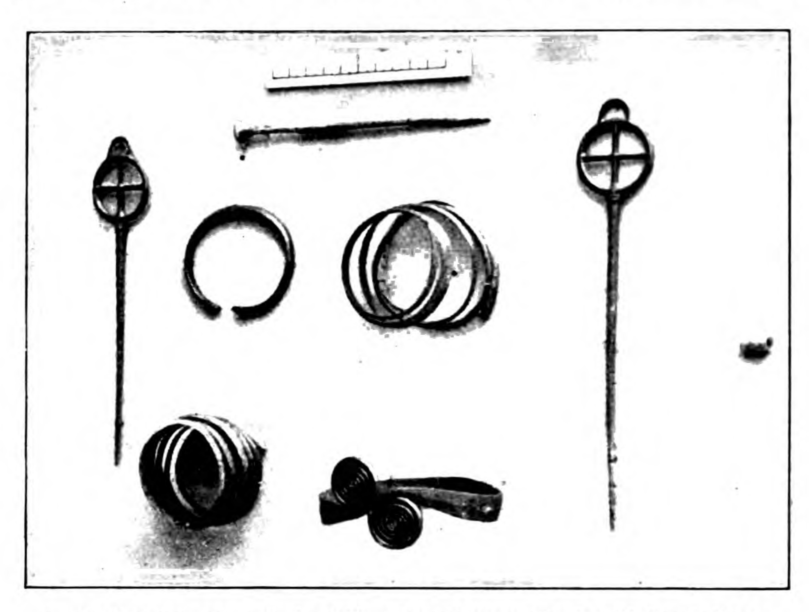
Die Frage, ob diese Erläuterungen in Form eines gedruckten Führers durch die Abteilung niedergelegt, oder als ein Teil der Aufstellung bei den Fundstücken selbst angebracht werden sollten, wurde in der letzteren Weise beantwortet, trotzdem aber auch noch der Druck eines Führers in Aussicht genommen.

Die Erläuterungen müssen deshalb als ein Teil der Aufstellung betrachtet werden, weil gedruckte Führer erfahrungsgemäß nur von der kleineren Hälfte der Besucher gekauft werden. Und ferner kann ein großer Teil der notwendigen Erläuterungen niemals in vollem Umfange in einen gedruckten Führer übernommen werden, da sonst der Preis desselben viel zu hoch würde. Es ist hier an die Karten, Pläne und Photographien gedacht, welche die Aufstellung der Altertümer ergänzen müssen. Zu den Fundstücken aus einem Grabe gehört unbedingt eine photographische Aufnahme oder eine Zeichnung desselben (vgl. als Beispiel Abb. 5), aus welcher die Einzelheiten des Bestattungsbrauches abgelesen werden können. Dieselbe Forderung besteht, wenn die Reste einer Wohnstätte vorliegen, wobei, wenn genügend Anhaltspunkte vorhanden sind, an einen Wiederaufbau derselben in kleinem Maßstabe (Rekonstruktion) gedacht werden kann.

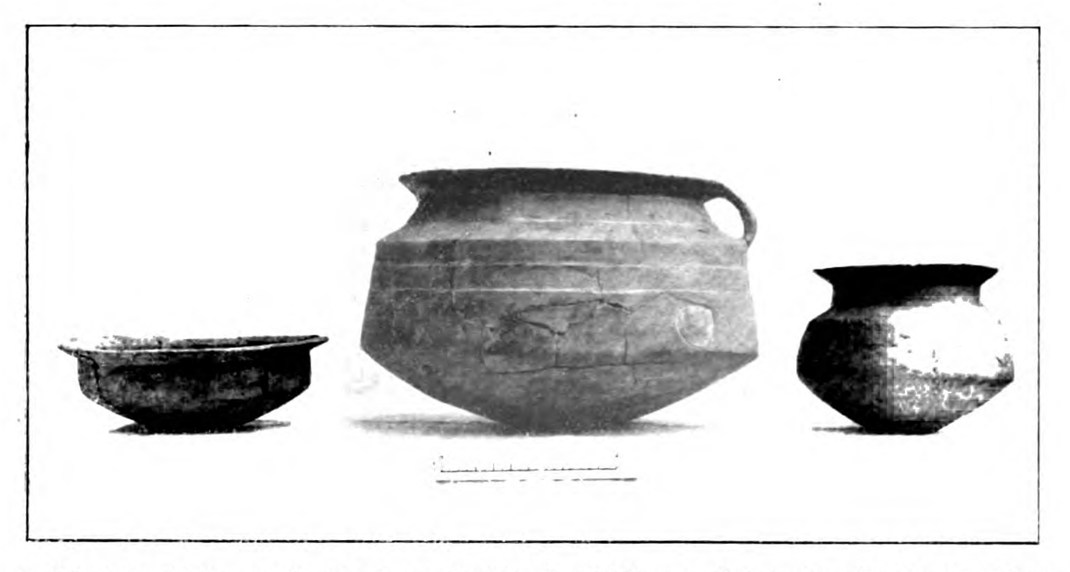
Die Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse und damit im Zusammenhang die Stellung des Menschen zur Natur kommen im Siedelungsbild der Vorzeit zum Ausdruck, und deshalb sind Karten nötig, aus denen die Verteilung der Bevölkerung hervorgeht und die Abhängigkeit derselben von der Oberflächengestalt, der Bodenart



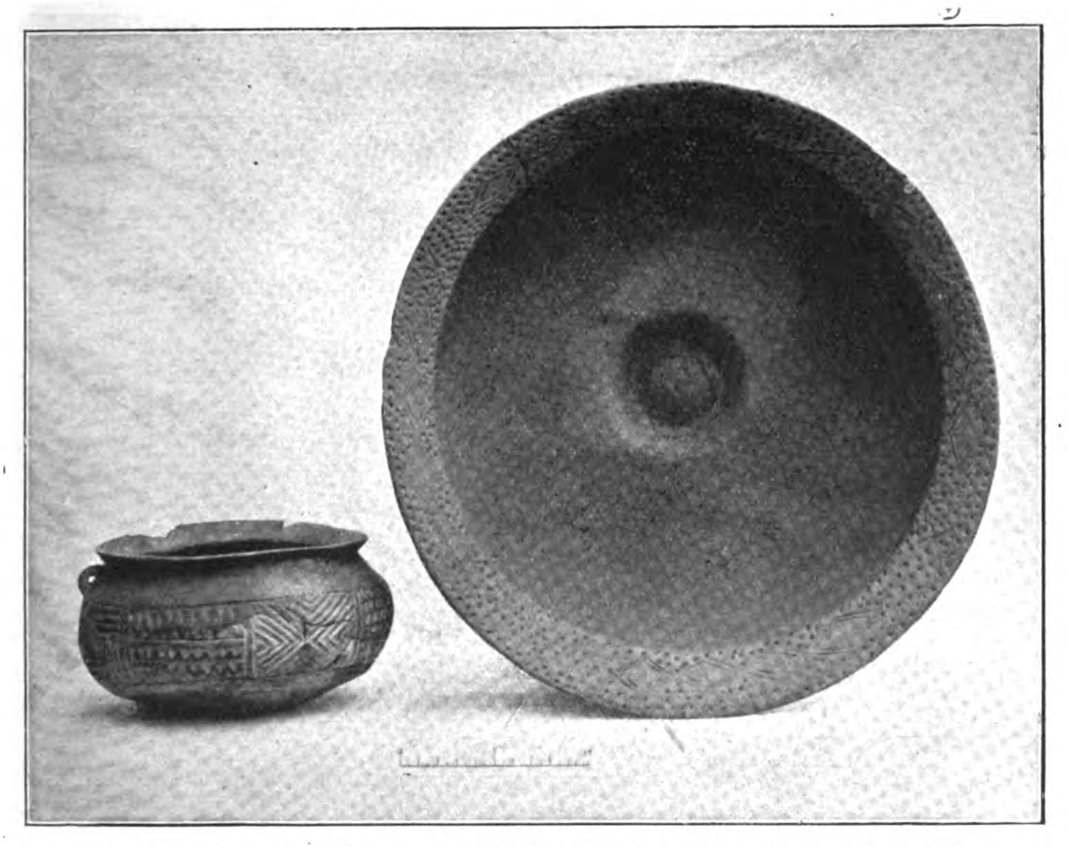
oder der Verbreitung von Wald, Buschland und offenen Grasflächen ersichtlich ist. Photographien wichtiger Fundplätze und Aufnahmen von Landschaftstypen können das Gebotene vervollständigen. Für die Erläuterung der frühgeschichtlichen Zeitabschnitte, in denen Bodenforschung und Geschichte sich die Hand reichen müssen, kommen ferner noch Karten in Betracht, welche die Ergebnisse der Ortsnamenforschung und der geschichtlichen Überlieferung, den Einfluß des vorgeschichtlichen Siedelungs-



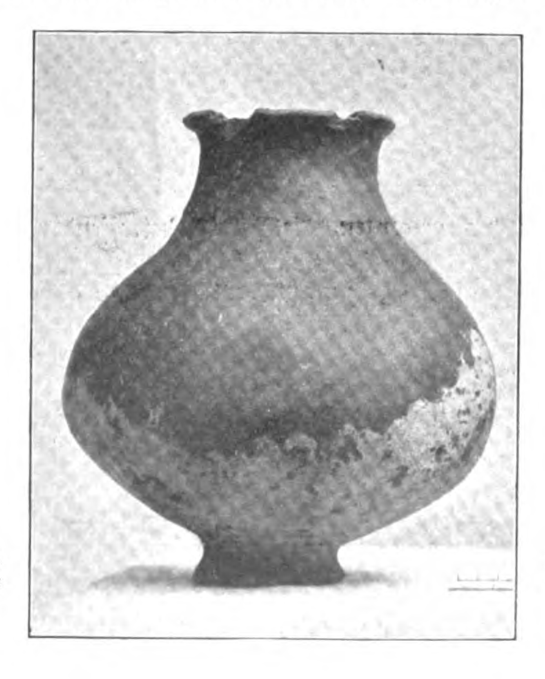
6. Die Bronzen aus dem in Abb. 5 dargestellten Grabe: kleine Zylinderspirale, zwei Radnadeln, ein offener Armring, zwei große Zylinderspiralen, eine „Fußberge", eine Nadel mit geschwollenem Hals



7. Wiesloch, Gefäße aus Brandgräbern, Randdm. der Gefäße von links nach rechts 16,5, 20, 11,5 cm



8. Wiesloch, zwei Gefäße aus Gräbern, Einzelheiten der Fundumstände unbekannt, Randdm. des Gefäßes links 15,5 cm, der Schale rechts 35 cm



9. Heidelberg, Neuer Friedhof, Flasche, gefunden in dem Keller eines rechteckigen Hauses, zusammen mit anderen noch nicht zusammengesetzten Gefäßen, 24 cm hoch

wesens auf die heutige Verteilung der Ortschaften u. dgl. mehr zur Darstellung bringen.

Das alles sind Dinge, welche ein gedruckter Führer durch eine Sammlung niemals bieten kann, die daher schon aus diesem Grunde unter Glas und Rahmen und in engster Fühlung mit den Fundstücken selbst zur Darstellung gebracht werden müssen.

Wenn trotzdem der Druck eines Führers durch die Abteilung geplant ist, so war dafür insbesondere die Erwägung maßgebend, daß ein solcher manchem Freunde der Vorgeschichte willkommen sein würde als Ersatz für eine noch fehlende Darstellung der Vorzeit des badischen Unterlandes. Sein gemeinverständlich gehaltener Text wird sich nicht wesentlich unterscheiden von dem, der in den Sammlungsräumen zur Erläuterung der Funde aufgehängt ist. Außerdem aber soll er für den Fachmann ein kurzer Katalog der in der Sammlung vorhandenen Funde sein und mit einigen Tafeln ausgestattet werden. Literaturhinweise ermöglichen es, ihn zum Ausgangspunkt weiterer Studien zu nehmen, sollten deren Ziele nun nach dem Bedürfnis des Einzelnen enger oder weiter gesteckt sein.

Daß trotz der oben dargelegten nüchternen Erwägungen über die Bedeutung der vorgeschichtlichen Funde als Urkunden und den Zweck ihrer Ausstellung danach gestrebt wurde, im Großen wie in den Einzelheiten der Aufstellung ein gefälliges Äußeres zu geben, bedarf wohl keiner besonderen Betonung (Abb. 1—2).

Das Wesen der Aufstellung als Lehrsammlung erforderte es, zur Ausfüllung von Lücken in den Beständen an Originalaltertümern von einer Anzahl in hiesiger Gegend gehobener, aber in fremde Sammlungen gelangter Fundstücke Abgüsse zu beschaffen. Da die Sammlung die vorgeschichtliche Entwicklung lediglich der Heidelberger Gegend vorführen soll, wurden die gelegentlich erworbenen Gegenstände fremder Herkunft sämtlich magaziniert.

Die Unterbringung der magazinierten Bestände läßt infolge Platzmangels noch zu wünschen übrig. In der nächsten Folgezeit wird sich daran nichts ändern lassen. Immerhin ist das Material möglichst übersichtlich geordnet und so bezeichnet, daß es für den Fachmann — wenn auch mit gewissen Umständen — benutzbar bleibt.

Die Vereinigung des gesamten, die Funde betreffenden Nachlasses Pfaffs in Form eines Archives sichert dem Material seine wissenschaftliche Bedeutung. Nach Fundstellen geordnet, wird es den Ausgangspunkt für jede weitere fachwissenschaftliche Verwertung bilden.

III.

Gemäß den oben dargelegten Gesichtspunkten ist die Sammlung jetzt aufgestellt. Rote Nummern an den 73 Schauflächen weisen dem Besucher den Weg und schlagen die Brücke von den Fundstücken zu den Erläuterungen. An letzteren sind zur Zeit ausgestellt: 33 Siedelungs- und Grabpläne, sowie 30 Photographien und 3 Gipsmodelle zur unmittelbaren Erläuterung der Funde. In den größeren Rahmen der Kulturentwicklung des südwestlichen Deutschlands werden diese eingeführt durch

13 Tafeln handschriftlichen Textes und 11 Karten mit Begleitworten. Zum Schluß faßt eine „Zeit- und Kulturtafel für das südwestliche Deutschland" die Ergebnisse übersichtlich zusammen.

In großen Zügen bietet ein Rundgang durch die Abteilung folgendes:

Ein „Wegweiser", am Eingang augenfällig angebracht, führt den Besucher in die Art der Aufstellung ein und ermöglicht es ihm so, ohne langes Suchen den roten Faden zu finden, der durch die Abteilung hindurchführt.

Die ältere Steinzeit ist im ganzen badischen Lande nur spärlich vertreten. Unstet, hauptsächlich jagend, scheint der Mensch es nur selten durchstreift zu haben, im Gegensatz zum Beispiel zum Schwäbischen Jura, dessen zahlreiche Höhlen ihm Schutz boten und die infolgedessen heute die ergiebigsten Fundstätten von Resten der älteren Steinzeit in ganz Deutschland sind. Ein Schädel des Wisent (Bison priscus, Abb. über dem Titel), in diluvialen Schichten vor den Toren Heidelbergs bei Kirchheim gefunden, mag von einem Zeitgenossen des Homo Heidelbergensis herrühren, jenes ältesten, bis heute bekannten Zeugen des Menschengeschlechtes, von dem ein Unterkiefer in alten Neckarsanden südlich Neckargemünd zutage getreten ist. Ein Abguß desselben ist ausgestellt, ebenso das Bruchstück eines kleinen Meißels aus Knochen, der bei Anlage des Neuen Heidelberger Friedhofes 1914 gefunden wurde und an das Ende des in Rede stehenden Zeitabschnittes gehören dürfte.

Der Übergang von der älteren zur jüngeren Steinzeit ist in ganz Süddeutschland noch unklar, weil kaum durch Funde zu belegen. Von dem einzigen hierher gehörigen badischen Fundort, kleinen Höhlen bei Istein, besitzt die Sammlung einige Proben.

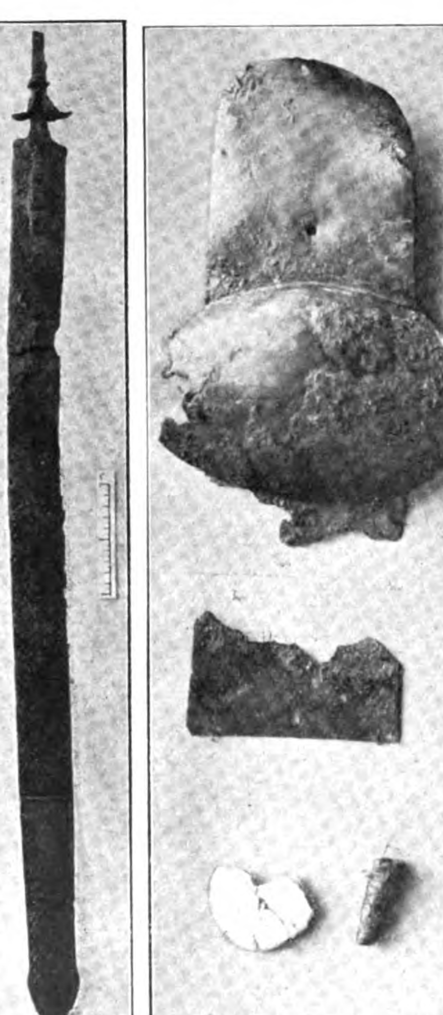
Der Mensch der jüngeren Steinzeit tritt uns mit seinem Seßhaftigkeit bedingenden Ackerbau (Hirse, Gerste, Weizen) und mit Viehzucht (Rind, Schaf, Ziege, Schwein, daneben auch selten dem Pferde) unvermittelt als etwas fertiges entgegen, ohne daß wir vorläufig den Gegensatz zwischen dieser Kultur und dem im Vergleiche damit ärmlichen Dasein des Menschen der älteren Steinzeit überbrücken können. Ein weites Arbeitsfeld liegt gerade hier der Forschung noch offen.

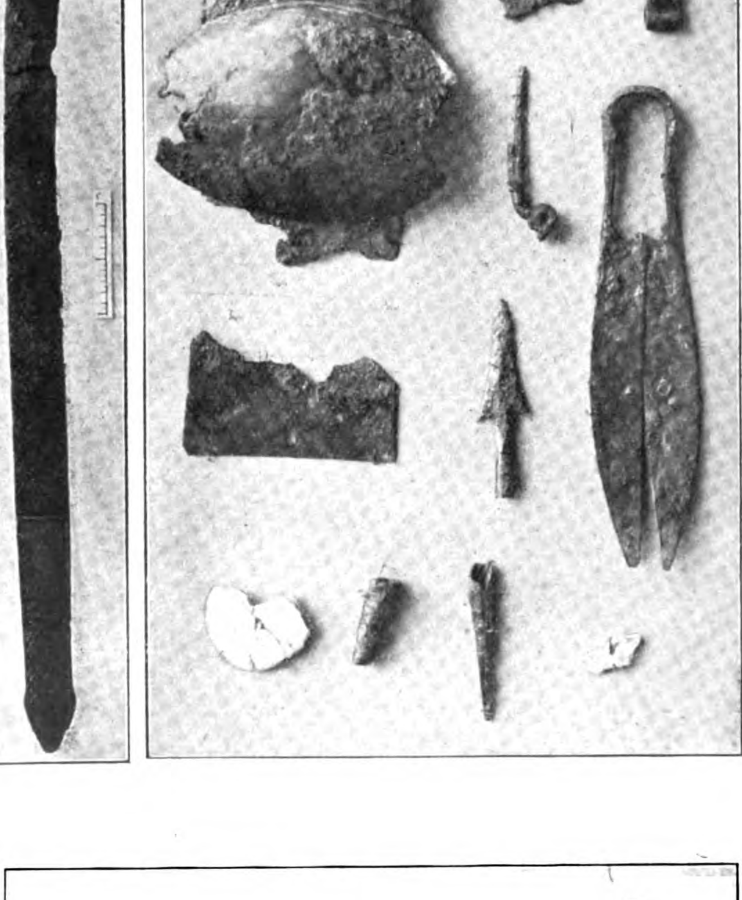
Eine Fundkarte, das Unterland und die angrenzenden Teile der Nachbarstaaten umfassend, zeigt, wie gerade längs des Neckarlaufes von Heidelberg bis Mannheim und in seiner Nachbarschaft die Spuren der jungsteinzeitlichen Besiedelung sich häufen, während sie anderwärts viel spärlicher verteilt sind und im Odenwald und Spessart überhaupt fehlen. Eine geologische und eine pflanzengeographische Karte geben zusammen mit dem Hinweis auf die klimatischen Verhältnisse der Vorzeit die Erklärung: der Urwald, stets ein Feind des Menschen auf niederer Kulturstufe, da arm an Nahrung und schwer zugänglich, wurde gemieden; der Mensch siedelte sich zunächst nur auf den von Natur mit Gras oder Gebüsch bewachsenen Landstrichen an. Zwei Photographien aus dem Übergangslande vom Walde zur Steppe im mittleren Rußland geben ein Bild von dem natürlichen Pflanzenkleide unserer Gegend in damaliger Zeit.

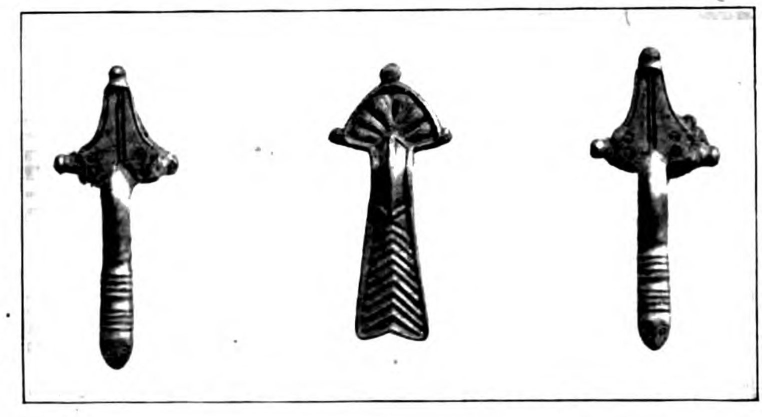


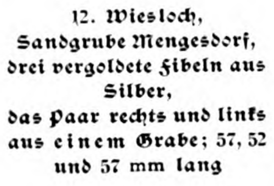
10. Heidelberg, Neuer Friedhof, Brandbestattung mit Beigaben aus Eisen: Schwert in der Scheide (Gesamtlänge 101 cm), Schildbuckel (unvollständig, in zwei Stücken), Messer (unvollständig), Federzange, Schere, Fibel im mittellatènezeitlichen Schema (unvollständig), Pfeilspitze, Schuh einer Speerspitze ein zweiter Schuh (Spitze fehlt), ferner zwei unvollständige Scheiben aus Knochen

(Der Maßstab des Schwertes ist um die Hälfte kleiner als derjenige der anderen Fundstücke



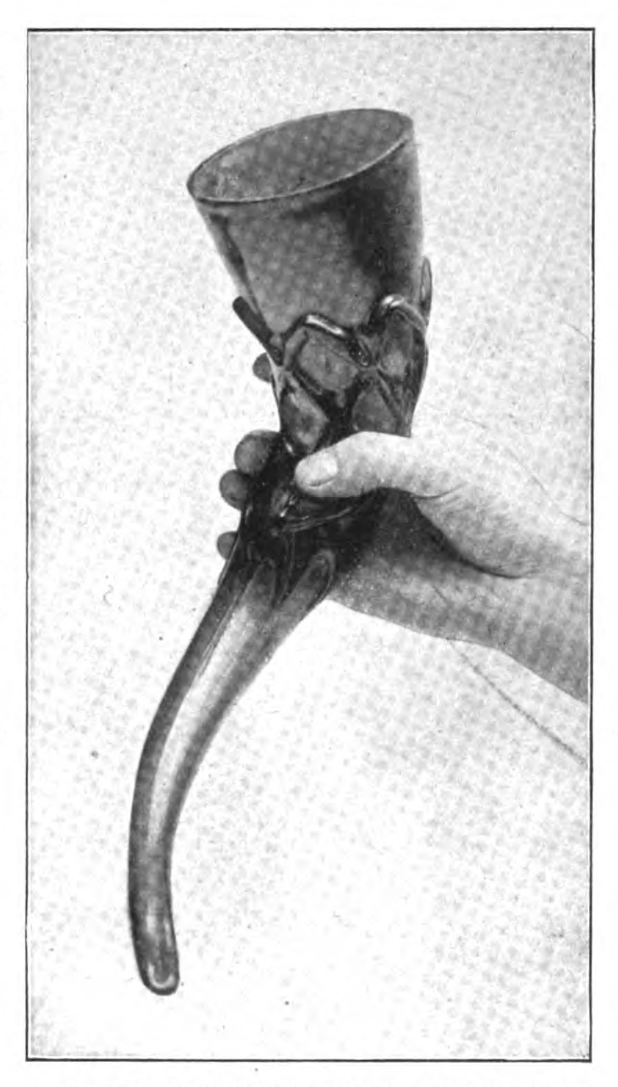




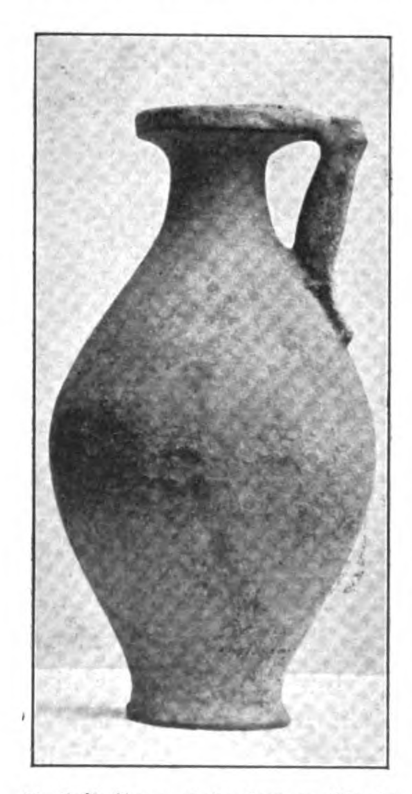


12. Wiesloch, Sandgrube Mengesdorf, drei vergoldete Fibeln aus Silber, das Paar rechts und links aus einem Grabe; 57, 52 und 57 mm lang

Reich vertreten in der Sammlung ist der Kulturbesitz des jüngersteinzeitlichen Menschen. Neben Gefäßen (Abb. 3) und Geräten, die aus den zahlreichen, auf der Heidelberger Gemarkung und ihrer Nachbarschaft entdeckten Siedelungen stammen, sind Haustierknochen, verkohlte Getreidekörner und Mahlsteine ausgestellt, welche nachdrücklich auf die wirtschaftliche Grundlage des damaligen Lebens hinweisen. Zwei Gräber mit noch ziemlich gut erhaltenen Skeletten, bei der Auffindung in der umliegenden Erde belassen und so in die Sammlung gebracht, vervollständigen das Bild dieser Zeit.



13. Kirchheim bei Heidelberg, aus Grab 130: Trinkhorn aus grünlich-gelbem Glase



11. Heidelberg, Ladenburger Straße Nr. 53a, Gefäß mit Henkel in Gestalt eines menschlichen Beines, 22,5 cm hoch

Die Funde aus der auf die jüngere Steinzeit folgenden Bronzezeit, treten an Zahl gegenüber denen aus ersterer zurück, eine Erscheinung, die das badische Land mit manchen anderen Gebieten, z. B. Unterfranken, gemeinsam hat, und die wohl auf Verschiebungen der Bevölkerung zurückzuführen ist. Die früheste Bronzezeit — so wird der erste Unterabschnitt dieser Zeit genannt —, ist in Baden vorläufig nur durch wenige Funde vertreten. An hierher gehörigem Material bietet die Heidelberger Sammlung

erst zwei sogen. Ösenhalsringe (Abb. 4). Aus der darauffolgenden Hügelgräberbronzezeit" sind einige geschlossene Funde aus Körpergräbern vorhanden (Abb. 5—6). Reich vertreten aber ist der letzte Abschnitt der Bronzezeit, die „Urnenfelderstufe". In dieser Zeit wurden die Toten im Gegensatz zu vorher verbrannt und ihre Knochenreste zusammen mit nur spärlichen Bronzebeigaben, aber in der Regel mit einer Anzahl kleinerer, mit Speise und Trank gefüllter Gefäße in einer großen Urne beigesetzt. Eine Anzahl von Grabfunden aus den Gemarkungen Heidelberg und Wiesloch geben ein Bild dieser Bestattungsart (Abb. 7).

Der Bestand der Sammlung an Einzelfunden von Bronzegegenständen ist leider noch spärlich (als Beispiel Abb. 4 Mitte); manche wichtigen Gegenstände des täglichen Gebrauches, z. B. die Axt, sind noch nicht vertreten.

Auf die Bronze folgt das Eisen; nach den zwei alten, wichtigen Fundorten Hallstatt im Salzkammergut und La Tène am Neuenburger See wird die Eisenzeit bis zu Beginn unserer Zeitrechnung hin gegliedert und benannt. Aus der Hallstattzeit besitzt die Sammlung neben einem auf Heidelberger Gemarkung gehobenen Funde eine Anzahl geschlossener Gräber von Wiesloch (Abb. 8). Diese Funde lassen erkennen, daß die Kerbschnitzerei nachahmende Verzierungsart der Gefäße der gleichaltrigen Kultur des Oberlandes im Unterlande nur wenig Anwendung gefunden hat.

Für die Beurteilung der auf die Hallstattzeit folgenden La Tènezeit ist es von Bedeutung, daß mit dieser Zeit Südwestdeutschland in den Bereich der schriftlichen Überlieferung fällt. Einzelne Sätze aus Tacitus und Ptolemaios, in die an der Wand aufgehängte Übersicht über diesen Zeitabschnitt eingefügt, nennen dem Beschauer die Kelten, insbesondere den helvetischen Stamm, als ehemalige Bewohner unseres Landes, und als ihre Nachfolger von dem Jahre 100 v. Chr. etwa an die von Nordosten hierher gelangten Germanen. Entsprechend dem heutigen Stande der Forschung wurde versucht, die von verschiedenen Stellen der Gemarkung Heidelbergs und ihrer Umgebung stammenden, teilweise recht wertvollen Funde aus dieser Zeit nach keltischer und germanischer Herkunft zu trennen und den Unterschied in Kulturgut und Bestattungsbrauch beider Völker zur Anschauung zu bringen. Freilch ergab es sich, daß gerade auf diesem Gebiet für die Forschung noch vieles unklar und deshalb die Förderung weiteren Materials sehr erwünscht ist. Feines Formgefühl verrät die frühlatènezeitliche Keramik (Abb. 9). Ein besonderer Platz wurde dem reich ausgestatteten Grabe eines Kriegers aus dem letzten vorchristlichen Jahrhundert eingeräumt, das 1914 bei Anlage des Neuen Friedhofes von Heidelberg gefunden worden ist (Abb. 10).

Zu der Zeit da man jenem den Schmuck der Waffen mit in das Grab legte, gelangen zum ersten Male die römischen Legionen, geführt von Cäsar, an den Rhein. Zunächst freilich ist in dem ganz auf dem rechten Ufer desselben gelegenen badischen Lande fast nichts von der Anwesenheit derselben in dem archäologischen Nachlaß dieser Zeit zu verspüren, da die Römer den Rhein zur Grenze machen; nur der Zipfel des Landes, der nördlich vom Bodensee liegt, ist um Christi Geburt bereits ein Teil

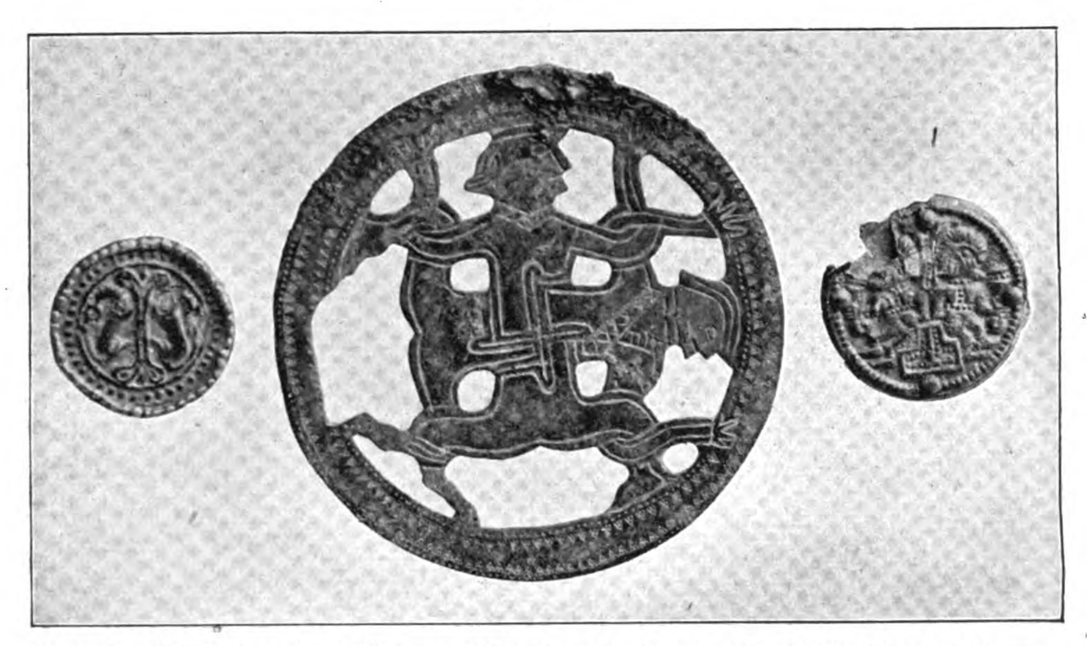


des Römischen Reiches, da die Nordgrenze des unter Kaiser Augustus römisch gewordenen Alpenvorlandes die Donau abwärts verläuft. Erst unter Kaiser Vespasian (70 bis 79 n. Chr.) beginnt die planmäßige militärische Besetzung rechtsrheinischer Gebiete, und nun mit einem Male finden wir überall im Lande die Spuren der römischen Legionen und ihres bürgerlichen Anhanges an Marketendern, Kaufleuten und Vagabunden. Ziemlich deutlich schon kann aus den Funden herausgelesen werden, wie unter Antonius Pius um 155 n. Chr. die Reichsgrenze zwischen Donau und Rhein ihren nordöstlichen Verlauf erreicht, wie so der Limes entsteht, jene noch heute in Spuren im Gelände zu erkennende befestigte Grenze.

Die Kenntnis dieser Entwicklung der Reichsgrenze wie überhaupt der politischen Geschichte jener Zeit ist die Voraussetzung zu der Würdigung aller übrigen damaligen Verhältnisse. Deshalb wird der Beschauer der Sammlung durch eine Karte mit begleitendem Text in sie eingeführt, ehe er dem in der Umgebung Heidelbergs gehobenen Stoffe selbst sich zuwendet. Dieser weist insofern eine große Lücke auf, als germanische Reste aus dem 1. nachchristlichen Jahrhundert, d. h. aus der Zeit noch vor der römischen Besetzung unseres Gebietes der Heidelberger Sammlung ganz fehlen. Bekannt ist uns diese Bevölkerung, die sogenannten Neckarschwaben, aus einigen Grabfunden in anderen Sammlungen. Die Heidelberger Funde aus römischer Zeit werden den Beschauer vielleicht enttäuschen. Denn im Vergleiche mit den reichen Sammlungen links des Rheines und den Funden von so manchem Platze auch unseres Landes, wie z. B. Baden-Baden und Pforzheim, bieten sie nicht viel. Aber das besagt nichts, wollen doch die Funde nicht als Schaustücke betrachtet sein, sondern als Urkunden. Als solche aber verkünden sie, daß das zum Schutze eines Straßenüberganges über den Neckar etwa an der Stelle des heutigen Heidelberg unter Vespasian angelegte Kastell im Zusammenhang mit der Verlegung seiner Besatzung um das Jahr 125 weiter nach Osten wertlos und somit aufgegeben wurde, und ferner, daß die im Anschluß daran entstandene kleine bürgerliche Niederlassung ein unbedeutendes Dorf geblieben ist. Die Erklärung hierfür findet der Beschauer in einer Karte, die, das untere Neckarland in römischer Zeit darstellend, zu erkennen gibt, daß Ladenburg der damals bedeutendste Ort dieser Gegend war, jener Platz, der unter dem Namen Lopodunum (Besitzung des Lopos) bereits in keltischer Zeit Sitz eines Häuptlings gewesen. Ferner ist aus der Erläuterung ersichtlich, daß Ladenburg von Kaiser Trajan zur Civitas, d. h. zum Vorort des Gaues der Neckarschwaben erhoben worden war, zu dem auch das damalige, dem Namen nach uns noch unbekannte Heidelberg gehörte.

So unbedeutend die römischen Reste der Sammlung auch sein mögen (Abb. 11), sie geben zusammen mit einigen Gipsmodellen, mit Photographien und Zeichnungen mehrerer Kellergeschosse und Töpferöfen ein Bild von dem täglichen Leben der Bevölkerung. Ziegel mit den Stempeln verschiedener Truppenteile lassen uns die Besatzung des Kastells erkennen, und die Namen in den Inschriften verschiedener Grabsteine das bunte Gemisch von Alteinheimischen und Zugewanderten, das im Laufe der Zeit im



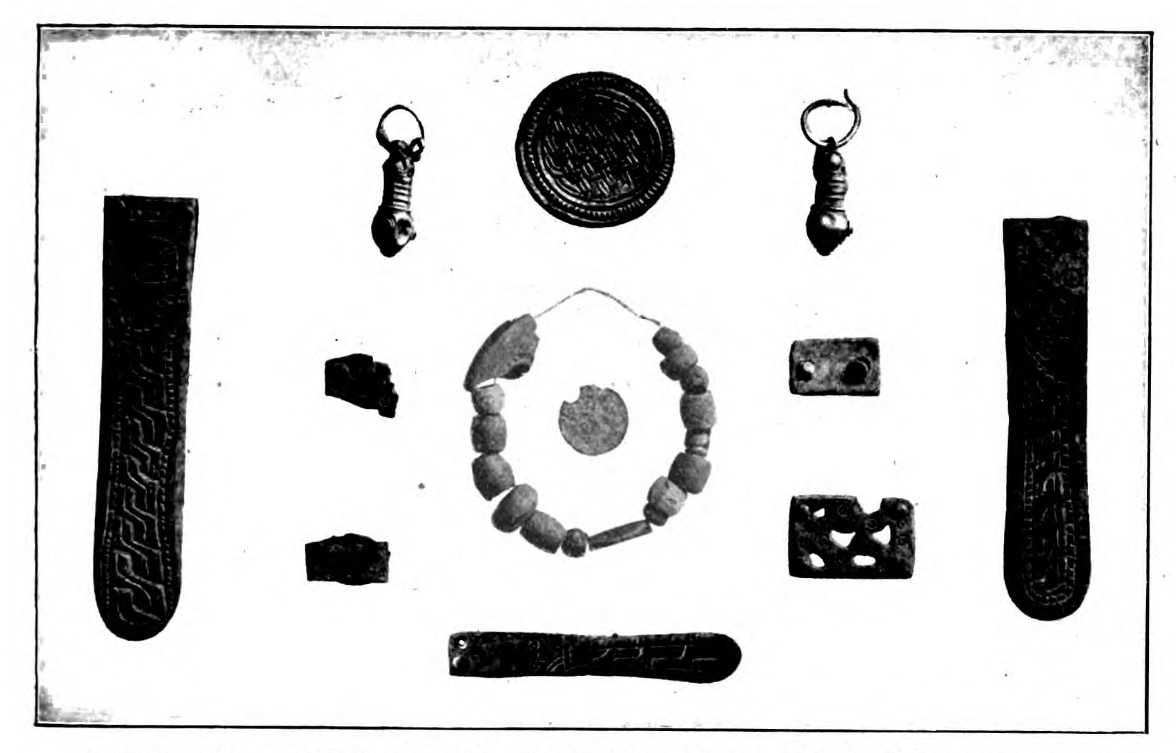


14. Links: Wiesloch, Unterm Eichelweg, Friedhof aus der Zeit um 700, Scheibenfibel von 31 mm Durchm. Mitte: Heidelberg-Handschuhsheim, Hainsbachweg, Schmuckscheibe aus Grab 1 (1906), 90 mm Durchm. Rechts: Eichtersheim, Gewann Straßenäcker, Scheibenfibel aus Grab 9, 56 mm Durchm.

Zehntland sich zusammenfand. Ein Abguß des großen, 1838 in Heidelberg gehobenen Reliefs aus dem Mithrasheiligtum öffnet einen Blick in die geistigen Strömungen jener Jahrhunderte. Dieses Stück ist zusammen mit weiteren Steindenkmälern in einem Erdgeschoßraum des Sammlungsgebäudes untergebracht; das Studium dieses Lapidariums vervollständigt das Bild der römischen Zeit.

Will man den archäologischen Nachlaß der auf die römische Zeit folgenden Jahrhunderte recht verstehen, dann muß man sich erst in die politische Geschichte dieser Zeit vertiefen. Deshalb ist in der Abteilung eine Übersicht über diese durch Text und Karten geboten.

Durch die Befestigung der Reichsgrenze haben die Römer das Andrängen der Germanen aus dem heutigen Mitteldeutschland, dessen Ursache in erster Linie in dem Mangel anbaufähigen Landes zu suchen ist, einige Zeit abgewehrt. Aber der Druck wurde zu stark; die Germanen durchbrachen den Limes, und wenn die Römer auch wiederholt Erfolge gegen sie zu verzeichnen hatten, auf die Dauer blieben die Germanen Sieger. Um das Jahr 250 n. Chr. hat die römische Herrschaft in unserem Lande zu bestehen aufgehört, wenn auch in der Folgezeit noch wiederholt die Römer in das rechtsrheinische Gebiet eingedrungen sind. Die Alemannen sind es gewesen, welche in unserer Gegend ihr ein Ende bereitet haben, während weiter rheinabwärts die Franken die Römer besiegt haben. Grundlegend für die Verhältnisse in der Folgezeit ist das Wachsen des Frankenreiches und der Sieg seines Herrschers Chlodwig 496/97



15. Wiesloch, Unterm Eichelweg, Grab 51, enthielt: Riemenzungen und Beschlagstücke aus Bronze, eine Kette von Halsperlen aus Ton, Bernstein und Glas, eine unkenntliche Kupfermünze, eine Scheibenfibel aus Bronze mit Auflage von gepreßtem Silberblech, zwei Ohrringe mit Anhängern aus Gold

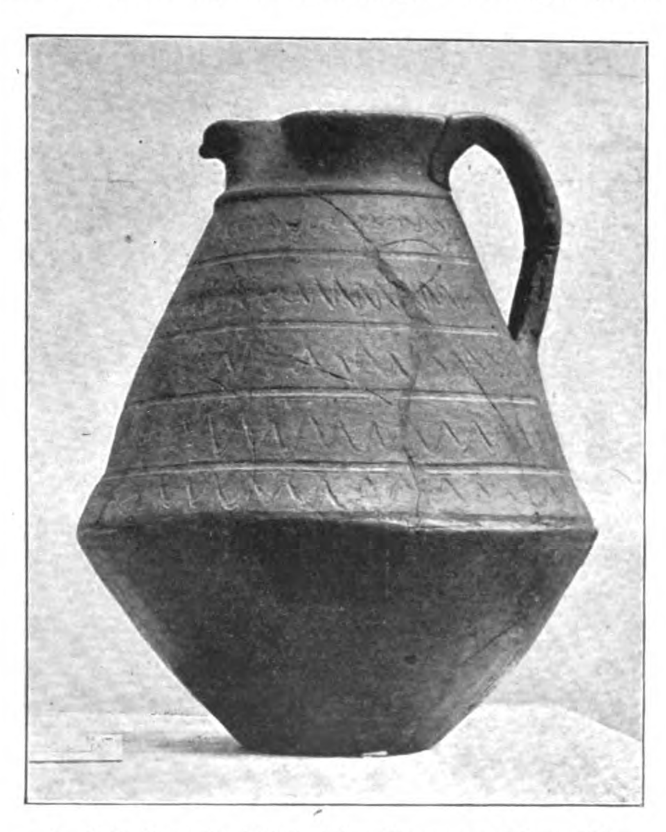
über die Alemannen (am Oberrhein?). Infolgedessen mußten letztere ihr Siedelungsgebiet räumen, soweit es nördlich des Hagenauer Waldes und der Murg lag.

Für die Gliederung der Funde aus der Zeit nach dem Sturze der römischen Herrschaft ist also wichtig, daß vor dem Jahre 500 unter unsicheren politischen Verhältnissen die Alemannen das Unterland bewohnten, und daß auf sie von jenem Zeitpunkt ab die Franken folgten, wenn es auch sicher ist, daß ein großer Teil der Alemannen in Abhängigkeit von den neuen Herren in unserem Lande wohnen geblieben ist. Von besonderer Bedeutung sind diese Geschehnisse deshalb, weil die Siedelungen der Gegenwart zum großen Teil in jenen Jahrhunderten gegründet worden sind. Es können also manche Erscheinungen im heutigen Siedelungsbilde nur verstanden werden durch ein Studium jener auf die römische Herrschaft unmittelbar folgenden Jahrhunderte; und dasselbe ist der Fall mit verschiedenen Verhältnissen, wie sie im Mittelalter in unserer Gegend bestanden haben. Es mußte also das Streben darauf ausgehen, die Aufstellung des Stoffes aus der alemannisch-fränkischen Zeit so lebendig wie möglich zu gestalten, insbesondere die Bedeutung der Funde als Urkunden für die Siedelungsgeschichte hervorzuheben. Wenn dies, wie ich hoffe, gelungen ist, so ist dies einerseits dem Umstande zuzuschreiben, daß die Einbeziehung der Ortsnamen und der ältesten schriftlichen Überlieferung über die Heidelberger

Gegend schöne Ergebnisse zeitigte, andererseits aber auch der Fülle des gerade aus diesen Jahrhunderten in der Heidelberger Sammlung aufbewahrten Stoffes.

Aus der Zeit vor dem Jahre 500 ist freilich nicht viel vorhanden. Aber diese Spärlichkeit der Funde teilt unsere Gegend mit allen anderen Landschaften des südwestlichen Deutschland. Ist doch z. B. die Zeit zwischen 250 und 450 aus ganz Baden erst durch zwei geschlossene Grabfunde vertreten. Diese Lücke in dem Material scheint irgendwie mit den unruhigen politischen Verhältnissen jener Zeit zusammenzuhängen. Dagegen besitzt die Heidelberger Sammlung in 3 von Wiesloch stammenden Grabfunden aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts eine sehr wertvolle, in ganz Baden bis jetzt wohl alleinstehende Gruppe (Abb. 12).

In auffallendem Gegensatz zu der Spärlichkeit der Funde aus der Zeit vor 500 steht die Fülle derselben des 6. und 7. Jahrhunderts aus der Heidelberger Gegend. Der Inhalt von nahezu 250 Bestattungen, nach den einzelnen Gräbern getrennt, ist ein wertvoller, leider noch gar nicht wissenschaftlich gewürdigter Besitz der Sammlung. Für die Neuaufstellung wurden 35 Grabfunde ausgewählt, der Rest ist magaziniert. Die Auswahl ist zunächst so getroffen, daß sie die Strömungen im Kunstgewerbe der in Betracht kommenden Zeit vor Augen führt. Aus der Masse



16. Heidelberg-Handschuhsheim, Krug von 28,5 cm Höhe aus Grab 4 (1899)

der Funde, die neben den zeitlichen Unterschieden auch den Gegensatz von Reich und Arm veranschaulichen, heben sich einige wegen ihrer künstlerischen Vollendung heraus. Das schönste Stück ist wohl das Trinkhorn aus Glas, welches einem Frauengrabe der Zeit um 600 entstammt und in ganz Deutschland nur eine Parallele besitzt: in einem Grabfunde aus Rheinhessen (Abb. 13). Ferner ist zu nennen eine durchbrochen gearbeitete bronzene Zierscheibe (Abb. 14), welche in naturalistischer, nur wenig stilisierter Darstellung zwei in rechtem Winkel zu einander stehende Figuren, eine männliche und eine weibliche zeigt. Beachtung verdient auch eine Scheibenfibel aus Bronze mit geperltem Silberrand, die in der Mitte ein baumartiges Gebilde mit Andeutung von Wurzeln und Ästen zeigt, und auf jeder Seite von ihm ein Tier. Diese letzteren sind in eigenartiger Sitzstellung einander zugewendet und drehen die Köpfe nach rückwärts (Abb. 14). Endlich muß noch eine weitere Scheibenfibel aus Bronze genannt werden, auf der zwei mit dem Rücken gegen einander sitzende Gestalten mit eigenartiger Haartracht (oder Kopfputz?) dargestellt sind, die einen vielleicht als Trinkhorn zu deutenden Gegenstand in der Hand halten (Abb. 14). Diese 3 Stücke sind wertvoll deshalb, weil ihre Darstellungen aus dem Rahmen der nordisch-germanischen Tierornamentik herausfallen, welche das Kunstgewerbe der alemannisch-fränkischen Zeit im übrigen beherrscht, und den Einfluß orientalisch-klassischer Kunst verraten. Kommen auch Funde dieser Art in Süddeutschland noch öfters vor, teilweise sogar mit denselben Motiven, so sind sie doch seltene Erscheinungen. Ihre kunstgeschichtliche Würdigung steht leider noch aus.

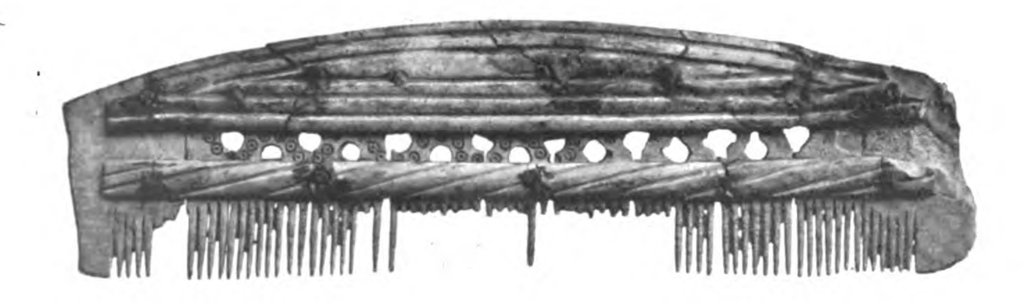
Neben der Auswahl dieser Stücke wurde die Wahl der Funde (Abb. 15—16, ferner am Schluß des Aufsatzes: Kamm aus Knochen von Heidelberg-Handschuhsheim, Hainsbachweg, 1899, Grab 21) für die Neuaufstellung auch im Hinblick auf die Bedeutung derselben für die Siedelungsgeschichte getroffen. Denn wenn, wie oben bereits erwähnt, die Siedelungen der Gegenwart zum großen Teil in jenen Jahrhunderten gegründet worden sind, so muß das auch irgendwie in dem archäologischen Nachlaß jener Zeit zum Ausdruck kommen. Daß dies tatsächlich der Fall ist, und daß die Bodenfunde die Sprache der Ortsnamen und der ältesten Urkunden (in erster Linie des Lorscher Codex) in vieler Hinsicht ergänzen, wurde in der Neuaufstellung nicht nur durch die entsprechende Auswahl des Stoffes betont, sondern auch durch eine Reihe von Karten mit erläuterndem Text veranschaulicht. So ist dargestellt, wie das Verbreitungsgebiet der Reihengräber sich mit dem der Ortsnamen auf -ingen und -heim deckt, und wie dank den Funden die Mehrzahl der im 8. Jahrhundert urkundlich erwähnten Orte bis in das 6. und 7. Jahrhundert zurückgeführt werden kann. Und ferner wird die Frage beantwortet, wie weit etwa die römische Besiedelung unserer Heimat von Bedeutung gewesen ist für die Entstehung des alemannisch-fränkischen Siedelungsbildes und damit auch für das Landschaftsbild der Gegenwart. Ist das Ergebnis auch negativ, insofern als das frühe Mittelalter nur in ganz wenigen Fällen an römische Siedelungen anknüpfte, so ist doch eine Feststellung von



Bedeutung. Den Bewohnern von Heidelberg wird an der Hand einer Karte vor Augen geführt, daß ihre Stadt eine verhältnismäßig späte Gründung ist, die auf die unter und vor ihren neueren Stadtvierteln gelegenen römischen Reste ebensowenig zurückgeht wie die im Laufe der Zeit von ihr aufgesogenen Dörfer Bergheim, Neuenheim und Handschuhsheim. Eine Photographie der Reste des karolingischen Königshofs in Ladenburg und die Gipsabgüsse einiger frühkarolingischer Bildwerke von ebendaher weisen darauf hin, daß dort der Mittelpunkt des unteren Neckarlandes war zu einer Zeit, da an jener Stelle noch dichter Wald stand, wo heute die Altstadt von Heidelberg sich erhebt.

Den Abschluß der Aufstellung bilden Funde vom Heiligenberg, jenem Berge nördlich der Stadt, der dank seiner Form zur Anlage einer Befestigung in der Vorzeit einlud, deren Reste noch heute jedem Besucher als Ringwälle auffallen. Nach Ausweis römischer Inschriften sind in römischer und vorrömischer Zeit auch Götter dort oben verehrt worden. Wenn im 9. Jahrhundert von Lorsch aus auf dieser Bergeshöhe ein Kloster errichtet wurde, so war der Grund dafür der, durch Errichtung des Gotteshauses gerade an jener Stelle den heidnischen Glauben umso gründlicher zu besiegen.

Damit gelangt der Beschauer an die Schwelle des Mittelalters, an die Grenze des Arbeitsbereiches der Vorgeschichte. Neben den Ergebnissen der Forschung vermittelt ihm der Rundgang auch die Kenntnis so mancher Lücken der Wissenschaft. Aber er erhält gleichzeitig einen Einblick in die Arbeitsweise der vorgeschichtlichen Forschung. Und wenn ihm da vor Augen tritt, wie die oft so unscheinbaren Zeugen der Vergangenheit beredte Kunde geben, wie jeder, auch der kleinste Fund, seine Bedeutung hat, wie aus ihnen die älteste Geschichte des eigenen Volkes sich aufbaut, da muß auch ihn die Ehrfurcht ergreifen von diesen ältesten Urkunden, welche durch die Stürme der Jahrtausende hindurch der Boden der Heimat getreulich behütet hat.





Bücherbesprechungen

Friedrich Weinbrenner, sein Leben und seine Bauten, von Arthur Valdenaire. Verlag der C. F. Müller'schen Hofbuchhandlung m. b. H., Karlsruhe 1919. Preis 32 M.

Seitdem Alois Schreiber in seinem 1826 erschienenen „Denkmal der Freundschaft" über Weinbrenner berichtet hatte, ist die Wirksamkeit dieses größten badischen Architekten des 19. Jahrhunderts niemals zusammenfassend und ausgiebig gewürdigt worden. Da Weinbrenner aber nicht nur als künstlerische Persönlichkeit wichtig, sondern auf Jahrzehnte hindurch das Bauwesen des ganzen badischen Landes beherrschte, ja mit seinem maßgebenden Einfluß weit über dasselbe hinausreichte, so wurde diese Lücke in der Kunstliteratur immer stärker empfunden. Das in dem letzten Jahrzehnt so außerordentlich lebhaft einsetzende Interesse an dem frühen Klassizismus hat uns denn endlich dies Buch beschert, das die Lücke glänzend ausfüllt. Valdenaire hat dokumentarisch das Schaffen, Denken und Streben des großen Künstlers dargestellt und damit einen Einblick in die ganze Denkweise dieser Richtung gegeben, der künftighin als wichtigste Grundlage für alle Forschungen auf diesem Gebiete gelten wird. Er hat nicht in der heute so vielfach üblichen Methode Phrasen auf Phrasen gehäuft, sondern entweder an Hand der Dokumente seinen Helden selbst reden lassen, wichtigste Aktenstücke und Briefe dazu herangezogen oder in der sachlichen Weise eines Architekten die ausgeführten Bauten, die Entwürfe und Projekte in das richtige Licht gestellt und erläutert. Dem Worte folgt das Bild. In ausgiebigster Weise sind die Pläne und Werke Weinbrenners wiedergegeben, seine Entwicklung von Anfang bis zu Ende illustriert, alle wichtigeren Bauten in dem Werdegang ihrer Konzeption geschildert. Wir lernen die städtebauliche Tätigkeit, vor allem in Karlsruhe, auch in Lahr u. a. kennen, wobei trotz allem Festhalten an den großen Gedanken des Barock Weinbrenner überraschend neue Ideen entwickelt, seine Gedanken über den Theaterbau, Palast- und Wohnbau, über Kasernen, Denkmäler, Badanlagen u. a. m. Die Abbildungen sind überaus reichlich, die Ausstattung vorzüglich dank der Sorgfalt der Müller'schen Hofbuchhandlung.

Ich möchte es als einen Vorzug des Werkes bezeichnen, daß der Verfasser sich mit größter Begeisterung in den Standpunkt seines Helden versetzt hat, und daß so überall, auch aus den Worten Valdenaires, Weinbrenner selbst spricht. Das erhöht den dokumentarischen Charakter des Buches, mag dabei auch die kunstgeschichtliche Einordnung in den großen Gang der Entwicklung etwas zu kurz kommen. Ich kann hier nicht darauf eingehen, wie Weinbrenner vom Louis seize herkommend, durch die Berliner Schule nach Rom pilgernd, dort in doktrinärster Weise der Antike nachstrebt, um dann zurückgekehrt, wieder in den großen Strom der palladianischen Renaissancerichtung einzulenken, in allen Gedanken fortwährend befruchtet von dem Studium der „Fabbriche", dieses größten aller Klassizisten, dabei stets mit einem doktrinären Einschlag, wie damals die Regel, aber in seinen Grundrissen von einer erstaunlichen Selbständigkeit und Geist. Ich kann Verfasser und Verlag an dieser Stelle nur für das vorzügliche Werk aufs Wärmste danken.

Max Wingenroth.

Besprechungen

Zu den Aufgaben unseres Vereins „Badische Heimat" gehört auch die Pflege der Hausmusik. Wenn im stillen Dorf abends in der Stube gesungen wird, entsteht gleich eine herzliche Stimmung. Die Musik führt immer in reinere Sphären, und in dem Spruch „Böse Menschen singen keine Lieder" liegt viel Wahres. Wie aber die Musik ans Haus knüpft, so auch an die Heimat. Es steht nicht umsonst in unseren Volksliedern und Erzählungen, daß in dem Herzen des Wanderers Sehnsucht nach der Heimat erwachte, als er ein heimatliches Lied singen hörte.

Nun haben wir an Volksliedern ja einen wunderbaren Reichtum und ihre Pflege müssen wir uns vor allem angelegen sein lassen. Aber es wird doch noch eine besondere Freude machen, wenn ein kunstvollerer, also mehrstimmiger Gesang geübt wird, der zudem beim Vorsingen größerer Bewunderung gewiß ist. Hat sich in einem Dorfe ein Terzett oder Quartett ausgebildet, so wird es bei allen Festlichkeiten und Zusammenkünften eingeladen werden, viel Anregung und Freude verbreiten und zur Vertiefung rechter heimatlicher Stimmung beitragen.

So ist es denn zu begrüßen, daß kleine Liederheftchen in unserem Lande erschienen sind, die zur Pflege mehrstimmigen Gesanges in der Hausmusik anregen. Hugo Zuschneid hat im Selbstverlag in Offenburg vier Heftchen zu billigem Preise (je 1 M. Nr. 2 50 Pfg.) erscheinen lassen, betitelt „Aus der Seele Jungbrunnen", dreistimmige Lieder, Gruß an das Christkind, Us de Heimet. Es sind alles volkstümliche Lieder für dreistimmigen Frauenchor. Zuschneids Vertonung vereinigt Natürlichkeit mit feinem Kunstempfinden. Die Stimmführung ist wohl gelungen, einfach und doch nicht monoton. Viele der kleinen Lieder fallen gleich beim erstenmal ins Ohr. Dabei fehlen nicht einschmeichelnde Wendungen durch Wechsel der Tonart, Hervorhebung wichtiger Stellen durch Wiederholung bei jedesmaligem Ansteigen, wodurch die Töne immer dringlicher werden, mehrmaliges Zurückgreifen auf dieselbe Tonfolge, um den Hörer sich im Liede heimisch fühlen zu lassen und anderes mehr. Man versuche es nur einmal mit den ersten beiden Liedern des „Jungbrunnens", dem Morgenpsalm und der Frühlingswanderung, deren Text vom Bernhardinerpater Th. Kranich stammt. Hier ist Text und Melodie gleich duftig und belebt in der schön empfundenen Schilderung der heimatlichen Natur. Die Lieder „Us de Heimet"sind alemannisch und werden im Oberland Freunde finden.

Außer den Terzetten hat Hugo Zuschneid noch einige allerliebste Kindersachen komponiert, die im Verlage von Franz Wulf in Warendorf i. W. erschienen sind. Es sind außer dem „musikalischen Kindergarten" vier Singspiele (Text und Musik je 6 M.). „Das Christkindle in der Spinnstube" (kann in Mundart und Tracht gespielt werden), „Schneewittchen", Elschens Weihnachtstraum" und „Puppenliesl". Es sind das kleine volkstümliche Hausoperetten, voll liebenswürdiger Gesänge heiterer, aber auch ernster Art und niedlicher Tänze, mit deren Aufführung im Bekanntenkreise oder auch im größeren Raum man jederzeit Freude und Heiterkeit verbreiten wird. Alles in allem heißen wir Hugo Zuschneid als warmherzigen Tonsetzer für unser Wertvollstes, nämlich Familie und Heimat, herzlich willkommen! Konrad Guenther.

An unsere Mitglieder!

Wir verweisen auch an dieser Stelle auf die seit Juni dieses Jahres erscheinenden Heimatflugblätter, betitelt

„Vom Bodensee zum Main"

im Auftrag des Landesvereins Badische Heimat herausgegeben von Max Wingenroth, Freiburg. Verlag der C. F. Müllerschen Hofbuchhandlung, Karlsruhe.

Alles Nähere ist aus dem beiliegenden Prospekt zu ersehen.

Unsere Mitglieder können die Flugblätter mit 15% Ermäßigung von der Geschäftsstelle beziehen.



Freiburgs Zukunft

Von Max Wingenroth

Zur Feier des achthundertjährigen Bestehens der Stadt sind die Blicke vielfach zurückgewandert in ihre vielbewegte und stürmische Vergangenheit, sorgenvoll aber haben sie auch in die heute so dunkle Zukunft gespäht. So finster jedoch die Zeiten vor uns liegen, die Stadt im Breisgau braucht nicht zu verzagen. Unverwüstlich sind die Reize, mit der Natur und Geschichte sie geschmückt, ihre Anziehungskraft wird in den jetzigen Zeiten eher steigen als schwinden, zumal sie fernab von den fieberdurchschüttelten Zentren liegt. Wenn irgend eine Stadt Deutschlands, so kann diese ihrer Zukunft sicher sein. Aber das Gebot, zu erwerben, was man ererbt, gilt auch hier, und drum soll an der Spitze dieses der Stadt zu ihrem Jubiläum gewidmeten Heftes eine Betrachtung darüber stehen, wie wir eine gute Zukunft vorbereiten können.

Dem Heimatschutz fällt dabei die wichtigste Aufgabe zu. Wohl sind die Berge ewig, die uns umgeben, nicht aber ihre Wälder, nicht ihre Täler und ihr Aussehen. Die sich ausdehnende Stadt wächst immer mehr in diese hinein, frißt gewissermaßen einen Teil der nächsten Naturschönheiten in sich auf: daß dabei mit Takt vorgegangen wird, mit einem heiligen Respekt vor der Weihe dieser herrlichen

Umgebung, ist eine der ersten Forderungen, die wir stellen müssen. Mit Ausnahme des in seiner Ausdehnung doch immerhin an feste Grenzen gebundenen Baden-Badens und der Großstadt Stuttgart, geht keine Stadt Deutschlands so unmittelbar in die schönsten Gegenden über, und der Zugang zu diesen Tälern muß bisher noch nicht, wie in anderen Städten, mit dem Weg durch öde, häßliche Vorstadtquartiere erkauft werden. Das ist ein sehr wichtiger Vorzug für die Fremden- und Rentnerstadt, der einfachste Geschäftssinn sollte uns davor bewahren, ihn zu schmälern und doch ist hier und da schon dagegen gesündigt worden. Der Stillstand des Bauens mag da die eine gute Seite haben, daß er Zeit zur Selbstbesinnung gibt, und daß wir in der erzwungenen Muße uns reiflich überlegen, wie wir diesen Ausgang der Stadt in die Natur immer schöner gestalten mögen, auch die Schönheit der Stadt selbst immer mehr steigern können — allein schon aus nacktem Nützlichkeitsinn, wenn wir keine höheren Gedanken haben. Der nachfolgende Aufsatz des Stadtbaumeisters mag da manche Fingerzeige geben.

Mit dieser Natur wächst der Wunderbau des Münsters und die Gemütlichkeit der Altstadt in ein untrennbares Ganze zusammen. Das Münster erfreut sich sorglichster Pflege, wir wollen wünschen und arbeiten, daß die Mittel dafür — nicht für eine übereifrige Restaurationslust, von der es Gott sei Dank bisher verschont blieb — immer gespendet werden. Wie sehr aber der Reiz der alten Stadt zu ihrer Anziehungskraft beiträgt, nicht nur für Fremde, auch für Einheimische und solche, die es werden wollen, darüber ist man sich in weiten Kreisen noch immer nicht genügend klar und so ist manches schon im Laufe der Jahre dagegen gefehlt worden, glücklicherweise nicht soviel wie in anderen Städten. Wir besitzen hier noch ein kostbares Gut, das wir halten und retten können — aber auch ganz energisch *wollen*. Auch darüber wird auf den folgenden Seiten ein Wörtlein gesagt werden.

Der Heimatschutz geht aber weiter. Die eigentümliche geistige Atmosphäre der Stadt, der Umstand, daß sie enger wie irgend eine andere, mit dem sie umgebenden Land, mit der Bauernschaft des Breisgaues und des Schwarzwaldes verbunden ist, daß etwa die Hälfte der Einwohner ihre Verwandten draußen auf den Dörfern sitzen hat und mit ihnen noch in regem Verkehr steht, hat in ihr eine eigentümliche Mischung von ländlicher Beharrlichkeit und städtischem Leben erzeugt, die eigenartig berühren und den Fremden immer anziehen, die es aber auch dem Landvolk immer gemütlich in der Stadt erscheinen ließen und es an Sonn- und Festtagen in sie hineinzogen. Dies und die uralte Verbindung mit den kleinen Städten des Oberlandes hat Freiburg zu dessen natürlichem Vorort werden lassen und diese Vorortsstellung gilt es, jetzt mehr wie je, aufrecht zu erhalten. Einmal, indem man eine Trübung jener Atmosphäre, die durch den starken Zuzug so leicht möglich ist, verhindert. Das kann aber nicht geschehen durch kleinliches Abschließen, sondern nur dadurch, daß — zweitens — die Stadt zur richtigen Kulturzentrale des Oberlandes wird und so sich jene Stellung stets von neuem erwirbt. Wobei ich Kultur

natürlich nicht in jenem verstiegenen Sinne verstehe, wie Berliner und andere Großstadtkreise, sondern in der Entwicklung der heimischen geistigen Kräfte und der Stärkung der heimatlichen Eigenart bei ruhiger Verarbeitung aller gesunden, geistigen Bewegungen Gesamtdeutschlands. So dürfte es auch der sozialdemokratische Stadtrat Zumtobel gemeint haben, als er in einem sehr anerkennenswerten Vortrag über Hebel die Forderung aufstellte, Freiburg müsse die Kulturzentrale des Oberlandes werden.

War es das bisher? Doch nicht so ganz, obgleich die günstigsten Bedingungen gegeben waren. Zu diesen günstigen Bedingungen rechne ich vor allem, daß die Stadt der Sitz der Erzdiözese ist. Man mag einer geistigen Richtung angehören, welcher man will, niemand wird — in der streng neutralen Haltung der „Badischen Heimat" sei das gesagt — die eminente, kulturelle Bedeutung der Kirche leugnen wollen. Mag diese auch mehr für den katholischen Teil der Bevölkerung wirken, so sichert sie doch schon darin der Stadt eine Vorortsstellung, gibt ihrer Physiognomie einen sehr wesentlichen Zug. Vor allem auf zwei Gebieten hat dann die Kirche Freiburg für das allgemeine badische Kulturleben einen Vorrang gegeben: auf dem der kirchlichen Musik durch ihren Domchor und neuerdings durch die Tätigkeit Philipps an St. Martin, ferner in der Glasmalerei, für die wir in der starken Persönlichkeit Fritz Geiges' einen Meister ersten Ranges besitzen, ohne damit Stritt und die anderen tüchtigen Künstler zu vergessen. Mögen die Meisterwerke kirchlicher Musik noch weiteren Kreisen zugänglich werden, dazu muß die Stadt der Kirche die Hand reichen, und Freiburg ein Zentrum ihres Studiums werden und möge die Tradition eines Fritz Geiges nicht mit ihm verlöschen.

Leider klafft auch hier wie überall jene beklagenswerte, tiefe Kluft zwischen der Kirche und der lebenden, bildenden Kunst, womit ich selbstverständlich nicht extremste moderne Richtungen meine. Die Gründe, warum nicht, wie zu den Zeiten Tintorettos und Rubens bis ins beginnende 19. Jahrhundert hinein, Kirche und führende Künstler Hand in Hand gehen, kann ich hier nicht darlegen. Von beiden Seiten ging die Entfremdung aus. Die Folge ist aber, daß wir in manchen kirchlichen Kunstwerken, vor allem in den Andachtsgegenständen, öfters Unerfreuliches zu sehen bekommen, wobei ich nicht verkenne, daß der Andachtszweck ganz besondere Vorsicht und Rücksicht verlangt.

Die zweite günstige Bedingung stellt die Universität dar; wie wichtig diese ist, darüber brauche ich kein Wort zu verlieren. Zu der zentralen Bedeutung für das Geistesleben der Stadt kommt noch die Anziehungskraft für das allgemeine Deutschland; auch hat sich durch den Krieg und seine Folgeerscheinungen eine immer stärkere Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Kreisen der Stadt und der Universität ergeben, die früher fehlte und der wir besten Fortgang wünschen. Daß die Stadt diesen hervorragenden Faktor ihres Gedeihens in jeder ihr heute noch möglichen Weise fördern muß, liegt auf der Hand.

Ebensowenig aber ist zu verkennen, daß eine „Universitas literarum" das heimatliche geistige Leben nicht besonders betonen kann, auch nicht darf. An



seiner Förderung hat es aber doch von seiten der Stadt — offen gesagt — bisher vielfach gefehlt, vor allem in dem Institut, das ihr dafür in erster Linie zur Verfügung steht, in ihrem Theater. Ich rede nicht von den heutigen Zeiten, die der Intendanz, deren reges Streben durchaus anzuerkennen ist, besondere Schwierigkeiten bereiten, vor allem in der heute wegen des schnöden Geldes so nötigen Rücksicht auf die Instinkte des Publikums. Aber es war doch eigentlich unerhört vor dem Krieg, daß Gött und Burte von auswärts erst zu uns gelangen mußten, daß von ersterem kaum etwas, von letzterem weder die drei Einakter, noch der so bühnengerechte Katte noch der Herzog Utz gegeben wurden, von Wilhelm von Scholz, diesem feinen Dramatiker gar nichts, nichts von Emanuel von Bodman, nichts oder eins von Fritz Lienhart, von den Schwaben gar nicht zu reden, kurz daß das ganze, im übrigen Deutschland anerkannte, dichterische Leben Südwestdeutschlands für das Freiburger Theater schlechterdings nicht existierte. Trotz aller Schwierigkeiten, im eigensten Interesse der Stadt, muß sie sich zum Mittelpunkt der dramatischen Kunst des Oberrheins machen, hier müssen die Werke zuerst aufgeführt, von hier müssen sie ihren Weg ins übrige Deutschland finden. Ob wir Palestrina oder Ariadne aufführen, deshalb dreht niemand in Deutschland den Kopf auch nur um 15 Grad nach uns um, leisten wir aber etwas Eigenes, dann wird man auch von uns reden, damit steigt der Ruf eines Theaters, ganz abgesehen von der Bedeutung für Freiburgs Kultur.

Besser hat sich die Stadt ihrer vorzüglichen heimischen Kräfte auf musikalischem Gebiete erinnert: vielleicht, weil es glücklicherweise Freiburger im engeren Sinne waren, obschon der Vorort des Oberlandes selbstverständlich auf keinem Gebiete engherzig sein wird, wenn er das bleiben will. Der Gesang hat in tüchtigen Vereinen, deren einer den jetzigen Reichskanzler zum Vorsitzenden hatte, beste Pflege erfahren und durch das jüngst von Prof. Gurlitt an der Universität ins Leben gerufene Collegium musicum ist für das Studium ältester wie allerneuester Tonkunst ein Mittelpunkt geschaffen. Kurz das musikalische Leben ist schön entwickelt.

Anders steht es aber auf musealem Gebiete und dem Gebiete der bildenden Künste. Wir können Basel kein Holbein-Böcklin-Museum entgegensetzen. Immerhin besitzen wir im Colombischlößle an den Baldungs, dem Grünewald, dem Hausbuchmeister, den Teppichen und den Kreuzen eine Anzahl von Werken ersten Ranges, um die uns manche größere Stadt beneiden dürfte und der eigenartige Reiz der Räume bringt sie trotz oder vielleicht wegen seiner musealen Fehler zur besten Geltung. Und Eines haben wir daneben, wie uns die Jubiläumsausstellung bei ihren beschränkten Räumen wenigstens andeuten konnte: die Grundlagen für das Heimatmuseum Freiburgs und des Breisgaues. Lange Jahre ist dasselbe von den grausamsten Schicksalen hin und her geworfen worden und dem Publikum verschlossen gewesen, möge es jetzt entweder an seiner heutigen Stelle bleiben und dort den nötigen Raum zur Entfaltung erhalten oder an einem andern, sicheren Ort seine Wirkung ausüben können. Denn nichts wäre so sehr geeig-



net, Freiburg zur Kulturzentrale des Oberlandes zu machen, als dies Heimatmuseum, in dem die heimische Geschichte und Kunst ihre Darstellung, die Eigenart des Breisgaues und des Oberlandes ihren sinnfälligen Ausdruck findet. Es muß der Mittelpunkt alles Heimatsinnes werden, unterstützt durch die tätige Mithilfe und Mitarbeit der ganzen Bevölkerung, unterstützt durch die Tatsache, daß es der Zentralsitz des Landesvereins „Badische Heimat" ist, gefördert durch den Breisgauverein „Schau-ins-Land", der als prächtigster, volkstümlichster aller derartigen Vereine in Baden, als Hüter aller geschichtlichen und kulturellen Tradition des Breisgaues seinerseits die kräftigste Förderung durch die Stadt erfahren sollte. Noch andere Faktoren indes kommen für die Ausgestaltung des Heimatmuseums sehr wesentlich in Betracht. An schwer zugänglicher Stelle, in den Souterrains des Ordinariats existiert ein Diözesanmuseum, das wertvollste Stücke enthält. Seine Vereinigung mit dem Heimatmuseum oder sagen wir dem historischen Museum der Stadt — selbstverständlich unter Eigentumsvorbehalt — ist seit langem der Wunsch aller Sachkundigen. Das ist an vielen Orten geschehen, so z. B. in Augsburg, wo dadurch das schöne Maximiliansmuseum entstand und würde beiden Teilen zum Nutzen gereichen. Gerade die anfangs berührte eigentümliche Stellung Freiburgs als kirchlicher Kulturmittelpunkt würde damit seinen starken Ausdruck finden. Und wenn in einer hannoveranischen Denkschrift vor einiger Zeit der Satz stand: die Kultur einer Stadt messe sich an ihren Museen, so bräuchten wir uns dann nicht mehr, wie bis vor kurzem, zu schämen, zumal daneben in dem Museum für Naturkunde sich ein Mittelpunkt des Naturschutzes in Baden zu bilden beginnt und das Museum für Völkerkunde als wohl reichste Anstalt im Lande die wertvollsten Anregungen gibt. Die Fremden, die an Regentagen wahrhaftig nicht wissen, was sie in hiesiger Stadt anfangen sollen, die Einheimischen, darunter z. B. die ledigen Angestellten, denen bei schlechtem Wetter nichts als Kino oder Bierhaus bleibt, hätten in dem Heimatmuseum eine Stätte andauernder geistiger Erfrischung.

Auch die bildende Kunst ist bisher ein Stiefkind unserer Stadt gewesen. Die öffentlichen Bauten der letzten dreißig Jahre sind — mit wenigen, rühmlichen Ausnahmen — kein ganz erfreuliches Kapitel. Und als die tüchtigen Meister auf dem Plan waren und sich eben zu rühren begannen, da machte der Krieg und seine Folgen aller Tätigkeit ein Ende. Der Stadt Aufgabe ist es, soweit das die jetzigen Verhältnisse irgendwie gestatten, ihnen ein Arbeiten zu ermöglichen. Schlimmer noch war von jeher die Lage der Malerei und Bildhauerei in unserer Stadt. Es fehlte die Anregung durch ein Museum, es fehlten die Ateliers, es fehlten die großen Mittel des Staates, die über das Maß der üblichen Ankäufe von Privaten und Fremden hinaus durch zeitweilige besondere Förderung hervorragender Talente der Stadt einen Namen und damit eine Anziehungskraft verschafften. Die Stadtverwaltung war willig und half hier und dort — ohne aber die Aufgabe im Großen anzupacken. Und doch müßte sie auch auf diesem Gebiete sich als Mittelpunkt südwestdeutscher, alemannischer, künstlerischer Kultur bekunden, will sie sich

für die Zukunft ihre Bedeutung sichern. Solche Dinge haben nicht nur ihre ideellen, sondern auf die Dauer der Zeit auch ihre starken, materiellen Vorteile. Nun wird niemand heute der Stadt neue, schwere pekuniären Verpflichtungen auferlegen. Allein ich sollte meinen, bei einem Budget von 35 Millionen und einem Theaterbudget von Millionen, dürfte die Bereitstellung einer Summe von 60—70000 M. jährlich für Ankäufe von Kunstwerken keine Rolle spielen. Selbstverständlich müßten die Ankäufe nach hohen Gesichtspunkten erfolgen — es darf daraus keine künstlerische Krüppelversorgung werden — sie dürften sich auch nicht etwa auf Freiburger Künstler beschränken, sondern auf das alemannisch-südwestdeutsche Gebiet ausdehnen, so daß alle lebendigen künstlerischen Kräfte desselben in Freiburg ihren Mittelpunkt sehen. Auch der größte Banause wird die praktischen Vorteile bald merken. Übrigens möchte ich nicht meinen, daß die so erworbenen Kunstwerke nun alle in ein Museum kommen sollen: ich halte ein Museum lebender, gegenwärtiger Kunst eigentlich für ein Unding, für viele wird eine geeignetere Stätte zu finden sein.

Bliebe noch die tatsächlich brennende Atelierfrage. Ich habe seiner Zeit der Stadt mehrmals die Erbauung eines Ateliergebäudes vorgeschlagen, in der Überzeugung, daß sich dasselbe verzinsen würde. Man sollte sich aber abgewöhnen, alle Aufgaben nur auf die Schultern der Stadt zu laden. Dürfte nicht auf dem Wege der Selbsthilfe, durch Sicherstellung der Verzinsung, das Nötige zu erreichen sein?

Gerne wäre ich noch auf die Förderung unseres in vielen Zweigen so blühenden Handwerks eingegangen, etwa auch durch einen allmählichen Ausbau der Gewerbeschule. Doch genug der Wünsche. Wer sie genau überprüft, wird übrigens erkennen, daß ich keine unerfüllbaren Ansprüche erhebe, und daß auch keine irgendwie nennenswerte stärkere, finanzielle Belastung der Stadt gefordert wird. Wichtiger als alles Geld ist hier der Wille, der energische Wille, Freiburg zum kulturellen Mittelpunkt des badischen Oberlandes zu machen. Diesen Willen müssen wir haben, schon aus ureigenstem Interesse. Und je mehr durch den Gang der Ereignisse Karlsruhe, das niemals in dem Sinne wie Stuttgart die restlos anerkannte Hauptstadt war, aufhört das zu sein, desto mehr haben Heidelberg und Mannheim für das Unterland, Freiburg für das Oberland ihre Pflicht und Schuldigkeit zu tun. Freiburg aber hat noch eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Die alemannische Schweiz ist uns entfremdet worden und droht sich unter dem wirtschaftlichen Drucke der Entente immer mehr zu entfremden, das alemannische Elsaß ist verloren gegangen. Sie werden den Zusammenhang mit dem geistigen Leben Deutschlands nur dann wiederfinden, wenn sie die Hand reichen können einer kräftigen, stammverwandten südwestdeutschen Kultur. Freiburg als die führende Stadt des badischen Alemanniens hat hier ein Amt vom Schicksal zugewiesen bekommen, ein heiliges Amt, das zu walten es vor dem hohen Richterstuhl der deutschen Geschichte verpflichtet ist, zu seiner größten Ehre, zu seinem eigenstem Vorteil. Versäumen wir den Augenblick nicht, damit uns, wenn es zu spät, nicht eine unerbittliche Hand abwinkt: „Du hast es gewollt, es ist vertan."



Das alte und das neue Freiburg

Von Dr. ing. Karl Gruber

Wenn wir einen Überblick über den Stand unserer wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung, wenn wir Richtlinien gewinnen wollen, um die Probleme unserer Zeit zu erkennen, dann müssen wir uns an die Geschichte wenden, die uns das Material zu dem Vergleich liefert, aus dem wir für unsere heutigen Aufgaben lernen wollen.

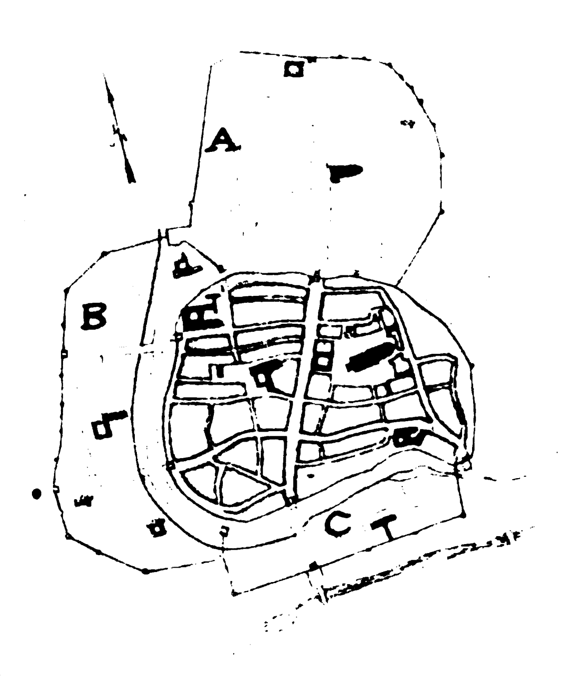
Die objektivste Geschichtsschreiberin ist die Baukunst; unbewußt gibt sie uns das klarste Bild von der geistigen Idee, der politischen und sozialen Schichtung und der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit einer Epoche.

Es soll nun versucht werden, mit Hilfe einer vergleichenden Kritik des alten und des neuen Freiburg, uns den Überblick über unsere eigene kulturelle Entwicklung zu erleichtern.

Das Land, in dessen Mitte unsere Stadt liegt, zeigte ums Jahr 1120 schon die zahlreichen Dörfer, die sie in weitem Kranz noch heute umgeben, und deren Blüte und Vorhandensein erst die Vorbedingung abgab zu einer Stadtgründung, welche der Herr des Landes, der Herzog Konrad von Zähringen, zu vollziehen gedachte, indem er durch Gründung eines Marktes den reichen Dörfern ein Absatzgebiet für die Erzeugnisse ihrer Landwirtschaft und durch Ansiedelung von Kaufleuten und Handwerkern in diesem Markt diesen Gelegenheit gab, die Erzeugnisse ihres Gewerbes an die umliegende ländliche Bevölkerung abzustoßen. Für ihn selbst bedeutete die Stadt einen militärischen Stützpunkt und eine reiche Quelle erhöhter Einnahmen.

Das Eschholz und die Hardt, deren Überreste den Mooswald bilden, bedeckten damals bis an den Fuß der Berge die Ebene. Durch diese Urwälder flossen Dreisam und Glotter in vielen Armen, die nach jedem Hochwasser eine andere Gestalt annahmen. Aber aus den Sümpfen dieser Waldungen erhoben sich die uralten Stätten menschlicher Siedelung, der Tuniberg, der Marchhügel und der Kaiserstuhl. Und auf diesen trockenen und fruchtbaren Höhen, finden wir seit dem 8. Jahrhundert schon





1. Grundriß des mittelalterlichen Freiburg mit den Vorstädten: A. Vorstadt Neuburg; B. Prediger- u. Lehener Vorstadt; C. Schneckenvorstadt

alle die noch heute bestehenden Dörfer, welche die Ernährung der neugegründeten städtischen Marktsiedlung sicherzustellen hatten. Als Ort für eine Stadtanlage wählte der Herzog das Hochufer der Dreisam, zwischen den beiden alten Pfarrdörfern Adelhausen und Herdern, am Fuße des Schloßbergs, auf dem er selbst sein Schloß sich baute.

Was hatte er wohl für Vorbilder in jener noch städtearmen Zeit?

Jetzt waren die Germanen reif geworden, um die Überreste der römischen Kultur im alten deutschen Römerlande zu verstehen und zu verwerten; ein anderes Vorbild als die alten Römerstädte können die Städtegründer jener Zeit nicht gehabt haben. Die bedeutendste der damaligen Städte war wohl der schon stattliche Handelsplatz Köln, und so dürfen wir mit Bader wohl mit Recht annehmen, daß diese Stadt mit dem rechtwinkeligen Achsenkreuz des römischen Castrums den Zeitgenossen wohl als Typus einer Stadt gegolten und das Vorbild für unsere Gründung abgegeben hat.

In allen seinen Grundzügen weist Freiburg (Fig. 1), wie wenige süddeutsche Städte, den Charakter einer gegründeten Stadt auf; die Merkmale dieser Planmäßigkeit sind das rechtwinkelige Achsenkreuz der Hauptstraßen, der Berthold-Salzstraße und der großen Gasse, der heutigen Kaiserstraße, die regelmäßige Anlage der Seitengassen, deren stets wiederkehrender Abstand sich aus der gleichmäßigen Aufteilung der Grundstücke von 50 auf 100 Fuß ergibt und die planmäßige Freilassung des Bauplatzes für die große Pfarrkirche. Ältere Städte, z. B. Trier und Konstanz, Bischofstädte, die aus einem Nebeneinander von Bischofssitzen, Klöstern und Stiften sich entwickelt haben, zeigen bei weitem nicht diese Klarheit des Grundrisses.

Freiburg ist als Markt gegründet, das Herz der Anlage, in dem noch heute das Leben pulsiert, ist der langgestreckte geräumige Marktplatz, die heutige Kaiserstraße. Ein weiterer Platz für Marktzwecke lag vielleicht zwischen der früheren Martinskapelle, an Stelle der heutigen Martinskirche und dem ältesten Rathaus, das uns in der im Hof des heutigen Rathauses gelegenen Gerichtslaube aus der Zeit um 1300 noch erhalten ist. Doch ist schon aus Analogie mit anderen Stadtgründungen ohne Zweifel

die Kaiserstraße nicht etwa eine nur erweiterte Verkehrsstraße, sondern der zu Marktzwecken angelegte Platz.

Man hat aus den Unregelmäßigkeiten des Oberlindenstadtteils geglaubt, schließen zu müssen, daß hier eine schon ältere Siedelung in den Grundriß der Stadt mit hineingebaut worden sei, allein jene Unregelmäßigkeit erklärt sich ohne Schwierigkeiten aus dem Verlauf des Hochufers der Dreisam, das an dieser Stelle eine Ausbauchung der Stadtmauer nach Süden zu notwendig machte.

Da die Kultur des ältesten Freiburg noch eine ländliche war, so müssen wir uns die ältesten Wohnbauten auch als Holzhäuser mit Strohdächern vorstellen. Sie entstanden auf den abgesteckten Grundstücken zunächst an den Hauptstraßen.

Aber die Entwicklung des Bauhandwerkerstandes muß doch sehr rasch erfolgt sein, denn um 1200 finden wir schon die steinerne Stadtmauer mit den festgefügten Tortürmen im Bau, der steinerne Bau des Münsters stammt in seinen ältesten Teilen aus derselben Zeit. Diese ersten Münsterbaumeister jedoch waren wohl noch keine bürgerlichen Werkleute, sondern gelehrte Kleriker, die vielleicht an den großen Klosterbauten in Burgund gelernt hatten und deren Schule damals die Kirchenbauten am Oberrhein errichtete, zu Basel, Kolmar und Breisach. Erst an diesen Kirchenbauten schulte sich das bürgerliche Bauhandwerk für den Bau aus Steinen, der dem Germanen, der nur Holz- und Fachwerkbauten selbst auszuführen verstand, etwas völlig neues war.

Aus diesen Werkstätten entwickelten sich dann die Münsterbauhütten, die Pflegestätten der hochentwickelten mittelalterlichen Steinmetzkunst.

Und darin erkennen wir ein wesentliches Merkmal der geistigen Kräfte jener Zeit:

Noch ehe der Mauerring mit Häusern gefüllt ist, wird eine Pfarrkirche gebaut in einer Größe, die weit über das Notwendige hinausgeht, man frägt weder nach den Kosten für den Kubikmeter umbauten Raumes noch nach der notwendigen Zahl Quadratmeter überbauter Fläche, sondern baut so weit und so hoch als es die damals noch junge Technik des steinernen Gewölbebaues zuläßt.

Etwa zur gleichen Zeit als die ersten steinernen Bauten des Münsters und der Stadtbefestigung entstehen, bauen die Cisterzienser in Tennenbach bei Emmendingen unter dem Schutz der Freiburger Grafen ihr Kloster. Bekanntlich war dieser Orden führend auf dem Gebiet des steinernen Gewölbebaues, die Cisterzienser waren außerdem die ersten Wasseringenieure und es ist keine zu kühne Annahme, daß sie ihre geschulten Techniker nicht nur für den Münsterbau, sondern auch für das wohldurchdachte System der Freiburger Stadtbächlein dem Grafen zur Verfügung gestellt haben.

Der hölzerne Wohnhausbau muß in Freiburg sehr bald dem steinernen den Platz geräumt haben. Die Überreste eines ebenfalls aus der Zeit um 1200 entstammenden Steinhauses wurden beim Umbau der Sparkasse in der Franziskanergasse aufgefunden. Die Häuser der Altstadt, die ja, soweit sie nicht Bauten des 19. Jahrhunderts sind, fast durchweg noch aus dem 15. oder 16. Jahrhundert stammen, sind mit ganz wenigen Ausnahmen, Steinbauten.

Freiburg steht darin im Gegensatz zu den im fränkischen Stammesgebiet gelegenen Städten, wie Frankfurt oder Stuttgart, in denen noch bis ins 19. Jahrhundert die Wohnbauten fast ausschließlich als Holzbauten errichtet werden.

Von diesen Städten fränkischen Ursprungs unterscheidet sich Freiburg aber noch in einem andern Punkt. Dort stehen die Häuser Giebel an Giebel mit dem First senkrecht zur Straße, jedes Haus für sich und vom Nachbar getrennt durch eine schmale, unratgefüllte Gasse — bei uns in Freiburg stehen die Häuser mit einem zur Straße parallel gerichteten Dachfirst und durch dicke Brandmauern geschieden, so daß im Brandfalle das Stroh der Dachdeckung, das wohl auch früh durch Ziegel ersetzt wurde, nach der Straße und auf den Hof abschießen konnte und nicht das Dach des Nachbarhauses mit in Brand setzte.

Wir müssen also annehmen, daß schon sehr früh in Freiburg feuerpolizeiliche Vorschriften bestanden haben, denen es wohl zu verdanken ist, daß Freiburg von den schweren Stadtbränden, die andere Städte wiederholt in Asche legten, verschont geblieben ist.

Was Wunders, daß einem so wohlorganisierten Stadtwesen, voll so frischer Kraft, die Mauern bald zu eng wurden und wir schon im Jahre 1250 hören, daß die Stadt nach Norden zu durch eine stattliche Vorstadt, die Vorstadt Neuburg ihrer Entwicklung Raum geschaffen hat.

Daran, daß die alte Stadtummwallung zu eng wurde, war auch noch der Umstand schuld, daß sich drei ausgedehnte klösterliche Niederlassungen in ihr festgesetzt hatten, ein Dominikaner-, ein Franziskaner- und ein Augustinerkloster. Die Kirche hatte sich durch Schaffung dieser Prediger- oder Bettelorden der neuen Aufgabe der Seelsorge für die Bevölkerung der so plötzlich und zahlreich entstandenen Städte angepaßt.

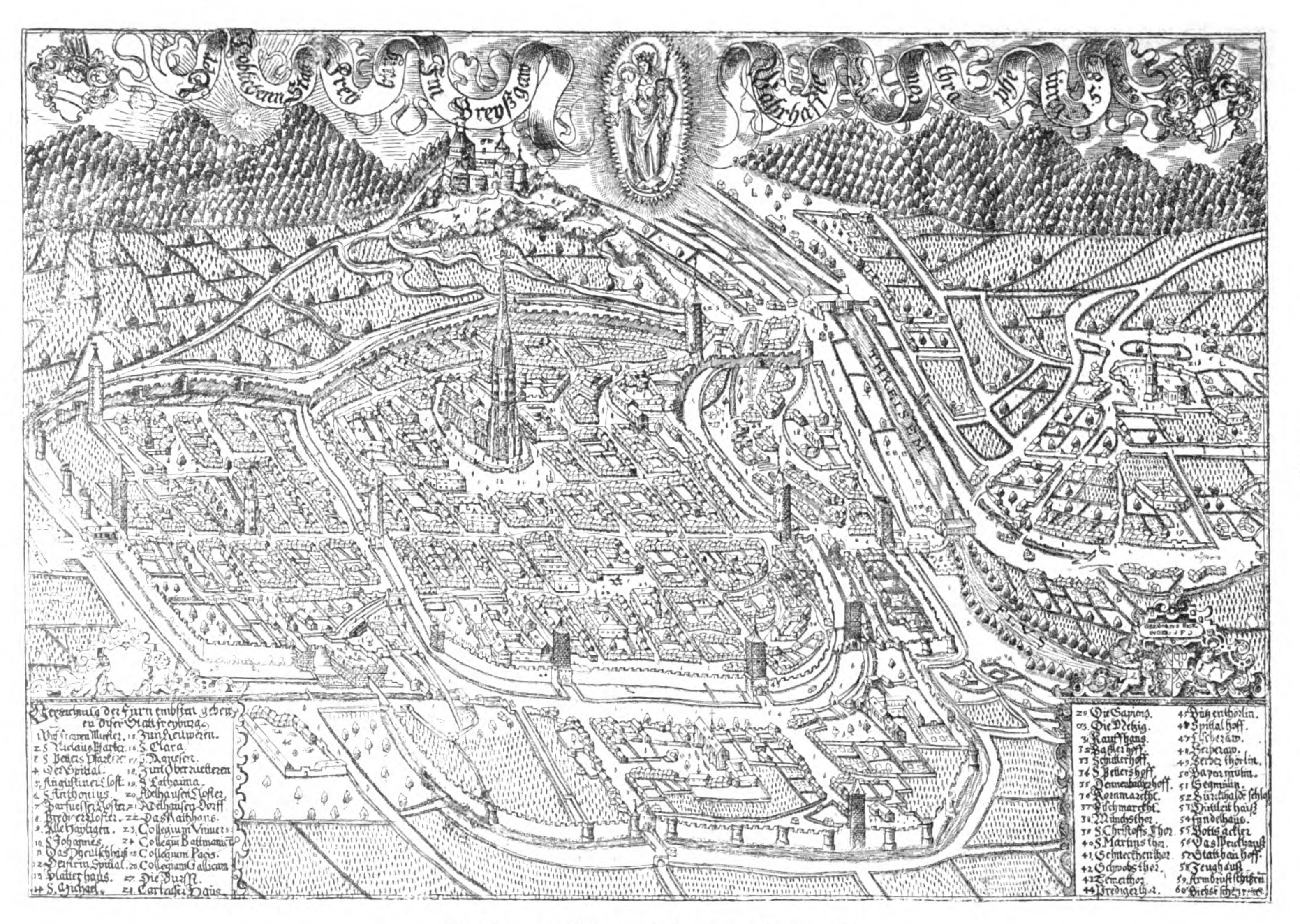
Da sich die Pfarrgeistlichkeit der Tätigkeit der neuen Orden aufs heftigste widersetzte, mußten sie zunächst außerhalb der Stadtmauer sich niederlassen; 1229 befahl der Papst Gregor dem widerstrebenden Konstanzer Bischof, die erste vor den Toren Freiburgs liegende Franziskanerkirche, die nur ein Notbau war, zu weihen — aber erst 1246, wird den Franziskanern die alte Martinskapelle überlassen, an deren Stelle sie dann 1262 den umfangreichen Klosterbau beginnen, der in der Martinskirche mit dem anstoßenden halben Kreuzgangflügel noch erhalten ist.

Die Dominikaner und die Augustiner bekamen ihre Plätze am Rand der Stadt, an der Stadtmauer, die Dominikaner an dem nach ihnen benannten Predigertor, die Augustiner zwischen der Salzstraße und der Stadtmauer.

Diese drei Klosterkirchen waren alle ohne Turm und Querschiff; sie zeigten den Typ der Bettelordenskirchen, mit einem langgestreckten Chor für die Mönche und einem breiteren Langhaus für die Gemeinde, eine Kombination von Kloster- und Pfarrkirche, deren beide Teile durch den Lettner von einander getrennt waren.

Vom Predigerkloster sind Reste des Kreuzgangs aus der Zeit nach 1200 und das Langhaus der Kirche in der allerdings umgebauten Gestalt des St. Vinzentiushauses auf uns gekommen.





2. Sickingers Stich von Freiburg vom Jahre 1589

Vom Augustinerkloster ist noch am meisten, wenn auch in arg verwüstetem Zustand, erhalten, die Kirche, das ehemalige alte Theater und der Kreuzgang mit einem Teil der Klostergebäude.

Wir müssen aus der Tatsache, daß die Franziskaner 1229 schon vor den Toren sich niederließen, schließen, daß die Bebauung der Vorstädte sehr früh schon begonnen hat, die meisten der in der Vorstadt Neuburg in der Prediger- und Schneckenvorstadt gelegenen Stifte und Frauenklöster gehen noch in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zurück.

Daß es deren nicht wenige waren, zeigt uns Sickingers Stich (Fig. 2) vom Jahre 1589; liegen doch allein in der westlichen Lehener- und Predigervorstadt drei große Frauenklöster, St. Clara, St. Agnes und das Reuerinnenkloster, ziemlich dicht beisammen, dazu kommen noch in der Vorstadt Neuburg das große Johanniterhaus am Mönchstor, das Allerheiligenstift, das Armenspital; in der Schneckenvorstadt das Kloster der Wilhelmiten von Oberried und der Pfleghof des Klosters Tennenbach. Mit Ausnahme der südlichen hatten sämtliche Vorstädte ihre eigenen Pfarrkirchen, die Vorstadt Neuburg die stattliche Pfarrkirche St. Nikolaus mit einem sehr hohen steinernen Westturm, anscheinend ein frühgotischer einschiffiger gewölbter Bau, und die westlichen Vorstädte das kleine wohl sehr alte Kirchlein St. Peter.

Das stolze Stadtbild des mittelalterlichen Freiburgs, wie es Sickinger festgehalten hat, ist ein unverfälschter Ausdruck der Kultur der Zeit. Dem von außen Kommenden zeigt sich zunächst die wehrhafte Stadtmauer mit den hohen Tortürmen, ein Ausdruck der politischen Macht der Stadt, die vom Schloß auf dem Schloßberg ins Rathaus in der Stadt herabgestiegen war. Über die Mauer ragen die gleichen Dächer der Bürgerhäuser, die sich wie die Küchlein unter die Henne um das das Stadtbild krönende Münster herumlagern. Eingeleitet und begleitet wird die Wirkung des Münsters durch die ihm gleichgerichteten steilen Dächer der Stifte und Klöster mit ihren hohen Ostchören und den spitzen Dachreitern und Glockentürmchen. Diese gleiche Richtung der das Meer der Bürgerdächer überragenden Kirchendächer gibt dem Stadtbild einen Rhythmus und eine Einheitlichkeit, die einen ähnlich starken und stolzen Eindruck auslöst, wie eine im gleichen Wind segelnde Flotte mit dem Führerschiff in der Mitte.

Der Sickingerstich zeigt auch den Fortschritt in der Befestigung der Stadt, den man im Laufe des Mittelalters gemacht hatte. Zeigt die Stadtmauer der Altstadt außer den Tortürmen noch keinerlei Ausbauten oder Flankierungsanlagen, so sind im Gegensatz hierzu die Stadtmauern sämtlicher Vorstädte besetzt mit halbrunden vor die Mauer vorspringenden Flankierungstürmchen, die in Armbrustschußweite von einander entfernt liegen.

Obgleich bei Anfertigung des Stichs schon 200 Jahre seit Einführung des Feuergeschützes verflossen waren, zeigt er noch keinerlei Einrichtungen an den Verteidigungsanlagen der Stadt, die auf die Erfordernisse der neuen Waffe Rücksicht nehmen, nur das Bollwerk am Reuerinnenwinkel, das den Anschluß der Stadtmauer



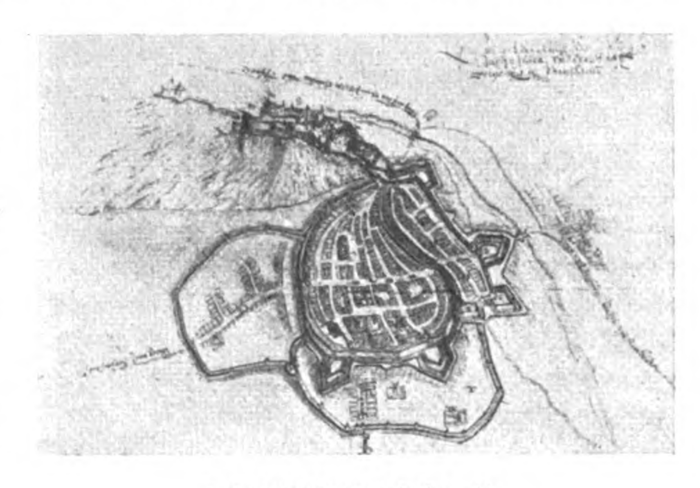
der Predigervorstadt an die der Neuburg deckt, ist eines jener stattlichen Werke, wie wir sie in jener Zeit auch an den Stadtbefestigungen anderer Städte, u. a. Basel, Schaffhausen und Straßburg, beobachten.

Mit dem 30jährigen Krieg erfolgte dann der Beginn der langen Leidenszeit, in der die Stadt wieder auf den Umfang und unter die Bevölkerungsziffer zusammenschmilzt, die sie im Jahr 1200 gehabt hat. Vier Belagerungen im 30jährigen Krieg hatten die Hälfte aller Gebäude in Schutt und Asche gelegt; die Lehener- und Predigervorstadt waren im Jahre 1644 vom schwedischen Kommandanten der Stadt zur Sicherung des Vorgeländes in die Luft gesprengt und niedergebrannt worden.

Durch den Westfälischen Frieden 1648 Grenzstadt geworden und in Nachbarschaft der damals schon französischen Festung Alt-Breisach, wird Freiburg nun in allen Kriegen mit Frankreich eine heiß umkämpfte Festung und damit war für lange Zeit jede gedeihliche Entwicklung ausgeschlossen. Tiefstes Elend, Brand und Blut bezeichnen für die Zeit von 1648—1745 die Geschichte der Stadt.

Die österreichische Regierung hatte die Gefahr erkannt und die Verteidigungswerke nach den neuesten Grundsätzen, wie sie die Einführung der Feuerwaffen verlangte, wieder in Stand setzen lassen.

Schon eine Zeichnung vom Jahr 1644 (Fig. 3) zeigt uns vor der Mauer der Altstadt vorgelegte fünfeckige Bastionen; sie springen weit in die Lehener- und Predigervorstadt vor, ein Zeichen, daß diese damals schon niedergelegt war.

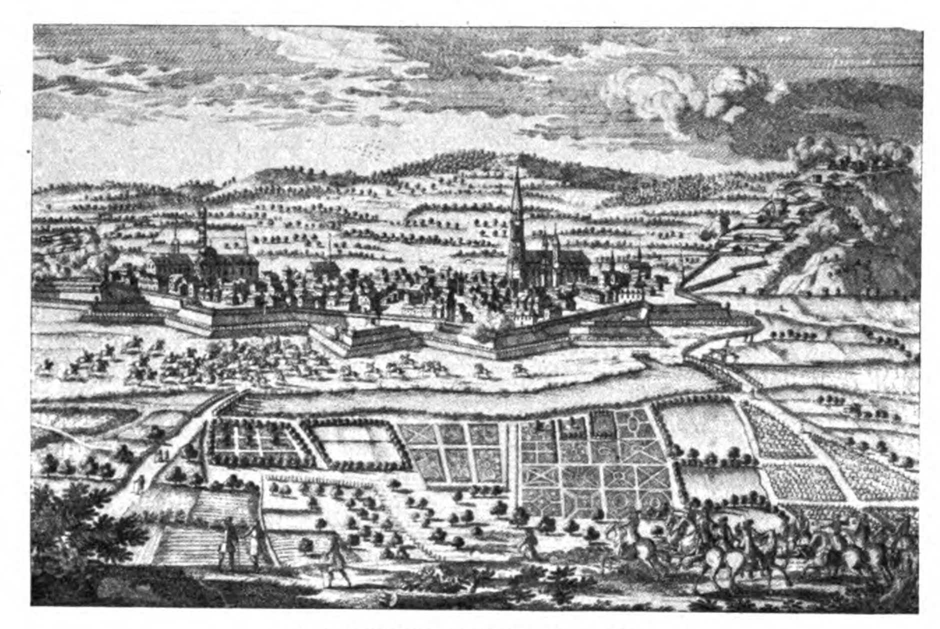


3. Stadtplan vom Jahr 1644

Das Burghaldenschloß ist ebenfalls verstärkt und auf dem obersten Schloßberggipfel steht zur Deckung dieser das Burghaldeschloß überragenden Höhe ein dicker steinerner Turm. 1668 wird das Burghaldeschloß noch durch Anlage weiterer Bastionen verstärkt und durch eine Kommunikation mit der Stadt verbunden — aber diese Arbeiten haben es doch nicht verhindern können, daß 1677 nach kurzer Belagerung der kopflos gewordene österreichische Kommandant Schütz die Festung an die Franzosen übergab, nachdem sich diese durch einen Handstreich der Vorstadt Neuburg bemächtigt hatten.

Und damit wurde Freiburg eine französische Zwingburg in deutschem Land, eine starke Festung, die es dem Franzosenkönig Ludwig XIV. jederzeit ermöglichen sollte, im Schutze dieses Brückenkopfes seine Heere über den Rhein marschieren zu lassen.





4. Die Festung Freiburg 1677—1745

Gleich nach der Einnahme ließ er Freiburg durch den berühmten Festungsbaumeister Vauban zu einer der stärksten Festungen umbauen (Fig. 4). Wohl war auch Freiburg im Mittelalter wie jede mittelalterliche Stadt eine wehrhafte Festung gewesen, aber die Befestigung hatte dem Schutz von Handel und Gewerbe der eigenen Bürgerschaft gedient und die Stadtmauer verteidigten die Bürger selbst; jetzt war die Stadt ein militärischer Stützpunkt in den Kriegen zwischen Habsburg und Frankreich. Die Bürger waren den Herren der Stadt höchst gleichgültig; fremde Regimenter, deren Sprache der Bürger gar nicht verstand, lagen in den Kasernen auf dem Schloßberg und hinter den Wällen.

Wer den Schloßberg hat, hat auch die Stadt, und in dieser Erkenntnis hat Vauban den Schloßberg bis ans Immental hin befestigt. Wenn wir heute da oben die schattigen Waldwege wandern, dann ahnen wir nicht, daß da einmal die Zitadelle der Festung gebaut war, daß da, wo wir jetzt grünes Efeu über spärlichen, kaum mehr als solche erkennbaren Mauerresten wuchern sehen, kahle Wälle, tiefe Gräben, steile steinerne Festungsmauern mit Toren und Zugbrücken, weit ausladenden Bastionen, Kasernen und Zeughäusern gestanden haben.

Der gefährdetste Teil des Schloßbergs gegen den überhöhenden Rücken des Roßkopf war geschützt durch das Oberschloß, mit tiefem Graben und besonders stark ausgebildeter Front gegen das Immental. Seinen Westteil bildete das Fort carrée oder der Stock auf dem höchsten Punkt des oberen Schloßbergs gelegen, das den wichtigsten Teil der ganzen Befestigungsanlage und die Kommandantenwohnung enthielt.

Zwischen diesem oberen und dem unteren Schloß bestand eine durch beiderseitigen Wall und Graben geschützte, auf dem Grat des Schloßbergrückens entlang laufende

Verbindung, in deren Mitte die Sternschanze, das Fort de l'étoile oder das Salzbüchsle gelegen war, ein Werk mit ebenfalls gegen die Roßkopfseite gerichteter Front, das nach Fall des Oberschlosses dem Gegner das Vordringen gegen das Unterschloß noch einmal erschweren sollte.

Der Stadt am nächsten lag dann das Unterschloß, das durch den tiefen künstlichen, noch aus früheren Zeiten stammenden Einschnitt in zwei Teile geteilt war, in einen oberen nördlichen, ein sogenanntes Hornwerk, auf dem jetzt der Bismarckturm steht, und einen südlichen Teil, der sich an der Stelle des alten Burghaldeschlosses befand, und sich in vier mit Bastionen bewehrten Terrassen über die heutige Ludwigshöhe und Kanonenplatz nach dem späteren Greifeneggschlößle gegen das Schwabentor hinabzog.

Die Befestigung der Stadt zeigt das Vaubansche System in seiner reinsten Form.

Die Stützpunkte der Verteidigung bilden die fünfeckigen Bastionen, von denen acht den Wall der Stadt umgaben; ihre Lage ist noch heute zu erkennen an den Grünplätzen, die den Kern der Altstadt umsäumen.

Dem Schwabentor zunächst lag die Petersbastion, in dem jetzigen Garten zwischen Wall- und Dreisamstraße, beim Landgericht die Bastion du roi, nachdem die Festung wieder österreichisch geworden war Bastei „Kaiser" genannt, dann die Bastion de la reine, die „Kaiserin Bastei", der heutige Alleegarten. Das Theater steht auf der Bastion Dauphin oder St. Leopoldsbastei, das Colombischlößchen auf der Bastion St. Josef, zwischen Ring- und Friedrichstraße lag die St. Karlsbastei, am heutigen Siegesdenkmal die Christoffels- und am Karlsplatz die Burgbastei.

Diese auf der Nordseite der Stadt gelegene Front war weniger stark befestigt, wie die West- und Südseite, da sie durch die Befestigungen auf dem Schloßberg einen starken Flankenschutz hatte.

Das Prinzip der Vaubanschen Manier bestand darin, dem Angreifer immer ein neues Hindernis in den Weg zu stellen, das er im Flankenfeuer überwinden mußte.

Wollte der Gegner eine Bastion angreifen, so befand er sich immer im Flankenfeuer der beiden Nachbarbastionen. Sein Angriff mußte sich daher stets auf zwei solcher Bollwerke gleichzeitig erstrecken.

Die Kämpfe, die sich um die Festung, die seit dem Frieden von Ryswyk wieder österreichisch geworden war, abspielten, gingen bei der Belagerung von 1713 um die Bastionen St. Leopold und St. Josef und bei der Belagerung im Jahre 1744 um die südlichen, Kaiser und Kaiserin.

Beide Belagerungen sind reich an Heldentaten, die wir Freiburger nicht vergessen sollen.

Leider hat der Weltkrieg das Denkmal für die bei der Verteidigung einer vorgeschobenen Lünette im Jahre 1713 gefallenen 200 österreichischen Grenadiere unter ihrem Obersten Rehling nicht mehr zur Ausführung kommen lassen.

Zweifellos bot auch die Festung Freiburg einen imposanten Anblick. Die mächtigen Bollwerke, die über das kahle Vorgelände der Festung hervorragten, die Gräben



mit den Holzbrücken und den Toren — das ganze überragt vom Münster und den Dächern der Klosterkirchen und dem Giebel der Jesuitenkirche und schließlich bekrönt von der massigen Zitadelle auf dem Schloßberg —, das was sicher ein Stadtbild von seltener Geschlossenheit und Monumentalität, wenn wir in ihm auch den Ausdruck der brutalen Machtpolitik Ludwigs XIV. erkennen müssen und verstehen, daß ein Aufatmen durch die Bürgerschaft ging, als im Frühjahr 1745 die Wälle und Bastionen von den Franzosen vor ihrem Abzug gesprengt wurden.

Die großartigste Seite der Baukunst jenes Zeitalters der absoluten Fürstenmacht, die in den Residenzen, Schloßanlagen und Städtegründungen weltlicher und geistlicher Fürsten, wie in Bamberg, Würzburg, Mannheim und Karlsruhe, sich auslebte, ist im Freiburg des 18. Jahrhunderts nicht vertreten.

Freiburg war eben nicht Residenz, sondern ausschließlich Festung und blieb im mittelalterlichen Bestand seiner Häuser unberührt.

Das bedeutendste Bauwerk, das der Barock in Freiburg hinterlassen hat, ist die aus den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts stammende Jesuitenkirche mit dem einfach großen Innenraum und der mächtigen Sandsteinfassade. Im Innern ist die Teilung in einzelne Kirchenschiffe, wie sie das Mittelalter angewandt hatte, aufgegeben — ein weitgespanntes Tonnengewölbe überdeckt den einen großen Raum des Kircheninnern. Nach Aufhebung der Festung entstehen dann einzelne bedeutsame bürgerliche Bauten, am Münsterplatz das Wenzingerhaus (Fig. 5), das zum allerfeinsten gehört was die bürgerliche Baukunst des 18. Jahrhunderts geschaffen hat. Das schönste ist das ovale mit einem bemalten Kuppelgewölbe geschmückte Treppenhaus. Die hohe Kunst dieses Innenraumes liegt in der strengen Durchführung der räumlichen Idee, der alles Nebensächliche untergeordnet wird.



5. Wenzingerhaus am Münsterplatz

Es ist Christian Wenzinger, dessen feiner Geist diesen Bau geschaffen hat, der Künstler, Wohltäter und Stifter, „der Jahrhunderte durchlebte und durch den Jahrhunderte leben", wie die Inschrift seines Grabsteins auf dem alten Friedhof rühmt. An diesen edlen Mann soll man denken, wenn man über den Münsterplatz geht und sich seines stattlichen Werkes erfreut.

Ein einfacherer, wahrscheinlich auch von ihm entworfener Bau ist das Haus „zur lieben Hand" in der Löwengasse, mit der schönen Madonnenfigur im Giebel; das Haus diente ehemals als Absteigequartier des Fürstabtes von St. Gallen (Fig. 5a).



5a. Haus zur lieben Hand, Löwenstr. 16

Der ausklingende Barock ist vertreten in dem Sickingenschen Palais in der Salzstraße, einem strengen Bau von der Hand des Baumeisters d'Irnard, dem wir auch die mächtige Klosterkirche von St. Blasien zu verdanken haben.

Wenn das 18. Jahrhundert auch nur wenig bedeutendere Bauten schaffen konnte, so zeugt doch der in dieser Zeit vorgenommene Umbau der mittelalterlichen Häuser von dem nie wieder erreichten hohen Stand des damaligen Bauhandwerks.

Die Stuckdecken in den alten Bürgerhäusern, die Öfen, die Treppen sind wahre echte Handwerkerkunst, von der wir heute trotz aller Kunst-, Hoch- und Kunstgewerbeschulen noch weit entfernt sind.

Erst in den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts wächst die Stadt über den Umfang der alten Festung wieder hinaus und zwar in der Erweiterung zwischen Karlskaserne und Ludwigskirche, der alten Klosterkirche des Klosters Tennenbach, die dort abgetragen und unter Zufügung eines Glockenturmes wieder aufgebaut wurde. In dieser Stadterweiterung steckt noch etwas von dem großzügigen Geist landesfürstlicher Stadtbaukunst des 18. Jahrhunderts. Die Einheitlichkeit der Bebauung der Straßenwände, die wirksame Betonung des Stadteingangs durch die beiden symmetrischen Wachhäuschen des alten Zähringertors und der symmetrischen halbrunden Hausecken der Eckhäuser Kaiserstraße, Rhein- und Bernhardsstraße sind die letzten Beispiele einer Kunstrichtung, der die neue Zeit der Maschine und der Industrie ein Ende bereiten sollte.

Diese Stadterweiterung, mit den einfach vornehmen Hausfronten, die nur durch die guten Verhältnisse wirken, die Bauten des Sautierschen Hauses, der Kommandantur, des Museums und des erzbischöflichen Konvikts sind Werke eines Schülers und Zeitgenossen Weinbrenners, des Bauinspektors Arnold und wenn auch schwächlicher so doch ganz im Geiste Weinbrenners gehalten.

Ehe wir uns der Entwicklung Freiburgs im 19. Jahrhundert zuwenden, ist es notwendig, die Ursachen der hohen Schönheit des alten Stadtbildes zusammenzufassen:



Es ist erstens die planmäßige Durchbildung des Stadtorganismus; die Größe der Straßen und Plätze sind den Bedürfnissen angepaßt. Der Markt und die Verkehrsstraßen zu den Toren sind breit, die Straßen nur zum Wohnen, abseits dieser angelegt, sind entsprechend schmaler; der große Platz für die Pfarrkirche ist schon bei der Planung der Stadt vorgesehen.

Der von genossenschaftlichem Geist getragene Zusammenschluß der Handwerker und Gewerbetreibenden in Zünfte führte dazu, daß die Verkaufsräume nach der Art der verschiedenen Gewerbe geschlossen zusammengelegt wurden. So entstanden, wie in allen mittelalterlichen Städten, die Lauben und die Verkaufsbuden; auf der Kaiserstraße die Brotlaube, die Metzgerlaube und die Wechslerlaube; an der Münstergasse, unter den Arkaden der Südwand des Heiliggeistspitals, an der Stelle des jetzigen Kaffee Schanz, die Lugstühle, und am Münsterplatz, angelehnt an die Kirchhofmauer, die Kornlauben.

Diese Verkaufseinrichtungen waren von den Zünften gemeinsam verwaltet und beaufsichtigt und waren völlig getrennt von den Wohnungen der betreffenden Gewerbetreibenden. Wir finden also in der mittelalterlichen Stadt die Trennung zwischen Wohn- und Geschäftsviertel schon vorbereitet, die der moderne Städtebau erst anstrebt, und wie er sich, wenn natürlich in anderer Form, in den heutigen Großstädten erst durchzusetzen beginnt. Einen ähnlichen Vorgang können wir feststellen in der Zusammenlegung gewisser Gewerbe, z. B. der Gerber, in bestimmte Stadtteile, wie hier in Freiburg in der Gerberau.

Die mittelalterliche Baukunst ist zweitens eine Kunst der Tradition, d. h. der Verdienst am Kunsthandwerk gebührt immer nur zur Hälfte dem Einzelnen, zum anderen Teil gebührt er den Trägern dieser künstlerischen Überlieferung, den Handwerkern und ihren Organisationen, den Zünften. Die Baukunst wurde nicht als Kunst gelehrt auf Schulen, sondern als Handwerk in der Werkstatt. Die Grundlage allen Bauschaffens war die allen Bauenden gemeinsame Grundanschauung, daß ein Bauwerk zunächst auf die einfachste Form gebracht werden mußte, ehe an das schmückende Beiwerk gegangen werden kann. So sind die alten Häuser die allereinfachsten Baukörper mit den simpelsten Satteldächern und bilden aber gerade durch diese Einfachheit den ruhigen Hintergrund auf dem die öffentlichen, dem geistigen Zuge der Zeit folgend, die kirchlichen Bauten erst recht zur Geltung kamen.

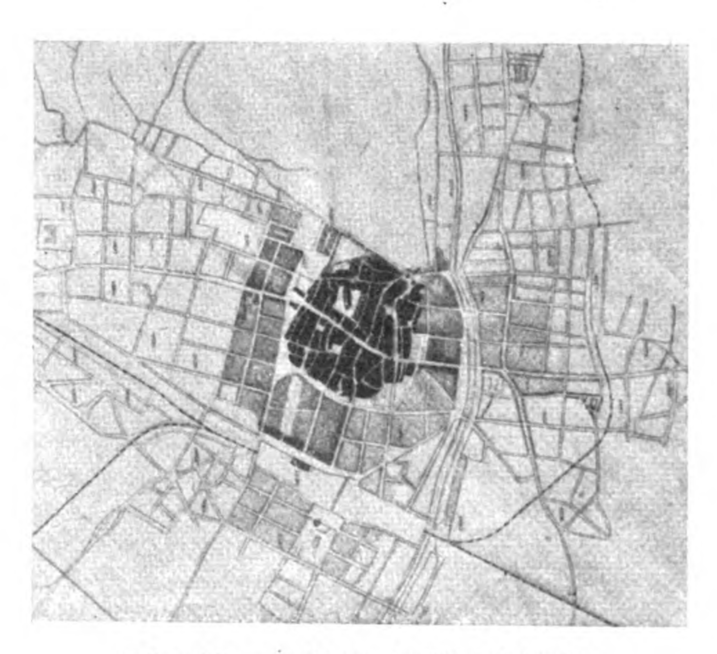
Dieses führt uns zur dritten und eigentlichsten Grundursache für die Höhe der alten Stadtbaukunst.

Sie ist der Ausfluß einer das ganze Volksleben lebendig durchdringenden, allen Volksgenossen gemeinsamen Weltanschauung. Aus ihr fließen die höchsten Kunstwerte. Es ist die religiöse Begeisterung der Kreuzzugszeit, die in dem Münsterbau das Stadtbild krönt, in diesem Wunderwerk, das in seiner Größe, aber auch im Grad seiner Durchbildung alle anderen Bauten der Stadt weit überragt und in einem solchen Kontrast zu ihnen steht, daß sie nur den Rahmen oder die Fassung für diesen Edelstein abgaben. Dieser Kontrast wird nicht nur dadurch hervorgebracht, daß am Kirchenbau

sich eine dem Profanbau durchaus fremde und reichere Formenwelt entwickelt, sondern schon durch die Auswahl des kostbareren Baumaterials: Im Gegensatz zu den verputzten Bürgerhäusern wird der Münsterbau als einziges Bauwerk der Stadt ausschließlich als massiv durchgeführter Hausteinbau ausgebildet.

Diese einheitliche Weltanschauung findet ihren Ausdruck nicht nur in der Haltung der Profanbauten zu den kirchlichen Bauten, sondern er durchdringt auch das ganze Handwerk.

Wir können auch hier eine Steigerung der Ausdrucksmittel zur höchsten Prachtentfaltung nur da feststellen, wo es sich um kirchliche Zwecke handelt. Der Hochaltar, die Kanzel, der Taufstein, die Glasfenster der Kirche stehen auf einer andern, grundverschiedenen Stufe der künstlerischen Durchbildung in Reichtum und Form des Materials als auch die reichsten Ausstattungen der weltlichen Bauten.



6. Entwicklung Freiburgs im XIX. Jahrhundert

Der Plan von Freiburg, in dem die Stadtteile desto dunkler gehalten sind je älter sie sind, soll die Entwicklung der Stadt im 19. Jahrhundert veranschaulichen (Fig. 6).

Nachdem nun einmal mit der Stadterweiterung der 20er Jahre der Umfang der Altstadt überschritten ist, bringt jedes Jahrzehnt die Entwicklung eines neuen Stadtviertels. Auf die Erweiterung der Zähringerstraße folgt in den 40er Jahren die Verlängerung der Kaiserstraße bis zur Dreisam und die Bebauung des Karlsplatzes. Und dann folgt der bedeutsamste Schritt in die neueste Zeit, die Eröffnung des Bahnhofs im Jahr 1845. Gleichzeitig entsteht als Folge davon das Bahnhofviertel und

zwar zunächst in den 60er Jahren die verlängerte Berthold- und die Bahnhofstraße, dann die Friedrichstraße und das Viertel zwischen dieser und der Albertstraße.

Auch nach Süden dehnt sich die Stadt aus — es entstehen die beiden schönsten Wohnstraßen im heutigen Freiburg, die Marien- und die Luisenstraße, mit ihren einfach vornehmen Einfamilienhäusern mit den großen Gärten auf dem ehemaligen Wallgelände.

Aber auch schon über die Dreisam erstreckt sich die Stadterweiterung. Im Jahr 1860 wird die breite baumbestandene Günterstaler Straße angelegt, die zusammen mit der zur gleichen Zeit aus Landstraße und Feldweg entstehenden Basler- und Talstraße die Grundzüge für die Entwicklung des Wiehrestadtteils abgeben sollten.

Nach dem siegreichen Krieg 1870/71 zeigt sich das Erstarken der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und des Unternehmergeistes, indem sich das Tempo der Erschließung neuer Straßen und Stadtteile von Jahr zu Jahr beschleunigt. Den 70er Jahren verdanken wir das Viertel zwischen Garten- und Bertholdstraße, die erste Stadterweiterung im Stühlinger, die Festlegung der Straßen zwischen Zähringer- und Mozartstraße und die älteren Straßenzüge der Wiehre. In den folgenden Jahrzehnten bis vor dem Krieg reiht sich Haus an Haus und Straße an Straße, die Stadt dehnt sich von Haslach bis an den Waldsee und von Günterstal bis Zähringen.

So zeigt unsere Vaterstadt in den letzten hundert Jahren einen Aufschwung und eine Zunahme, die sich nur mit dem blühenden Wachstum der Stadt in den beiden ersten Jahrhunderten seit ihrer Gründung vergleichen läßt. Um den Kern der Altstadt legt sich ein Kranz von Vorstädten, von denen jede an sich schon umfangreicher als die Altstadt ist. Alle Errungenschaften der Technik, des Straßenbaues, der Elektrizität und der Stadthygiene sind aufs peinlichste durchgeführt. An breiten baumbestandenen Straßen stehen stattliche Wohnbauten, Schulen und Kirchen, alle massiv und reich verziert mit Ornamenten; breite Fahrstraßen führen auf den Bergen über der Stadt auf den Schloßberg und ins Günterstal, und wenn der Krieg nicht gekommen wäre, hätten wir auch schon die Drahtseilbahn auf den Schloßberg mit einem Aussichtsturm am Endpunkt und einem „eleganten Restaurang".

Sicher ist Freiburg auch noch heute eine der schönsten und gesundesten Städte Deutschlands — aber wir wollten ja das alte und das neue Freiburger Stadtbild einem kritischen Vergleich unterziehen, und da fragen wir uns doch: weist auch das neue Freiburg jenen hohen Grad organischer Schönheit auf, die wir als das wesentlichste Merkmal des alten Freiburg erkannt haben?

Für Menschen, denen Schönheit nicht ein Luxusartikel ist, den man sich mit mehr oder weniger Geld kaufen zu können glaubt, sondern denen sie der vollendetste Ausdruck einer organischen Gesetzmäßigkeit bedeutet, die mit viel oder wenig Geld überhaupt gar nichts zu tun hat — für solche Leute kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das moderne Freiburg an solcher Schönheit sich mit dem mittelalterlichen bei weitem nicht messen kann.

Als erste Hauptursache für die Schönheit der alten Stadt hatten wir die Planmäßigkeit ihres Grundrisses erkannt, in dem den Straßen je nach ihrem Zweck ihre sinngemäße Breite, den öffentlichen Gebäuden die ihrer Bedeutung entsprechende Stellung gesichert war.

Wie stehts damit im modernen Freiburg?

Die Entwicklung Freiburgs zeigt dieselben Grundzüge, die für alle modernen Städte typisch sind, vor allem das durch die Erfindung der Dampfmaschine hervorgerufene Anschwellen des Verkehrs und der Bevölkerungsziffer. Der Bahnhof liegt zunächst weit vor der Stadt, auf die Stadtentwicklung wirkt er wie ein Magnet, in dem sehr bald der zwischen ihm und der Stadt liegende Raum bebaut wird. Dann wird er selbst aber zum Mittelpunkt, und so sehen wir auf der anderen Seite des Bahnhofs sehr bald ein neues Viertel entstehen, an dessen Möglichkeit im Jahre 1845, in dem das erste kleine Bahnhöflein eröffnet ward, noch niemand auch nur im entferntesten zu denken wagte. Und schon macht sich in der Stadtentwicklung die Bahn, die jetzt mitten durch die Stadt führt, sehr unangenehm bemerkbar; sie schnürt den neuen Stadtteil von dem alten ab, so daß schon bald diesem mißlichen Zustand durch das nicht gerade wünschenswerte Mittel der Unterführung wenigstens eine notdürftige Abhilfe geschaffen werden mußte. Wir finden also, daß die Entwicklung der Technik und des Verkehrs einen so riesenhaften Fortschritt gemacht hat, daß auch beim besten Willen eine vorausschauende Planung der Stadtentwicklung nicht möglich gewesen wäre.

Die Projektierung dieser neuen Stadtteile erfolgte bis etwa in die 90er Jahre nach dem rechtwinkeligen Baublockschema.

Zeigen die Straßen aus der Zeit vor 1870 auch eine gewisse Nüchternheit, so wirken doch die Häuser aus jenen Jahren durch einfache und gediegene Durchbildung noch durchaus erfreulich. Im Innern finden wir noch gediegen gearbeitete Treppen, gute Innenräume, die Fassaden haben noch gute Verhältnisse, die Hinterfronten sind mit nicht geringerer Liebe durchgebildet als die



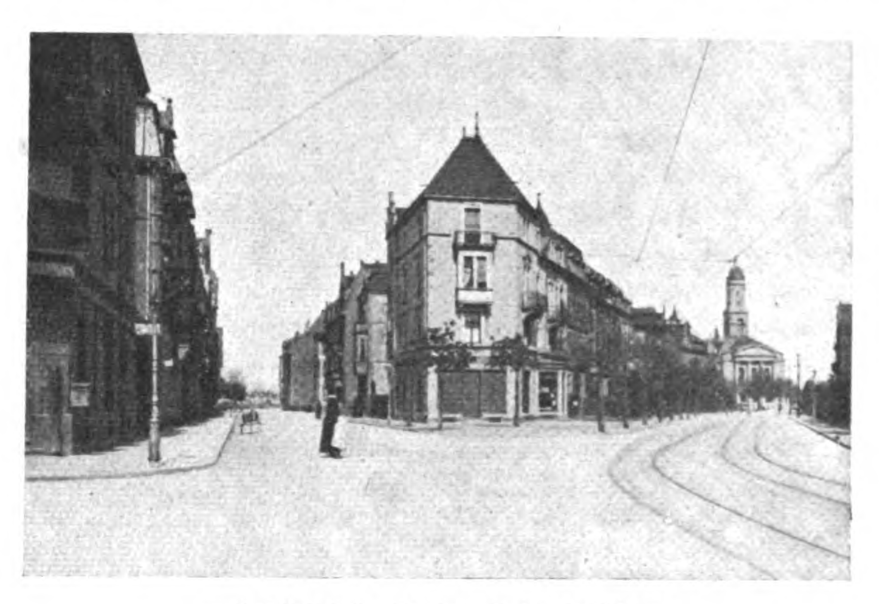
M 1:1500.

7. Ausschnitt aus der neuen Stadterweiterung des Stühlinger Stadtteils

Straßenseiten und die Rückseite der Häuser am Karlsplatz, der Dreisam- oder Bertholdstraße wandte sich noch einem wohlgepflegten Garten zu.

Aber nach 1870, als die rasende Entwicklung der deutschen Industrie das überstürzte Anschwellen der deutschen Großstädte mit sich brachte mit seiner wilden Gründer- und Spekulationssucht, da steht auch das Stadtbild unserer Vaterstadt im Zeichen der Bauspekulation.

Andere Gesichtspunkte bei der Anlage neuer Stadtteile, als den, Gelände für den Grundstückshandel zu erschließen, indem man es nach dem Reißbrettschema in lauter



8. Häßliche spitze Straßenecke im Stühlinger

rechtwinkelige Baublöcke aufteilte, kannte man damals noch nicht. Weder trennte man nach Wohn- und Geschäfts- und Verkehrsstraßen, noch kümmerte man sich bei Anlage neuer Straßen um die Himmelsrichtung, und so entstanden die langweiligen Straßenbilder im Stühlinger und in der Wiehre.

Inzwischen waren bei den Stadterweiterungen der Großstädte die Gesichtspunkte des Verkehrs immer mehr in den Vordergrund getreten.

Diese gleichbreiten Straßen der Stadterweiterungen der Mitte des 19. Jahrhunderts hatten den Anforderungen nicht mehr genügt, man war in arge Verlegenheit gekommen, wenn sich eine solche Straße schon 20 Jahre nach ihrem Entstehen für die Verlegung einer Elektrischen als zu eng erwies — man verlangte nach breiteren Straßen und vor allem nach Diagonalstraßen. Es entstand eine wahre Sucht alle Straßen als breite Verkehrsstraßen anzulegen und sie möglichst in der Diagonale zu führen (Fig. 7). Am Schnittpunkt solcher Straßen entstehen dann jene unglückseligen Sternplätze, die gar keine Platzwände mehr haben, da die Straßenöffnungen mehr Raum einnehmen als die Häuserfronten, Plätze, deren Wandungen allseitig aus Lö-

chern bestehen. Wie die entstehenden spitzwinkeligen Baublöcke bebaut werden sollen, daran hat man auch nicht gedacht; was für häßliche Bilder daraus entstehen, zeigen verschiedene Straßenecken im Stühlinger Stadtteil (Fig. 8).

Im alten Freiburg bis ins 18. Jahrhundert gehörte der Boden dem Stadtherrn, der ihn gegen einen geringen Zins dem Baulustigen in Pacht gab. Boden und Bau waren rechtlich getrennt, eine Wertsteigerung des Bodens durch Bauten, die noch gar nicht auf ihm standen, war ausgeschlossen. Nach dem heutigen Recht richtet sich der Wert des Bodens nach dem Ertragswert des Hauses, das einmal auf ihm erbaut werden soll.

Wir sehen deshalb allenthalben in unserer Stadt das Bestreben, die zulässige Bebauungshöhe hinaufzutreiben, um durch Häufung der Stockwerke den Mietertrag zu erhöhen und dadurch den Boden für den Grundstückshandel teuerer zu machen. An Straßen, auf deren einer Seite noch in den 90er Jahren zweigeschossige Bauweise Vorschrift war, sehen wir 10 Jahre später auf der anderen Seite die 4½geschossige Bauart. Ja, auf ein und derselben Straßenseite finden wir ein von Jahr zu Jahr zunehmendes Höherwerden der Wohnbauten.

Weit vor der Stadt, sogar in den Vororten, überall da, wo die Bauordnung ihren Einfluß ausdehnt, sogar in den Dörfern Uffhausen und Haslach, finden wir schon die das Landschaftsbild kilometerweit verunstaltende städtische Mietskaserne, und zwar in Gebieten, wo eine berechtigte Steigerung des Bodenwertes durch günstigere Verkehrs- oder Geschäftslage gar nicht hatte stattfinden können.

Nun hat man versucht, durch die Bauordnung einer zu weit gehenden Bebauungsdichte Einhalt zu tun und hat die offene und halboffene Bauweise vorgeschrieben, welche einen gewissen Zwischenraum zwischen den einzelnen Häusern vorsieht. Es dürfen keine längeren Hausgruppen wie 37 Meter erstellt werden und diese müssen voneinander durch 9 Meter breite Zwischenräume getrennt sein.

Bei zweigeschossigen Bauten ist diese Bauweise ganz schön, sie wird aber zum Unsinn bei vier- und fünfstöckigen Mietskasernen, zu denen sich das Freiburger Mietshaus allmählich entwickelt hat. Statt eines Einblicks in freundliche Gärten hat man dann meist einen Blick auf die Hinterhäuser der anderen Seite des Baublocks, durch die Zwischenräume zwischen zwei Hausgruppen. Was an bebauter Grundfläche bei der offenen Bauweise verloren geht, wird dann durch größere Tiefe wieder eingeholt, so entstehen Grundrisse, bei denen die Zimmer zum großen Teil nicht mehr nach der Straße oder dem Garten, sondern nach dem Zwischenraum zwischen den beiden Häusern zu gelegt werden.

Es wäre richtiger, die Häuser niedriger und ohne Hinterflügel zu halten, diese Zwischenräume fallen zu lassen, längere Gruppen geschlossen zu bauen und ihnen dafür tiefere Hintergärten zu geben. Überhaupt müßte viel mehr versucht werden, ganze Baublöcke einheitlich zu gestalten, wie ja schon ein erfreulicher Anfang in der Häusergruppe zwischen Bayern- und Lorettostraße gemacht worden ist.





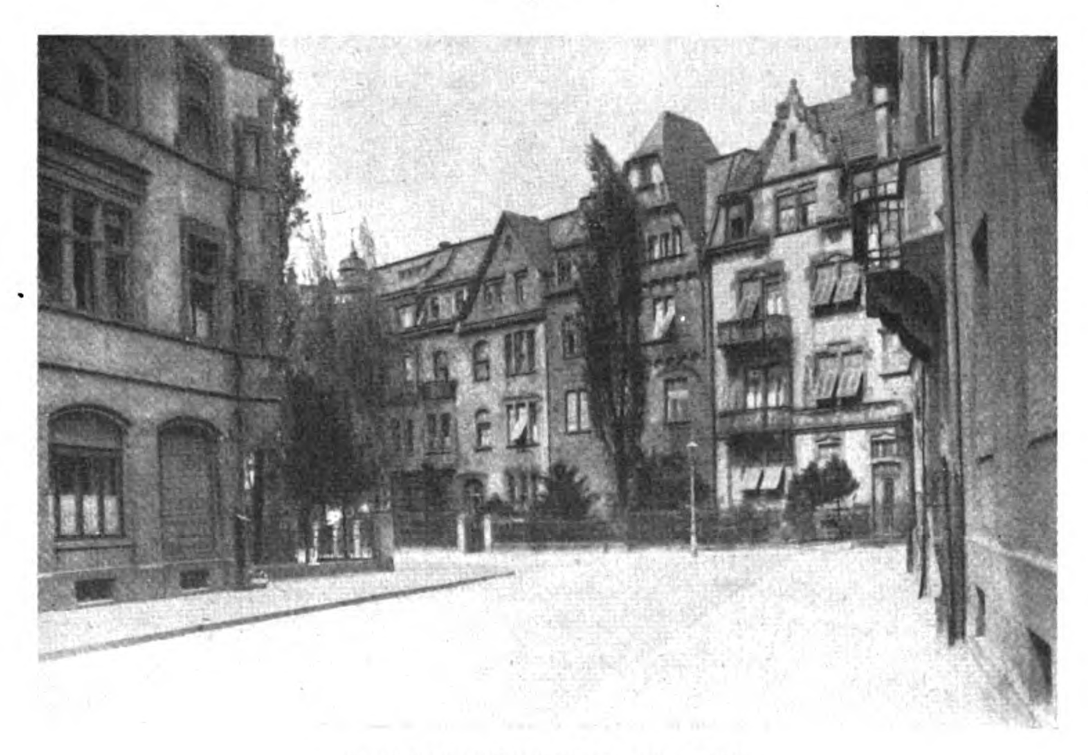
9. Moderne Mietshäuser; Hinterfronten

Daß das Mietshaus, das im Vorrat hergestellt wird, kein Recht hat, im Straßenbild als Einzelbau und jedes Haus verschieden vom Nachbarhaus aufzutreten, zeigt ein Blick auf die Hinterfronten solcher Häuser (Fig. 9). Da zeigt sich wirklich, daß als Organismus ein Haus dem andern gleicht — nur nach der Straße zu macht jedes ein anderes Gesicht, in der Absicht, etwas anderes vorzutäuschen, als es eigentlich ist (Fig. 10).

Wir hatten ferner gesehen, daß in der Zeit vor 1800 allen Bauenden die in einer gesunden handwerklichen Tradition gefestigte Grundanschauung gemeinsam war, daß ein Bauwerk zuerst auf seine einfachste organische Grundform gebracht werden müsse. Das alte Freiburger Bürgerhaus (Fig. 11) ist ein einfacher viereckiger Baukörper, der eine Seite der Straße, eine dem Hofe zukehrt, und dessen beide anderen Seiten als Brandgiebel sich an die Nachbarhäuser anlehnen.

So zeigen sich uns, vom Schloßberg aus betrachtet, die alten Bürgerhäuser in der Salzstraße, der Herrenstraße oder am Münsterplatz.

Der einfache logische Aufbau ist ohne weiteres schön, weil er den Zweck klar zum Ausdruck bringt, das behäbig breit gelagerte Haus, dem das hohe Dach wie ein schützender Hut aufgesetzt ist. Ein einfacher konstruktiver Gedanke ist auf die selbstverständlichste Weise zum Ausdruck gebracht und darum schön. Es waren also gesunde technische Gedanken, die den Maurermeister oder den Zimmermann von anno dazumal bei seinem Bau beseelten.



10. Moderne Mietshäuser; Vorderseiten

Solche vernünftige Gedanken darf der moderne Baumeister aber nicht haben. Sein Haus ist Spekulationsobjekt. Er geht nicht von der Absicht aus, einen vernünftigen und klaren Baukörper hinzustellen, sondern er ergreift zunächst die Bauordnung und sieht dort nach, wie hoch, wie tief, wie breit als möglich er bauen darf, um dem teueren Boden so viel Mietertrag abzuringen als es die Bauordnung zuläßt und wenn möglich noch etwas mehr.

Wenn er 3½geschossig bauen sollte, hat er das Bestreben, 4½geschossig zu bauen, indem er das vierte Geschoß als Vollgeschoß baut und nur nach außen mit Ziegeln behängt, damit es als Dach in die Erscheinung tritt.

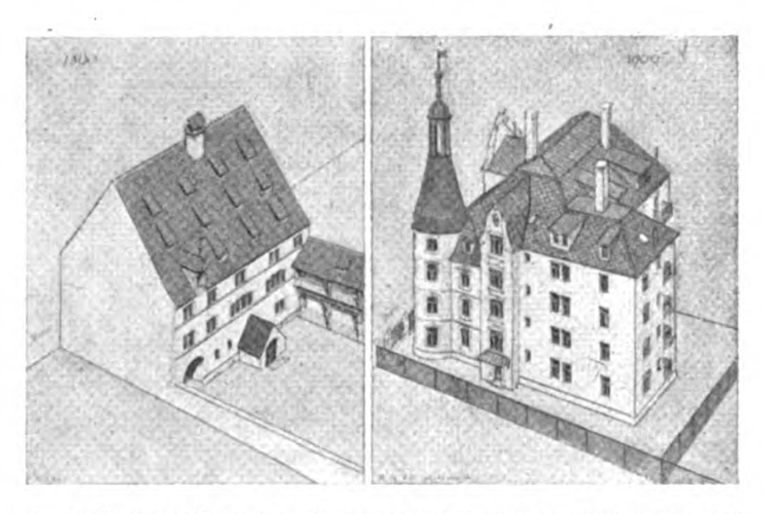
Nach hinten zu tut er seinen Gefühlen gar keinen Zwang mehr an und baut nach der Tiefe möglichst tief und nach der Höhe wenn irgend möglich gleich fünfstöckig. Was für eine üble Rolle die halboffene Bauweise dabei spielt, indem sie dazu zwingt, die Zimmer gegen den Bauwich zu legen, haben wir schon erwähnt. Da nun aber das Haus doch aussehen soll wie eine hochherrschaftliche Villa, dürfen Giebel, Balkone und Erker nach der Straße zu nicht fehlen, während die Rückseite in trostlosester Nüchternheit erstrahlt.

Selbstverständlich fehlt diesem aus rein kaufmännischen Überlegungen heraus entstandenen Gebilde der logisch gesunde und deshalb befriedigende Aufbau, der die Schönheit des alten Hauses ausmacht, bei dessen Entstehung ein wirklich architektonischer Geist obgewaltet hat.

Als wesentlichste und tiefste Ursache der Schönheit alter Stadtbilder hatten wir schließlich die allen Volksgenossen gemeinsame Weltanschauung erkannt, die im Kontrast zum Ausdruck gekommen ist, den der aufs höchste gesteigerte Münsterbau gegenüber den einfachen weltlichen Bauten hervorgebracht hat. Kennt auch das moderne Stadtbild diese ehrfürchtige Zurückhaltung der Wohnbauten gegenüber der Heiligkeit der kirchlichen oder der Würde der weltlichen öffentlichen Gebäude?

Ist unseren Kirchen und Schulen auch wie den öffentlichen Bauten des alten Freiburg schon im Stadtplan ein Platz eingeräumt, der ihrer Bedeutung fürs öffentliche Leben entspricht?

Ach nein, sie müssen vorlieb nehmen mit der Ecke eines Baublocks, den ihnen die Bauspekulation gnädig gerade noch übrig gelassen hat. Und so stehen sie nicht mehr



11. Freiburger Wohnhaus aus dem Jahr 1500 und aus dem Jahr 1900

an Plätzen oder an Punkten, wo sie die Straße beherrschen, sondern sie stehen in der Reihe der Wohnbauten, ohne zur Geltung zu kommen, da ja der Stadtplan nur nach dem Gesichtspunkt des Geländeaufschließens oder des Verkehrs angelegt worden, und bei seiner Planung an die Bauten, die auf ihn zu stehen kommen sollten, überhaupt nicht gedacht worden ist.

Was hätten für Wirkungen erzielt werden können z. B. in der Wiehre, wenn die Bauten der Johanneskirche, der Lessingschule und der Gewerbeschule an einem räumlich empfundenen Platz hätten erbaut werden können!

Die Thurnseeschule, Christuskirche, das Lehrerseminar, die Hildaschule, das Realgymnasium, stehen diese Bauten nicht ebenso langweilig und banal auf ihren Plätzen, wie die Häuser, die sie umgeben? Alle diese Bauten stehen rein zufällig da, nur weil zur Zeit ihrer Bebauung der Bauplatz eben noch frei war. Die hohe Kunst des landesfürstlichchen Städtebaues des 18. Jahrhunderts, mit ihrer bewußten Verteilung der Monumentalbauten nach ihrer Bedeutung, ist restlos verloren gegangen.



Durch den bevorzugten Bauplatz können unsere öffentlichen Gebäude also nicht mehr wirken, noch weniger aber durch die gehobene Durchbildung in Form und Material im Gegensatz zu den einfach gehaltenen Wohnbauten.

Was wir für diese schon festgestellt haben, daß jedes Haus ein anderes Gesicht zeigen will als das nebenstehende, gilt erst recht von den Geschäftshäusern, von denen jedes den Herrn Nachbar durch Aufwand von Haustein und Ornament totzubrüllen sucht.

Es ist natürlich ausgeschlossen, daß der edelste öffentliche, kirchliche oder weltliche Monumentalbau, auch wenn ihn der beste Architekt der Welt aus kostbarstem Material gebaut hätte, neben den Geschäftshäusern, Kaffees und Restaurants der letzten Jahrzehnte der Vorkriegszeit noch irgend wie zur Geltung kommen könnte. Das moderne Stadtbild bringt ein derartiges Überwiegen der Interessen des Einzelnen zum Ausdruck, daß die Würde und die Macht des Staates oder der Stadt, die Heiligkeit der Kirchen, die sich in ihren Bauten ausdrücken sollte, nicht mehr dagegen aufkommen können.

Es wäre verkehrt, wenn nicht zugestanden würde, daß im letzten Jahrzehnt vor dem Krieg die Zahl derer, die einsahen, daß es so nicht weiter gehen könne, immer mehr zugenommen hat. Aber die Besserung ist nur da zu verspüren, wo ein kultivierter Bauherr durch Zuziehung eines guten Architekten eine Einzelkunstleistung ermöglicht hat. So finden wir wohl aus den letzten Friedensjahren stammende vereinzelte Villen und Geschäftshäuser, in denen eine neue Baugesinnung zum Durchbruch kommt, die wieder Bauten anstrebt, die wie die alten Vorbilder auf die einfachste Form gebracht sind, und wie diese wieder klare Baukörper und ruhige Dachlösungen aufweisen.

Aber es bleibt bei solchen Einzelleistungen, da die Vorbedingungen dafür fehlen, daß dieser neue Geist auch die Herstellung der großen Masse der Mietswohnungen ergreifen könnte. Wir sehen vielmehr, daß die Häuserreihen der Wiehre und des Stühlinger Stadtteils bis vor dem Krieg nach dem alten Rezept erbaut sind, wenn auch die formale Durchbildung der Straßenfronten eine bessere geworden ist als zur Zeit um 1900. Wir haben ja auch erkannt, daß das Grundübel an den bodenrechtlichen Verhältnissen liegt, an denen der Einzelne nichts ändern kann.

Doch es zeigt sich, daß die Not die Mutter neuer Gestaltungen wird. Da, wo der Einzelne machtlos ist, hilft der Zusammenschluß vieler. So hat die Not unserer Zeit die Bildung der gemeinnützigen Baugenossenschaften begünstigt, die hoffentlich immer mehr die Träger der Massenproduktion von Wohnungen werden. Damit ist aber der Bauherr geschaffen, der bisher dem modernen Stadtbild gefehlt hat, der Bauherr, der in der Lage ist, größere Baugebiete einheitlich und nach einem Plan zu bebauen. Und damit steht die Stadtbaukunst am Anfang einer neuen Zeit, die sie in die Lage setzt, besseres als das bisher gewohnte zu schaffen, wenn einmal überhaupt wieder eine umfangreichere Bautätigkeit einsetzen kann.

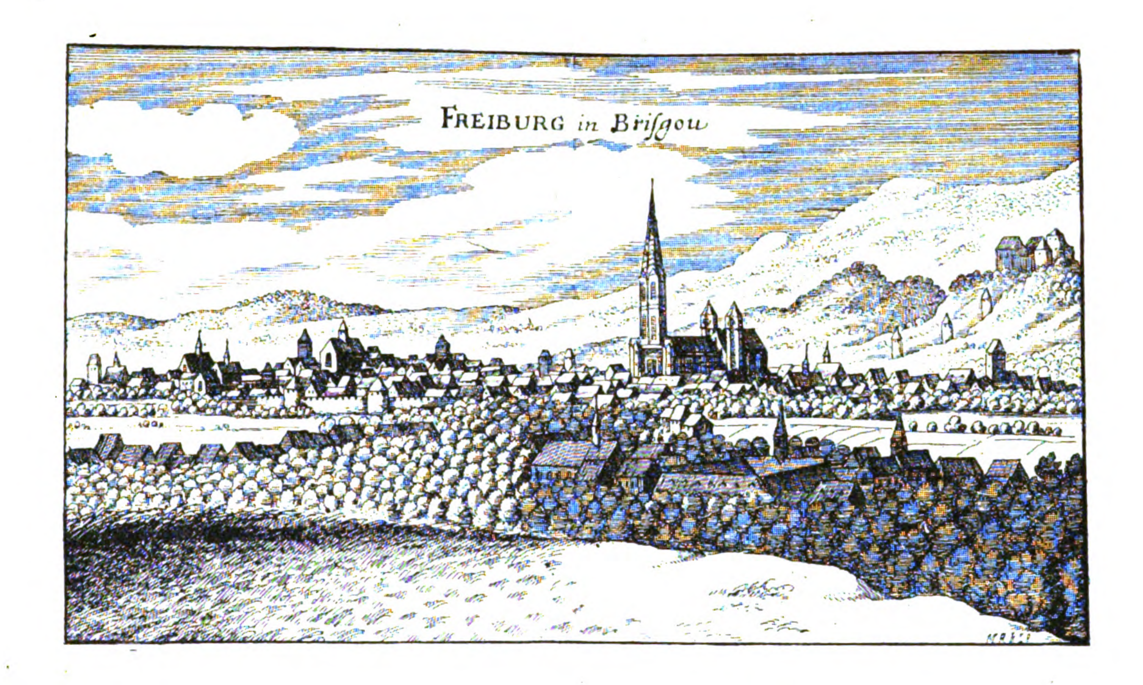


Die Fehler, die wir am Organismus des neuen Freiburg der letzten 50 Jahre festgestellt haben, finden wir in jeder deutschen Stadt dieser Zeit; sie sind die Folgen der wirtschaftlichen Verhältnisse, nicht die Fehler Einzelner. Wir, die wir heute diese Fehler erkennen, hätten in den 70er und 90er Jahren wohl nichts besseres jenen Planungen entgegenzusetzen gewußt.

Aber heute müssen wir so viel Überblick über die geschichtliche Entwicklung uns errungen haben, daß wir nicht mehr kritiklos die Erbschaft des 19. Jahrhunderts antreten.

Wir müssen und wollen klar sehen, daß wir es nur mit einem einseitigen Fortschritt zu tun haben — allenfalls mit einer hochentwickelten technischen Zivilisation, aber niemals mit einer Kultur, wie sie die Zeit vor hundert Jahren noch gekannt hatte.

Das heutige Stadtbild ist die Stadt des Einzelnen, der Ausdruck eines zersetzenden Individualismus, der keine höhere Idee kennt, wie das Idol des Geldbeutels. Wenn wir wieder zu einer Stadtbaukunst kommen wollen, so kann dies nur geschehen, wenn wir wieder ein Volk werden, das nicht aus lauter gleichen Menschen zu bestehen braucht, das mannigfaltig und vielseitig sein kann in seiner sozialen Schichtung, das aber einheitlich sein soll in seinen Grundanschauungen und e i n i g vor allem in dem Grundsatz, daß das Wohl des Volksganzen dem des Einzelnen vorangehen muß.



Die Erhaltung Alt=Freiburgs

Von Max Wingenroth

In den einführenden Zeilen zu diesem Hefte ist darauf hingewiesen worden, daß die Anziehungskraft, die Freiburg auf Fremde wie Einheimische ausübt, auf drei Faktoren beruht: seiner herrlichen Umgebung, seinem Münster und dem trauten Reize der Altstadt. Sie sind das sichere Kapital der Stadt, das immer weiter wuchern und Zinsen bringen wird. Es ist also keine sentimentale Schwärmerei, sondern eine sehr ernsthafte Sache, wenn wir dafür sorgen, daß dieses alte Freiburg erhalten bleibe. Wenn uns im vorstehenden Aufsatz von berufener Seite die Grundsätze der Stadtentwicklung dargelegt worden sind und wenn uns im Nachstehenden gezeigt wird, wie die Bürger die Pflege ihrer Stadt selbst in die Hand nehmen sollen, so wollen wir uns jetzt in ein paar kurzen Zügen einmal klar machen, welche Aufgaben die Allgemeinheit in der Erhaltung der alten Stadt zu lösen hat.

Man wird uns vielleicht einwenden, daß frühere, kräftige Zeiten sich nicht um die Erhaltung des Alten bemüht, sondern lebendiges Neue an seine Stelle gesetzt haben. Allein einmal haben wir mit der durchaus berechtigten Stimmung der weitesten Kreise unseres Volkes auch praktisch zu rechnen, die diese alten trauten Bilder nicht missen will, zweitens bleiben für die lebendige Baukunst außerhalb des alten Mauerbezirkes noch unendlich viele Betätigungsmöglichkeiten übrig und drittens haben wir (siehe Gruber) keine gesunde und sichere Baugesinnung, wie etwa das Barock. Der Ersatz des Alten durch das Neue könnte also sehr zweifelhaft sein. Zudem werden wir,

bei aller Freude an den späteren großen Kunstepochen, doch manches durch sie Vernichtete heute beklagen.

Stellen wir gleich im Anfang fest: wenn wir von der Altstadt reden, so meinen wir den durch die alte innere Stadtmauer, heute durch die Gerberau, Belfortstraße, Rotteckplatz, Ringstraße, Kasernengasse, Schloßbergstraße umgrenzten Bezirk und schließen dabei noch den Anfang der Zähringerstraße mit den wertvollen Weinbrennerschen (wenn auch nicht von ihm selbst herrührenden) Bauten ein.

Da ist denn das erste, wonach wir unser Augenmerk richten müssen, die Erhaltung der Straßen und Straßenzüge. Ihre Führung, nicht nach dem Reißbrett, sondern wohl angepaßt an Terrain und Bedürfnisse, ihre Breite und Enge, sie sind bestimmend für den Eindruck der Stadt; kein Größenwahn irgend eines Boppele soll uns dazu bringen, sie eingebildeten Verkehrsrücksichten zu opfern. Es gehört eine stattliche Unkenntnis europäischer Städte dazu, hier von Verkehrshindernissen zu reden. Solcher Ansicht zufolge müßten z. B. in Paris die ganzen Viertel zwischen der Seine und den Boulevards niedergelegt — man denke nur an eine Verkehrsader wie die Rue de Richelieu —, müßten die Boulevards auf die Breite von einem Kilometer vergrößert werden. Was sich Städte wie Nürnberg, München, Köln gefallen lassen, um ihr altes Gepräge noch einigermaßen zu erhalten, das können auch wir ertragen. Zuzugeben ist, daß eine gewisse Ablenkung des Verkehrs wünschenswert wäre; nicht jeder Lastwagen, nicht jedes Auto, das von der Karthäuser- oder der Schwarzwaldstraße herkommt, muß durch die Salzstraße fahren, sondern kann den Weg durch die Wallstraße oder Dreisamstraße nehmen, und ähnlich anderswo. Leider war ja Freiburg beim Bau der elektrischen Bahnen noch zu klein, als daß eine Umlegung derselben um die Altstadt, wie im wesentlichen in Stuttgart, möglich gewesen wäre.

Vor allem aber gilt es den Münsterplatz in seiner wunderbaren Ruhe und Geschlossenheit, die bisher kaum unterbrochen wird, zu erhalten, ebenso den Franziskanerplatz, und den Kartoffelmarkt, sowie Ober- und Unterlinden. Eine vernünftige Handhabung der Bauordnung und eine andauernde Beeinflussung der Einwohner durch die örtlichen Vertreter der „Badischen Heimat" muß dafür sorgen, daß nicht etwa durch verständnislose Neubauten das Bild dieser Plätze sowohl, wie insbesondere der Kaiserstraße, der Herrenstraße, Salzstraße und Bertholdstraße, aber auch der übrigen Gassen vernichtet wird. Dabei ist denn dreierlei zu beobachten: einmal, daß die alten Gebäude alle sehr schlicht waren mit weiser Beschränkung ihres Schmuckes auf ein paar Hauptpunkte, etwa Portal, Erker und Balkon und daß sie, im Gegensatz zu den meisten übrigen süddeutschen Städten nicht mit dem Giebel, sondern mit dem Traufgesims gegen die Straße stehen. Ein in irgend einer Stilform überreich ausgestattetes Giebelhaus zerstört also die ganze Eigenart der Straße. Endlich, daß die Stockwerkhöhen im wesentlichen gleich waren und so in der Führung der Horizontalen kein andauernder Wechsel und Unruhe entstand. Darauf, wie auch auf die Höhen



der Häuser sollte geachtet werden, damit unsere Straßen nicht einst enge Gäßchen werden. Auf Einzelheiten, wie Läden, Reklameschilder usw. will ich hier nicht eingehen, nur kurz darauf hinweisen, daß solche Häuser, wie das Knopfsche, nicht mehr entstehen dürfen, daß das Verschwinden des alten Kapferer'schen Hauses und sein Ersatz durch das heutige, schwerlastende Bauwerk aufs höchste zu bedauern, daß der Ersatz des Hauses mit den Schwibbögen in der Münstergasse durch das neue Bankgebäude ein sehr übler Punkt ist, und daß beide eine Behörde, deren erste bauliche Sorge doch die Erhaltung der Tradition sein sollte, durch den Bau des Ordinariats das stille Bild der Herrenstraße unwiderruflich gestört hat.

Doch lassen wir diese Einzelheiten und lenken unseren Blick auf eine Anzahl öffentlicher Gebäude, deren teilweise Restaurierung, Erhaltung und geeignete Verwendung unabweisliche Pflicht ist. Da fällt uns dann zunächst das Augustinerkloster ins Auge, mit seiner Kirche, die bis vor 10 Jahren als Theater diente, und seinem alten Kreuzgang das einzige erhaltene der vielen Klöster hiesiger Stadt. Denn vom Franziskanerkloster steht doch nur noch ein Teil. Es hat schon jetzt angefangen, zur Ruine zu werden, mitten in der Altstadt, lassen wir es noch zwei Jahre unbenutzt stehen, so fällt es völlig zusammen. Das wäre aber eine unverantwortliche Verschwendung und allein aus diesem wirtschaftlichen Gesichtspunkte schon müßte es hergerichtet und irgend einem Zwecke zugeführt werden. Da eine Adaptierung zu Wohnungen Millionen kosten dürfte und nicht einmal Brauchbares zu erreichen wäre, bleibt also nur die schon früher geplante Verwendung für die städtischen Sammlungen, falls diese nicht in der alten Universität bleiben können, bei sparsamster Benützung des Alten immer noch billiger wie alles Andere. Bleiben die Sammlungen in der alten Universität, so wäre eine andere, sinngemäße Verwendung dafür zu suchen.

Wandern wir von da zum Münsterplatz, so bieten sich dort als in öffentlichem Besitz dar, neben der Volksbibliothek drei Gebäude: das Wenzingersche Haus zum schönen Eck, das Kaufhaus und das Kornhaus. Im ersteren wäre, ohne daß das allerdings eilt, das Deckengemälde des entzückenden Treppenhauses zu reinigen und zu konservieren und falls einmal die Tapeten im Saale schadhaft geworden sind und ergänzt werden müssen, sollten sie abgenommen und die alte, wie ich höre, darunter noch befindliche Malerei der Wände wieder hergestellt werden. Für die Bemalung der Fassade des Kornhauses existiert ein Fond von 70 000 M. Daß diese Bemalung so unnötig wie ein Kropf ist, brauche ich heute nicht zu sagen. Der Fond wäre also frei, vielleicht mit einem kleinen Rest, der für Verbesserungen im Innern, bequeme Garderobe usw. zurückzustellen ist. Anders steht es mit dem Kaufhaus, wohl dem bedeutendsten Profanbau der Spätgotik mit leisem Übergang zur Renaissance in ganz Südwestdeutschland. Ein solcher Besitz legt Pflichten auf, und daß der Zustand des Kaufhauses ein unhaltbarer ist, stand schon vor dem Kriege fest. Vor etwa zwei Jahrzehnten wurde ein Entwurf zur Restaurierung von Meckel ausgearbeitet, der allerdings ungeheure Kosten verursacht hätte und schon vor 1914 wegen seiner gewalt-



samen Nachahmung alter Stile berechtigten Widerspruch erfahren hat. An ihn ist nicht mehr zu denken; es heißt vielmehr, ohne schwere Lasten für die Stadt, die Wiederherstellung und würdige Verwendung des edlen Baues zu erreichen. Nun besitzen wir eine Reihe Fonds, die teilweise, weil gestiftet, ihrem ursprünglichen Zweck nicht entfremdet werden können, teilweise wohl zur freien Verfügung stehen. Genannt habe ich schon den Fond für die Bemalung der Fassade des Kornhauses. Dazu kommen verschiedene Fonds für Denkmäler, an deren Errichtung wohl heute niemand mehr denkt und für einige andere Projekte, die doch wohl aussichtslos geworden sind: wohl rund eine halbe Million. Bereits im Jahre 1915 habe ich dem Stadtrat einen Plan für die zweckmäßigere Verwendung dieser Fonds vorgelegt, der damals die volle Billigung gefunden hat. Heute ist er in seiner ganzen Ausdehnung nicht mehr durchführbar, nur noch in folgender Reduktion: man verwende die Summe für die zwei Aufgaben, um die man nun doch einmal nicht herum kommt, nämlich die Wiederherstellung des Augustinerklosters und diejenige des Kaufhauses. An Denkmäler ist ja sicher nicht mehr zu denken. Wird aber das Augustinerkloster für die Sammlungen hergerichtet, so kann man im Chor der alten Kirche, wo ihre Gebeine ruhten, durch eine einfache aber würdige Tafel an die Grenadiere, im Langhaus etwa durch ein Porträtmedaillon an General Mercy erinnern. Dort auch etwa, je nachdem es die Stiftungen vorschreiben, an Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke in irgend einer Form; besser noch, man würde den Kaisersaal des Kaufhauses mit Bildern aus der deutschen Geschichte ausschmücken und dabei jener gedenken. So ist der Stiftung Genüge getan, da gewissermaßen der Saal ein Denkmal würde, alle diese Ehrungen aber dürften keinen nennenswerten Betrag von jener Summe wegnehmen und sie stünde in der Hauptsache für die angegebenen Wiederherstellungen zur Verfügung. Bei schlichtester Behandlung aber werden im Kaufhaus kleinere und größere Sitzungssäle mit Nebenräumen entstehen für alle öffentlichen Zwecke und gemeinnützigen Vereine oder Veranstaltungen irgend welcher Art, deren Fehlen hier vielfach schmerzlich empfunden wird. Da die Stadt aus pekuniären Gründen um die sofortige Herstellung des Augustinerklosters nicht herumkommt, da die Restaurierung des Kaufhauses eine unabweisbare Pflicht, so dürfte dieser Vorschlag wohl den Weg zu einer leichteren Erfüllung zeigen.

Mehrfach schon wurde in dem Bisherigen die Frage der alten Universität gestreift. Über ihre künftige Verwendung herrschen gegenwärtig Zweifel. Daß sie sich, vollständig zur Verfügung gestellt mit geringen Mitteln, durch die Entfernung der späteren, die Gänge verdunkelnden Einbauten, zu einem Sammlungsgebäude eignen würde, steht nach der jetzigen Aufstellung der Sammlungen in ihr außer Zweifel. Wie aber auch ihre Verwendung sei, jedenfalls müssen der schöne Hof, das Treppenhaus und die Gänge, die besten stukkierten Räume erhalten bleiben, wie auch die kleinen vergitterten Fenster des Erdgeschosses, die dem Gebäude seinen Charakter und der ganzen Bertholdstraße ihren Halt geben. Von ihr aus lenken wir unsere Schritte zu dem



nahen Peterhof, einem schlichten aber wertvollen Barockgebäude, an das nicht gerührt werden darf. Es umschließt eine Renaissancekapelle von seltener Ausstattung, die durch einen leichteren Zugang als den jetzigen dem Publikum besser bekannt würde. Der Peterhof könnte stehen bleiben, auch wenn er, sein Terrain und der Zapfenhof für die künftige Erweiterung der nahen Universität in den Besitz dieser überginge.

Hat es sich bisher um städtische Gebäude gehandelt, so wendet sich unser Blick nun einem staatlichen zu, dem Bezirksamt, dem ehemaligen Basler Hof. Ihm droht als Gebäude keinerlei Gefahr. Wohl aber verwittern das schöne Portal seines Treppenhauses und die Inschrifttafel im Hof immer mehr. Sie durch Kopien zu ersetzen und die Originale etwa in dem Museum zu bergen — ich weiß nicht recht, ob man gut daran täte. An ihrer Stelle wirken sie schön, aus dem Zusammenhang herausgerissen, wird die Derbheit der Arbeit vielleicht störender empfunden. Und doch muß man sich die Frage vorlegen, denn in zwanzig Jahren wird wohl nichts mehr von ihnen da sein. Nur wenige Schritte weiter und wir stehen vor der Karlskaserne, die in aller Einfachheit doch architektonisch weit besser durchgebildet ist als Dutzende moderner Prachtbauten. Früher konnte man um ihr Schicksal bange sein, die jetzige Not wird uns dieses, den so geschickten erweiterten Abschluß der Kaiserstraße gut dominierende Gebäude erhalten. Möge dasselbe auch von dem Sautierschen Haus und von der Kommandantur gelten, welch letzterer eine Erneuerung des Äußern mit Entfernung der störenden Glasveranda wohl förderlich wäre.

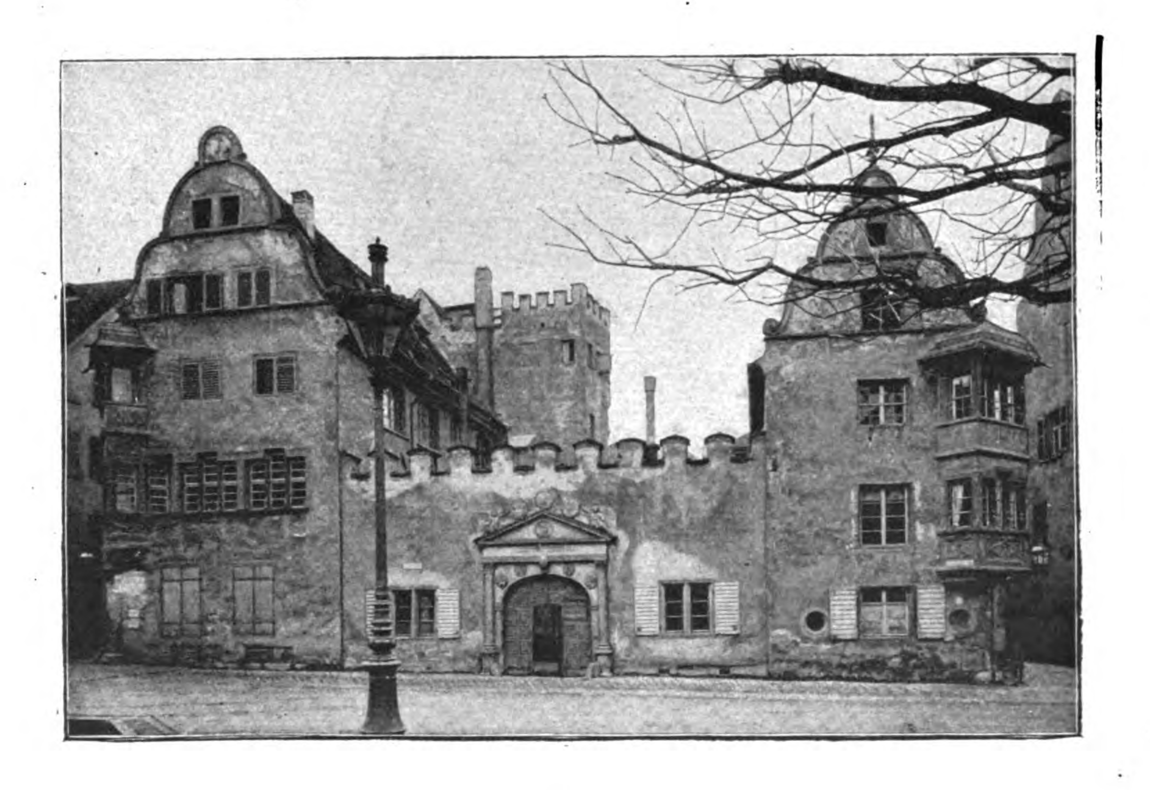
Zu dem köstlichsten, was Freiburg aus alter Zeit besitzt, gehört endlich der alte Friedhof, reich an Erinnerungen, reich an wertvollen Denkmälern alter solider Grabmalkunst, mit seinem Kirchlein, seiner prachtvollen Vegetation ein malerisches Ganze, das seinesgleichen sucht. Was will da etwa der im Baedeker verzeichnete, alte Friedhof in Heilbronn dagegen sagen? An dem letzteren Beispiel aber sieht man zur Genüge, wie fehlerhaft es wäre, unsern alten Friedhof zu einem Park umzugestalten: es muß vielmehr mit aller Energie darauf gedrängt werden, daß er als Friedhof mit allen seinen Gräbern, deren Konservierung irgendwie möglich ist, sorgsam erhalten bleibt.

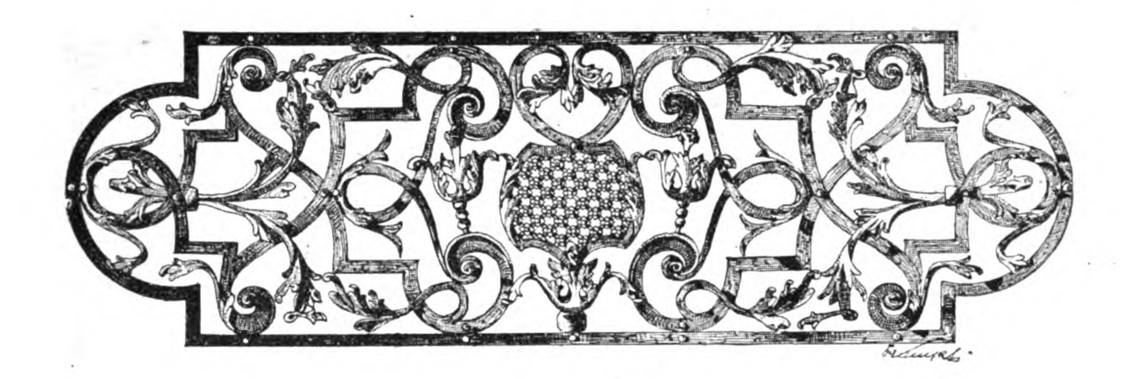
Wenn wir zum Schluß noch eine Fürbitte für die Bächlein und die Brunnen in unseren alten Gassen, die ihr Bild so malerisch beleben, einlegen, so dürfen wir die wichtigsten Fragen der in öffentlichem Besitz befindlichen Denkmäler erörtert haben. Der Heimatschutz kann sich umso kräftiger für ihre richtige Lösung einsetzen, als damit Staat und Gemeinde keine besonderen Lasten entstehen. Sonst wäre unsere Position in der heutigen, drückenden Lage zweifellos schwierig. So aber kann auch der Gleichgültigste und Ängstlichste mit uns gehen und es sollte eigentlich selbst dem beschränktesten Kopfe einleuchten, daß es sich hier nicht um die lächerliche Spielerei einiger Schöngeister handelt, sondern daß die wirtschaftlichen Interessen der Fremden- und Rentnerstadt sich mit denen des Heimatschutzes durchaus decken. Staat und Gemeinde



aber müssen und werden — deß sind wir sicher —, bei der Erhaltung unserer Heimat in ihrer Eigenart, des Einzigen, was uns in dem schrecklichen Zusammenbruch geblieben, Bürgern und Bauern führend vorangehen.

Als Anhängsel eine Bitte, die eigentlich nicht zum Thema gehört, aber doch einmal ausgesprochen werden muß. Man mag über Vieles streiten, über die Häßlichkeit des Holzmarktplatzes wird unter künstlerisch Empfindenden nur eine Meinung sein. Er ist kein Platz und keine Straße, kein Gebäude steht in richtigem Verhältnis zu ihm, am wenigsten der Abschluß, keines steht gut an ihm — er ist einfach eine Scheußlichkeit. Entweder ein mächtiger, geradezu kolossaler, alle anderen dominierender Bau als Abschluß — und dazu wird in Jahrzehnten noch kein Geld da sein — oder aber man umsäumt den Platz auf allen vier Seiten mit Bäumen, was wohl das Einfachste und Zweckmäßigste wäre.





Bürgerliche Denkmalpflege.
Schutz der Kunst- und Naturdenkmale unserer Stadt durch die Einwohnerschaft

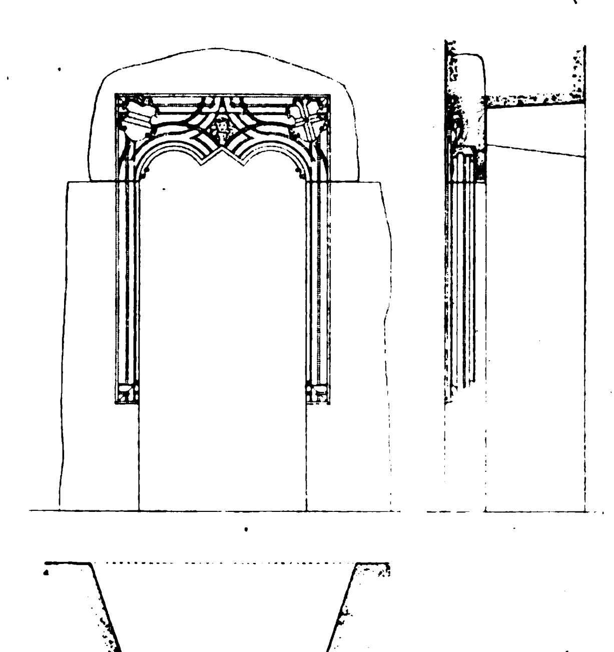
Vortrag, gehalten am 24. II. 1920 im Verein Badische Heimat

von C. A. Meckel in Freiburg im Breisgau

Denkmalpflege ist der Schutz und die Pflege der Erhaltung von Werken der Architektur, Plastik, Malerei, Kleinkunst, des Kunstgewerbes, von Handschriften, Büchern u. a. m.

Infolge der großen Verwüstungen, die die Staatsumwälzungen zu Ende des 18. Jahrhunderts und die sogenannte Aufklärungsperiode mit sich brachten, ferner infolge der gewaltigen Umgestaltungen, die das ganze Leben durch die Ausdehnung der Industrie, die Steigerung des Verkehrs, durch die Einführung der Eisenbahnen und der übrigen modernen Verkehrsmittel erfuhr, schließlich infolge der Schäden, die eine mißverstandene Romantik durch verfehlte Restaurationen dem Bestande der Denkmäler zufügte, endlich durch die Sammlertätigkeit der Museen und privaten Liebhaber ist dem Bestande der Denkmäler großer Schaden zugefügt worden. Die Erhaltung und Konservierung am Entstehungsort wurde zur immer dringender werdenden Pflicht der Länder und Gemeinden. Zur Ausübung der hierzu erforderlichen Maßnahmen bedurfte es naturgemäß besonderer Bestimmungen und rechtlicher Befugnisse. Der erste Erlaß solcher Bestimmungen hat zwar schon lange vor Eintritt der oben geschilderten Verhältnisse im 15. Jahrhundert stattgefunden und zwar waren es die Päpste Pius II. und Sixtus IV., die Dekrete zur Erhaltung der Denkmäler erließen. In Frankreich begann man dann nach der Revolution zur Zeit des Empire mit der Denkmalpflege und baute sie durch Gesetzgebung im 19. Jahrhundert weiter aus. In Deutschland war es zuerst Hessen, das durch Gesetz vom 2. Juli 1902 eine staatliche Denkmalpflege schuf, ihm folgten die übrigen Bundesstaaten. Zur Unterstützung der Denkmalpflege wurden die staatlichen Inventarisierungen der Kunstdenkmäler in die Wege geleitet und zum Teil in ein-





1. Türe im alten Rathause

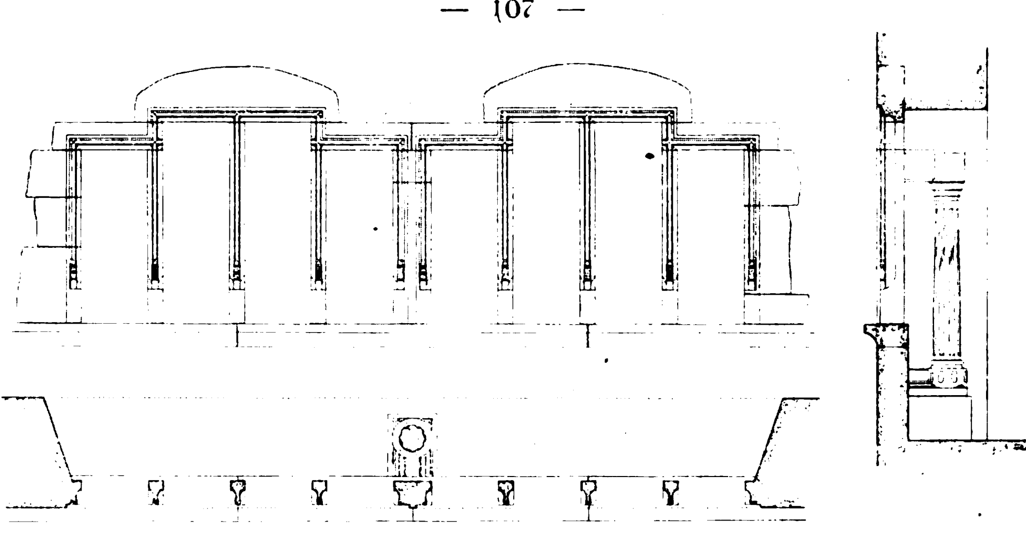
zelnen preußischen Provinzen und in verschiedenen Bundesstaaten schon abgeschlossen. Mehrere Staaten wie Frankreich, Italien u. a. haben auch Ausfuhrverbote für Kunstwerke erlassen. Auch bei uns in Baden sind die Bestrebungen zum Schutze der heimischen Kunstdenkmäler aufgenommen worden. Die Inventarisation der Kunstdenkmäler hatte bereits mit dem 1887 von Franz Xaver Kraus herausgegebenen 1. Band, der den Kreis Konstanz behandelt, begonnen, nachdem die Vorbereitungen für die kirchlichen Denkmale mit dem Jahre 1881 durch Kraus und für die weltlichen durch den leider bereits in Vergessenheit geratenen talentvollen Gotiker Redtenbacher seit 1884 (Redtenbacher starb schon 1885) getroffen worden waren. Diese Inventarisationsarbeiten sind bei uns noch nicht abgeschlossen; es fehlen noch die Bände Freiburg (Stadt), Bezirk Baden-Baden und Mannheim.

Zur Ausübung der praktischen Denkmalpflege sind Denkmalpfleger bezw. Konservatoren bestellt, eine Anzahl Verordnungen sind erlassen. Wir dürfen uns jedoch darüber keiner Täuschung hingeben, daß die zum Schutze der Denkmäler seither getroffenen Maßnahmen ausreichen! Zwar kann man die im Besitz des Staates, der Kirche und der großen Städte befindlichen im großen und ganzen als gesichert ansehen. Ich sage absichtlich „im großen und ganzen", denn die gegenwärtigen schlimmen Zeiten bergen auch da große Gefahren in sich; ich erinnere nur an das noch immer ungewisse Schicksal der ehemaligen großherzoglichen Schlösser[1].

Immerhin kann man wenigstens einigermaßen über die im öffentlichen Besitz befindlichen Kunstwerke beruhigt sein; es soll daher heute Abend nicht unsere Aufgabe sein, uns mit dem Schutze dieser Denkmale in unserer Stadt zu befassen. Nehmen wir an, daß sie die Pflege und den Schutz genießen, der zur Zeit immer möglich ist, und hoffen wir, daß wo wir glauben, Ursache zum Zweifeln zu haben, wie z. B. bei gewissen unersetzlichen Bauteilen des im Besitz des Staates befindlichen Basler Hofes oder dem schlimmen Zustande des Kaufhauses, des Peterhofes, des Innenbaues des Wenzingerhauses u. a. im Besitz der Stadt wenigstens der gute Wille zum Bessern vorhanden ist, und daß dieser gute Wille trotz der Zeiten Ungunst sich in nicht ferner Zeit in die Tat umsetzen wird.

[1] Heute gesichert.



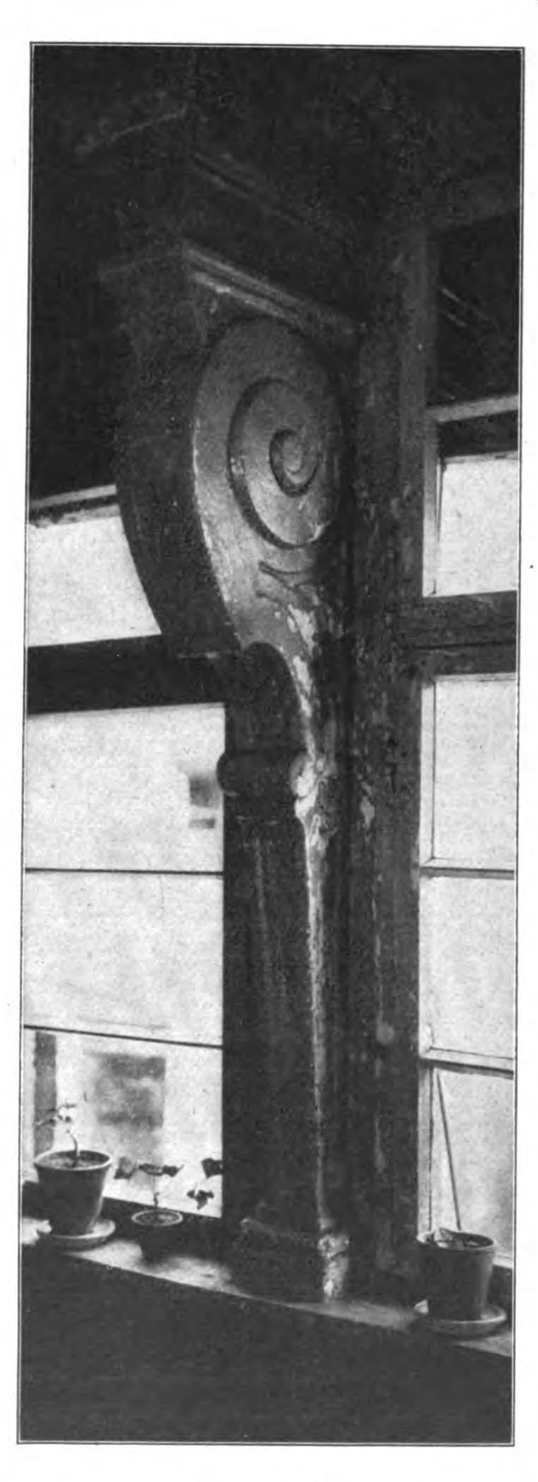


2. Fenstergruppe im alten Rathause

Wir wenden uns vielmehr heute Abend den im privaten, bürgerlichen Besitz befindlichen Denkmalen zu, die ja weit mehr, zu allen Zeiten und naturgemäß erst recht in den unserigen, gefährdet sind als die anderen. Ich kann Ihnen im Verlaufe eines kurzen Vortrags keine umfassende Aufzählung geben, was alles in der Stadt und deren Umgebung zu schützen ist an Straßenbildern, Hausbauten, Einzelheiten am Hause wie Portale, Türen, Fenster, und Fenstergruppen, figürlichem Schmuck, an Möbeln, Hausrat, Bildern, Familienerinnerungen, an Bäumen, Bildungen der Natur, Landschaftsbildern usf. Das würde den Rahmen eines abendlichen Vortrags bei weitem überschreiten und Sie auch durch vielfache Wiederholungen ermüden. Ich will mich im Gegenteil beschränken, Ihnen an einer Anzahl von Beispielen die Absichten der Denkmalpflege zu erläutern, an Hand deren Sie dann leicht in der Lage sein werden, für weitere Fälle sich ein Urteil zu bilden. Ich werde nachher bei Vorführung der Lichtbilder Ihnen jeweils die entsprechenden Erläuterungen geben, und ich habe mich bemüht, zum Teil solche Beispiele auszuwählen, die noch weniger bekannt sind und auf die man gemeinhin weniger achtet.

Bevor ich Ihnen die Lichtbilder zeige, seien mir noch einige Ausführungen allgemeiner Natur gestattet.

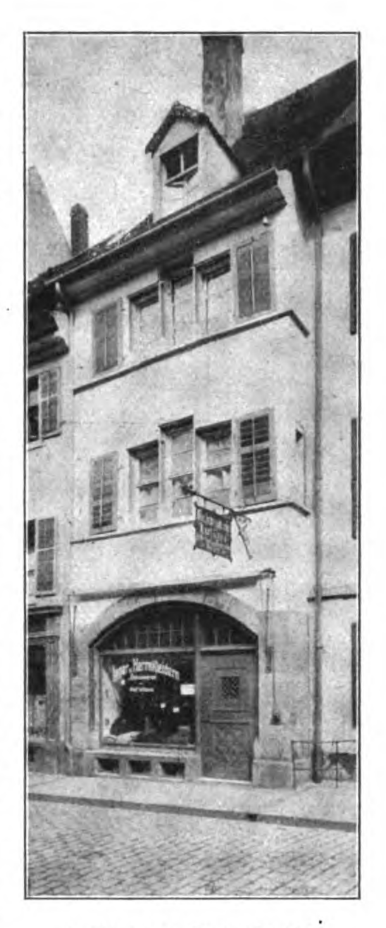
Im Mai 1366 zerstörten die Freiburger das oberhalb der Stadt auf dem Schloßberg gelegene Burghalde-Schloß, das einer der schönsten und festesten Sitze in deutschen Landen gewesen sein soll. Freiburg hörte damit auf, Residenzstadt zu sein, ein Umstand, der für die bauliche Entwicklung zweifellos von großer Bedeutung geworden ist. Zwar hatte es zu der Zeit, als die Herrschaft seiner Grafen gebrochen wurde, sehr unter deren Mißwirtschaft zu leiden gehabt, aber ein so



5. Fensterpfeiler aus einem Hause in der Schusterstraße

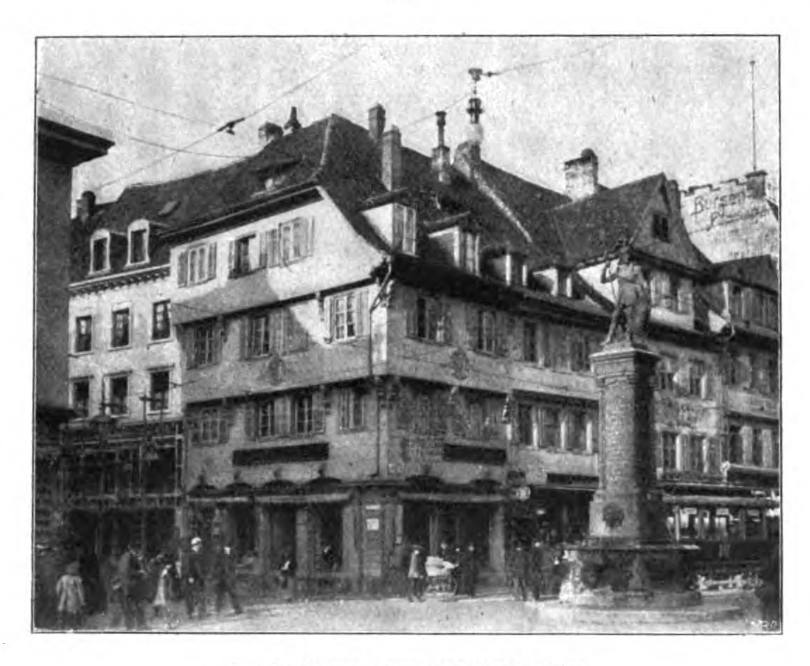
bedeutender Platz wie Freiburg, der als Marktort am Oberrhein seinesgleichen suchte, hätte unter einer eigenen Herrschaft oder als freie Stadt wohl eine viel bedeutendere Entwicklung erlangt wie als Hauptstadt der vorderösterreichischen Lande unter der verschlafenen österreichischen Oberhoheit. Das können wir an dem Vergleich mit der Nachbarstadt Basel oder mit kleineren süddeutschen Residenzen wie Würzburg, Bamberg oder Trier sehen. Dort in den zum Teil kleineren Städten überrascht uns die Fülle großartiger, dominierender Bürger- und Adelsbauten, die vielfach wie Schlösser als umfangreiche Paläste in den Straßen stehen. Anders hier in Freiburg. Die Zahl derartiger Bauten ist bei uns klein. Zwar hatten die umliegenden Stifte und Abteien ihre Höfe in der Stadt, auch das Basler Domkapitel erwarb sich nach seiner Übersiedlung ein großes Anwesen, den Basler Hof, verschiedene Adelsgeschlechter der Umgegend hatten ihre Stadthäuser, die zum Teil jetzt noch in ihrem Besitz sind, wie das Andlawsche Haus in der Herrenstraße, das Kageneckſche in der Salzstraße, das Sickingensche jetzt großherzogliche Palais ebendaselbst. Auch der Deutsche Ritterorden baute sich dort ein palastartiges Haus, aber im allgemeinen sind das Ausnahmen; das Freiburger Bürger- und Patrizierhaus war bescheideneren Umfangs, die Errichtung eines vornehmen Sitzes, wie ihn Wenzinger für sich schuf, eine Ausnahme. Wenn wir also der Fülle bürgerlicher Monumentalbauten entbehren, wozu sich auch noch der Umstand gesellt, daß die Klöster in unserer Stadt trotz zum Teil bedeutenden Reichtums baulich sich in bescheidenen

Grenzen hielten, so haben wir dafür andererseits eine große Zahl köstlicher bürgerlicher Kleinbauten und eine reiche Auswahl liebenswürdiger Detailbildungen an denselben. Freiburg ist also trotzdem reich an alter Kunst, wenn es auch nicht immer monumentale Architektur ist, vielmehr sich unsere Altvordern mehr mit behaglicher sinniger Kleinarchitektur mit schönem Detail in liebenswürdiger Anordnung begnügt haben.



4. Aus der Herrenstraße (Ladeneinbau neu)

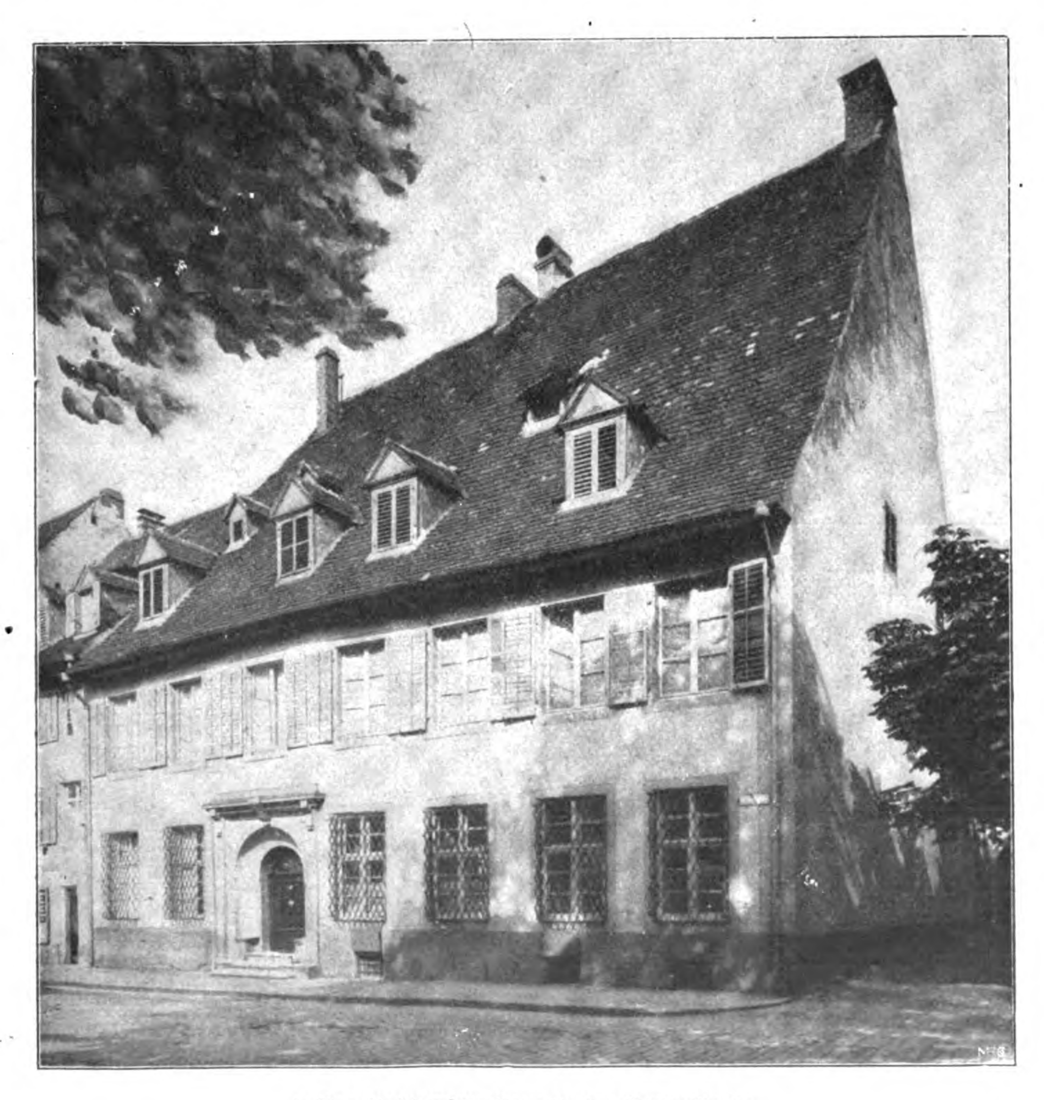
Ich erinnere hier an die große Zahl schöner Steinportale und Haustüren in allen Teilen der Stadt, an die oft in ganz schlichten Steineinfassungen hängenden reizvollen Holztüren, an die zierlichen Oberlichtgitter über Türen und Fenstern, an die noch zum Teil aus gotischer Zeit stammenden 3-, 4- und 5teiligen Fenster mit reichen Steinumrahmungen, profilierten und vielfach variierten Sockeln, an die Fenstergruppen mit inneren zierlichen und reichen Fenstersäulchen und Pfeilern, an die prächtigen Erker, die schönen Balkongitter, Dachsimse, Wappenreliefs und an den leider nur noch sehr spärlich anzutreffenden figürlichen Hausschmuck. Einem anderen beliebten Hauszierrat, den Wasserspeiern, hat schon im Jahre 1770 der Besuch Marie Antoinettens auf ihrer Brautfahrt nach Frankreich ein Ende gemacht. Damals ging man auch daran, um das Herz der Kaisertochter zu erfreuen, den farbigen Anstrich der Häuser zu beseitigen und ihn durch weiß oder hellgrau zu ersetzen. Wir müssen uns nämlich das alte Freiburg in sehr farbig-festlicher Stimmung denken. Allenthalben an alten Häusern entdeckt man unter der späteren Tünche den farbigeu alten Anstrich. Im Mittelalter waren die Häuser meist weiß oder hellrot in den Putzflächen gestrichen, die Architekturteile, Eckquadern usf. kräftig rot mit schwarzer oder roter Linien- und Fugenteilung. Zur Zeit des Barock strich man auch die ganzen Flächen dunkelrot, gelb, graublau. Aber auch wohl Fassadenmalereien waren vorhanden, obwohl wir hierfür kaum Anhaltspunkte, nur Mutmaßungen haben. So sind in alter Zeit die Alte Universitätsbibliothek oder das gegenüberliegende Jesuitenkolleg ohne Fassadenmalereien kaum denkbar. In neuerer Zeit kommt die Freude an der Farbe auch wieder hier und da zu ihrem Recht, und in unserer armen Zeit, wo wir uns jeden Aufwandes an Schmuck und Zierrat in Stein oder anderem teuren Material entschlagen, wo wir so einfach wie möglich bauen müssen, besitzen wir in der Farbe ein vorzügliches Mittel, unsere Bauten vor Langeweile und Armseligkeit zu bewahren. Zu dem noch erhaltenen figürlichen



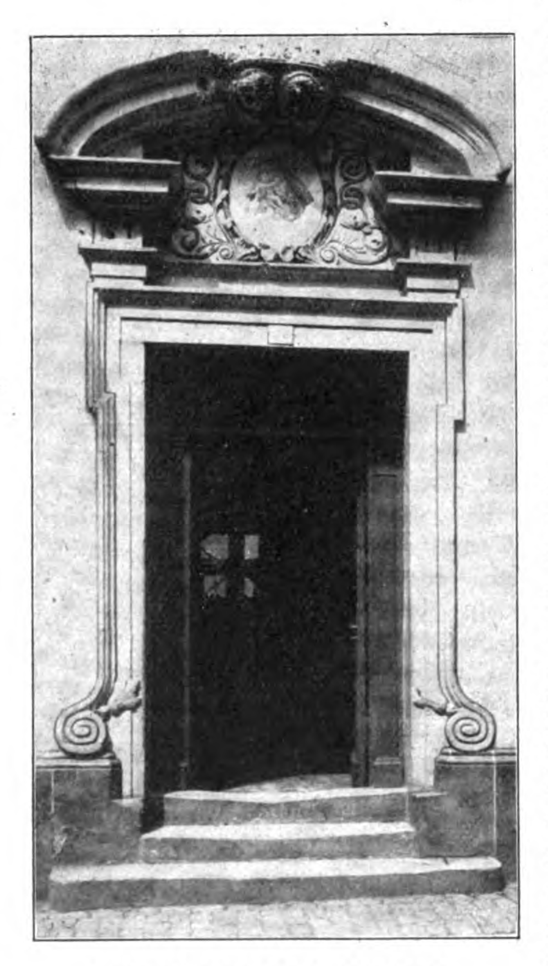
5. Ecke Kaiser- und Bertholdstraße

Schmuck der Hausfassaden muß ich noch einige Worte nachtragen. Überaus sinnig und herzerfreuend war die Gepflogenheit unserer Voreltern, an ihren Häusern die Bilder ihrer Schutzpatrone oder der Gottesmutter anzubringen und damit Haus und Familie unter den besonderen Schutz und die besondere Fürbitte des oder der Betreffenden zu stellen. Diese Bilder waren entweder plastisch als Figuren unter kleinen Baldachinen, Reliefs in Stuck und Stein oder auch gemalt auf Holz, Metall und Leinwand ausgeführt. Ganz einfache schlichte Häuser erhielten durch solch ein Bild, ganz abgesehen von der tiefreligiösen Bedeutung desselben, eine künstlerische Note, einen herrlichen Schmuck, der sie auszeichnete und ihnen Beachtung sicherte. Das Kunsthandwerk, Maler und Bildhauer, fand dabei lohnende Aufträge. Wir bewundern anderwärts, z. B. in Bamberg oder Würzburg die große Zahl des noch erhaltenen Bilder- und Figurenschmuckes der Bürgerhäuser. Namentlich die Standbilder der heiligen Jungfrau sind dort vielerorts anzutreffen. Wie aber sieht es damit hier bei uns aus? Es waren bis in die jüngste Zeit an Privathäusern etwa noch ein Dutzend Heiligenfiguren erhalten, darunter einige bedeutende Kunstwerke von Wenzingers oder seiner Schüler Hand; auch aus dem Mittelalter stammte noch das eine oder das andere Bild. Inzwischen hat banaler Nützlichkeits- und Geschäftssinn und die Rührigkeit der Altertumshändler bedeutende Lücken in diesen kleinen Bestand gerissen. So verschwand eines Tages in Unterlinden die alte gotische Madonna, die dort Jahrhunderte lang treue Wacht gehalten und Freude und Leid mit den Umwohnern geteilt hatte, und ihr folgten vor wenigen Monaten die beiden

schönen Rokoko-Figuren am Hause Nußmannstraße 15. Mir will scheinen, daß auch die übrigen Figuren in Privathand durch den Eifer der Aufkäufer und Antiquitätenhändler bedroht sind. Möchten sich doch die Besitzer klar machen, daß diese stimmungsvollen Erinnerungen an alte Zeit ihren Häusern eine ganz andere Beachtung und einen ganz anderen Wert sichern, als die paar Papierscheine bedeuten, die heute eingenommen, morgen bei den teuren Zeiten schon wieder hinausgeflattert sind. Das beste Geschäft bei solchen Anlässen macht nie der Hausbesitzer, sondern der Altertumshändler, dem es mit standhafter Überredungskunst gelingt, den Besitzer mürbe zu machen. Mit stiller Wehmut sieht man jetzt die kahlen Stellen, wo früher schöner Figurenschmuck stand. Zwar haben die Unterlindener



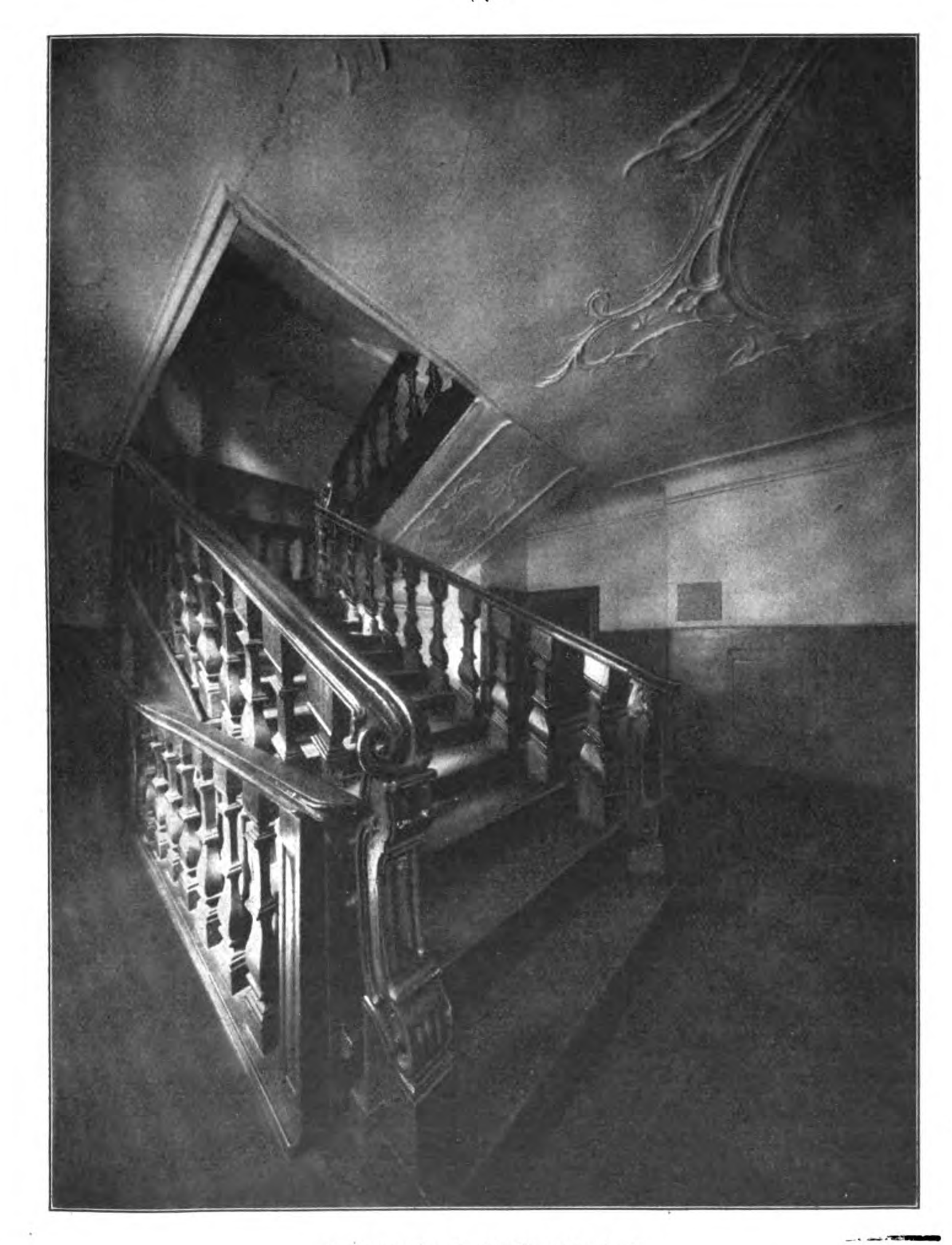
6. Das Andlawsche Haus in der Herrenstraße



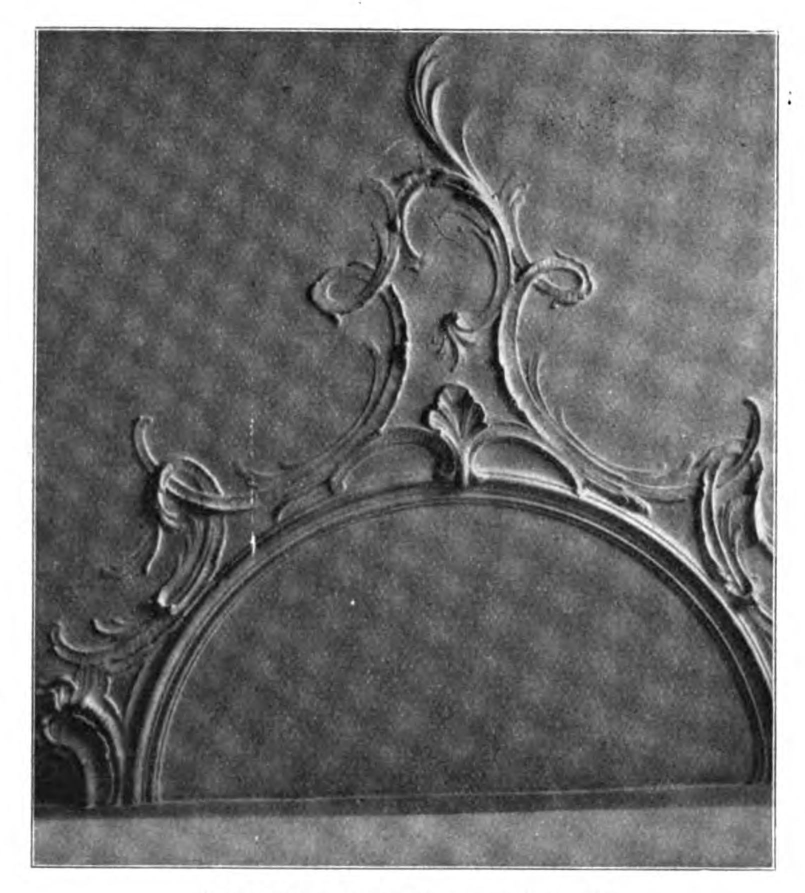
7. Portal aus der Eisenbahnstraße

meiner Anregung zufolge sich ein neues Muttergottesbild beschafft, aber es ist klar, so begrüßenswert das an sich ist, das alte ist damit nicht ersetzt. Wir wollen hoffen, daß pietätvoller Sinn uns vor weiteren Verlusten bewahrt, und wir den kleinen Rest behalten, die Muttergottesbilder am Arbeiter-Bildungsverein Löwenstraße 16, am Hause Kaiserstraße 50, in der Insel- und Marienstraße, die Figuren des hl. Nepomuk daselbst und weniges anderorts.

Wenn wir den alten Hausbau unserer Stadt betrachten, so dürfen wir den Holzbau nicht vergessen, der zwar heutigen Tages sehr in den Hintergrund getreten ist, im früheren Mittelalter aber fast die Regel bildete, im späteren wenigstens noch häufig anzutreffen war. Sie alle kennen die Münsterbauhütte, die heute das in die Augen fallendste Beispiel ist. Unsere Holzbaukunst gehört der fränkischen Bauweise an, wie wir sie in den Ländern am Rhein, in dem Main- und Taubergrund und im Elsaß vorfinden. Nicht weit von uns, bereits im hohen Schwarzwald, beginnt das Gebiet des alemannischen Hausbaues, um ganz Schwaben, aber auch Bayern und selbst einen Teil von Franken zu umfassen. Interessante Beziehungen entstehen in den Grenzgebieten, und auch hier in Freiburg werden wir Durchkreuzungen beider Bauarten in alter Zeit vermuten dürfen. Der Unterschied in den beiden Holzbauweisen, zu denen sich als dritte in den norddeutschen Ländern noch die sächsische gesellt, besteht in der Anordnung der Gebälke, deren Kragung und vor allen Dingen in der Gestaltung des Ständerwerkes der Gefache. Ich kann hier nicht weiter darauf eingehen, da dies allein einen Vortragsabend füllen würde. Genug, wir haben es hier mit der fränkischen Bauweise zu tun, und zwar finden wir den Holzbau in der Regel auf ein- oder mehrstöckigem massiven Unterbau errichtet. So auf dem Münsterplatz an der Ecke der Münsterstraße einstöckig, ähnlich in der Nußmannstraße, der Gerberau und anderwärts. Einen mehrgeschossigen Holzbau auf Steinunterbau sehen wir Ecke Kaiser- und Bertholdstraße beim Haus zum Freiburger. Die Holzbauten sind jetzt meist überputzt, das rührt aus der Zeit des Spätbarocks her, als man die Fensterstöcke in den



8. Treppe im Hause Löwenstraße 16



9. Teil einer Stuckdecke, Löwenstraße 16

Häusern veränderte und in gleiche Achsen verteilte. Da wußte man mit dem verbleibenden Ständerwerk nichts anderes anzufangen als es zu verputzen. Sehr berechtigt ist ja wohl heutzutage der Wunsch, das alte Holzwerk wieder freizulegen. Man sieht das auch anderwärts vielfach durchgeführt; bei uns geschah es an dem schon erwähnten Hause Ecke Münsterplatz und Münsterstraße. Doch ist dabei ein Umstand zu beachten: man muß die Fenster wieder in den alten Zustand versetzen können. Geht das nicht an, so läßt man besser die Hand davon, denn sonst entstehen unerfreuliche Bilder. Jedenfalls ist der Rat eines erfahrenen Baukünstlers und Kenners in solchen Fällen unerläßlich. Möchte es gelingen, mit der Zeit noch ein oder den anderen Zeugen alter Holzbaukunst in verständnisvoller Weise freizulegen.

Wie gesagt, waren in der frühmittelalterlichen Zeit die Häuser meist Holzbauten. Getrennt waren sie aber durch massive Brandmauern, die, in der ältesten Zeit vielfach in Feldsteinen errichtet, an den Stirnen gequadert und mit schrägem Anlauf, der Standsicherheit und Verstrebung wegen, versehen, meist vielfache Bauveränderungen überstanden haben z. B. am Haus zum Gauch, jetzt

Wagnersche Buchhandlung. Diese Brandmauern nebst den Kellern geben uns häufig noch allein einen Anhalt über das frühere und ursprüngliche Aussehen der Häuser. Wir können da oft feststellen, wie heutige größere Häuser, wie z. B. das Herdersche auf der Kaiserstraße oder das danebenliegende der A. E. G. früher aus zwei kleineren bestanden, wie ja überhaupt die Parzellierung innerhalb der engen Mauerringe der Stadtbefestigung eine sehr kleine und vielgestaltige war. Sie wissen, meine Damen und Herren, daß bei uns die alten Straßenzüge ein so einheitliches und festumrissenes Bild zeigen, und das rührt daher, daß die Häuser durchweg die Traufe nach der Straßenseite zu gerichtet haben und an den ursprünglich hoch mit Staffeln über Dach geführten Brandgiebeln aneinandergereiht waren. Die Ursache hiervon ist meines Erachtens die, daß die Dächer ursprünglich mit Stroh gedeckt waren und es daher der Feuersicherheit wegen untunlich war, die Giebel nach der Straße und die Traufe nach kleinen zwischen den Häusern befindlichen Traufgäßchen zu richten. Es ist nun sehr zu bedauern, daß heute in mißverstandener Weise die alten Straßenbilder durch Giebelbauten zerstört werden. Ich will die Giebelbauten nicht durchweg verdammen. Es gibt Fälle, wo sie durchaus gerechtfertigt sind: aber in der Herrenstraße z. B. wäre es eine Sünde, ein Giebelhaus zwischen die gemächlich aneinander gereihten Häuser zu schieben, und das gilt noch für manch andere Straße der Stadt. Wie einheitlich sah noch bis vor wenigen Jahrzehnten die Kaiserstraße aus! Kein vernünftiger Mensch, keine vernünftige Denkmalpflege wird Neubauten auch in den alten Stadtteilen ausschließen wollen. Das hieße Unvernünftiges erstreben und dem Fortschritt die Tür verschließen. Aber verlangen kann man, daß sich Neues harmonisch einfüge und daß es Rücksicht auf Vorhandenes und die Umgebung nehme, kurz, daß sich nicht Individualismus und rücksichtsloses Protzentum da breit machen, wo liebes und einfaches Alte dadurch geschmälert und auf die Seite geschoben wird. Ich werde nachher an Hand der Lichtbilder noch darauf zurückkommen.

Im Innern unserer alten Häuser treffen wir auf bemerkenswerte Stein- und Holztreppen. Bis ins 17. Jahrhundert hinein war die Wendeltreppe, die Schnecke, aus Stein oder Holz, die Treppe des großen und kleinen Bürgerhauses. In ganz kleinen Verhältnissen fand sich vielfach auch ein steiles geradläufiges Treppchen. Ein Beispiel einer Schnecke in kleinem Hause finden Sie am Dienerhaus der Sparkasse gegen den Kartoffelmarkt. Große Spindeltreppen haben wir außer an unseren großen öffentlichen Bauten wie Rathaus, Basler Hof, alte Universität usf. noch in manchem Privathaus, u. a. im Hause Herder, im Haus zum Herzog in der Salzstraße und anderen Orte. Prächtige Holztreppen haben uns das 17. und 18. Jahrhundert hinterlassen. Es sind leider schon eine ganze Anzahl davon verschwunden, so aus dem Hause zum Kind Jesu, dem heutigen Ganterbräu, und beim nicht tief genug zu beklagenden Abbruch des Kapferer'schen Hauses Ecke Kaiser- und Salzstraße. Hoffentlich beschirmt uns ein gütiges Geschick den Rest, so im Arbeiterbildungsverein, im Kopf, im Feuersteinschen Hause in der Eisen-



bahnstraße, im Hause der A. E. G. Kaiserstraße 44 und in vielen anderen Häusern, die ich Ihnen nicht alle aufzählen kann. Wie sehr wir heutigen Tages in der Baukultur hinter unseren Voreltern zurückstehen, zeigt gerade der Vergleich der alten Treppen mit unseren heutigen. Ein lehrreiches Beispiel bietet wieder das Haus Kapferer Ecke Kaiser- und Salzstraße.

Außer den Treppen sind in vielen Häusern bemerkenswerte, ja prächtige Stuckdecken zu finden. Die ältere Holzdecke war hier meist sehr einfach. Beispiele sind im Hause Krebs auf dem Münsterplatz, im großen Meyerhof in der Salzstraße. Dagegen weist die Stuckdecke aus dem 18. Jahrhundert eine große Mannigfaltigkeit auf. Tüchtige Stukkateure müssen hier an der Arbeit gewesen sein, und manch schlichtes Haus birgt da einen Reichtum, der sich von außen nicht vermuten läßt. So das Haus Kaiserstraße 50 mit flotten Rokoko-Decken, Löwenstraße 16, das schon genannte Haus zum Herzog, das Feuersteinsche Haus, das Kageneck-sche Haus in der Salzstraße und viele andere.

Alter Hausrat, alte Familienbilder haben sich in vielen Familien erhalten. Leider ist auch da der Anreiz, zu verkaufen, bei den gegenwärtigen hohen Preisen groß. Wer aber auf den Geldwert sieht, sollte erst recht jetzt nicht verkaufen, denn der Wert steigt noch weiter. Alter Hausrat wird immer seltener; Museen, Sammler haben schon soviel aufgekauft, daß das, was noch in Privathand ist, naturgemäß immer höheren Wert erhält. Und welche Poesie, welche Behaglichkeit geht von solch' altem Familienbesitz aus! Das sind doch auch Werte, die nicht außer Betracht bleiben dürfen, namentlich nicht in unserer Zeit.

Der alte Freiburger besaß zu seiner Erholung vor den Toren der Stadt einen Garten oder auch ein Rebstück. Hier erbaute er sich ein Gartenhaus, ein- oder zweistöckig, in dem er den Sonntag-Nachmittag oder den Abend an schönen Sommertagen verbrachte. Solche Garten- und Weinberghäuschen sind hier eine ganze Reihe erhalten. So am Schloßberg, Stadtstraße 2, im Anwesen der barmherzigen Schwestern an der Sautierstraße mehrere, ferner am Meisenberg und anderen Ortes. Sehr viele sind verschwunden, sind der Stadterweiterung und dem Unverstand der Villen-erbauer, die mit den alten Häuschen im Garten nichts anzufangen wußten, zum Opfer gefallen. Und doch gibts nichts Schöneres im Garten als solch ein altes Häuschen, das als Teehaus oder Gartenhaus noch seinen Zweck erfüllen kann, und das dem, der seine Sprache versteht, in stillen träumerischen Stunden von der Altvordern Freud und Leid zu erzählen weiß. — Wenn es hoch kam, so dehnte vielleicht die Familie einstmals ihren sonntäglichen Spaziergang bis zum „Schiff" oder der „Stadt Wien" aus, wo dann schön geschmiedete Wirtshausschilder zur Einkehr einluden. Das Schild der „Stadt Wien" wurde beim Neubau erhalten. Leider besitzen wir sonst nur weniges noch in unserer Stadt, mehr in der Umgebung; aber es wäre sehr zu begrüßen, wenn die alte Sitte wieder in Übung käme und den Herren Gasthofbesitzern sei sie hiermit wärmstens ans Herz gelegt.



10. Haus Kapferer, Ecke Kaiser- und Salzstraße (abgebrochen)

Nun wäre noch gar manches über die Erhaltung der Naturdenkmäler zu sagen; schon der alte Friedhof, der Kunst und Natur in so harmonischer, reizvoller Weise vereinigt, könnte einen Vortragsabend füllen. Ich muß mich auf wenige Andeutungen beschränken und möchte die Anregung aussprechen, daß von berufener Seite, vielleicht in etwas größerem Zusammenhang, über die Naturdenkmale geredet wird.

Sie alle, meine Damen und Herren, wissen, daß unsere Stadt bis in unsere Tage hinein inmitten von Rebbergen und Weingärten gelegen war. Der Schloßberg besitzt im Rebgut Schöneck noch einen stattlichen Rest davon, und wie sich jetzt noch um Herdern die Rebgärten hinziehen, so ehemals auch am Schloßberg und rings um die Stadt. In den Reben standen Aprikosen- und Pfirsichbäume und andere Obstsorten, in den Gärten sah man Nußbäume und Edelkastanien neben Kirsch- und Pflaumenbäumen. Wie sieht es nun heute damit aus? Die


11. Madonna im Giebel des Hauses Löwenstraße 16

Rebberge sind naturgemäß der Stadterweiterung zum Opfer gefallen; da, wo das nicht der Fall war, z. B. am Schloßberg, hat man Anlagen angepflanzt, aber Sie finden dort keinen der vorgenannten Bäume mehr, sondern in der Hauptsache Tannen und Birken, als wenn wir auf dem Hochschwarzwald in 1000 oder mehr Meter Höhe lebten. Dann hat die Vorliebe für die Rot- und Weißtannen, die Lärchen und Kiefern auf den Villenbesitzer abgefärbt, und ohne Sinn und Verstand hat er seinen Garten damit bevölkert und ihn mit Felsgrotten ausgestaltet. Unsere Berge um die Stadt waren ehemals mit herrlichen Buchen- und Eichenwäldern bestanden; aber auch hier will mir scheinen, daß die Tanne sich ungebührlich viele Gebiete erobert. So kann die Natur durch den Menschen vollkommen umgestaltet werden, eine Gegend, eine Landschaft ein ganz anderes Gesicht bekommen. Ich frage Sie, sind wir gegenüber den alten Zeiten hierin in der Kultur vorangekommen, wenn wir statt Nußbäumen Tännle und statt Edelkastanien Birken pflanzen? Zum Lobe der Stadt sei gesagt, daß sie an der Winterer- und Schöneckstraße zum Teil Kastanien gepflanzt hat. Hierin, meine Damen und Herren, können wir alle praktische Naturdenkmalpflege treiben, wenn wir in unseren günstigen Lagen das pflanzen, was dorthin gehört. Daß wir daneben schöne alte Baumgruppen, wie z. B. um das Heiligenstandbild bei der Karthaus, die prächtigen alten Eichen auf dem Stationswege nach St. Ottilien, vor dem Kindersoolbad in der Turnseestraße, bei dem Kreuz in Günterstal und anderen Ortes schonen, ist wohl selbstverständlich. Leider hat man vor dem Kreuz in Günterstal einen Platz angelegt, als wenn man dort größere Volksversammlungen unter freiem Himmel abzuhalten gedenke und damit den genius loci arg mißhandelt, und daß man das Kreuz, welches uns an der Straße nach Lehen an des Metzgers Hauri Heldentat und an den Tod Konrads von Lichtenberg erinnert, in eine Art Kapelle gestellt und damit die feine Silhuette des alten Baumes zerstört hat, ist auch ein Fall, um den sich die Bürger hätten kümmern sollen.

Schwer bedroht bei der Kohlennot ist so mancher schöne Baum in Privatbesitz. Allenthalben sieht man in den Gärten Holz fällen. Solange man sich mit dem Niederlegen von Tannen begnügen würde, wäre nichts dagegen zu sagen;

aber man hat schon recht wertvolle Bäume geschlagen, z. B. die alte Weide Rempartstraße, die Douglas-Fichte in der Pension Knab u. a. Hoffentlich bleibt uns der prächtige alte Weidenbaum in dem Schinzinger Erben-Anwesen zwischen Mozartstraße und Längenhardweg erhalten, ferner die alte Weide an der Ziegelei an der Wintererstraße, die allerdings eine Zangenverstrebung der Äste erhalten müßte. Auf ein feines Naturdenkmal will ich zum Schlusse meiner Ausführungen noch hinweisen, das ist die Baumgruppe mit dazwischenliegendem Brunnen oberhalb der Wintererstraße vor dem Anwesen Dr. Hoek. Ganz italisch-südlich mutet einen die Gruppe an. Daß sie noch erhalten ist, haben wir nur dem Umstand zu verdanken, daß der dort geplante Neubau infolge der Teuerung nicht gebaut wurde. Ich meine, es sollte sich ermöglichen lassen, dieses einzigartige Denkmal auch bei Überbauung des Platzes zu erhalten, und ich lege dem Herrn Konservator auch dies ans Herz mit der Bitte, ein wachsames Auge darauf zu haben. Andere Naturdenkmale in Freiburg und nächster Umgebung sind das Mösle, die Wetterbuchen auf dem Kybfelsen, die hundertjährige Weißtanne im Mooswald, die Alexandereiche daselbst, die große Eiche zwischen Lehen und Umkirch, die Weidbuchen auf dem Schauinsland, die Kenkbuche bei Langackern, Präsidentenlaube im Wildtal, die Edelkastanien dort, die Linden und Kastanien auf dem Lorettoberg, der Efeu in Günterstal u. a. m.



12. Madonna vor einem Hause an der „Insel“

Zum Schlusse noch ein paar Worte, meine Damen und Herren! Ich habe Ihnen bei meiner Führung durch die Denkmäler, die der bürgerlichen Pflege und ihrem Schutz anheimgegeben sind, eine Anzahl Beispiele vorgeführt, bei denen mit dem nötigen Verständnis Schlimmes hätte verhütet und Besseres hätte erhalten oder ausgeführt werden können. Niemand, auch der größte Altertumsfreund nicht, kann vernünftiger Weise verlangen, daß Fortschritt und Verkehr vor Dingen Halt machen sollen, die ihr Dasein und ihren Zweck erfüllt haben. Verlangen aber muß man, daß sich Neues dem Bestehenden harmonisch eingliedere, daß Veränderungen an liebgewordenem Alten oder gar an altem Kulturgut mit Verständnis und Rücksicht vorgenommen werden. Wir haben die Pflicht, unsern Kindern und Enkeln alte Kultur zu vermitteln, und hier kann jeder von Ihnen mit

arbeiten. Wer an Altes die Hand legen muß, der hole sich sachverständigen Rat beim städtischen Konservator und wende sich an unterrichtete Fachleute. Er vertraue nicht allein auf sein eigenes Urteil, er tut das ja auch nicht, wenn er nur den kleinsten Rechtsstreit zu führen gezwungen ist, bei dem weit weniger auf dem Spiel steht. Halten Sie alten Familien- und Kunstbesitz auch in unseren schlimmen Zeiten beisammen und widerstehen Sie den Lockungen gewinnsüchtiger Händler. Und dann noch eines, bei dem jeder mithelfen kann: Bei der Benutzung alter und wertvoller neuer Bauten und Denkmale befleißigen Sie sich der nötigen Schonung und halten Sie andere, besonders die heranwachsende Jugend, dazu an. Treten Sie der Zerstörungswut, der Unachtsamkeit entgegen. Es ist oft erschreckend, wie nachlässig, wie unachtsam die Menschen mit dem, was ihnen nicht gehört, umgehen. Die Leute betreten ein fremdes Gebäude, z. B. die Sparkasse, und gehen mit den wertvollen Türen um, als wenn sie Granit und Eisen vor sich hätten, so roh und rücksichtslos. Die Schuljugend übt sich überall im Zerschlagen und Zerstören. Das war zu keiner Zeit so. Unsere Altvordern hätten uns nichts vererben können, wären sie nicht pietätvoller gewesen wie wir, und selbst Gegenstände, die den 30 jährigen Krieg überdauert haben, sehen oft besser aus als solche, die in unserer Zeit einige Jahre in Gebrauch waren. Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe. Mir blutet oft das Herz, wenn ich die sträfliche Unachtsamkeit wahrnehme. Achten Sie einmal darauf, und Sie werden mir Recht geben. Und ich wende mich da noch ganz besonders an die Herren Lehrer mit der Bitte, auch in der Schule der Jugend die Liebe und die Achtung vor altem und neuem Kulturgut einzupflanzen, und an die Eltern, sie hierin in häuslicher Unterweisung zu unterstützen.



Von der Freiburger Mundart

Von Dr. phil. Oskar Haffner.

Gibt es überhaupt noch eine eigentliche Freiburger Mundart mit einem ihr eigentümlichen Wortschatz, daß es sich lohnt, aus Anlaß des 800-jährigen Bestehens der Stadt auch ihr ein Plätzchen in der Reihe der Festbetrachtungen zu widmen? Hat doch vor nahezu hundert Jahren der verdienstvolle Geschichtsschreiber unserer Stadt, Heinrich Schreiber, in dem von ihm verfaßten Führer die Bemerkung gemacht, der lebhafte Verkehr mit Fremden und mit den höheren Ständen sowie die Annäherung an die mitteldeutschen Landschaften habe die hiesige Mundart schon sehr abgeschliffen und in demselben Maße, wie sie ärmer wurde, auch weicher und verständiger gemacht. Und dabei weiß Schreiber eine große Reihe für Freiburg eigentümlicher Wörter, von denen die Mehrzahl heute nicht mehr bekannt ist. Auch gibt es keinen eigentlichen Freiburger Lokaldichter wie in Karlsruhe oder Mannheim, wenngleich in Freiburgs Mauern mehrere recht beachtenswerte Mundartendichter wohnen und uns schon mit manch schöner Gabe beschert haben. Ebenso fehlt in Freiburg ein Nadler, der wie in Heidelberg seine unsichtbare Hand schützend über der heimischen Mundart hält.

Wenn Schreiber schon 1825 meint, damals vielleicht doch noch nicht ganz mit Recht, daß eine eigentliche Volkssprache bei dem außerordentlichen Wechsel der Einwohner und bei dem steten Zufluß von außen nicht hätte aufkommen können, so ist dies natürlich jetzt noch viel mehr der Fall. Damals eine Stadt von 15 000 Einwohnern mit kaum 600 Studenten, heute an die 90 000 Einwohnern mit etwa der sechsfachen Zahl Studenten, von denen im Gegensatz zu 1825 ein beträchtlicher Teil aus Norddeutschland stammt, wie auch aus dem Norden unseres Vaterlands viele sich Freiburg als Ruhe- und Alterssitz gewählt haben.

Und doch hat sich die Freiburger Mundart erhalten, wenn sie sich auch aus dem Lärm der Stadt in die Dorfgassen der Vororte geflüchtet hat. Hier kann man noch eine echte alemannische Mundart hören, wie man sie bis in die letzten

Jahre auch wohl in den trauten Weinstuben vernahm, wo der biedere Handwerker sein Schöppchen trank.

In der Lokalposse ist sie hier in den letzten Jahrzehnten mit großem Erfolg verwendet worden und in den Gesprächen der beiden „Herdemer“ Urbe und Remigi haben sie großen Beifall erzielt. Einzelnes davon ist im Druck festgehalten worden. Eine zweite Quelle für die Kenntnis der Freiburger Mundart floß bis vor etwa fünfzehn Jahren. Im damaligen „Freiburger Pfennigblatt“ erschien eine Reihe von Jahren hindurch wöchentlich „D'Freiburger Stadtbas“, worin die „Lene Freimaul, priv. Stadtbas“, meist heitere Ereignisse aus Stadt und Umgebung in heimischer Mundart mit satirischem Freimut erzählte und die Fehler und Schwächen des lieben Mitmenschen in mehr oder weniger urwüchsiger Weise ans Licht zog und dem Gelächter preisgab.

Von dieser Mundart, über ihre Stellung in der Reihe ihrer Schwestern, ihre Laut- und Formenlehre sowie über ihren Wortschatz einiges mitzuteilen soll hier versucht werden. Keineswegs wird dabei Vollständigkeit erstrebt, sondern es sollen nur einige Züge hervorgehoben werden. Auch möge darauf hingewiesen sein, daß jede Stadtmundart bei der gemischten und wechselnden Bevölkerung nicht leicht zu fassen ist.

Die Mundart Freiburgs ist das Alemannische, im großen ganzen die Sprache Hebels, der zuerst diese Mundart einem weiten Kreise vertraut gemacht hat. Doch bewegt sich die Freiburger Mundartendichtung, wenn man von einer solchen sprechen darf, mehr im Alltäglichen, sie ist nicht gemütvoll sinnend, wie beim Altmeister der heimischen Mundartendichtung, sondern geräuschvoller, hat Freude an späßigen Einfällen und macht sich gerne über den lieben Nächsten in harmloser, wenn auch manchmal derber Weise, lustig.

Freiburg gehört sprachlich zum Gebiet des Niederalemannischen, während Hebel hochalemannisch schrieb. Der Hauptunterschied beider Mundarten liegt bekanntlich darin, daß der Hochalemanne das k im Anlaut wie hartes hinteres ch (wie in bach) spricht, während der Niederalemanne k hat. Doch geht die Grenze nicht weit südlich von Freiburg hindurch. In Leutersberg, das vom Vorort Haslach etwa eine Stunde entfernt ist, sagt man schon chind statt Kind. Ebenso haben die Freiburger Urkunden bis etwa zum Jahre 1270 das anlautende ch, was als ein Beweis dafür angesehen werden darf, daß Freiburg bis zu dieser Zeit im hochalemannischen Gebiet lag.

Bis um die Wende zum 16. Jahrhundert war das Alemannische die allgemeine Schrift- und Verkehrssprache. Bis dahin sind alle Urkunden und amtlichen Schreiben, die von Freiburg ausgingen, im alten mittelhochdeutschen Lautstand geschrieben, und der berühmte Rechtsgelehrte Ulrich Zasius hat das Freiburger Stadtrecht in dieser Sprache verfaßt. Sie deckte sich im wesentlichen mit der Sprache, die wir heute mittelhochdeutsch nennen. Und wenn berichtet wird, der Humanist und Lehrer an der Freiburger Hochschule Glareanus, habe seine Horazvorlesung



in deutscher Sprache gehalten, so tat er dies wohl alemannisch, wie er auch seine Briefe in der heimischen Sprache schrieb. Ein Hauptunterschied gegen das Neuhochdeutsche besteht bekanntlich darin, daß die langen Laute î, û, û̂ noch nicht diphthongiert, also noch nicht zu ei, au und äu geworden sind, also mîn — mein, hûs — haus, hüser — häuser. Anderseits finden wir im Mittelhochdeutschen noch Diphthonge, wo sie im Neuhochdeutschen verschwunden sind. So sagte man im Mittelhochdeutschen liëb (i + e) also zwei Laute, dann fuoß, müëssen, wo wir jetzt nur einen Laut haben. Diesen alten Lautstand finden wir noch heute in der Freiburger Mundart. Dabei erkennt man auch, wie verfehlt es ist, die Mundart als Verstümmelung unserer Schriftsprache anzusehen, als ob sie nur ein verderbtes Hochdeutsch, ein Mischmasch und Durcheinander sei. So heißt es in der hiesigen hus aber laufen, wit aber breit, fraid (Freude) aber fründ (Freund), wo das Hochdeutsche immer nur einen Laut hat. Vergleichen wir aber damit den Lautstand im Mittelhochdeutschen, so zeigt sich, daß diese Verschiedenheit ihre volle Berechtigung hat. Unsere Mundart setzt also mit ihrer scheinbaren Unregelmäßigkeit nur eine ursprüngliche Trennung fort, die unsere Schriftsprache verwischt hat und hängt treuer am Alten als die Sprache der Gebildeten. So dient also die Kenntnis der Mundart zum geschichtlichen Verständnis unserer Muttersprache.

In seiner Doktorarbeit hat der Schreiber dieses gezeigt, wie sich in Freiburg im Laufe des 16. Jahrhunderts das Neuhochdeutsche nach und nach durchgesetzt hat, während in der Druckſprache der Sieg des Neuen schon um 1520 entschieden ist. Eine Schulordnung aus der Mitte des Jahrhunderts hat ganz die neue Schriftsprache, und Sebastian Helber, der von etwa 1580—1597 das Guldenschreiber- und Schulmeisteramt, das unter städtischer Leitung stand, verwaltete, hat ein deutsches Syllabierbüchlein geschrieben, aus dem hervorgeht, daß gegen das Ende des Jahrhunderts das Schicksal der alemannischen Sprache als Schriftsprache endgültig besiegelt war. Aber wohlgemerkt nur als Schriftsprache. Der Freiburger Bürger sprach damals noch in der Umgangssprache sein altes Alemannisch, wie es heute noch der Basler oder Berner tut. Die Schriftsprache war zunächst eben nur eine geschriebene Sprache; sie war eine Sprache auf dem Papier, eine tote Sprache. Auch war der Übergang zum Neuhochdeutschen mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, denn die hiesige Mundart unterscheidet sich von der Schriftsprache beinahe in jedem Wort, und das Alemannische hat so viel Worte mit eigenen Lauten, die nicht in die Schriftsprache hineinpassen. Es wäre daher verwunderlich, wenn der einfache Bürger von einem Jahr zum andern seine gewohnte Sprechweise abgelegt und hochdeutsch mit Seinesgleichen gesprochen hätte. Noch lange zeigte sich die Mundart viel deutlicher und stärker. Durch das ganze 18. Jahrhundert hat man sich überall im Badenerland um die sprachliche Frage sehr bemüht; es gab Kämpfe und erbitterte Gegensätze. Freiburg nun hat den endgültigen Wandel zu den klassischen Formen, wie sie die Literatur damals verlangte, in den achtziger Jahren durchgemacht.



Zur allgemeinen Kennzeichnung der Freiburger Mundart sei, bevor wir auf das einzelne übergehen, eine Bemerkung Schreibers wiedergegeben: „Aus freier Brust, lebhaft, kräftigend, nicht ohne Wohllaut, drückt das Volk seine Gedanken aus, gleich fern von dem Näseln der Schwaben, dem Singen der Österreicher und dem Jüdeln der Pfälzer. Auch von der Gewohnheit der nächsten Bewohner des flachen Landes, das tiefe e bis zum a zu senken, hält sich der Freiburger frei. Er selbst spottet darüber, wenn der Hochberger den Nebel wie Nabel und ein seeliges Ende wie a saligs and hervortönen läßt."

Wie schon oben bemerkt, darf man die von der Schriftsprache abweichenden Formen nicht als etwas Entartetes ansehen, sondern die Mundart hat einfach die Lautgestaltung gewahrt, die im Mittelhochdeutschen galt. Dies ist besonders bei zwei Lauterscheinungen der Fall, durch die sich die Freiburger Mundart von der heutigen Sprechweise der Gemeinsprache der Gebildeten unterscheidet und die zunächst in die Augen fallen. Es ist dies die Beibehaltung der alten langen Vokale i, u, ü, wo das Neuhochdeutsche dafür ei, au, eu (äu) hat. Dann die Beibehaltung der mittelhochdeutschen Doppellaute iё, uo als iё und ue, wo jetzt im Schriftdeutschen ein einfacher Laut gesprochen wird. Daß die Freiburger Kanzlei- und Schriftsprache sich schon im 16. Jahrhundert zur Diphthongierung bequemt hat, ist bereits oben bemerkt. In der Mundart aber sagt man noch heute mîn (mein) hûs (Haus), hüser (Häuser), dîr (teuer). An das letzte Wort anknüpfend, sei hier gleich auf die sprachliche Erscheinung der Entrundung von ö, ü, eu aufmerksam gemacht. Vielleicht aus Bequemlichkeit rundet man in der Mundart die Lippen nicht mehr und spricht e, i, ai statt ö, ü, eu; so sagt man bês (böse), dêchtere (Töchtern), wirfel (Würfel), fraid (Freude), aigli (Äuglein). Zur Diphthongierung sei noch bemerkt, daß im Auslaut und nach Vokalen auch die Mundart den Doppellaut hat, so z. B. drei, was sowohl das Zahlwort als auch treu bedeuten kann, dann in Wörtern wie baue, neis (neues), eich, wo mittelhochdeutsch nach dem Vokal ein w stand. Anderseits heißt es in der Herderner Mundart knei (Knie) kneie (knieen), wo man im nahen St. Georgen knî sagt.

Die zwei Vokale werden noch gesprochen wie im Mittelhochdeutschen bei ie, so biёr, liёcht (Licht), diёne; mittelhochdeutsch uo ist zu ue geworden, so bluem (Blume), guet (gut), luege (so viel als sehen); dann üe durch Entrundung zu ie, so biёcher (Bücher), briёder (Brüder), kiёl (kühl), miёsse (müssen).

Weiter entspricht neuhochdeutschem langem a ein langes o, so hôr (Haar), frôg (Frage), rôde (raten); dann das o einem u, besonders nach w und vor m und n, so e wuchener drei (drei Wochen), drumle (trommeln), dundere (donnern). a wurde vor sch manchmal zu ä, so fläsche (Flasche), äsche (Asche), wäsche (waschen). Dann hat die Mundart vor ch und Konsonant gedehnt, so drâcht (Tracht), gîcht, kârte, bûrscht (Bursche), wûrscht, wîrscht (pl.); doch gibt es auch Ausnahmen, so burg, kurz. Gekürzt dagegen wird im Gegensatz

zur Schriftsprache vor -t und -ß, so in zitt (Zeit), lutt (laut), grutt (Kraut), fliß (Fleiß), wiß (weiß).

Kein Umlaut besteht im Gegensatz zum Neuhochdeutschen bei bruck (Brücke), schtuck (Stück), dagegen findet sich bei der Pluralbildung Umlaut, wo ihn die Schriftsprache nicht hat, so d'hünd (die Hunde), d'fähne (die Fahnen), d'wäge (die Wagen).

In der Nachsilbe fällt bei Haupt- und Beiwörtern das e weg: frôg (Frage), e dîr reis (eine teuere Reise). Ebenso das Endungs -n balke (Balken), rege (Regen). Dasselbe findet sich auch beim Zeitwort: i komm, mer komme, er isch komme.

Bei den Endungen verwandelt sich -el in -le, so amsle (Amsel), kugle (Kugel); das Suffix -lein wird zu -li, so ringli, biënli; -heit wird zu -et, wohret (Wahrheit), kranket (Krankheit); -ung zu -ik, so zittik (Zeitung), rechnik (Rechnung). Bemerkenswert ist die Endung -is, brotis (Gebratenes), lêrerlis mache (Lehrer spielen). Erhalten hat sich das Althochdeutsche Endungs-i in dicki (Dicke), hêchi (Höhe), witti (Weite), dann steht ein i öfters bei Beiwörtern und bei Zeitbestimmungen, e großi fraid (eine große Freude), um achti (um acht Uhr), dann bei den Pronominaladverbia abi, ufi, ini, usi.

Bei den Vorsilben wird an und ein zu â und î, so âfange, îmache. Die Vorsilbe ge beim Participium Perfekt fällt weg, so bisse (gebissen, denkt (gedacht), geh- wird in der Mundart zu gehauchtem k: khalt (Gehalt), kholt (geholt).

Bei dem Konsonantismus zeigt die Mundart die Erscheinung des Schlaffen, indem die harten (stimmlosen) Verschlußlaute so schwach hervorgebracht werden, daß sie sich von g, d, k nicht unterscheiden, so b im Anlaut und Inlaut als b, bech (Pech), babîr (Papier), t wird außen im Auslaut zu d, dal (Tal), rider (Reiter). k wird nur im Inlaut und im Anlaut vor Konsonanten erweicht. hoge (Haken), glê (Klee); kk wird gg, agger (Acker), bagge (Backen). Bei st und sp ist die Entwicklung bei der Aussprache über das Neuhochdeutsche hinausgeschritten und es wird hier schd und schb gesprochen, so schdei (Stein), schbare (sparen), laschd (Last); einem h zwischen Vokalen entspricht einem j, manchmal auch einem ch, maije (mähen), blieje (blühen), hêcher (höher), nêche (Nähe); ebenso wird hochdeutsches b zwischen Vokalen wie w gesprochen: awer (aber), gawle (Gabel), dann in halwer (halben).

Eine weitere Erscheinung in der Mundart ist die Angleichung zweier Konsonanten, so weller (welcher), seller aus selber, dann er sott (sollte), er wott (wollte). Dahin gehören auch die Zusammenziehungen zweier Wörter, so wemme = wenn man, amme = an einem und imme = in einem; ferner gitter = gibt er, hemmer = haben wir, wemmer = wollen wir, zuëeich = zu euch, i hanem = ich habe ihm.

Was die Wortbiegung anbelangt, so wurde schon auf den Umlaut in der Mehrzahl hingewiesen, wo ihn die neuhochdeutsche Schriftsprache nicht kennt.



Es geschieht dies wohl auch zur Unterscheidung von der Einzahl, die ohne Umlaut in der Mundart wie die Mehrzahl lauten würde. Bei der Mehrzahlendung -er, die im Neuhochdeutschen viel häufiger ist als im Mittelhochdeutschen, ist die Mundart noch weiter gegangen, so sagt man die hemder, die hefter, die better, die schdicker (Stücke). Beim Zeitwort verläuft die Grenze zwischen starker und schwacher Abwandlung anders als in der Schriftsprache; es sei nur an die Formen glitte (geläutet) und bolle (gebellt) erinnert. Wie bei vielen anderen Mundarten, so fehlt auch in der Freiburger Mundart die erzählende Vergangenheitsform: er isch kumme (nie: er kam). Ebenso fehlt ja auch in der Deklination der Genitiv und wird durch von ersetzt, so z. B. dr rock vom vatter, aber ebenso häufig im vatter sei rock. Beachtenswert ist auch, daß in der Herderner Mundart das Zahlwort zwei in den drei Geschlechtern noch verschieden wie im Mittelhochdeutschen lautet. Es heißt zwê männer, zwô wîber und zwei kinder. Ebenso wird bei zu als Adverb und Präposition noch wie im Alt- und Mittelhochdeutschen ein Unterschied gemacht, de dîr (Tür) isch zue (Adverb), aber des isch z'vîl. Beim Zeitwort ist in der ersten Person der Einzahl der Vokal der gleiche wie in der zweiten und dritten Person, wo in der Schriftsprache verschiedene Laute stehen, so i gib (ich gebe), i nimm (ich nehme).

Bei der Syntax sei vor allem auf den in der Schule oft schwer zu bekämpfenden Freiburger Akkusativ aufmerksam gemacht, das heißt auf die sprachliche Erscheinung, daß der Nominativ anstatt des Akkusativs gesetzt wird: ich hab der Turm gesehen, sagt der Knabe auch in der Schule. Diese Sprechweise, die Freiburg übrigens mit vielen andern rheinischen Mundarten teilt, reicht bis in die obersten Klassen der Mittelschulen, und bei uns Primanern hatte seinerzeit bei dem Vergehen ein urwüchsiger Professor stets die derbe Frage bereit: Hat die S.. der Käs gfresse?

Was jede deutsche Mundart am augenfälligsten von der Schriftsprache unterscheidet, ist der ihr eigene Wortschatz. Ist er einerseits auf manchen Gebieten, auf dem die Rede der Gebildeten einen großen Reichtum entfaltet, schwach vertreten, so zeigt doch die Mundart anderseits eine große Fülle von Wörtern im Bereiche alles dessen, womit man sich oft abgibt und was sichtbar vor Augen liegt. Unerschöpflich ist besonders die Fülle von Wörtern, mit denen körperliche Bewegungen und Verrichtungen bezeichnet werden. Mit vollem Recht meint Schreiber von der Freiburger Mundart: „Kaum ist eine Mundart so reich an Ausdrücken, um die einzelnen Schattierungen der Begriffe zu bezeichnen. Nicht selten zählt sie da eine Reihe von Wörtern, wo sich die Schriftsprache mit mühsamen Umschreibungen aushilft und doch nicht so vollkommen bezeichnet." Wenn sie auch viele kernige Ausdrücke verloren habe, so seien ihr doch eine Reihe von Wörtern übriggeblieben, die ihren echt alemannischen Ursprung beglaubigen, heißt es an einer andern Stelle. Öfters findet man noch solche Worte, mit denen die Mundart altes Sprachgut aus dem Alt- und Mittelhochdeutschen treu bewahrt. U. a. nennt



Schreiber die Wörter gattig (artig) und anheimelen, die er für würdig findet, in die Schriftsprache eingereiht zu werden.

Im allgemeinen hat auch unsere Mundart wie viele andern die Neigung stark aufzutragen und zu vergröbern, aber ihre Ausdrucksweise ist auch anschaulicher und greifbarer als die Schriftsprache.

Was die Wortbildung anbelangt, so sei zunächst beim Zeitwort auf die Endung -le (n) aufmerksam gemacht. Es wird damit oft eine Wiederholung mit dem Nebensinn des Kleinlichen und Ungeordneten angedeutet, so wattle (gehen, ab- oder heimzottle (weg- und heimgehen), gigele (sehen), prägle, (braten), maule (reden), bamble (hängen), schtrampfle, wickle (essen), schnarchle (schnarchen), krebsle (kriechen), bruttle (brummen), verkreible (verkratzen) brummle (brummen), verwitschle (erraten), nabhagle (herunterstürzen), hurnigle (schloßen). Einen ähnlichen Sinn haben öfters die Wörter mit -re (e), so erlickere (erspähen), fuddere (schelten), lättere (zahlen), rumdoktere (probieren).

Eine weitere Eigentümlichkeit ist die, daß die Freiburger Mundart wie überhaupt das Alemannische die Präfixe zer- und er- nicht kennt und durch ver- ersetzt, so verrisse (zerreißen), verkaue, versûfe (ersaufen), verkälte, verzähle.

Wie die Mundart bestrebt ist, den Ausdruck möglichst anschaulich und greifbar zu gestalten, zeigt sich besonders bei der Steigerung. Oft wird, wo die Schriftsprache „sehr" setzt, der Ausdruck meineidig oder fürchtig (fürchterlich) gebraucht: 'sisch hüt meineidig kalt. Andere Steigerungen sind: malefizkaib, ase warm, griddlich voll, Kaibeburscht, gullerrot (guller = Hahn) mortsgickel (etwa wie Mordsstolz), pflutternäß, gaisgichter.

Für den Unterschied der Wortbedeutung führt Schreiber an, daß bereits im Sinne von beinahe gebraucht wird und auslassen für loslassen. Weiter bemerkt er: „der Unterschied, daß schmecken für riechen und kosten zugleich gelten muß, hat oft den scherzhaften Vorwurf erzeugt, daß der Oberdeutsche eigentlich nur vier Sinne hat." Dann wird als oder echt herdernisch allig in der Bedeutung „in der Regel" oder „bisweilen" gebraucht. Das Adverb halt das ursprünglich eine Steigerung ausdrückte, schwächt jetzt wie sonst auch in der Freiburger Mundart ab. 'sisch halt e dûbel oder e daudle (Bezeichnung für einen männlichen oder weiblichen schwachsinnigen Menschen). Ebenso kann man wohl auch Bigoscht oder bi gellt für Bei Gott! und Herr Jeses für Jesus als eine Abschwächung betrachten.

Daß in unserm mundartlichen Wortschatz viele Wörter der Schriftsprache und dies auch auf Gebieten, die dem Volke naheliegen, fehlen, darauf hat schon A. Götze in seinen „Lücken im niederalemannischen Sprachschatz" (vergl. Festschrift der 15. Hauptversammlung des Allg. Deutschen Sprachvereins, dargebracht vom Zweigverein Freiburg im Breisgau S. 139—158) aufmerksam gemacht. Ein Teil davon sei hier beispielsweise wiedergegeben und zugleich der hiesige mundartliche Ausdruck hinzugefügt. Arzt — dokter, betrunken — bsoffe, Erde — grund oder boden, fühlen — spîre, Getreide — frucht, Hügel — bergli, irr — verruckt, Kahn — schiffli,

kehren — schweife, lieben — gern haben, Mund — mul, Mut — kurâsch, öffnen — ufmache, Peitsche — geisle, Pferd — gaul oder roß, plötzlich — eis gangs oder uf eis mol, Schulter — achsle, Stecknadel — gûfe, Topf — hafe, Trunkenbold — versoffner Kerli.

Mit dem eigentlichen Freiburger Wortschatz ist es, wenn man Schreiber glauben wollte, recht schlecht bestellt. „Kaum ein Dutzend Wörter wird man als echt freiburgerisch anerkennen wollen", schreibt er und führt die Wörter kampel (Kamm), nint (nichts), funst (Faust) und maskere (Maske) an. Daß aber dem nicht so ist, das zeigt heute ein Blick in das Büchlein „Die beiden Herderner" und auch Schreiber selbst straft sich Lügen, denn er selbst führt im gleichen Aufsatz eine Menge Zeitwörter an, denen man auf den ersten Blick ansieht, daß sie echt bodenständig sind und einen großen Teil davon kann man heute noch hören. Es sind dies Wörter, die Schattierungen einzelner so oft gebrauchten Begriffe bezeichnen. So für reden: zispere, mungle, muttere, brutle, bable, schneppere, schnättere, räffle, rätsche, dätsche, klatsche, hasple, waschle, runge. Für weinen: schluchze, briegge, greine, pflenne, plärre, kraie, hüle. Für gehen: düsele, täppele, träppele, tschungele, trample, lätsche, lampe. Für hören: losen, lustere, lure. Weitere Wörter ähnlicher Bedeutung, die in der heutigen Freiburger Mundart vorkommen, sind: dissele (leis reden), maule (reden), verlickere (erspähen), galöppere (rennen), wattle (gehen) und schpicke (schauen). Dann teilt noch Schreiber zwei recht bezeichnende, treffenden, altertümliche Ausdrücke mit: manne und wibe einen Mann oder eine Frau zur Heirat nehmen.

Es mögen nun noch manche andere Zeitwörter, die sich in unserer Mundart finden, folgen: bache (hauen), baschge (streiten), bose (etwas schlimmes verüben), klepfe (knallen), durchwitsche (entgehen), wische (fegen), bleche (zahlen), blose (trinken), birschte (prahlen), hamstere (essen) [der Krieg hat wohl auch in Freiburg die andere Bedeutung des Wortes zur Alleinherrschaft gebracht], b'schraue (bemitleiden), nusbutze (verprassen), rabkeie und rabhagle (herunterstürzen), dudle (auf einem Instrument spielen), e'danz rabsäge (ein Musikstück zum Tanze aufspielen), päbe (trompeten), plumse (fallen), närrschle (verliebt tun), endlich strehle und kample (kämmen).

Groß ist auch die Zahl mundartlicher Ausdrücke von Hauptwörtern. Alte Freiburger Schimpfnamen sind kog, kaib, dotsch, nach Schreiber auch drak, dann hemmglunker, luser, guetschick. Man spricht von einem burscht auch kerliburscht, dann von einem Frauenzimmer als von einem krapp oder einer madumsle, von Kindern als krottewar. Eine kleine Gestalt wird als hämpfelimensch oder als krupf bezeichnet. Man spricht von einem färchtiputz oder bezeichnet ein Mädchen als e arm dschorli. Du bisch e netter fräßli, ist gleichbedeutend mit dem ironisch gemeinten „Du bist ein schöner Kerl". Ein „verdrückter" Mensch ist ein duckelmuser und eine alte Frau e zaini oder e alt schättere. E schlamperi ist eine schlampige Person. Man hat einen dolde oder äpfel (Kopf), dann eine lippel (Lippe), ein



zifferblatt (Gesicht), ein kinnig (Kinn), ein göschli (kleiner Mund), oder man macht bollauge (große Augen). Der Hund hat eine schnurre, und Raubtiere haben gfräßer. Wer angetrunken ist, hat einen sarras oder storax. Für Zeche kennt noch Schreiber das mittelhochdeutsche Wort ürte. Man ißt gern blunse (Blutwürste), ribbäckli; dann grießpflutte, umlett (omelette) und linzerdârte. Brotsamen heißen brosame und Rindfleischstücke rimpfleickmocke.

Für die Kleidung findet man noch das Wort häs, die weibliche Kleidung heißt wohl geringschätzig fahne mit einer schlaufe (Schleife) und manchmal beim baschge (streiten) läuft man Gefahr, einen schlenz in die Hosen oder e mose in de rock zu erhalten.

Von den mundartlichen Benennungen von Geräten sei folgendes erwähnt. An die landwirtschaftliche Beschäftigung erinnern noch Worte wie bütteme (Bütte), zaine (Korb), dann ärgele und logele (Gefäße). Ferner schrage und gschtellâschi (Gestelle), kratte (Bett), wofe (Wappen), gigele (Düte), helgli (Heiligenbild), harpfe (Harfe), rêmörli (Meerröhrchen), bloschbalt (Blasebalg), dumpf (Dalle); Schreiber kennt für Schulsack den Namen oser.

Man geht in jascht (Eile) oder im dappschritt und macht dabei einen gump oder gumpser (Sprung) und läßt noch einen giegser (Schrei). Ferner sei noch genannt: duck spiele (einen Streich spielen), rung (Weile), breste (Krankheit), nubbe hawe (heimlich bösartig oder beschwerlich sein), dausle (Ohrfeige), dätsche auch bumbis (Hiebe), druckete (Gedränge), dolge (Tintenkler), node (Atem), fasnet (Fasnacht), bluestzit (Blütezeit). Endlich noch einige Hauptwörter auf die Endung -es: e alt herkummes, e froges (Fragen), sei gnams hawe (genug haben), e verschmutzles (ein Verküssen), kei drâdenkes (kein Darandenken). Die Dreisam heißt in der Herderner Mundart Dreisene.

Von Verkleinerungen führt Schreiber an: hämpfele (eine kleine Handvoll), mümpfele (ein kleiner Bissen), reinele (Töpfchen mit Füßen zum Kochen), dîstele (Distelfink), leschtle (Schleifchen), maidele (ein kleines Mädchen), mixili (von muckfen — einen Ton verlauten lassen).

Von den mundartlichen Beiwörtern seien genannt: râne oder pflutterig (dürr), krummnasig (schief), käsdrummckig (sehr eng), glaichig (gelenkig), gwiche (geweiht), rackerig (geizig), buschber (munter), trimmlig (döfig), gittig (gierig), lächig (lachhaft), schaffig (arbeitssam), gschreiflet (gestreift), sampflecht (behutsam), hinkig (hinkend), schräg (schmal).

Besonders aber die Adverbien sind durch eine große Reihe manchmal recht bezeichnender Wörter vertreten, so hinnechti (heute die ganze Nacht hindurch) und hütti (heute den ganzen Tag hindurch) [beide Wörter bei Schreiber]. Dann däwäg (auf diese Weise), alwäg (natürlich), selweg (auf jene Weise), herentgege (hingegen), welleweg (allenthalben), allimol (immer), vollicht (vielleicht), menksmol (manches Mal), derno (danach), dert enne (dort drüben), hinterischi (hinterwärts), waidli (hurtig), eime (irgendwo), bschnotte (beschnitten, eng), unbschraue (unberufen), eisgangs (rasch), niene (nirgends), rublis und stublis oder rutzdibutz (ganz und



gar), hêlinge (heimlich), ständinge (stehend), uf d'leschti (zuletzt), eb (daß oder ob), im währende Rede (während der Rede), e bizeli (ein wenig), zämme (zusammen), nimmi (nicht mehr), husse (draußen), bal (bald), sider (seither), früjner (früher), fêrig (fertig), au oder aue (auch).

Recht lehrreich ist das Verhalten der Mundart zum **Fremdwort**. Man gebraucht die Eindringlinge in vielen Fällen, wo die Schriftsprache sich ihrer nicht oder nicht mehr bedient. Aber die Mundart sucht den Fremdwörtern einen deutschen, ihr vertrauten Klang abzugewinnen und hat stets die Neigung, die Fremdkörper an heimische Gebilde anzulehnen und sie sich etymologisch zurechtzulegen und dabei auch die Aussprache bequemer zu machen. Ein hübsches Beispiel darfür findet sich in einer kleinen Herderner Lokalposse, wo der Urbe in die „Marie auf Naxos" (Ariadne auf Naxos) will, aber wieder davon absteht, da er im Saale Tee sei's (Theseus) singen hört und er als echter Herderner nichts vom Tee wissen will, sondern lieber e Vîrteli Neue (Wein) trinkt. Ein Neufundländer wird zum Neunpfundländer. Andere Umwandlungen von Fremdwörtern sind: bossentif (positiv), kumblimente Verbeugungen, schparklemente (Ausflüchte), kei pressant (keine Eile), alle excüsi (Entschuldigungen), akrat (akurat), notti beni (nóta bene), batroll oder baradi mache, kumedi (Komödie), guraschi (courage), spezel (Freund), subtil (behutsam), bomadig (bedächtig), krattelîre (gratulieren), umenanderschwidisîre (in der Stadt herumstreifen), pressiere (eilen), verumenziere (verwüsten), dischkrîre (sich am Wirtstisch unterhalten), kublîre (trauen). Weitere Fremdwörter, die sich in die Mundart eingebürgert haben, sind: tirekt (direkt), flattuse (Schmeicheleien), prämi (Belohnung, aus lat. praemium), dusma (leis), kummod (bequem), der Komperativ davon heißt kummöder, bumpje (Feuerwehrmann), bassabel (passable), spetakel (Lärm), attack (Angriff), respekt (Achtung), krambol (Lärm), wisawi (gegenüber), baddaschîr (Passagier), ussem schlimassel (bedrängte Lage), pardu (trotz allem), budik (Laden), schwulität (Bedrängnis), proteste (Beschwerden), vermalträde (übel behandeln), im karrê (im Eilschritt), di splendirhos âhawe (freigebig sein), schilê (Weste), budili (Fläschchen), extramalör (besonderes Unglück), dischbedat (Wortstreit), muntur (Anzug) plaffon (Zimmerdecke), sodise (Dummheiten). Ein recht beliebter Eindringling in die Herderner Mundart ist dann kuntrêri (au contraire).

Schreiber führt dann auf diesem Gebiet noch einige Wörter an, die die Sprachwissenschaft als **Lehnwörter** bezeichnet, so aus dem Keltischen benne (Flechtwagen), krischeln (mit Kleie spielen); dann aus dem Lateinischen örgele (Gefäß, ocula), etter (atrium), fätsche (Winkelband, fascia), aglen (Grannen, aculei), ären (Hausflur, area), käner (Dachrinne, canalis), und kratten, krätse (Hand- und Rückkorb, crates).

Endlich seien noch einige mundartliche **Redensarten** angeführt: schwätz kei äsche (rede keinen Unsinn), am Krips näme (am Kragen nehmen), sich ruh verbette (Ruhe gebieten), mores kriege (Angst bekommen), luck gä (nachlassen), bitte un betle (inständig bitten), uf geistlich studiere (Theologie studieren), es got



d'matte nab (es geht dem Ende zu), des isch lätz kummendîrt (verkehrt angefangen), eim d'schnurre butze (das Leben kosten), de hesches jo am dicke deil (du kannst es gut machen = bist reich), mit unsrer sach isch jetz Lorenz (es ist am Ende mit unserm Beginnen), e gû kriege (in Verwesung übergehen), mer het immer z'droxe (man hat immer etwas zu klagen), es wird mir krampamplich (schwach), lo mi ungheit (laß mich in Ruhe). Dann teilt noch Schreiber ein Volkssprichwort mit: »Der Haber isch besser als der Hätti (so etwa unserm Sprichwort vom Sperling in der Hand entsprechend) und ein neuzeitliches: D'Herdemer hen d'rebe un d'herre suffe de wi.

Anhangsweise sei noch etwas von der Freiburger Umgangssprache berichtet im Anschluß an das Werk von Paul Kretschmer „Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache". Es wird darunter die Gemeinsprache der Gebildeten verstanden, die zwischen Mundart und Schriftsprache steht und nur im mündlichen Gebrauche lebt. In engerem Sinne ist es die im öffentlichen Verkehr ungezwungen gesprochene Sprache. Die Unterschiede bestehen hier hauptsächlich im Wortschatz. In Anlehnung an Kretschmers Werk wird im folgenden immer zuerst das Stichwort bei Kretschmer genannt und dann der Ausdruck, den man in den gebildeten Klassen in Freiburg dafür hört. Dabei wird nur eine Auslese gegeben:

Abendbrot — Nachtessen, anstecken — anzünden, Apfelsine — Orange, Aufwartfrau — Lauffrau oder Monatsfrau, Bein — Fuß, Bindfaden — Schnur, nur — bloß, Böttcher — Kiëfer, Semmel — Weck, dicke Milch — Sauermilch, dreist — frech, Eierkuchen — Pfannekuchen, Fußbank — Schemel, Gardine — Vorhang, Höckerin — Marktfrau, Hörnchen — Gipfel, Jauche — Mistlache, Junge — Bub, Keule — Schlegel, klingeln — schellen, Krumme — Brodsamen, Laken — Bettuch, Lasche (am Stiefel) — Zunge, Leierkasten — Drehorgel, Mülleimer — Dreckeimer, Mütze — Kappe, Napf — Hafen, Plätteisen — Bügeleisen, Qualm — Rauch, Sahne — Rahm, scheuern — aufputzen, Schlächter — Metzger, Schornstein — Kamin, Schularbeit — Aufgabe, sprengen — gießen, sich sputen — sich eilen oder rasch machen, Stiefel — Schuhe, Straßenjunge — Gassenbub, Teich — Weier, Tischkasten — Schublade, Tischler — Schreiner, Töpfer — Hafner, Waschbecken — Waschschüssel. Man sieht aus den Beispielen, daß die Grenzen der Wörter unter sich sowie zu denen der Mundart und Schriftsprache flüssig sind.

So zeigt uns dieser kurze Gang durch die Freiburger Mundart, daß auch sie wie jedes Gebiet der Volkskunde, viel des Beachtenswerten bietet, und daß die Beschäftigung mit ihr uns hilft, manche Eigentümlichkeit unserer hochdeutschen Muttersprache kennen zu lernen. Womit man sich aber beschäftigt, das lernt man schätzen und lieben. Die Kenntnis der Mundart läßt uns auch einen tiefen Blick in die Seele unseres Volkes tun. Es offenbart sich dann seine Wesensart und damit ein Teil unserer teuern Breisgaustadt Freiburg, der dieses Heft der Badischen Heimat gewidmet ist.





Das Grün im Stadtbild

Von Robert Schimpf, Freiburg i. Br.

Die Aufforderung der Schriftleitung, einen kleinen Beitrag für das vorliegende Heft zu liefern, hätte ich aus innerem Gefühl heraus nicht annehmen dürfen, wenn man von mir verlangt hätte, über Gartenkunst zu schreiben. Es sind während der letzten Jahre so viele Bände und Zeitschriften mit Aufsätzen über „neuzeitliche Gartenkunst" gefüllt worden, daß ich den Gedanken nicht hätte los werden können, in den gleichen Fehler zu verfallen wie die meisten anderen Gestalter, die dieses Thema behandelt haben. Wie in allen anderen Kunstgebieten, so ist es auch in der Gartenkunst. Es wird heute unheimlich viel über Kunst gefaselt. Jeder fühlt sich allein als den Künstler der Gegenwart. Das gefährlichste Beginnen ist das, wenn der Gestalter glaubt, selbst über seine Werke alle Fach- und Liebhaberblätter mit schönen Worten und schönen Bildchen füllen zu müssen. Daß bei dieser Gelegenheit jede Objektivität der Aufgabe und der Lösung gegenüber verloren geht, ist selbstverständlich. Wird dieses Publizieren lediglich als geschäftliches Werbemittel benützt, so dünkt es mich weit weniger widrig, als wenn sich der Verfasser durch seine schönen Worte und seine nach billigem Effekt haschenden Bilder der Welt als großer Künstler vorstellen will.

Feinfühlende Menschen schätzen heute besonders die Bauten, Möbelstücke, die einfachen buxbaumumsäumten Hausgärten und andere Gebrauchsgegenstände guter alter Bauperioden. Meist wird aber dabei übersehen, daß fast alle diese Gegenstände zur Zeit ihres Entstehens nichts anderes sein wollten, als zweckmäßige Lösungen bestimmter Aufgaben. Die Handwerksmeister jener Zeiten, die sich zum Schaffen die nötige Zeit nahmen, kannten ihre Baustoffe, bildeten nach alten Überlieferungen und schufen Gegenstände, die den Bedürfnissen ihrer Zeit so gut wie möglich entgegengekommen sind. Vor der Bildung grober Geschmackslosigkeiten schützte sie neben der guten Tradition noch ihr unverdorbener Sinn für Form und Farbe. Wenn wir die Resultate guter älterer Bauperioden mit den heutigen vergleichen, schneiden

wir nicht gut ab. Wir haben also gar keinen Grund, unsere heutigen Lösungen so wichtig hinzustellen und sie aller Welt in Wort und Bild als etwas Bedeutungsvolles vor Augen zu führen. Gerade die Gegenwart fordert in den angewandten Künsten eine einfache, klare und höchst zweckdienliche Lösung. Auch der einfachste Gegenstand wird in der Hand eines feinfühlenden Bildners eine Arbeit von künstlerischem Reiz. Diese kurzen Ausführungen werden erläutert haben, weshalb ich es für überflüssig halte, über das Künstlerische im Garten lange Worte zu verlieren. Das, was behandelt werden soll, ist weit nüchterner, wird nicht durch schöne Bildchen geschmückt, wird aber trotzdem die Leser interessieren, die dem Leben einer modernen Stadt Verständnis entgegenbringen.

Die Städtebauer fordern heute ganz allgemein sanitäres und dekoratives Grün — so nennt es C. K. Sitte, einer der bekanntesten Vorkämpfer für den neuzeitlichen Städtebau — für jeden Stadtkörper. Wenn alle Hygieniker die Grünanlagen heute als die Lungen der Großstadt bezeichnen, dürfte daraus der sanitäre Wert derselben hervorgehen. Die großen und kleinen Spielplatzanlagen, die in erster Linie als gesunde Räume unter freiem Himmel zur Pflege der Leibesübungen verwendet werden, gehören ebenfalls zum sanitären Grün. Das dekorative Grün ist, wie es schon die Bezeichnung sagt, für den Städtebauer Schmuckmittel. Es wurde in den Zeiten guter Stadtbaukunst verwendet wie die anderen Gestaltungsmittel des bauenden Menschen: zur Flächen- und Raumbildung.

Die Grünanlagen einer Stadt sollen diese ganz durchdringen. Vor vielen Jahren, als noch die freie Natur — so möchte ich die vom Menschen nicht gestaltete Landschaft nennen — bis an die Behausungen der Menschen heranreichte und die Bebauung infolge billiger Bodenpreise und geringen Verkehrs noch sehr weiträumig war, mußten Grünanlagen nicht erst geschaffen werden. Was heute schon längst nicht mehr für die größeren Städte gilt, und diese habe ich in den vorliegenden Ausführungen aus naheliegenden Gründen ganz besonders im Auge, das trifft immer noch für die meisten kleinen Städte, für viele mittlere Städte, für die Dörfer und die mannigfaltigen Siedelungen zu. Das sanitäre Grün bietet dort die freie Natur und für dekoratives Grün hat dort, meist ganz unbewußt, schon der gesunde Sinn der Bewohner gesorgt, indem da ein schattenspendender Baum, dort fruchttragende Obstgehölze gepflanzt, oder zweckmäßig und schlicht eingefriedigte Hausgärten angelegt wurden. Kleine Städte oder Siedelungen in schöner Landschaft — und welche Landschaft entbehrt nach unseren heutigen Begriffen aller Reize? — sollten deshalb keine öffentlichen Gärten bauen. Da, wo dies geschehen ist, wurde fast immer ein Mißton in das vorher so klare Stadtbild getragen. Der Leser möge sich auf seinen Wanderungen durch kleine Städte und Dörfer selbst davon überzeugen, welches Unheil Gärtner dort schon durch ihre landschaftlichen Anlagen angerichtet haben. Es ist Sache des Heimatschutzes, künftighin die Werke des Landschaftsgärtners aus kleinen Städtchen und Dörfern fernzuhalten. Viel Unkultur und Geschmacklosigkeit bleibt dann aus jenen traulichen Orten.



Die Städte, die vorhandene Freiflächen im inneren und äußeren Teil ihrer Körper erhalten haben, haben gut getan. Es kann ein schöner Einzelbaum oder eine Baumgruppe einen ganzen Stadtteil schmücken, und eine alte Allee, die früher vielleicht ein außerhalb der Stadt gelegenes Schloß mit dieser verbunden hat, kann bei geschickter Eingliederung die Schönheit der ganzen Stadt ausmachen. Welch großen Wert stellt aber erst eine vom Stadtkörper aufgesogene Freifläche dar? Doch nur wenige Städte waren und sind in der glücklichen Lage, freie Natur als Grünanlagen in ihren Organismus einzureihen. Schon das allmähliche Heranwachsen der Städte in Zeiten, welche für die Notwendigkeit der Freiflächen kein Verständnis hatten, hat wertvolle alte Bestände an Wiesen und schönen Bäumen verschwinden lassen. Heute sind zusammenhängende Grünanlagen meist nur unter großen Geldopfern zu bauen, wenn nicht alte verlassene Wälle, Bastionen und sonstige Befestigungswerke hierzu verwendet werden können. Es war ein glücklicher Zufall, daß der Sinn für die Notwendigkeit der öffentlichen Gartenanlagen zu einer Zeit erwachte, als man die alten Befestigungswerke vieler Städte noch ins Freiflächensystem eingliedern konnte. Ein Blick auf den Stadtplan zeigt, daß auch Freiburg damals einen großen Teil der früheren Befestigungswerke zu Grünanlagen verwenden konnte. Die langjährigen Forderungen moderner Städtebauer, die Freiflächen in einem Ringsystem zusammen zu fassen, ist meines Erachtens nur auf die Entstehung vieler Gartenanlagen zurückzuführen aus den Befestigungswerken, die die Städte umschlossen haben. Heute hat man meist die Ansicht vom Wert des Ringsystems verlassen. Man tritt nun für das Radialsystem ein. Das Radialsystem kann schematisch leicht so verständlich gemacht werden, daß man sich den Stadtkörper als eine Kreisfläche vorstellt, in die die Freiflächen in der Richtung der Radien keilförmig eingesprengt sind. Der große praktische Wert des Radialsystems tritt deutlich hervor, wenn man bedenkt, daß im Kern der Stadt meist der größte Geschäftsverkehr zu finden ist, und daher der Bodenpreis hoch steht. Es ist nicht zu verwundern, daß hier der Geschäftsmann das Gelände gut ausnützt, dicht und hoch baut. Im Stadtinnern mußte sich also ein Geschäftsviertel entwickeln. Bis zu diesem oder in dieses wird die Spitze des schematisch gedachten Grünanlagenkeils vorgetrieben, während das breite Keilende an der Peripherie des Stadtkörpers endigen soll, dort, wo freie Natur an die Stadt grenzt. Das Radialsystem stellt hiernach die bestmöglichste Verbindung zwischen dem Stadtinnern und der freien Natur dar. Es paßt sich in seiner keilförmigen Anordnung dem Steigen der Geländepreise an und ist deshalb lebensfähig. Eine wagrechte Verbindung der einzelnen Freiflächen-Radien durch weitere Grünanlagen bringt uns das Ideal eines städtischen Freiflächensystems. Es ist eine leicht erklärliche Forderung, daß dieses mit einer näher oder ferner gelegenen Landschaft auf jeden Fall verbunden werden muß. Beispielsweise müssen die Ausfallstraßen als schattige Alleen ausgebaut werden. Für eine Stadt in herrlicher Gegend kann eine Verbindung des Stadtkörpers mit der naheliegenden freien Natur weit wichtiger sein wie das Schaffen von Gartenanlagen innerhalb der Stadt. Gerade



für unser schönes Freiburg gilt es, diese theoretische Erörterung vollends in die Praxis umzusetzen.

Bisher haben wir das System der städtischen Freiflächen betrachtet. Wir haben gefunden, daß die keilförmig-radiale Anordnung der Grünanlagen die zweckmäßigste ist. Nun bleibt noch übrig zu untersuchen, wie diese ausgestaltet werden müssen, um sie der Bevölkerung voll und ganz nutzbar zu machen. Ferner muß das städtische Grün, das nicht zu den eigentlichen Freiflächen zählt, in diesem Zusammenhang Erwähnung finden, weil es als Ergänzung des Freiflächengrüns gleich wichtig ist. Um nicht zu weitschweifig zu werden, sei mir gestattet, in der vorliegenden Skizze alles städtische Grün, das bei Bildung des Freiflächensystems wie bei Belebung des Stadtkörpers mitwirkt, gleichzeitig zu erwähnen.

Es liegt nahe, die Betrachtung der Grünanlagen mit dem zu beginnen, was der Laie ganz allgemein als öffentliche Garten- und Parkanlagen bezeichnet. Auch dem recht oberflächlichen Beobachter fallen hier wie an sonstigen Gärten zwei gänzlich verschiedene Gestaltungsprinzipien auf: Eine Form, die sich dem Charakter der anderen Bauwerke und Gebrauchsgegenstände des bildenden Menschen anschließt und eine solche, die die freie Natur zum Vorbild hat. Über den Wert und die Verteidigung der beiden Richtungen — nennen wir ganz allgemein die zuerst erwähnte, die architektonische und die andere die landschaftliche Gestaltungsweise, — sind schon viele Bücher geschrieben worden. Es ist nicht meine Absicht, den Leser mit diesen Auseinandersetzungen zu langweilen. Für mich steht fest, daß heute nur die Form gewählt werden darf, die sich den übrigen Bildungen des bauenden Menschen anschließt. Alle Gebrauchsgegenstände, und der Garten und Park sind solche wie das Haus, müssen zweckmäßig gestaltet sein. Sie müssen das Werk des bildenden Menschen deutlich als solches erkennen lassen. Für uns kommt deshalb nur die architektonische Gartengestaltung in Betracht. Wir wollen deshalb auch im folgenden immer an sie denken, wenn die landschaftliche nicht besonders erwähnt ist. Schon die Art unserer Aufgaben beweist, daß wir Menschen des 20. Jahrhunderts auf dem richtigen Wege sind, wenn wir die landschaftliche Gestaltungsweise im allgemeinen verwerfen. Wir können kaum mehr kostspielige Gärten bauen, die allein zum Spazierengehen der Bevölkerung dienen. Das Motiv eines schön gewundenen und blumigen Pfades, der einmal durch Wälder, über Felsen und Berge, durch Täler, durch Wiesen, über einen Waldbach, oder gar über die Brücke eines Sees führt, dem die Landschaftsgärtner so gerne nachgingen und es selbst en miniature in den kleinsten Vorgärten zu kopieren versuchten, ist für den modernen Park gänzlich unbrauchbar. Es würde dem Gestalter die Möglichkeit nehmen, seine Aufgaben mit möglichst wenig Geldmitteln und auf nicht unnötig großer Fläche zu erfüllen. Durch ein modernes Fußball-, Schlagball-, Hockeyfeld oder eine Radrennbahn kann kein Bächlein fließen! Einen großen Spiel- und Sportpark in einen größeren landschaftlichen Garten einzuschließen widerstrebt mir, weil dadurch die zweckmäßige



Form des ersteren verwischt wird. Denn alle gärtnerischen Bauaufgaben müssen wie die rein baulichen in klare Formen gebracht werden.

Die öffentlichen Garten- und Parkanlagen wollen wir in unserer Betrachtung in zwei Gruppen einteilen. Die erste Gruppe möge die umfassen, die große Flächen bedecken, in der zweiten Gruppe sollen die sogenannten Stadtplätze betrachtet werden.

Die großen Parke, gewöhnlich Volksparke genannt, haben heute ganz anderen Zwecken zu dienen wie früher. Während beispielsweise zur Zeit der Herrschaft des Sonnenkönigs im Parke zu Versailles glänzende Hoffeste gefeiert wurden, während dann in der Zeit des Tiefstandes architektonischer Gartenkunst, in der Blütezeit des Landschaftsgartens, sentimentale Pärchen den ganz „auf Stimmung“ angelegten Park durchwanderten, hier der Szenerie wegen lachten, dort des Ortes wegen weinen mußten, finden wir heute, in der Zeit des Wiederauflebens architektonischer Gartengestaltung im Park sporttreibende Jünglinge, Männer und spielende Kinder. Werden auch ab und zu sogenannte Volksfeste, werden auch große Versammlungen und Ausstellungen in den modernen Parken veranstaltet, im wesentlichen stellen sie heute Stätten ernster Betätigung, Stätten der körperlichen Ertüchtigung dar. Sie ähneln den Übungs- und Festplätzen der alten Griechen. Ein moderner Park muß durch breite Weganlagen aufgeschlossen werden, um die Menschenmassen aufnehmen zu können, die als Ausübende und Zuschauer in ihm sportlich tätig sind. Sache des Gestalters ist es dann, mit Bäumen, Sträuchern, Rasen- und Wasserflächen die Räume zu schaffen, die zur Ausübung der verschiedenen Sportarten nötig sind. Das Wie dieser Aufgabenlösung bestimmt den praktischen und künstlerischen Wert des Parkes. Ein neuzeitlicher Park soll folgende Plätze aufweisen: Eine große Volks- oder Bürgerwiese, auf der Versammlungen, Kinder- und Trachtenfeste und dergleichen stattfinden können, die also je nach der Größe der Stadt, zu der sie gehört, tausenden von Menschen Platz gewähren muß. Ferner gehören in den modernen Volkspark Plätze für Fuß- und Schlagball, für Hockey und Tennis. In Verbindung mit diesen Plätzen sind Laufbahnen, Sprunggruben, allgemeine Turnplätze und alle anderen Einrichtungen, die Leichtathleten zur Ausübung ihres Sportes benötigen, erforderlich. Nicht zuletzt dürfen an dieser Stelle das große Schwimmbad, die Luft- und Sonnenbäder und die Brausebäder, mit den hierfür notwendigen An- und Auskleidekabinen erwähnt werden. Das Schwimmbad ist so anzuordnen, daß es mit dem Tribünenbau, der für die bereits genannten Einrichtungen dringend notwendig ist, in engste Verbindung gebracht wird.

Erlaubt es die Größe der Fläche, so ist es empfehlenswert, im Volkspark auch Reit- und Rennbahnen anzulegen. Doch nicht allein für Turnen und Sport muß der neuzeitliche Volkspark Gelegenheit bieten. Auch für das, was man im engeren Sinne unter Spiel versteht, muß gesorgt werden. Es sind demnach gut eingerichtete Spielplätze zu bauen für Kinder, für Knaben und Mädchen, für Männer und Frauen. Wer einmal das Leben und Treiben auf solchen Spielplätzen hat-



beobachten können, wird mir zustimmen, daß die Förderung des Spielplatzgedankens gerade in heutiger Zeit eine dringend notwendige Kulturaufgabe bedeutet. Längst vor dem Kriege haben einsichtige und praktische Volkserzieher auf die vorzüglichen Spiel- und Sportanlagen Amerikas hingewiesen. Die beiden amerikanischen Leitsprüche „Der Knabe ohne Spielplatz ist der Vater des Mannes ohne Arbeit" und „Mit der Zunahme der Spielplätze nimmt die Kriminalität ab", müssen wir heute mehr denn je als richtig anerkennen. Es ist selbstverständlich, daß alle Spielplätze so angelegt und eingerichtet werden müssen, daß sie auf Jung und Alt genügend Anziehungskraft ausüben. Für den Gestalter bieten sich gerade hier tausend Möglichkeiten, sich auszuleben. Da muß beispielsweise für unsere Kleinen ein großes Planschbecken gebaut werden, dort sind Sandspielkästen und -tische zu erstellen, an anderem Platz sind wieder allerhand Schaukeln, Rundläufe, Wippbretter, Kletterstangen und dergleichen mehr anzubringen und Rodel-, Rutsch- und Kegelbahnen zu schaffen. Daß die meist völlig horizontal gelegenen Spielflächen während des Winters zu sogenannten Spritzeisbahnen verwendet, und so dem Eislaufsport dienstbar gemacht werden können, ist nicht ohne Bedeutung.

Ferner gehören in den großen Volkspark Gebäude, die es ermöglichen, bei schlechter Witterung den Spielbetrieb vom Freien in gedeckte Räume zu verlegen. Es sind dafür Turn-, Schwimm- und Spielhallen notwendig. Auch kleine Versammlungsräume, eine gute Bibliothek und ein alkoholfreies Restaurant sind für den Park erwünscht. Daß alle die eben erwähnten Einrichtungen nicht überall geschaffen werden können, ist einleuchtend. Da werden z. B. große Rennbahnen, dort die üblichen Gebäude fehlen, und manche Städte werden sich nur einen Fußball- oder Turnplatz leisten können. Doch wie im Hausbau für große und kleine Anlagen das gleiche Gestaltungsprinzip gilt, so ist es auch im „Parkbau". Überall harren die neuzeitlichen Aufgaben einer höchst zweckentsprechenden, künstlerischen Gestaltung. Die meisten unserer heutigen Sport- und Spielplatzanlagen sind noch recht primitiv in praktischer wie in aesthetischer Hinsicht. Daß sie mit verhältnismäßig geringen Mitteln zu schönen Räumen geformt werden können, die bei Spielern und Zuschauern ähnlich angenehme Gefühle auslösen wie ein traulicher Stadtplatz oder ein gut proportionierter Saal, ist immer noch zu wenig bekannt.

In den Volkspark gehören aber auch Blumen und Tiere, wenn er nicht nur Sport- und Spielpark sein soll. Man wird die schönblühenden Sträucher und Blumen in von Baumwänden gebildeten Räumen unterbringen, wird Sommerblumen-, Stauden-, Rosengärten und dergleichen mehr anlegen und in ihnen für reichliche Sitzgelegenheiten sorgen.

Es würde aus dem Rahmen des vorliegenden Aufsatzes herausfallen, wenn ich auf die Gestaltung dieser Sondergärten näher eingehen würde. Ein besonderer Aufsatz müßte dieses Thema behandeln. Doch sei mir gestattet, nur auf Eines hinzuweisen. Wo finden wir in den sog. landschaftlichen Gartenanlagen wirkliche



Blumengärten? Sind nicht überall Bäume, Sträucher, Rasenflächen und Steine im gleichen wirren Gemisch verteilt, liegen nicht die Blumenbeete in Lebkuchen- oder Nierenform unorganisch in diesen meist so jämmerlichen Naturkopien? Es ist ein Glück, daß uns Gärten aus guten Bauperioden erhalten geblieben sind, daß wir aus alten Zeichnungen, Stichen, Grundrissen und Beschreibungen lernen konnten, wie unsere Vorfahren Gärten gebildet, und daß wir auf diese Weise wieder Anknüpfungspunkte zu guten Gestaltungsweisen bekommen haben.

Wir brauchen noch lange keinen Zoologischen Garten mit dem üblichen großen Durcheinander von Tieren, Brezelwegen, Felsenanlagen, Wassertümpeln und fremdartig anmutenden Tierställen zu schaffen, wenn wir in einem abgeschlossenen Parkteil einige Tiere halten, die durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben und Formen den Menschen ebenso erfreuen, wie ein bunt angelegter Blumengarten. Gerade die Vielgestaltigkeit des Tierbestandes aber zwingt den Architekten zur Anwendung einer einheitlichen Bauform, wenn er dem allgemeinen Tohuwabohu aus dem Wege gehen und ein großes Ganzes schaffen will. Im architektonischen Rahmen können unschwer biologisch interessante Gruppen zusammengestellt werden. Man wird aus praktischen Gründen Tiere wählen, die sich in der Gefangenschaft leicht halten lassen und vermehren. Im Volkspark sind für halbtote Raritäten, die traurig in öden Käfigen mit großen Aufschriften sitzen, keine Plätze vorhanden.

Da wir uns infolge des für uns so traurig ausgegangenen Weltkrieges heute mehr wie früher mit Nutzgartenbau beschäftigen müssen, die rein städtische Bevölkerung aber die jedem Gärtner und Landwirt geläufigen praktischen Handgriffe der Gärtnerei nicht mehr kennt, wird es angebracht sein, dem Volkspark einen vorbildlich geleiteten Mustergarten für Obst- und Gemüsebau anzugliedern. In dieser Anlage könnte sich jedermann gute Ratschläge für den eigenen Gartenbaubetrieb holen. Die Städte hätten durch diese Förderung des Nutzgartenbaues die größten Vorteile.

Auch der sog. Schulgarten könnte meines Erachtens gut mit dem neuzeitlichen Volkspark in Verbindung gebracht werden. Er käme nicht allein den Schülern, die vom Spielplatz aus die Anlage bequem erreichen könnten, als wesentlicher Faktor zur Hebung des Unterrichts in der Botanik zugute, sondern könnte auch das für den Unterricht im Freihandzeichnen notwendige Pflanzenmaterial liefern und zuletzt der ganzen Bevölkerung als Lehrmittel gute Dienste leisten.

Wie der Mustergarten für Obst- und Gemüsebau und der Schulgarten, so könnte auch das Freilichtmuseum dem Volkspark angeschlossen werden.

Es liegt nahe, hier die Freilichtbühne und das Naturtheater zu erwähnen. In den letzten Jahren sind zahlreiche Bühnen unter freiem Himmel gebaut worden. Nur ganz wenige von diesen entsprechen den praktischen und ästhetischen Bedürfnissen. Meist wurde ein erheblicher Teil des alten Theaterkrams mit all dem Firlefanz, der uns den Besuch unserer Schauspielhäuser verleidete, hinaus ins Freie getragen. Als schönste Freilichtbühne gilt heute im allgemeinen immer noch die, welche

das schönste Fleckchen Natur verschandelt; bestenfalls wird eine herrliche Landschaft als Spielfeld und Hintergrund benützt. An die schönen Naturtheater in den Gärten der Barockzeit wird in unserer Zeit viel zu wenig gedacht. Sie bieten vortreffliche Anhaltspunkte für den Bau moderner Freilichttheater, zeigen vor allem, daß es in erster Linie darauf ankommt, Räume zu schaffen, die zur Größe der menschlichen Gestalt in gutem Verhältnis stehen. Hinter dem architektonisch streng durchgebildeten Bühnenraum soll die freie Natur gewissermaßen als Begleitmotiv mitschwingen. Es ist leicht einzusehen, daß solche Naturbühnen nur zur Aufführung von Stücken geeignet sind, die über dem Durchschnittsniveau stehen. Nicht zuletzt müssen auch an die Schauspieler höhere Anforderungen gestellt werden. Die minderwertige Operette wird sich beispielsweise auf der klar gestalteten Naturbühne nicht heimisch fühlen.

Die Not der Zeit wird es heute den meisten Städten verbieten, besondere Ausstellungsparke zu bauen. Daß sich aber in größeren Städten bereits vor dem Kriege das Bedürfnis nach geeigneten Ausstellungsplätzen und -räumen herausgestellt hat, ist allgemein bekannt. Heute ist die Frage nach Ausstellungsplätzen nicht minder wichtig geworden. Wir sind nun gezwungen, uns auf fast allen Gebieten der Qualitätsarbeit zuzuwenden, und diese wird durch Ausstellungen, wo allein Vergleichsmöglichkeiten gegeben sind, wesentlich gefördert. Der gegebene Platz für nicht zu langfristige Ausstellungen ist der Volkspark mit seinen großen Räumen im Freien und seinen verschiedenen Hallen, die leicht während der Dauer der Ausstellungen durch einfache An- und Neubauten vermehrt werden können.

Wie bereits oben erwähnt, dürfte es manchen Städten nicht leicht fallen, Volksparke zu bauen, die allen eben kurz skizzierten Forderungen entsprechen. Es wird in erster Linie oft am geeigneten Gelände, dann oft auch an den nötigen Geldmitteln fehlen. Die Geländefrage dürfte meines Erachtens aber nicht so schwierig zu lösen sein, wenn man die alten Exerzierplätze, die bis zur Revolution ausschließlich zur körperlichen Ausbildung der jungen Männer gedient haben, nun zu Volksparken mit Turn-, Sport- und Spielplätzen für die ganze Bevölkerung umgestaltet. Die finanzielle Frage muß bei der großen Bedeutung der Aufgabe untergeordneter Natur sein und schon deshalb verhältnismäßig leicht gelöst werden können, weil sich die Bauarbeiten auf viele Jahre verteilen lassen.

Vieles, was zum Programm für den Volkspark gehört, gilt auch für die größeren und kleineren gärtnerisch behandelten Stadtplätze. Sie sollen deshalb anschließend betrachtet werden. Unter den Stadtplätzen wollen wir im folgenden die Freiflächen verstehen, die von geringer oder mäßiger Größe rings von Häusern umgeben sind, oder noch umgeben werden. Ihre Entstehung ist sehr verschieden. Die alte Stadtbaukunst hat meist nur mit rein baulichen Mitteln herrliche, räumlich geschlossene Plätze geschaffen. Wir bewundern diese allgemein und ärgern uns über den Gärtner, der diese schönen Raumwirkungen durch wirre Baum- und Strauchmassen sprengte und liebevoll durchgebildete Architekturteile durch Pflanzen verdecken ließ. Neben den alten Stadtplätzen, die, wie soeben erwähnt, meist nur mit bau-



lichen Mitteln gebildet sind und nur selten ein nachträgliches Einfügen von Grün ertragen, finden wir schon früh Plätze mit regelmäßigen Baumpflanzungen. Dann wären zeitlich die Gebilde zu erwähnen, die vom Landmesser oder Tiefbautechniker durch Festlegen der Straßenzüge gezeichnet und später vom Gärtner mit allerhand Bäumen und Sträuchern, Steinen und Blumen, Wassertümpeln und Birkenholzhäuschen und dergl. mehr nach landschaftlichem Rezept ausstaffiert wurden. Die vielen kleinen und kleinsten Verlegenheitsdreiecke, die zwischen breiten Straßenzügen fast in jeder Stadterweiterung zu finden sind, erinnern uns heute an die Bauperioden, da man für Platzgestaltungen keinen Sinn hatte. Aus den früheren Stadtplatzgebilden hat sich der Stadtplatz der Zukunft herausentwickelt. Er stellt sich als eine gute Verbindung zwischen Bauwerken und Pflanzungen dar und ist deshalb wohl geeignet, all das, was wir von einem Stadtplatz fordern können, zu erfüllen. Räumlich begrenzt wird er nach unserer oben gegebenen Definition immer durch die anstoßenden Gebäude, die so angeordnet sind, daß sie eine in sich geschlossene Einheit bilden. Dieser müssen sich auch Baumpflanzungen, Heckenanlagen, Kleinbauten, Rasen-, Wasser-, Kies- und Blumenflächen harmonisch unterordnen.

Die Zeitverhältnisse werden es uns in den nächsten Jahren nur selten gestatten, rein dekorative Stadtplatzanlagen zu schaffen. Sie werden vielmehr — sind sie nicht reine Spielplätze — Verbindungen von Schmuck- und Spielgärten darzustellen haben. Daß die gärtnerische Gestaltung der Stadtplätze ganz nach architektonischen Gesetzen vorzunehmen ist, dürfte nach dem oben Gesagten selbstverständlich sein. Der Zweck bestimmt die Form, und die Blumen sind Schmuckmittel wie das Elfenbein an einer alten praktischen Kommode. Auf das rein Dekorative näher einzugehen, erübrigt sich an dieser Stelle. Doch über die Spielplatzanlagen der Stadtplätze will ich noch einige Worte verlieren.

Wir haben zu Anfang unserer heutigen Erörterungen darauf hingewiesen, daß die beste Form des Grünflächensystems das Radialsystem ist. Es ist leicht verständlich, daß in diesem die bereits behandelten großen Volksparke meist ziemlich weit vom Stadtkern entfernt zu liegen kommen, also von der spielenden Jugend nur aufgesucht werden können, wenn dieser mehr Zeit zur Erholung zur Verfügung steht, als dies an den Werktagen meist der Fall ist. Deshalb ist es heute notwendig, auf allen, selbst auf den Plätzen kleinen Formats, Spielplätze für die Jugend anzulegen. Für die Großstadt wird nun ganz allgemein das Einhalten der sogen. Kinderwagenentfernung gefordert, das soll heißen, eine Frau, die mit dem Kinderwagen ihre Wohnung verläßt, darf zum Zurücklegen der Strecke vom Wohngebäude bis zum nächsten Kinderspielplatz nicht mehr wie 10 Minuten gebrauchen. Die Spielplätze erfüllen natürlich ihren Zweck nur dann, wenn sie auch benützt werden. Sie sind deshalb so zu bauen und so einzurichten, daß sie auf die Jugend genügend Anziehungskraft ausüben. Für die kleinen Kinder müssen vor allem Sandspielplätze angelegt werden. Vorteilhaft ist die Verwendung von Sandspielkästen, weil der Sand, der selbstverständlich so oft als möglich erneuert werden muß, gut zusammen-



gehalten wird. Allerhand Schaukeln, Kletterstangen, Wippböcke, Rundläufe und dergleichen mehr werden von den älteren Kindern gerne benützt werden. Reck und Barren, die der Jugend ebenfalls willkommen sind, sollen hier nicht fehlen. Im Interesse der Erziehung eines guten Formen- und Farbensinnes ist es keineswegs gleichgiltig, was für Geräte auf den Spielplätzen zur Aufstellung gelangen. Kräftige, gutgeformte Holzgeräte, die hübsch bunt bemalt sind, eignen sich für den Kinderspielplatz am besten. Gerne wird auch von unseren Kleinen das Planschbecken benützt. Die Spielplätze müssen so bepflanzt werden, daß sie im Frühjahr, Herbst und Winter nicht zu stark beschattet, im Sommer dagegen nicht zu sonnig sind. Vorzüglich eignen sich die Innenhöfe zwischen den Häuserblocks zu Kinderspielplätzen. Daß die Spielplätze für unsere Jugend gerade heute in der Zeit der Unterernährung und Wohnungsnot wichtig, ja unentbehrlich sind, wird nicht bestritten werden. Wenn auf den mit Hecken umsäumten Baumplätzen frohe Kinderstimmen laut werden, fröhliches Lachen ertönt und munteres Leben und Treiben erwacht ist, empfinden wir die Schönheit der Spielplätze.

Als eine besondere Art der Stadtplätze sind die öffentlichen Konzertgärten anzusehen. Den Stadtplätzen, die lediglich mit Bäumen besetzt sind, vielleicht nur noch ein regelmäßig geformtes Wasserbecken aufweisen — der Freiburger Fahnenbergplatz gehört z. B. hierher —, stehen die städtischen Alleen, die Baumgruppen und zuletzt die Einzelbäume in ihrer Wirkung nahe. Über sie soll nun im folgenden kurz gesprochen werden.

Wenn wir beispielsweise vom Freiburger Schloßberg auf die Stadt hinunter blicken, sehen wir Teile der Stadt, die ganz ins Grüne eingebettet sind. Zusammen mit den Vor- und Hausgärten sind es die Straßenbäume, die vor allem diesen guten Eindruck hervorrufen. Doch nicht allein von obenher gesehen sind Straßenbepflanzungen erfreulich, auch für den, der die Straße durchqueren muß, sind sie wertvoll und oft — nicht immer — haben die Anwohner ihre Freude am Straßengrün. Die vielen Baumpflanzungen treffen wir in den Straßen der deutschen Städte erst nach den siebziger Jahren an. Vor dieser Zeit waren die Straßenbäume bei uns weit seltener. Sie waren wohl nur in den Wall- und Ring- oder in einigen anderen recht breiten Straßen, wo sich die Bäume entwickeln konnten, ohne den Anwohnern zu viel Licht und Luft wegzunehmen. Als dann die deutschen Städte reicher wurden, wetteiferten sie miteinander im Bau schöner Straßen. — Es mußte dadurch nach und nach eine sinnlose Schematisierung der Straßenzüge kommen. Das Tiefbautechnische interessiert uns hier nicht. Wir stellen nur fest, daß nach den siebziger Jahren bis zum Beginn des Weltkrieges Straßen Baumpflanzungen erhielten, die hierfür viel zu schmal angelegt waren, deren räumliche Wirkung durch die hochgewachsenen Baumreihen verloren gegangen ist und deren Bewohner nun in jedem Frühjahr, wenn sich die städtischen Gärtner in den Straßen sehen lassen, um Hilfe schreien, weil ihnen die oft kaum zwei Meter vor dem Wohngebäude stehenden Straßenbäume jeden Sonnenstrahl und alles Licht wegnehmen.



Das Recht der Anwohner auf gute Luft und gutes Licht mußte der größte Freund und Beschützer der Straßenbäume gelten lassen. Weil man sie nicht mehr entfernen konnte, wurden sie nun alle paar Jahre zu Krüppeln gestutzt. Heute gibt es Stadtteile, ja ganze Städte, wo nicht ein einziger Straßenbaum zu finden ist, der seine volle Schönheit zeigen kann.

Es werden bei der Bepflanzung der Straßen im wesentlichen zwei Arten der Anordnung unterschieden: Die Bepflanzung eines im Fahrkörper liegenden Mittelperrons und die Bepflanzung der seitlichen Bürgersteige. Selbstverständlich sind Kombinationen der beiden Typen möglich. Die einzelnen Bäume müssen einander gegenübergestellt werden, sodaß sie rechtwinklig zur Mittelachse der Allee zu stehen kommen. Gleiche Abstände unter sich bringen einen angenehmen Rythmus in die Pflanzung. Hauptaufgabe für den Gärtner ist es, die richtige Baumart auszuwählen. Viele bepflanzte Straßenzüge, die heute einen erbärmlichen Eindruck machen, würden weit schöner sein, wenn für sie passende Bäume gewählt worden wären. Es gibt nur zwei brauchbare Arten von Baumschnitt. Bei der einen Art wird dem Baum seine Physiognomie vollständig erhalten, bei der andern wird ihm vom Menschen eine streng geometrische Gestalt aufgezwängt. Beide Formen haben Daseinsberechtigung. Gänzlich zu verwerfen ist aber jenes unheimliche Sägen und Spalten an den Straßenbäumen, das ihnen ihren eigentümlichen Charakter nimmt, ihnen aber keine Formen gibt, die den anderen menschlichen Schmuckgebilden entsprechen.

Kleine oder größere Baumgruppen, die Straßen oder Stadtplätze durch ihre oft sehr malerischen Umrisse und durch die grüne Farbe ihres Blattwerks beleben, sind für die Stadt vielfach wertvoller wie ganze Alleen. Von besonderem Reiz sind im Stadtbild die Einzelbäume. Wer erinnert sich hier nicht an die alte Linde im Volkslied. Viel Trauliches liegt in der Bezeichnung einzelner Stadtteile nach den dort stehenden Bäumen. Die Namen Oberlinden, Unterlinden, Unter den Linden, Akazienplatz, Kirschenanger, Eschenhof, Weidengarten, Große Eiche usw. klingen doch weit besser wie Gregor Daumendickplatz, Luise Meyer-Höhe und ähnliche öde Benennungen.

Wir haben schon oben erwähnt, daß die Haus- und Vorgärten der Bürger an der Durchdringung des Stadtkörpers mit Grün wesentlich beteiligt sind. Treten die meist hinter den Straßenfronten liegenden Hausgärten auch nicht besonders in Erscheinung, so sind doch die Vorgärten für das Straßenbild von nicht geringer Bedeutung. Diese vor den Gebäuden liegenden Gartenstreifen sind meist so schmal, daß sie als benutzbares Gartenland nicht mehr in Frage kommen können. Wollte jemand aber trotzdem versuchen, den Vorgarten zur Nutzanlage zu machen, so würde er gar bald mit den ortspolizeilichen Vorschriften in Konflikt geraten. Durch Gesetz wird nämlich heute noch befohlen, daß die Vorgärten als Schmuckanlagen für die Straße zu behandeln sind. Gerade diese ortspolizeilichen Vorschriften haben aber unsere Vorgärten in ihrer ganzen Häßlichkeit entstehen lassen. Das Gesetz



und die geringe Größe der Fläche verbieten eine organisch entwickelte Einteilung des Geländes, was aber den Landschaftsgärtner nicht im geringsten kümmerte. Er benützte den Vorgartenstreifen, um auch hier Berg- und Tallandschaften im Kleinen anzulegen und dendrologische Raritäten anzupflanzen. Daß durch diese jämmerlichen Kunststückchen das dekorative Straßenbild zerstört wurde, ist leicht einzusehen. Wir müssen heute wieder zu klar gestalteten, benutzbaren Vorgärten kommen. Dies kann nur dadurch erreicht werden, daß die Flächen für die Vorgartenstreifen größer bemessen und die Bauherren durch fachmännische Belehrungen über den Tiefstand der heutigen Vorgärten aufgeklärt werden. Die Einteilung und die Art der Bepflanzung jedes einzelnen Vorgartens sind gleichzeitig mit Vorlage des Bauprojekts fürs Wohnhaus behördlich zu prüfen, will man die heute noch üblichen Geschmacklosigkeiten und den öden Schematismus verhindern.

Im Zusammenhang mit den Vor- und Hausgärten müssen Hausberankung und Balkonbepflanzung kurz erwähnt werden. Gute Beispiele, die wir in jeder Stadt und in jedem Dorf finden können, zeigen, wie wertvoll eine mit Schlingpflanzen berankte Fassade und ein hübsch mit Blumen ausgeschmücktes Fensterbrett für das Straßenbild sein können. Heute, da wir gezwungen sind, so bescheiden wie möglich zu bauen, wird der Architekt gut tun, wenn er gleich beim Entwerfen des Gebäudes auf die Berankung des Hauses Rücksicht nimmt. Was an der Fassade eines einfachen alten Hauses im Laufe vieler Jahre oft ganz zufällig entstanden ist, und heute uns entzückt, das kann bewußt geschaffen werden, ohne in die Gefahr zu kommen, romantische Stimmungen auslösen zu wollen.

Je nach der Lage der Friedhöfe sind diese zum städtischen Freiflächensystem zu rechnen oder nicht. Manche Großstädte haben sich im Laufe der letzten 50 Jahre weit vor ihren Toren sogenannte Zentralfriedhöfe gebaut. Diese dürfen wohl nur selten zu den zusammenhängenden Grünanlagen gezählt werden. Eine große Anzahl deutscher Städte hat jedoch die Friedhöfe ins Freiflächensystem mit einbezogen. Wir müssen es uns hier versagen, uns mit der Gestaltung der Friedhöfe näher zu befassen. Ein flüchtiger Vergleich zwischen einem landschaftlichen und einem geometrisch-architektonisch gestalteten Friedhof lehrt uns schon, daß die sogen. landschaftsgärtnerischen Anlagen hier noch weniger am Platze sind, wie auf Stadtplätzen. Während in der regelmäßigen Anlage eine gute Ausnützung der Fläche möglich ist, weil sich die Summe der rechteckigen Einzelgräber vorteilhaft in den großen rechteckigen Räumen der allgemeinen Gräberfelder unterbringen läßt, bleiben im landschaftsgärtnerisch geformten Gräberfeld eine ganze Menge kleiner Stücke übrig, die nicht als Grabstätten verwendet werden können und zur Ausschmückung ebenfalls gänzlich wertlos sind. Für viele Verteidiger landschaftlicher Friedhöfe ist der Gedanke maßgebend, daß der Besucher auf dem Gottesacker möglichst wenig vom großen Totenfeld wahrnehmen soll. Es werden deshalb in der Nähe der Wege überall die bekannten landschaftsgärtnerischen Kunststückchen angewandt. Mit den großen allgemeinen Leichenfeldern wußte man aber nichts anzufangen. Damit sie



das erträumte Parkbild nicht stören, wurden sie hinter dichten Pflanzenkulissen versteckt. Käme nicht das Unwahre der landschaftsgärtnerischen Gestaltung überall sonst ans Tageslicht, so müßte es in den Friedhöfen ganz besonders auffallen. Zur Unkultur kommt hier noch gröbste Pietätslosigkeit gegen die Menschen, die sich aus Mangel an Geld nicht an breiten Prachtwegen bestatten lassen konnten, sondern hinter dichten Bosketten begraben lassen mußten. Der neue Friedhof muß den Geist der neuen Zeit erkennen lassen. Mit geschmacklosen Denkmälern, Grabkreuzen und gärtnerischen Verheerungen muß aufgeräumt werden. Es ist Aufgabe des Gestalters, nicht mit den teueren Kauf- oder Rabattengräbern an den Wegen zu beginnen, sondern mit den Gräbern im allgemeinen Leichenfeld. Verwenden wir beispielsweise in einem großen Gräberfeld Rosen, in einem anderen Lilien, in einem anderen wieder Margueriten, als allgemeinen Blumenschmuck, so werden die wenig liebevoll klingenden Bezeichnungen wie Feld 270, 280, 290 usw. vom Publikum bald nicht mehr benützt werden. Man wird dann seine verblichenen Angehörigen im Rosen-, Lilien- oder Margueritenfeld aufsuchen.

Der neue Friedhof darf so wenig wie der unserer Großeltern seinen Zweck verleugnen. Er wird die sozialen Gegensätze der Bürger weniger erkennen lassen wie dieser, wird aber die bewährte regelmäßige Form architektonisch weiter ausbilden und auf den heute noch so öden großen Flächen der allgemeinen Reihen Blumenfelder entstehen lassen.

Zu den Grünanlagen der deutschen Städte, die heute meist noch nicht in das Freiflächensystem einbezogen worden sind, gehören die Kleingärten. Die meisten verdanken ihre Entstehung der Not. Hatten auch Großstädte wie Berlin, Leipzig, Dresden, München u. a. schon lange Jahre vor dem Weltkrieg ihre sogen. Schreber- oder Familiengärten, eine typische Erscheinung bildeten die Kleingartenanlagen für die deutschen Städte aber erst beim Einsetzen der großen Nahrungsmittelnot während des Weltkrieges. Heute finden wir vor den Toren unserer Städte und Dörfer Tausende von Kriegsgärten. Sie müssen im Wesentlichen als ernste Erinnerungszeichen noch lange Jahre bestehen bleiben, wenn auch das eine oder andere Gärtchen bei zunehmender Besserung der Lebensverhältnisse aufgegeben wird. Selbst wenn die Not verschwunden sein würde, müßten Kleingartenanlagen für die Leute bestehen bleiben, die heute aus Liebe zur Sache Gartenbau treiben wollen. Die Kleingärten müssen also künftighin mit in den Bebauungsplan aufgenommen, im Einzelnen besser ausgestattet und in das Freiflächensystem eingegliedert werden.

An dieser Stelle kann an die vielen Siedelungen gedacht werden, die heute überall im Entstehen begriffen sind. Doch erübrigt es sich wohl, hier näher auf die gartenbaulichen Fragen der Siedelungen einzugehen, weil bereits oben die hier maßgebendrn städtischen und dörfischen Grünanlagen kurze Erwähnung gefunden haben.

In den skizzenhaften Erörterungen dürfte wohl gezeigt worden sein, welch wichtige Rolle dem Freiflächensystem im heutigen Städtebau zuzuteilen ist. Die



geringste Bedeutung der Grünanlagen fällt hierbei auf das ästhetische Gebiet. Weit wichtiger sind die sanitären und sozialen Aufgaben, die an die städtischen Freiflächen gestellt werden. Schon deshalb ist die gartenbauliche Betätigung der deutschen Städte gegenwärtig nicht weniger bedeutungsvoll wie vor dem Weltkrieg. Eine vernünftige städtische Freiflächenpolitik wird in erhöhtem Maße mit dazu beitragen, daß die durch den Krieg stark geschwächte Bevölkerung wieder an Leib und Seele gesundet; sie wird die Wohnstätten der Menschen mit ihrem wohltuenden Grün durchdringen, ihnen dadurch mehr Freude am traulichen Heim, mehr Stolz auf die schöne Stadt und mehr Lust und Liebe zur Arbeit wachrufen. Ist dies einmal erreicht, so werden wieder zufriedene Menschen und glücklichere Zeiten kommen.

An unsere Mitglieder!

Der **„Ekkhart"-Kalender für das Badner Land, 2. Jahrg. 1921**, der von jetzt ab bei der G. Braunschen Hofbuchdruckerei in Karlsruhe erscheint und im Buchhandel 12 M. kostet, wird unseren Mitgliedern bei Bestellung durch die Geschäftsstelle zu **7.50 M.** zuzüglich Porto und Verpackungsspesen geliefert. Da derselbe nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren gedruckt ist, ist es fraglich, wie lange er noch geliefert werden kann. Der „Ekkhart" ist aber nicht nur ein vorübergehender Kalender, sondern mit seinem wertvollen Inhalt ein dauernder Besitz, drum raten wir, rasch zuzugreifen.

Außerdem seien unsere Mitglieder auf unsere Heimatblätter **„Vom Bodensee zum Main"** erneut aufmerksam gemacht, die im C. F. Müllerschen Verlag in Karlsruhe erscheinen, und deren Prospekt unseren früheren Heften beilag. In den nächsten Wochen erscheinen neu: Ochs, die Grenzen der badischen Mundarten; Schmieder, die Abteikirche St. Blasien; Schneider, Heidelberg, seine Natur und sein geschichtliches Leben; Schläger, das Kinderlied in Baden. Die Hefte können von unseren Mitgliedern mit 20% Ermäßigung durch die Geschäftsstelle bezogen werden.





Bücherbesprechungen

Achthundert Jahre Freiburg im Breisgau 1120—1920. Bilder aus der Geschichte der Stadt. Zur Feier ihres 800 jährig. Bestehens im Auftrag des Stadtrats entworfen von Prof. **Dr. Peter P. Albert,** Stadtarchivrat. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung 1920. Preis 8 M.

Wer irgend für unser schönes Freiburg und seine Vergangenheit ein Interesse hat, vermißt seit Jahrzehnten eine der heutigen Betrachtungsweise einigermaßen entsprechende Geschichte der Stadt; es ist das Buch, auf das wir alle, nicht nur im Breisgau, nein, im ganzen Lande Baden seit langem warten. Das alte Werk von Schreiber, so verdienstvoll und bedeutend es seiner Zeit war, ist veraltet und auch offen gestanden, recht langweilig, das flüchtige Werk von Bader bietet keinerlei Ersatz. Allein soviel Einzeluntersuchungen schon erschienen sind, noch immer will sich das Bild nicht zum Ganzen runden, immer neue Hindernisse stellen sich entgegen, so ist die Veröffentlichung des Urkundenbuches der Stadt durch die jetzigen Verhältnisse wohl auf lange hinausgeschoben und es mag wohl ohne dasselbe eine gewisse Kühnheit dazu gehören, den großen Wurf zu wagen. So müssen wir doppelt dankbar dafür sein, daß der Archivrat der Stadt, Professor Dr. Albert, uns zur Feier ihres achthundertjährigen Bestehens in einem acht Bogen starken Bande: „Achthundert Jahre Freiburg im Breisgau. Bilder aus der Geschichte der Stadt", einen wertvollen Ersatz dafür geboten hat und daß er, der berufenste Kenner der Stadtgeschichte, in zehn Bildern die Höhepunkte ihrer Entwicklung uns geschildert und die großen Linien ihrer Geschichte vorgezeichnet hat. Er hat aus dem reichen Schatz seiner Kenntnisse das Wissenswerteste auf diesen 126 Seiten zusammengedrängt und mit der Sicherheit des exakten Historikers so eine Grundlage gegeben, auf der alle Forscher über die Geschichte, die Kunst und das geistige Leben der Stadt künftig fußen werden. Ihre Gründung, die Zeit ihrer Gründer und deren Nachfolger, die Geschichte des Münsters, der andern Kirchen, der Klöster, die österreichische Zeit, Freiburgs Wirtschaftsleben, seine hohe Schule und allgemeines Schulwesen, die Glanzperiode des letzten Ritters, die Kriegszeiten und Kriegshelden, den unaufhaltsamen Verfall, Stiftungen und Stifter, Kunst und Schrifttum, endlich der Aufschwung im 19. Jahrhundert, das alles wird uns mit den wichtigsten Daten und Anhaltspunkten vorgeführt; eine Fülle des Stoffes, bei der wir es manchmal bedauern, daß der durch die Aufgabe einer Jubiläumsschrift etwas enge Rahmen weitere Ausführung unmöglich machte. Hoffen wir, daß bald eine neue Auflage es dem Verfasser ermöglicht, die Bilder zu erweitern und über die diesmal gebotene Knappheit oft nur kurzer Erwähnungen hinaus mit lebhafteren Farben auszumalen und so eine noch breitere Grundlage zu bieten, auf der wir alle arbeiten können. Wie der Inhalt des Werkes, so ist auch die Ausstattung den bewährten Traditionen der Herderschen Offizin und dem geschulten Auge des Verfassers entsprechend über jeden Tadel erhaben, sowohl was Papier und Druck, als auch Anordnung der Abbildungen betrifft, wenn auch der offizielle Zweck



des Buches manche nicht gerade erfreuliche Photographie hineingebracht hat, gemäß der bei solchen Schriften üblichen oft mehr chronikartigen Haltung des Textes. Die Stadt hat es sich in ihrem Jubiläumsjahr nicht nehmen lassen für einen beinahe Friedenssätzen entsprechenden, mäßigen Preis zu sorgen, der allen Interessenten die Anschaffung ermöglicht. Ihr wie dem Verfasser sei nochmaliger Dank ausgesprochen und zugleich der vielleicht unbescheidene Wunsch, daß es seiner berufenen Feder auch noch vergönnt sein möge, uns die langersehnte, große Geschichte der Stadt zu schreiben.

Mit der Sorgfalt des Archivars hat sich Albert aller nicht ganz sicheren Kombinationen enthalten, ist er vor zu energischer Bejahung oder Verneinung zurückgeschreckt, so daß sein Standpunkt sich oft nur erraten läßt, hat er mit hie und da vielleicht etwas zu spröder Zurückhaltung es verschmäht, seinen Pinsel in einen volleren Farbtopf zu tauchen. Das durfte vielleicht ein Bürger unserer Stadt, **Balthasar Wilms**, ohne zünftige Gelehrsamkeit eher wagen in seinem Buche: **Die Kaufleute von Freiburg i. Br.**, Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br., 1916, Preis 4.50 M., das bereits im Jahre 1916 erschienen und längst hier hätte besprochen werden sollen, wenn die Raumbeschränkung es nicht verhindert hätte. Ist dies Buch doch geradezu ein leuchtendes Beispiel begeisterter Heimatsliebe, das der vom Rheinland gebürtige seinen jetzigen Mitbürgern aufgestellt hat, denen er im Eifer für den Ruhm und die Geschichte der Stadt, in der lebendigen Förderung allen Heimatsinnes vorbildlich vorangeht. Es ist so recht ein Buch, wie gerade wir es nur wünschen mögen und wie wir es als Muster für das ganze Land anführen möchten.

Freiburg war bekanntlich zunächst eine Stadt der Kaufleute: „mercatores personati", deren alteingesessene Geschlechter bis gegen 1300 die unbedingte Herrschaft ausübten (unter den Herzögen und Grafen) eine Herrschaft gegen die sich die Handwerker schließlich empörten, um mit ihren Zünften sie endlich zu brechen. Unter jenen Kaufleuten hat die Stadt einen glänzenden Aufschwung genommen, der uns von Wilms in lebhaftesten Farben geschildert wird, wobei die Begeisterung des Verfassers für seinen Stand in wohltuenster Weise zum Ausdruck kommt, zugleich aber auch eine derartig hohe Auffassung seines Berufes, wie wir sie weitesten Kreisen heute nur wünschen möchten. Mit innerer Teilnahme erzählt er uns dann vom Niedergang dieser Macht und zeigt uns dessen Ursachen, die teils in den Fehlern der Geschlechter teils in den Zeitverhältnissen liegen. Mit seltenem Eifer hat Wilms sich dabei in die Quellen vertieft und in genauesten Studien, beraten von den berufensten Persönlichkeiten, vor allem unserem unvergeßlichen H. Flamm, seiner Darstellung eine sichere Grundlage gegeben. Gerade das unterscheidet seine Arbeit so wohltuend von der Arbeit anderer nicht Zünftiger, die oft einen Mangel an solider Arbeit durch Begeisterung zu ersetzen suchen — und eben dieser Umstand, vereinigt mit echter Liebe zur Sache und zur Heimat, läßt uns das Buch so vorbildlich erscheinen und wünschen, daß auch aus den andern Ständen ähnliche Schilderungen ihrer Geschichte hervorgehen möchten. — Die engherzigen Wirtschaftsgrundsätze der Zünfte, wie Albert schreibt, haben zusammen mit andern Umständen, wohl auch dem österreichischen Regiment, den Niedergang der Stadt herbeigeführt. Elegisch und doch mit der Hoffnungsfreudigkeit des werktätigen Mannes schildert Wilms diesen Niedergang und die weitere Rolle seines Standes. Das Buch ist noch in einer guten Zeit gedruckt und neidisch mögen wir heute auf das wunderbare Papier und die ganze Ausstattung blicken, der die Zeichnungen Stritt's, in denen die sympathische Romantik des Verfassers weiterschwingt, einen besonderen Reiz verleihen. Schon damals indeß bedurfte es besonderer Opferfreudigkeit des Verfassers, ein solch' schönes Ganze herauszubringen. Möge ihm das auch bei seinen künftigen Schriften gelingen: so viel ich weiß liegt eine, die uns einen wertvollen Moment der Freiburger Geschichte schildert, im Manuskript fertig vor und kann nur ob der Ungunst der Zeiten nicht gedruckt werden. „Vivant sequentes" möchten wir ihm einstweilen zurufen.

Gibt die Schilderung des für Freiburg wichtigsten Standes so eine wertvolle Ergänzung zu der Albertschen Schrift, so desgleichen das 1919 erschienene Buch **„Heinrich Sautier"**. Ein Volksschriftsteller und Pionier der sozialen Arbeit von **Anton Retzbach**, Herdersche Verlagshandlung,



5.60 M., das aus dem Kapitel über die Stifter der Stadt einen der wichtigsten vorweg herausgegriffen und ihm ein köstliches, aber auch verdientes Denkmal gesetzt hat. Nicht deswegen allein, weil Sautier ein so wohltätiger Stifter gewesen ist, sondern weil seinen Stiftungen ganz besondere sozialpolitische Gedanken zugrunde liegen und uns damit ein Einblick in die sozialen Auffassungen um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert gegeben wird, wie uns die Schilderung der Volksschriftstellerei Sautiers, die seinem Stand nach meist auf religiösem Gebiet lag und sich meistens gegen eine, oft in der Tat recht seichte Aufklärung wandte, einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der religiösen Bewegungen damaliger Zeit gibt. Das macht das Büchlein auch über den engeren Umkreis Freiburgs hinaus wertvoll und zu einer wichtigen Quelle für alle Forscher. Obgleich die Partei, die Retzbach dabei nimmt, nicht zweifelhaft sein kann, zeichnet sich das Buch doch durch eine wohltuende Sachlichkeit und Gerechtigkeit aus. Möge es dazu beitragen, diesem edlen Stifter recht viele Nachfolger zu erwecken.

Gustav Münzel, Die Geschichte vom Schorschel. Ein Märchen mit Zeichnungen von Hermann Gehri. Verlag von Erich Mathes, Leipzig u. Hartenstein 1920. Preis 5.40 M.

Der Verfasser, einem engen Kreise in Freiburg seit Langem als feinsinniger, zurückhaltender Kunstschriftsteller bekannt, hat hiermit unseres Wissens zum ersten Male der Öffentlichkeit eine Probe seiner dichterischen Muse vorgelegt. Und er leistet diese Probe gleich auf einem der schwierigsten Gebiete, dem des Märchens. Gilt es bei dem literarischen Märchen doch so schlicht und doch eindrucksvoll zu erzählen und zugleich mit einem Unterton warmen Gemütes, daß ein Kind das Märchen mit Vergnügen lesen kann, ohne durch den verborgenen, tieferen Sinn gestört zu werden, den der Erwachsene leise spürt. Bei diesem Versuch einer schlichten Erzählung aber fallen so viele Dichter nur zu leicht ins Gekünstelte, das Wunderbare wird nicht recht glaubhaft oder aber jener geheime Sinn kommt störend zur Geltung und vernichtet den Märchenton. Münzel hat beide Klippen vermieden. Jeder wird seine helle Freude haben können an dem braven Schorschel, seinem lieben Hund und dem verzauberten Eidechslein, das echte Gruseln spüren vor der Hexe und dem Teufel und herzlich lachen, wie das Eidechslein plötzlich auf dem Tisch des erstaunten Königs sitzt und sich dann in sein Prinzessin-Töchterlein verwandelt. Die meisten Szenen sind wirklich geschaut und prägen sich deshalb der bildmäßigen Phantasie ein. Trotz des humorvollen Ausmalens mancher Einzelheiten sind alle Nebendinge zurückgedrängt und die Erzählung fließt — auch das ein sehr wichtiger Punkt — im richtigen Tempo weiter, zugleich in bestem, reinstem Deutsch. Sehr anmutig wird der Text begleitet von den Zeichnungen Hermann Gehri's, die ihn leicht spielend illustrieren. Für Erwachsene wie Kinder eine gleich genußreiche Lektüre.



Badische Heimat

Zeitschrift für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat- und Denkmalschutz

Im Auftrage
des Vereins „Badische Heimat"
herausgegeben von
Max Wingenroth
Freiburg i. B.

8. Jahrgang



Karlsruhe i. B.
G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag
1921

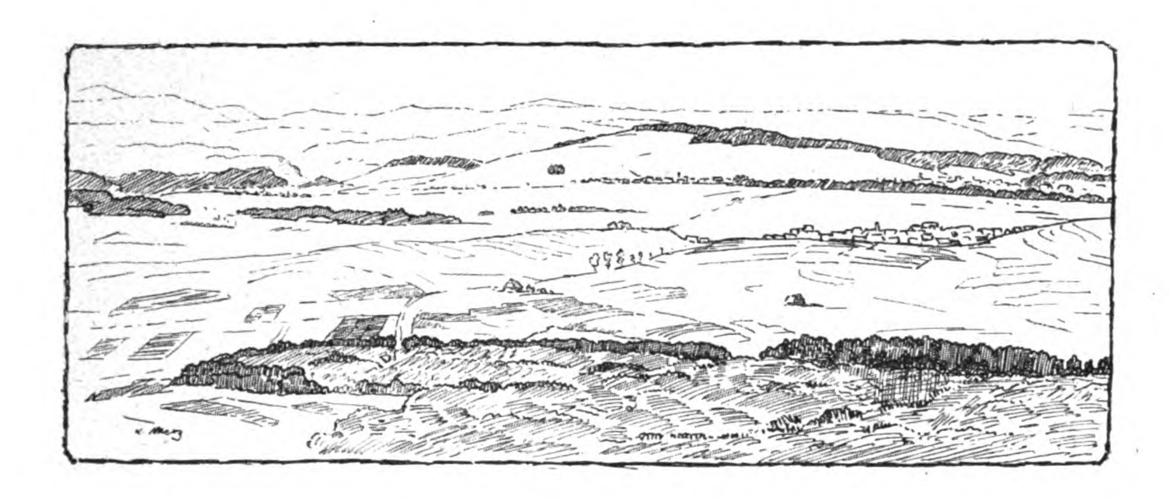
Inhaltsverzeichnis

Aufsätze:

Mathias Grünewald, Magdalena vor dem Gekreuzigten

Fürstl. Galerie zu Donaueschingen

Kopie des 16. Jahrh. nach einem verlorengegangenen Altarflügel des Meisters



Die Baar

Von Hermann Sernatinger, Hausen vor Wald

Auf der Hochwacht des Wartenberg stehe ich, lasse meine Augen rundumgehen und erschaue unter mir und um mich das Hochland der Baar. Die Lande von den Ostabhängen des Schwarzwaldes bis hinüber zum Heuberg, dem Südende des württembergischen Jura, im Norden das Flußgebiet der Brigach, bis südlich zur Aitrach und Wutach, das ist, was hierzulande „auf der Baar" geheißen wird. Ein Hochland zwischen 700 bis 800 m über dem Meere gelegen. Einzelne Höhen darin steigen bis über 900 m an. Ein großer Teil ist Flachland und Riedland, gewellt durch sanfte Bodenanschwellungen. Aus dem Herzen der Baar bei Donaueschingen entquillt Europas größter Strom, die Donau. Bei Schwenningen entspringt der vielbesungene Neckarfluß. Die Baar ist durchzogen von der Brigach, die am Hirzwalde bei St. Georgen entspringt, von der Breg, welche aus 1000 m Höhe zwischen Roßeck und Briglirain vom Schwarzwalde herabkommt, von Donau- und Neckaranfang, mit vielen Seitenflüßchen und Bächen. Hier und dort liegen verstreut über die ganze Baar kleine Seen und Weiher. Umsäumt ist das Hochland von den Ausläufen des Schwarzwaldes und des Jura.

Malerisch ist die Schau vom Wartenberg hin über die Baar. Zu Füßen das große Ried, durchschlängelt vom Silberband der Donau. Sie läßt sich Zeit und windet sich in vielen Biegungen durch's ganze Ried, am Wartenberg vorbei, dem Städtchen Geisingen vorüber, Immendingen zu. Soweit das Auge reicht, spreiten sich drunten in der Ebene und an den Hängen die geschwellten Pfühle der Wiesenmatten, dazwischen hinein die aufgebrochene Erde der Äcker, da und dort die kräftigen Schatten der Waldbestände. Und wie lustig lugen allüberallher aus der Ebene herauf, von den Büheln herüber, oft nur mit schelmischem Kirchturmblick hinter Tannenwipfeln hervor, die Siedlungen der Städte, Dörfer, Weiler und Gehöfte. An die Hundert kann man zählen. Ein reichgewirkter, buntgemusterter Teppich. Der Saum des Teppichs kräftig



Blick in die Westbaar. Federzeichnung von K. F. Merz

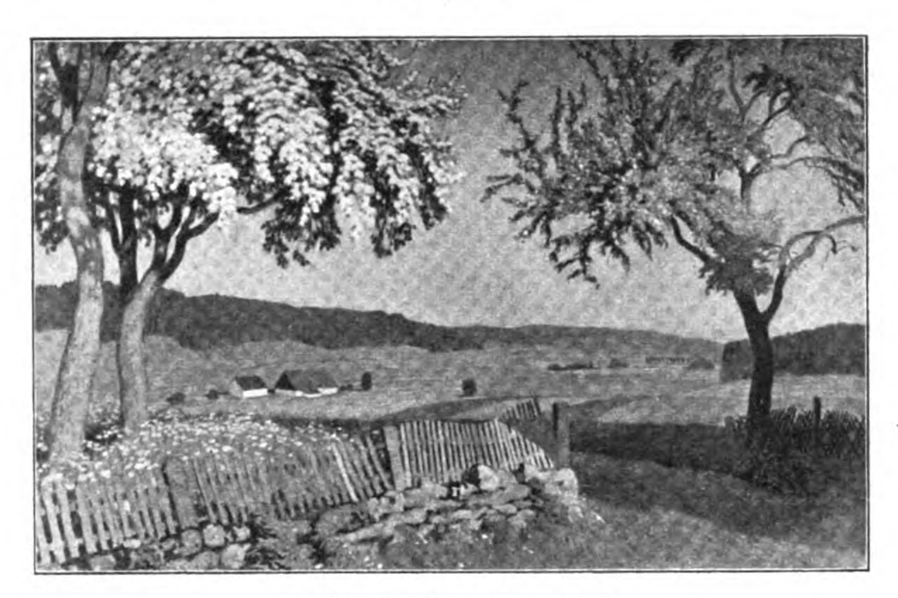
und schwungvoll zugleich sind Randhöhen des Schwarzwaldes und des Jura. Wie Hüter stehen sie da rund um die Baar, das Hochland zu betreuen. In feinem Rythmus heben und senken sich die Höhenzüge, treten in zartem Spiele vor und zurück, flechten in gefälligen Überschneidungen ihre schwingenden Umrißlinien ineinander und schließen rings um die Baar einen lebvollen Reigen.

Zwar ist heute erst Vorfrühlingstag. Noch sind die Wiesenmatten rotbraun, nur hier und dort lebt ein frisches Grün von Äckern mit Wintersaaten auf. Noch stehen die Laubwälder auf den Höhen des Ostrandes unbelaubt. Und doch, welch reiches Spiel an Tönungen, Licht und Schatten, Formen und Linien.

Kommt erst der Sommer, schwellen die Wiesen, blühen die Kleefelder ihr Weiß und Rot, sprießen die Saaten, wuchert der Senf mit seinem stechenden Gelb, legen die Laubwälder ihr buntfarben Kleid an, wogen die üppigen Kornfelder ihre goldene Flut durch's ganze weite Baarland, da singt und klingt es von Schönheit und Farbenjubel aller Enden. Schaut man da von einer der Hochwarten, dem Fürstenberg, dem



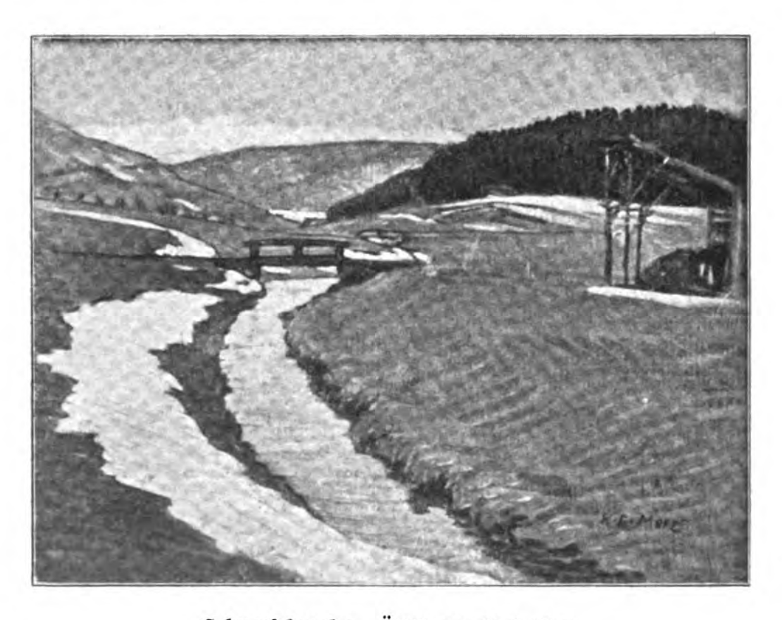
Blick in die Ostbaar. Federzeichnung von K. F. Merz



Baumblüte. Ölbild von H. Schröder

Wartenberg, dem Himmelberg, dem Lupfen, dem Schellenberg, der Behlaer Höhe, herum und hinunter ins weitoffen daliegende Baarland, das Auge wird trunken.

Im Herbste wird reichlich gegeben, was das Frühjahr vorenthalten hat. Ein Übergang von Winter zu Sommer fehlt fast ganz. Rasch tritt der Sommer in seine Rechte, wenn der Winter oft bis in den Mai herein Hausrecht behalten hat. Desto wohliger und ausgiebiger ist hieroben der Herbst, der oft bis in den letzten Jahresmond anhält. Welch' wonniger Zauber, wenn an einem klaren Herbstmorgen die



Schneeschmelze. Ölbild von K. F. Merz



Baaremer Mädchen (zur Erntezeit)
Aquarell von J. N. Heinemann

aufgehende Sonne hinter dem Amtenhauser Höhenzug herauf ihre Rosenfinger zum Morgengruße emporstreckt, den östlichen Horizont erglühen läßt in allen Farben vom dunkeln Violett bis zum feurigen Gold, und wenn sie dann beim Höhersteigen die Höhen da und dort nacheinander mit ihrer Glut betupft. Und gleicherweise, wenn sie am Abend hinter dem Hochfirst und Feldberg, die in unsere Baar herübergucken, zur Ruhe gehen will und nochmals das ganze Hochland mit satter Karminglut übergießt.

Kommt der Winter, wir fürchten ihn nicht. Meist klare Tage mit hellem Sonnenschein. Eine Skiwanderung über die Höhen mit dem weiten, durchsichtigen Blick über die schneegepolsterte feierliche Ebene, darüber hinaus in die schneeblinkenden Schwarzwaldberge, von manchem Standort aus auch bis ins Silberland der Alpen, nichts Schöneres kann es geben. Hat Raureif die Bäume und Sträucher verbrämt, welch festliches Glitzern unübersehbar. Das ist die „rauhe Baar“ im Laufe der Monde.



Baaremer Mädchen (Westbaar)
Aquarell von J. N. Heinemann

Das Volk, das da wohnt, ist vornehmlich alemannischen Blutes. Kelten, Markomannen, Römer, Alemannen, auch Sueben und Franken dazwischenhinein, waren die vorgehenden Siedler der Baar. Ein kräftiger Menschenschlag, großen Wuchses, breitgeschultert, kernigen und frischen Aussehens. Blondes Haar und Blauauge sind oft zu finden.

Der Charakter des Volkes ist nicht auf den ersten Anhieb zu fassen. Der Baaremer ist zurückhaltend. Viele Worte liebt er nicht. Auf sich selbst hält er viel. Fremden und Neuem steht er skeptisch gegenüber. Das Alterprobte legt er nicht gerne beiseite. Hat er aber Neues als gut und praktisch erkannt, dann nimmt er es auch gerne auf, um ebenso konservativ wieder daran zu hängen. Auch den Mitmenschen gegenüber ist er so. Auf den ersten Wurf scheint er unzugänglich. Ist man in sein Herz eingedrungen, dann hat man dauernden Platz darin.

So ernst der Baaremer sich ansieht, so fröhlich kann er sein. Auf Baaremer „lustigen Hochzeiten" da geht es wirklich lustig zu. Tapfer wird gegessen, wacker ge-



Fastnachtstreiben in Hüfingen
Lithographie von L. Reich (aus „Hieronymus")

trunken, unermüdlich getanzt. Scherz und harmlose Stichelrede fliegt her und hin. Fastnacht gehört zu den Hauptfesten und der Baaremer „Hansele" mit seiner hölzernen „Scheme" (Larve), dem Fuchsschweif, Rollengeschell und Holzschwert ist typisch. Und der „Hanseleschritt" will gelernt sein. Das zum „Hansele" gehörige „Strählen", ein satirisches Genecke, liegt dem Baaremer im Blute. Kirchweihfest wird zwei Tage lang bei ausgiebigen Tanzfreuden, Essen und Trinken gehalten. Im kleinsten Dorfe fehlt die Theaterbühne nicht, auf der an Weihnachten, Fastnacht, Ostern, Pfingsten von der erwachsenen Dorfjugend, vielfach mit guten Leistungen, gemimt wird. Trunk und Tanz darnach darf nicht fehlen. An den langen Winterabenden geht man „im Kehr", das heißt bald in diesem, bald in jenem Hause „z'Hogarten". Das sind die ländlichen Gesellschaftsabende. So viele charakteristische Sitten und Bräuche, voll tiefen Sinnes und goldenen Humors, die Luzian Reich in seinem „Hieronymus" noch schildert, sind



Dorfidyll aus der Baar (Hausen vor Wald)
Lithographie von C. Reich (aus „Hieronymus")

leider unter dem Staub des auch in unserer abgelegenen Baar einreißenden Allerweltstums erstickt.

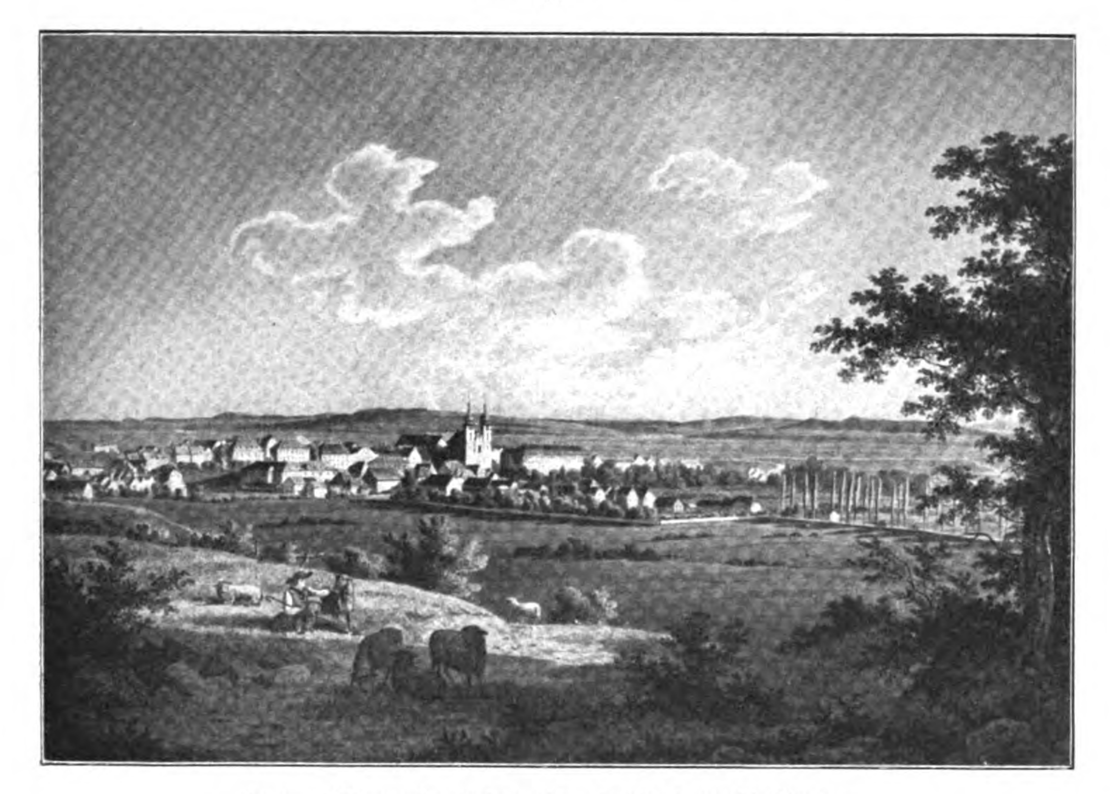
Der konservative Geist des Baarvolkes hat doch noch Überreste der alten, so kleidsamen bunten „Tracht" festgehalten. Während zwar die Mannstracht ganz verschwunden ist, sieht man dagegen die Frauentracht, wenn auch nur in Bruchstücken, überall. Die ursprüngliche Baaremer Tracht hat noch Heimatrecht in den der Baaralb anliegenden Strichen der Ostbaar, die dem Fremdenverkehr etwas abliegt. In den übrigen Teilen der Baar hat sich die Tracht jener der Schwarzwälder angelehnt. Die volle Tracht von Kopf bis zu Füßen wird selten mehr getragen. Das sind: die Kappe mit dem „Boden", der mit Gold- oder Silberfäden, oder mit farbiger Seide reichbestickt ist, daran bis zur Ferse niederfallend zwei breite schwarze Moireebänder, um den Hals das ebensoreich bestickte Koller, dann das Mieder, „Brust" genannt, gleichfalls



„800 m“ (Blick von der Döggingen Höhe über den Schwarzwald in die Alpen). Ölbild von H. Lembke

reich mit Gold, Silber oder Seide bestickt, von der Achselhöhe unter den Armen herumziehend das rote oder grünseidene Band, weißlinnene bis zum Ellenbogen reichende Puffärmel, vielgefältelter oder am untern Saume mit Samt verbrämter schwarzer Rock, darüber die buntschillernde Seidenschürze, um die Taille gelegt die mehrsträhnige Silber- oder Goldkette, dann die weißen Strümpfe in der katholischen Baar, die roten in der evangelischen, schließlich lederne Halbschuhe mit Silberschnallen. Meist begnügt man sich mit Kappe und Seidenschürze. Wie lange noch und auch dieser Rest wird von der alle Charaktereigentümlichkeit mordenden Mode hinweggefegt und von einfältigen, grauangestrichenen Allerweltsgecken hinausgeeckelt. Leider! Die Tracht war „zu schön, um treu zu sein“.

Die Beschäftigung des Baarvolkes ist vorwiegend Landwirtschaft, Ackerbau und Viehzucht. Gemeinhin wird die Baar „die Kornkammer Badens“ genannt. Schon zu Römerzeiten galt sie als ein vorzügliches Getreideland. Ehedem sah Villingen große Fruchtmärkte mit Absatz nach der Schweiz. Heute vermitteln die Getreidelagerhäuser in Hüfingen und Riedöschingen den Umsatz. Gerste, Hafer, Weizen, Roggen werden zumeist angebaut. Seit dem Kriege auch wieder Flachs. Nur hat das junge Weibervolk das vordem geübte, dazu gehörige Spinnen nicht gelernt. Auch der Obstbau wird mit gutem Erfolg gefördert. Die weitausgedehnten saftigen Wiesen mit dem würzigen, dem Alpenfutter nicht nachstehenden Graswuchs begünstigen die vielbetätigte Zucht des aus dem Simmentaler Schlag herausgezüchteten oberbadischen Fleckviehs, das weit und viel gesucht ist. Die ehedem mit so viel Liebe und Stolz betriebene Zucht des „Baaremer Pferdes“, ein Mittelschlag zwischen Rasse- und Schwerpferd, wird leider sehr vernachlässigt. In der Schweinezucht hat sich der „Valdinger Schlag“ einen Namen erworben. Das Federvieh darf auf keinem Hofe fehlen.



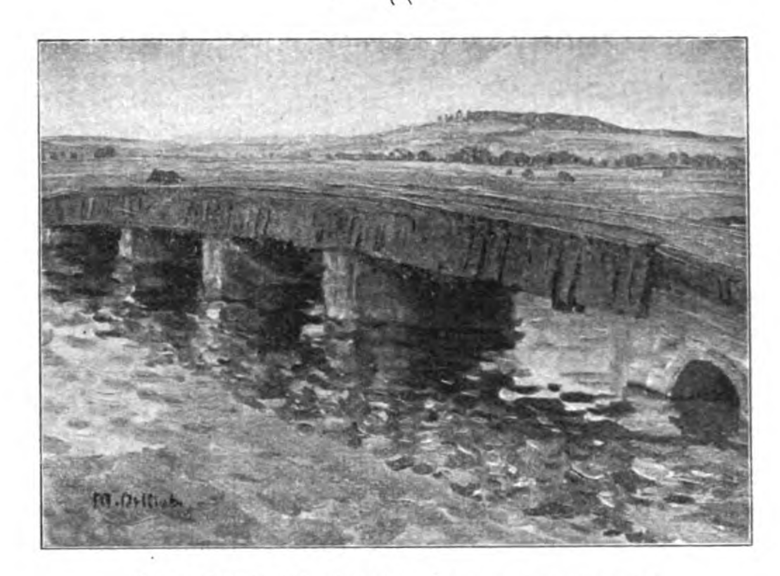
Donaueschingen im Jahre 1827. Guaschebild von W. Scheuchzer

Die Baaremer Bauern sind durchgängig wohlhabend. Selbst der kleinste Gütler hat ein paar „Stück" im Stalle stehen. Kommt man auf einen Hof, dann muß die erste Nachfrage höflichkeitshalber dem Gewerbe gelten. „Wie steht's im Stall?" Erst in zweiter Linie kommt die Familie.

Die Arbeit auf dem Gewerbe ist ordnungsgemäß verteilt. Der „Rosser" betreut die Pferde, der Knecht oder Senn das Rindvieh, der Magd unterstehen die Schweine, das Federvieh ist der Stolz der Bäuerin. Das Hausleben vollzieht sich patriarchalisch. Bauer, Bäuerin, Kinder und Gesinde essen am gleichen Tische.

Die Ernte ab den Wiesen wird fast durchweg mit Maschinen aufbereitet. Die Getreideernte ist Festzeit. Da rückt das Weibervolk in Trachtenmieder und kurzen Puffärmeln zur Arbeit, das ist zum „Aufnehmen" der niedergemähten Frucht, aus. Kartoffel- und Rübenbau dient hauptsächlich der Viehauffütterung. Sommerszeit gewinnen die Höfe durch den allweg zu findenden Fensterblumenschmuck ein frohes Aussehen. „Gerani", „Glöckli" (Fuchsien) und Hängenelken „Nägeli" sind bevorzugt.

In den Städten Villingen, Donaueschingen, Schwenningen, Geisingen, Furtwangen, Vöhrenbach, Bräunlingen, Hüfingen, Löffingen ist das Gewerbe heimisch. Zwar treibt auch in den Hauptstädten Villingen und Donaueschingen, wie auch in der Industriestadt Schwenningen, ein großer Teil der Einwohnerschaft ausschließlich Landwirtschaft; ebenso viele Gewerbetreibenden neben ihrem Handwerk. Das trifft noch



Donaubrücke bei Pfohren. Ölgemälde von M. Ortlieb

mehr zu in den übrigen kleinen Landstädtchen. Bauernsöhne, welche ein Handwerk erlernen, kehren zumeist nach der Lehrzeit wieder auf ihr Landort zurück, um im Hauptberufe der Landwirtschaft zu obliegen, während sie das erlernte Handwerk nur nebenher ausüben.

Industrie fehlt nicht auf der Baar. Da sind zahlreiche Getreidemühlen, welche die vorhandenen Wasserkräfte ausnützen. Dann mehrere Sägewerke, darunter die beiden großen, technisch auf's modernste eingerichteten Sägewerke in Löffingen und Hüfingen, welche den ausgiebigen Holzreichtum der Baar aufbereiten. In Villingen findet sich Fabrikation von Uhren und Musikwerken, die altbekannte Grüningersche Glockengießerei, ein Eisenhammerwerk, Ziegelei, Töpferei und Majolikawerkstätten. In Schwenningen sind große Werke der Uhren- und Elektrizitätsindustrie, Metallwaren- und Zündholzfabrik, Ziegelei. Mehrere Uhrenfabriken sind auch in Vöhrenbach. Dürrheim ist als Saline weitbekannt. Donaueschingen beherbergt die große fürstliche Brauerei, eine Bürstenfabrik, ein Zementwerk. Kunstgewerbe, vorab Holzschnitzerei, wird in Furtwangen gepflegt, woselbst sich eine Holzbildhauerschule befindet. Da und dort wird noch Volkskunst ausgeübt in Schnitzen und Bemalen von Uhrenschilden, Schneflerei, Herstellen von geschnittenen Sessellehnen und anderer ähnlicher Gebrauchsdinge.

Daß auf der Baar auch künstlerische Kraft gedeihen kann, beweisen Namen wie: Johann Michael Winterhalder von Vöhrenbach (1706—1759), Bildhauer, der Schöpfer mehrerer schwungvoller Apostelfiguren in der Donaueschinger Stadtkirche. — Ignaz Brunner von Geisingen (1758—1840), Hofbildhauer. — Ferner das Hüfinger Künstlerbrüderpaar Xaver und Luzian Reich. Xaver Reich (1815—1881), Bildhauer, ist der Verfertiger der alten Donauquellgruppe. Luzian Reich (1817—1900), Maler, ist der Verfasser des bekannten „Hieronymus“. — Sodann der Hüfinger Historienmaler



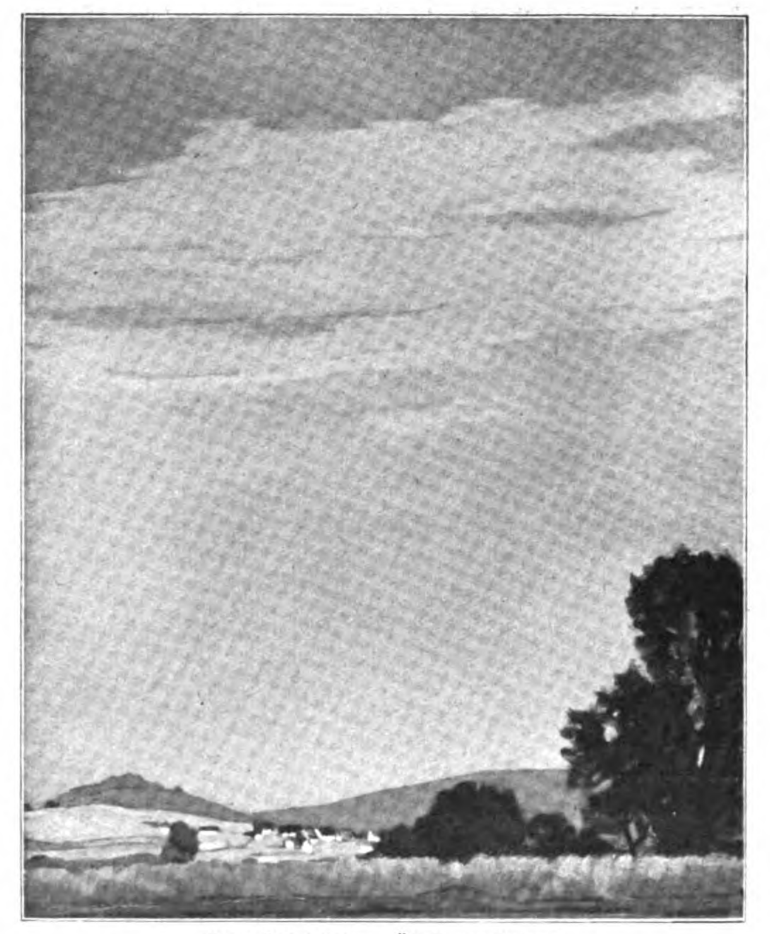
Am Schwanenteich. Aquarellierte Zeichnung von R. Gleichauf.

Rudolph Gleichauf (1826—1896) und der Hüfinger Maler und Lithograph Joh. Nep. Heinemann.

Lassen wir einen kurzen geistigen Blick rückwärts schweifen in die Vergangenheit, so sehen wir bis weit hinauf in die Geschichte ein vielbewegtes Ereignen in der Baar.



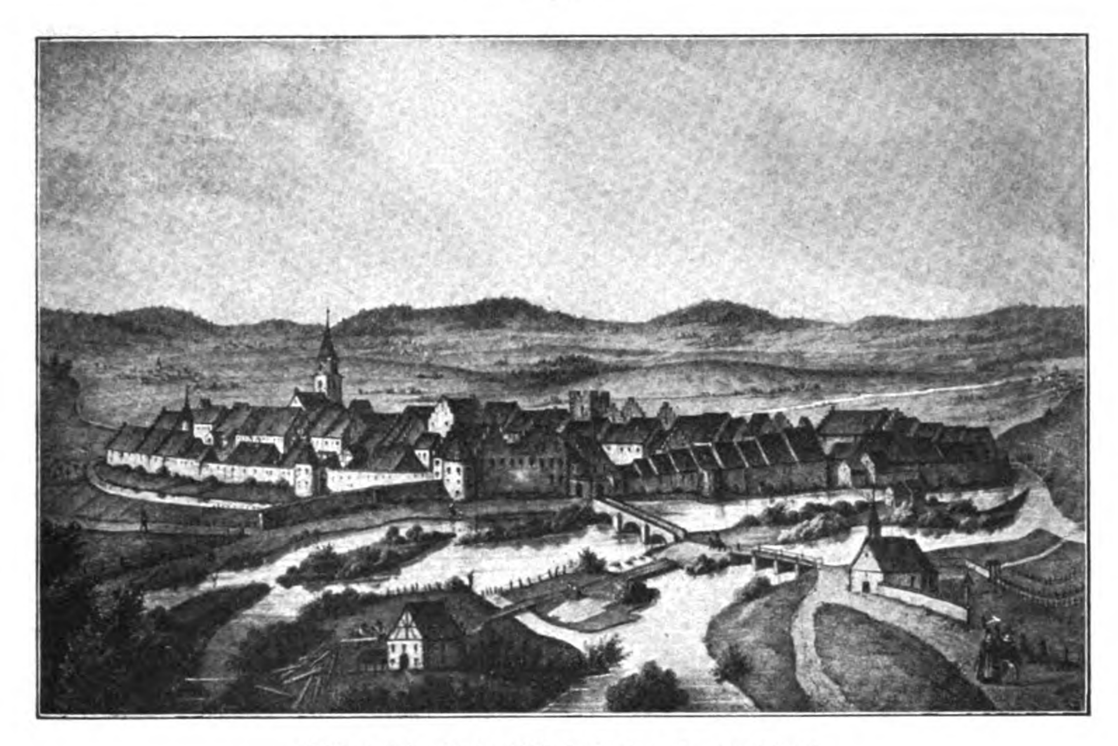
Donauquelle (Allegorie). Aquarell von J. N Heinemann



Der Fürstenberg. Ölbild von Heinrich

Schon 600 Jahre vor Christi Geburt war die Baar von Kelten besiedelt. Höhlenwohnungen und Pfahlbauten, sowie Gräber finden sich da und dort. In der Folgezeit wurden die Kelten von den Germanen, den Markomannen, und nachgehends von den Römern um ihre Selbständigkeit gebracht und verdrängt.

Die Römer erschienen in unserer Gegend um 15 vor Christus. Nach der blutigen Schlacht am Bodensee gegen die Vindelizier machte der siegreiche Römerfeldherr Tiberius eine Tagereise bis in unsere Baar, um sich die Quellen der Donau zu besehen. Im Laufe des ersten nachchristlichen Jahrhunderts wurde das heutige Württemberg und Baden, damit also auch unsere Baar, fast ohne Kampf, dem römischen Reiche einverleibt. Auf dem Blachfelde zwischen Hüfingen und Bräunlingen erstand eine militärische Niederlassung, Brigobannis, wo eine Abteilung der XI. Legion Standquartier hatte zum Schutze der sich hier kreuzenden römischen Heeresstraßen. Viele Funde und Überreste sprechen von dem bewegten Leben auf der Baar in jenen Römertagen. Als bedeutendste Ruine aus Römerzeit in der Baar ist das sogenannte „Römerbad" am Höhlenfelsen westlich von Hüfingen anzusprechen.



Hüfingen im Jahre 1682 (nach einer alten Darstellung)

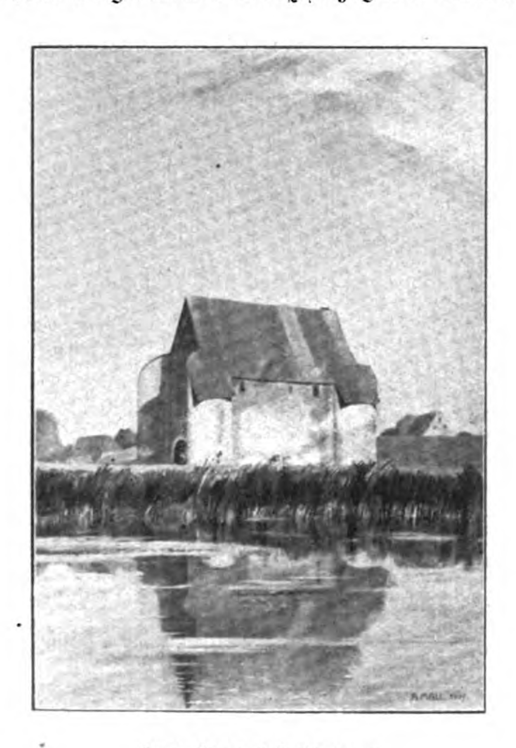
Fast drei Jahrhunderte lang behaupteten sich hier die Römer. Dann aber nahten von Osten her vorstoßend die Alemannen, die in harten Kämpfen den Römern das Land abrangen. Trotz fortgesetzter Kämpfe mit den Römern mag die Besitzergreifung der Baar durch die Alemannen schon um 300 vollendet gewesen sein. Die Alemannen behielten jedoch ihre Selbständigkeit nicht lange. Nach der Schlacht bei Zülpich im Jahre 496 gerieten sie unter die Botmäßigkeit der Franken. Zwar blieben die Alemannen im Lande, aber ihre Abhängigkeit von den Franken mußten sie schwer empfinden. Die Frankenkönige ließen das Land durch Herzöge regieren, die an ihrer Statt wieder Gaugrafen bestellten.

Die damalige Baar umfaßte drei Gaue, nämlich die Adelhartsbaar, die Albuinsbaar, die Bertholdsbaar, welch letztere die heutige Baar umgrenzte. Die Bertholdinger, nach denen der Gau den Namen führte, waren ein mächtiger Herzogsstamm. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts wurde dieses Geschlecht aber durch die Bemühungen des fränkischen Königshauses von der Herzogswürde verdrängt, behielt jedoch als einfache Grafen den Besitz ihrer Erbgüter in der Baar. Das Land wurde durch königlich fränkische Kammerboten verwaltet.

Der alemannische Stammesstolz ertrug indeß diese Lage nicht ruhig. Immer und immer wieder erhoben sich die mächtigen alemannisch-schwäbischen Herzogsgeschlechter mit ihrem Anhange, bis es ihnen endlich gelang, die herzogliche Würde wieder herzustellen. Um 1100 regierte in der Baar ein schwäbischer Herzog Berthold von Zäh-



ringen, ein Nachkomme der alten Bertholdinger. Mit Berthold V erlosch der baaremer Zweig des Geschlechtes der von Zähringen im Jahre 1218. Die Grafschaft gelangte von den Zähringern an das altfränkische Geschlecht der von Sulz, welches die Baar den Grafen von Urach überließ, die sich von da an nach ihrem Residenzschlosse auf dem Fürstenberge „von Fürstenberg" nannten. Bei ihnen verblieb die Baar bis zum Jahre 1806, allwo sie dem neugebildeten Großherzogtum Baden einverleibt wurde.



Entenburg bei Pfohren
Ölbild von A. Mall

Graf Heinrich von Urach, der bei der Teilung mit seinen Brüdern die von den Zähringern an die Uracher vererbten Besitzungen in der Baar erhielt, leistete dem König Rudolph von Habsburg wichtige kriegerische und diplomatische Dienste, wofür er 1283 zum Landgraf in der Baar erhoben wurde.

Im 15. Jahrhundert gelangte das Grafenhaus zu großem Ansehen. Die Grafen Heinrich und Wolfgang erwarben sich das Vertrauen des Kaisers Maximilian, welcher mehrmals als Gast der Grafen von Fürstenberg in der Baar weilte. Graf Heinrich erhielt vom Kaiser den Oberbefehl gegen die aufständischen Eidgenossen, die ihre Selbstständigkeit erstrebten und sich auch wirklich im Jahre 1499 vom Reiche losrissen. Diese Schweizerkriege, zumal die Kriegsläufe des Jahres 1499, brachten auch über die Baar mancherlei schwere Bedrängnis, Gefahr und Verderb.

Lästiger und verheerender lag der Bauernkrieg der Baar auf. An Donnerstag nach Michaeli 1524 brach ein Bauernhaufe aus dem Stühlingischen, wo das Unwetter

losgebrochen war, unter ihrem Hauptmann Hans Müller von Bulgenbach in die Baar herein. Ihre Absichten erreichten die Bauern zwar nicht, aber doch hinterließen sie manche schwere Schatzung und Schaden.

Der 30jährige Krieg brachte nach der Schlacht bei Lützen schwere Kriegsheimsuchungen über die Baar. Villingen mußte drei Belagerungen durch die Schweden aushalten. Bis zum Friedensschlusse sah die Baar ein wechselvolles Hin- und Herdrängen von Franzosen, Weimaranern, Baiern und anderen Kriegsvölkern. Auf der Baar kreuzten sich eben, das zeigte schon die Römersiedlung bei Hüfingen, die Gänge vom Osten zum Rheine, vom Bodensee zum Kinzigtal. Viel Elend, Verarmung und Verminderung der Bevölkerung waren die schlimmen Folgen dieser Wirren und lange, lange Zeit haben Land und Leute der Baar daran zu tragen gehabt. Dabei kam das Land infolge der Franzosenkriege (1673—1714) nie recht zur Ruhe und zur Erholung. Denn auch in diesen Zeiten fehlte es nicht an Durchmärschen, Winterquartieren, Brandschatzungen, Kriegskösten und Kriegselend.

Und im Verlaufe der gewaltigen Kriegszüge, welche die französische Revolution im Gefolge hatte, wiederholte sich dasselbe Schicksal. Bald sah man wieder dauernd Kriegsheere die Baar durchziehen.

Im Russenwinter (1813), als die Alliierten gegen den Rhein vorrückten, fanden ungeheure Durchmärsche statt und brachten der Baar alle die damit verbundenen schweren Lasten und Nöte.

In den Revolutionstagen Ende der Vierziger verhielten sich die Baaremer nicht besser und nicht schlimmer, als anderwärts im Badischen auch.

Nach dem großen Weltkriege durchzogen unsere Baar wieder unabsehbare Massen der zurückkehrenden deutschen Truppen, doch in einer so wenig disziplinierten Verfassung, daß die Baar auch in diesen Tagen wenig Erquickliches erlebte.

Aus den Ruinen vorgegangener Tage ist auch auf der Baar immer wieder neues Leben erblüht. Nach dem härtesten Baaremer Winter grünt immer wieder ein erntegesegneter Sommer. Das ist eine Hoffnung.



Fries. Federzeichnung von C. Reich





Die Bevölkerung der Baar

Von Eugen Fischer

In die Baar soll dieses Heft führen! Land und Leute stehen lebendig vor uns, die frucht- und obstschwere Ebene, das Donauried im flimmernden Sonnenglanz, der Wald — dann die alte Stadt, das behäbige Dorf, überkommene Sitte und Brauch und Tracht — die klangfrohe, kräftige Mundart klingt uns ins Ohr und alte Geschichte steigt auf, da der Römer ins Land kam, da der Alemanne rodete, da Reichsstädte blühten, da reiche Klöster und kunstsinnige Fürsten Werte schufen, auf die wir heute stolz sind — die folgenden Zeilen aber wollen den Menschen betrachten, den die Baar hervorgebracht hat und der sich die Baar gemacht hat, wie sie heute ist. Der Mensch! Wir wollen einmal der Bevölkerung der Baar in die Augen sehen, achten, ob wir im Antlitz von Mann und Weib und Kind lesen können, schauen, ob da ein Geschlecht geht von großem Wuchs, stolz und schön oder gebeugt und kümmernd von Sorge und Not. — Wir bleiben nach dem Kirchgang vor der Kirchtür' stehen und lassen Mannen und Frauenvolk an uns vorbeiziehen und betrachten mit dem Blick des Kenners die Gesichter, Wuchs und Größe — wir setzen uns im Wirtshaus unter sie und merken — während Unterhaltung den „Schoppen" würzt — auf Blonde und Braune, schmale und breite Nasen — und wir beobachten die Kinder in der Schule und auf der Gasse, die Reihen Mädchen und Männer, die aus dem Fabriktor drängen, das Volk, wo's geht und steht. Man achte einmal auf die Unterschiede, dann merkt man erst, wie viele da sind!

Da ist ein behäbiger Bauer; ein langes schmales Gesicht, mit spitzem, eckigem Kinn, eine schmale Stirne, hagere Backen — die Arbeit läßt keine Hängebacken und kein Doppelkinn aufkommen. Schmal und eng geschlossen, umsäumen die Lippen den Mund, aus dem selten und bedacht ein Wort kommt, wenn der Mann mit seinesgleichen bei einem Glas Wein und der Pfeife sitzt. Aber lebhaft blitzen die blauen (oder grauen, oder grau-grünen) Augen. Schlicht legt sich blondes oder lichtbraunes Haar über die Stirn und den runden Scheitel. Aber den Ausdruck von Tatkraft erhält das Gesicht durch die kräftige, gerade, schmale Nase mit den eng anliegenden Flügeln, die unter der gewölbten Stirn so energisch nach vorn springt. Der Anthro-

pologe stellt weiter fest, daß der Schädel rund ist, d. h. das Hinterhaupt nicht vorspringt, sondern vom Scheitel-Wirbel aus fast flach zum Nacken geht. Und wenn der Mann aufsteht, hat er gutes Grenadiermaß und wenn er schreitet, gibts ein Stück, denn er ist hoch geschlitzt, wie die Leute sagen, er hat verhältnismäßig lange Beine, einen kürzeren Rumpf.

Aber wir sehen auch andere. Da sind braune Flechten um einen runden Mädchenkopf, unter dessen hoher gewölbter Stirn schalkhafte Braunaugen hervorblitzen; zwischen breiten Backen sitzt ein lustiges Stumpfnäschen und ein zierlicher Mund lacht über dem nach vorn gewandten kecken Kinn, von dem's zu deutlich verbreiterten Kieferwinkeln geht. Und das sind dann keine schlanken, stolzen Gestalten, wie die Blonden, die's in der Baar auch gibt, die mit schmalem Gesicht und geraden dünnen Nasen, aus Blauaugen guckend durch die Welt gehen, nein das sind etwas untersetzte, dralle Figuren, die sich im Walzerschritt drehen, daß es eine Freude ist!

Und wieder ein anderer Typ begegnet uns, aber seltener. Da ist ein alter Bauer, groß und derbknochig, braunhaarig (aber meist mit hellen, grauen, hellbraunen, grünblauen Augen) mit scharfer, kräftiger, weit vorspringender Adlernase, hagerem, langem Gesicht.

Aufmerksame Beobachtung zeigt, daß die Bilder wechseln, ob wir z. B. in Villingen sind oder in Löffingen! Gegen den Schwarzwald — Villingen-Triberg zu, ist die Bevölkerung etwas anders als in der flachen Baar; gegen Neustadt zu ist eine entsprechende Grenze weniger scharf. Im Schwarzwald sind weniger Blonde, weniger Große, die Kopfform dagegen ist — der Fachmann muß bekennen, merkwürdiger- und unerklärlicherweise — nicht zugleich anders. Eine Erklärung für die wechselnden Formen gibt uns die Urgeschichte des Landes. Ein Blick in die schöne fürstlich-fürstenbergische Sammlung in Donaueschingen belehrt an der Hand der Funde über die Siedlungsgeschichte und die Karten in dem schönen W a g n e r schen Werke über die „Fundstätten und Funde" Badens zeigen, wie reich zu allen Zeiten die Baar besiedelt war.

Schon in der jüngeren Steinzeit — die ältere, die Eis- und Nacheiszeit kann für unsere Bevölkerungsfragen außer Betracht bleiben — war die Baar besiedelt, d. h. also vor dem 2. vorchristlichen Jahrtausend. Künftige Forschungen, die vor allem das Scherbenmaterial, die Form und Verzierung der Urnen, der Schüsseln und Becher studieren muß, wird noch zu entscheiden haben, wie weit die Pfahlbaubevölkerung der Bodenseegegend in die Baar vordrang, wie die Bevölkerung donauaufwärts einrückte, und ob Zuzug über die Wasserscheide vom Neckar her stattfand. In dieser Zeit dürfte die Hauptmasse der Bevölkerung anthropologisch der sog. „alpinen" Rasse angehört haben, wie sie ursprünglich das Alpengebiet, nördliche und südliche Voralpen besetzt hielt. Die obige Schilderung eines Mädchens zeigt das Wesentliche dieser Rasse. Wenn wir in der Baar 6—7 % Dunkelhaarige, 40 % Rundschädel und 25 % Kleinwüchsige, d. h. erwachsene Männer unter 162 cm finden, so sind das die Reste dieser altansässigen Bevölkerung. Aber jene steinzeitlichen Siedler wurden schon damals von Einwanderern „nordischer" Rasse heimgesucht. Es kann hier auf die Fragen der Bevölkerung der „Schnurkeramik" nicht eingegangen werden. (So nennt man eine bestimmte Kultur innerhalb jener Steinzeit und zwar nach den Verzierungen der Ge-



fäße.) Ebenso soll die Frage übergangen werden, ob wirklich die Hallstattkultur (8. bis 4. Jahrhundert v. Chr.) Bevölkerung von Südosten, etwa donauaufwärts brachte. Das wären dann die Adlernasen, wie sie uns an Tiroler, ja an den Balkan erinnern. Diese Formen sind aber selten hier, und ganz lassen sie sich nicht erklären. Man spricht von „dinarischer" Rasse, (nach dem Gebirge im Balkan), die von Bosnien bis Tirol sitzt. Aber das ist gewiß: Die gesamte alte Bevölkerung wurde aufs stärkste beeinflußt, als die Alemannen einrückten. Die Kelten, die Träger der sog. La Tènekultur, haben unser Volk kaum verändert. Es ist falsch, die Schwarzhaarigen auf Kelteneinflüsse zurückzuführen; nur wo v o r h e r Schwarzhaarige saßen, w u r d e n die Kelten dunkel, die vorher blond waren. Und bei uns auf der Baar dürften sie zu kurz gesessen sein, um heute noch w e s e n t l i c h e Teile des Volkes rassig zu bestimmen. Dasselbe gilt für die Römer. Ganz hie und da mag einmal eine Nasen-, eine Gesichtsform an römische gemahnen, das Meiste, Schwarzhaar oder Braunäugige, geht auf viel ältere Vorzeit zurück — oder aber auf Italiener oder sonstige Fremde von heutzutage (einschließlich Juden). Selbstverständlich sieht man auch sonst hie und da einmal in einem Gesicht fremden Einschlag von Ausländern, aber hier soll nicht von solchen einzelnen, sondern vom „Volk" die Rede sein; jeder solcher Einschlag allerdings kann nach Generationen durch die zähe Erbkraft immer wieder vorkommen — Rasse ist unverlierbar! Also die Alemannen, wie gesagt, haben die alte Bevölkerung gründlich verändert, vielfach vollständig verdrängt, vernichtet, ersetzt. Auf sie geht der Haupttypus der Baarbevölkerung zurück. 54,5 % sind blond (40 % hellbraun, braunblond, kurz Mischfarben) 40 % blauäugig (45 % grau- und grünäugig, also gemischt, nur 14 % dunkeläugig). Die Baarbevölkerung gehört zu der großwüchsigen in Baden, der Mann mißt im Durchschnitt 165,8 cm (im benachbarten Neustadt z. B. 165,3, in Wolfach nur 161,4). Dazu die schmalen Gesichter, die geraden, schmalen, vorspringenden Nasen. — Die zahlreichen Funde von sog. „Reihengräbern", die vielen Orte auf —ingen zeigen die reiche alemannische Besiedlung; das erklärt das heutige Bild der Bevölkerung, einen der stärksten Alemannenbezirke sehen wir in der Baar. Eines ist dabei auffällig, nämlich daß so viele Blonde, Großwüchsige zugleich rundschädelig sind, während die Alemannen, wie uns die Gräberschädel zeigen, langschädlig waren. Man wollte es damit erklären, daß die Bauern der Baar sich oft ihre Frauen vom hohen Schwarzwald geholt haben, wo noch etwas mehr Rundschädel sitzen, oder daß gewisse Auslesewirkungen vorliegen — beides sind unbefriedigende Vermutungen — hier können erst künftige Ergebnisse der Forschung Klarheit schaffen. Aber freuen wir uns heute der gesunden kräftigen Bevölkerung — möge sie, die in Jahrhunderten sich Antlitz, Aug und Haar, Wuchs und Form ihrer tüchtigen Altvorderen treu vererbt hat, auch deren Sinn, Tatkraft und Treue bewahren und vererben an kräftig gedeihende, fernste Enkel — wenn wir dafür sorgen, daß die Linien nicht aussterben oder durch Fremde gekreuzt werden — die wunderbare Kraft der Rassenvererbung, deren Geheimnisse wir immer mehr durchschauen und bewundern können, sorgt schon dafür, daß das alte Erbteil bleibt.





Farbenspiele

Stimmungsbilder aus der Baar von C. Rehse

Vorfrühling

Wenn im Kinzigtal längst die Auen grünen und am Bodensee hundert und tausend Bäume im weißen Blütenschmuck prangen und die Lerche osterfreudig ihr Lied in die heitern Lüfte jubelt, dann hat die Baar noch immer ihr einförmig stumpfes Grau, und letzter Schnee liegt in den Furchen.

Sturm und wirbelndes Schneetreiben, Rauhreif und Frost, schneidende Kälte und prasselnde Regenschauer hat sie monatelang über sich ergehen lassen müssen. Schwer lag der Schnee auf den Tannen. Soweit das Auge reichte, eine weiße Decke.

Nun die ersten kecken Vorreiter des Föhns über Stoppeln und Baumkronen fegen, fängt auch in ihr neues Leben zu rauschen an. Sie rüttelt und schüttelt sich, daß im Walde laut stöhnend die Tannen ihre Häupter züsammenschlagen zu schauerlicher Musik und polternd ihre Schneelast zu Boden werfen. Hungrig schnürt der Fuchs über eine Waldschneise, wo blaue Küchenschellen schüchtern ihre Köpfe herausstrecken, gelbe Kreuzbadengele (Waldschlüsselblumen) und weiße Kuckaublümele (Anemonen) den kommenden Lenz verkünden. Zaghaft nach allen Seiten sichernd tritt ein Sprung Rehe in struppiger Winterdecke aus dem Rand des Tanns aufs Feld, äugend, ob der Frühling frischgrüne saftige Äsung gedeckt hat.

Endlich bricht die Sonne durch. Schwer nur hat sie düstern Wolkenmassen ihren Sieg abgetrotzt. Nun wird es Frühling in der Baar. Aber er kann sich nicht recht ausleben, der junge Lenz; ihm ist keine ungetrübte Jugend beschieden. Der mürrische alte Winter hat ihn zu lange seine rauhe Fuchtel spüren lassen und schon pocht dringend der Sommer auf sein Recht.

Am Fluß

Wogende Kornfelder auf Hügel und Bergen sind des Sommers Geschenk, mit der Sonne heißen Strahlen dem Boden abgerungen. Im saftigsten Grün stehen die Auen des Ried, durch das der blaue Fluß in vielen Windungen langsam und bedächtig hinzieht, als wollte er allerorts verweilen. Zu beiden Seiten Blumenteppiche, gewirkt aus rotem Mohn, blauem Rittersporn und üppigen Margueriten. Keusch und einsam steht die Akelei in feuchtem Grunde. Aber nirgends jauchzender Übermut und schwelgende Verschwendung. Nirgends leuchtet und duftet sie dir stark entgegen, die sommerliche Natur, daß sie Herz und Sinne trunken



machte, — versonnen und heimlich freut sie sich selbst an dem bunten Farbengemisch, das kärglichem Boden mühsam sie entrungen hat.

Und langsam und bedächtig zieht der Fluß.

Abend im Spätsommer

Am Wegrande breitet die blaue Bergaster ihre dünnen Arme, und aus moosüberdecktem Muschelkalk leuchtet die Silberdistel ins dunkle Grün. Die Eberesche, behängt mit zottigen Flechtenbärten, hat Beerendolden sich aufgesteckt, in denen Gimpel und Zeisig, Fink und Drossel laute Feste feiern. Wacholder und Schlehdorn schmücken sich mit dunkelblauen Beeren, und aus buschigen Blättern winken rote Kapuzinerkäppchen frechem Spatzenvolk. Ein reicher Tisch ist gedeckt mit schimmernden Hagebutten, duftigen Moosröschen und braunen kernschweren Haselnüssen. Am steilen Waldhange ranken glänzend dunkle Brombeeren ins herbe Grün der Tannen. Kartoffelkrautfeuer flammen knisternd auf den Feldern und ihre wohlig kräftig duftenden Schwaden ziehen durchs Tal. Die Sonne malt glühende Farben an die wuchtigen weißen Wolkenballen, die über dunkeln Wäldern stehen, und taucht untergehend den Horizont in ein sattes gotisches Goldgelb. Ein letztes Gekreisch zur Nachtruhe sich einschwingender Häher; das Käuzchen ruft; und wie ein schwerer Vorhang senkt sich die Nacht. Die Baar schläft träumend in den Winter hinüber . . . .

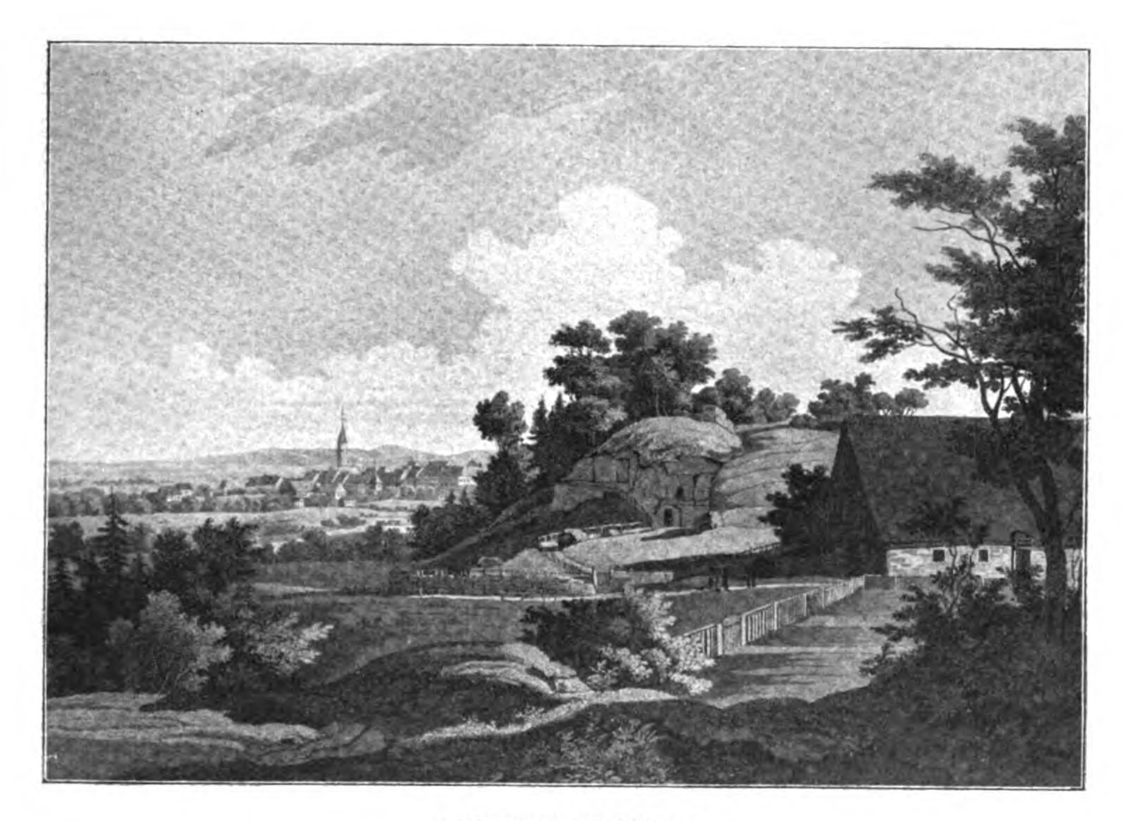
Die Siedlung

Dem Landmann fallen keine Glücksgüter unverdient in den Schoß. Mit Karst und Pflug, Sichel und Sense, Hacke und Axt muß er dem Erdreich zu Leibe gehen und darf mondelang nimmer ruhen, ehe die Scholle sich dazu versteht, ihm ihre Gaben zu schenken. Eine bescheidene und zufriedene Wohlhabenheit ist der Mühe Lohn; sie schaut aus niedrigen, weiß oder grün gekalkten, manchmal getäfelten, schindelgedeckten Häusern, aus Stall und Scheuer.

So sind die Dörfer in die Landschaft gebettet. Doch ganz vereinzelt nur wirst du auf deinen Wanderungen auf ein schmuckes Gehöft stoßen, einen alten Fachwerkbau mit hohen spitzen Giebeln oder mit moosbedecktem Strohdach, wo Generationen stolzer, alteingesessener Bauern wohnten und werken. Selbst die wenigen noch vorhandenen Sitze längst vergessener Adelsgeschlechter drängen sich nicht aus dem Bild; auch sie sind im schlichten Holzschnitte des Dorfbildes aufgegangen.

Und durch die Dorfstraße schreitet eine rotbäckige, derbgeschuhte Bäuerin, das goldbestickte schwarze Schäppele mit den franzigen Seidenbändern auf dem gescheitelten braunen Hauptlhaar, mit freudig schillernder Seidenschürze, ihrem Sonntagsstaat, und entbietet dem Wanderer ihr freundliches „Grüß Gott!"





1. Römerbad bei Hüfingen
Aquarell von W. Scheuchzer, gemalt für den Fürsten zu Fürstenberg 1826—29

Die Römer in der Baar

Von Dr. Paul Revellio

Die Baar gehört nicht zu den Landschaften, die, wie etwa der Breisgau durch ein mildes Klima und die große Fruchtbarkeit des Bodens die Menschen allezeit angelockt haben. Sie liegt auch abseits von den großen Straßen des Verkehrs. Trotzdem ist sie uraltes Kulturland. Seit den Tagen, da im 3. und 4. Jahrtausend vor Chr. die Pfahlbauer an den Rändern des Rieds bei Dürrheim, Pfohren, Donaueschingen und auch bei Bräunlingen ihre Pfahl- und Packwerkbauten erstellt haben, hat die Baar wohl immer menschliche Siedlungen gesehen. Und auch die Römer haben durch sie nicht nur ihre strategischen Linien gezogen, sondern sich in ihr zu dauernder Siedlung niedergelassen.

Wie kamen die Römer in die Baar? Mit derselben unheimlichen Konsequenz und Stetigkeit, mit der das römische Schwert die südlichen, östlichen und westlichen Länder um das Mittelmeer unterwarf, drang es auch nach Norden vor.

Caesar hatte durch seine Eroberung Galliens 58—52 v. Chr. den Rhein zur Grenze des römischen Reiches gemacht. Noch aber hausten in den Alpen und ihren Vorlanden die Räter und Vindeliker, durch ihre Raubzüge eine Gefahr für die römische Kultur in der Westschweiz wie für die Nordgrenze Italiens. Der

Doppelangriff des Tiberius und Drusus im Jahre 15 v. Chr. unterwarf sie. Damals hat die Baar zum erstenmal römische Legionen gesehen. Tiberius zog vom Bodensee einen Tagemarsch nordwärts und sah die Quellen der Donau.[1] Es war ein Streifzug nicht aus militärischen Gründen, sondern um die Quellen des größten Stromes des Altertums kennen zu lernen; denn die neugewonnene Donaugrenze schloß die Baar noch nicht in das römische Gebiet ein, sie zog vielmehr vom Rheine bei Stein a. Rh. hinüber zur Donau oberhalb Sigmaringen. Man verzichtete zunächst darauf, die Donaugrenze militärisch zu besetzen. Erst unter Kaiser Claudius wurden in Rätien die Kastelle an die Donau vorgeschoben. Gleichzeitig zog die in Vindonissa am Zusammenfluß von Aare und Reuß stehende Legion bei Zurzach über den Rhein und besetzte das Land nördlich des Flusses zwischen Wutach und Randen. Daß sie damals auch schon über Schleitheim hinaus in die Baar vorgerückt ist und den Galgenberg bei Hüfingen besetzt hat, ist wahrscheinlich, aber durch archäologische Funde noch nichtendgültig erwiesen. Vielleicht ist es kein Zufall, daß wir gerade jener Zeit die erste eingehendere Nachricht über die Donauquelle verdanken. Plinius, der als Offizier unter dem Kommando seines Freundes Pomponius Secundus im Jahre 50 in Obergermanien, vielleicht auch 51 in Vindonissa war, schreibt in seiner Naturgeschichte von Fischen, deren Genuß den Tod bringt und knüpft daran die Bemerkung: „Das habe ich in der Nähe des Ursprungs der Donau gehört, wenn man zur Quelle kommt, die in der Nähe des Flußbetts gelegen ist, wo diese Art von Fischen aufhört, und daher die Ansicht herrscht, daß hier der Ausgangspunkt des Stromes ist.“

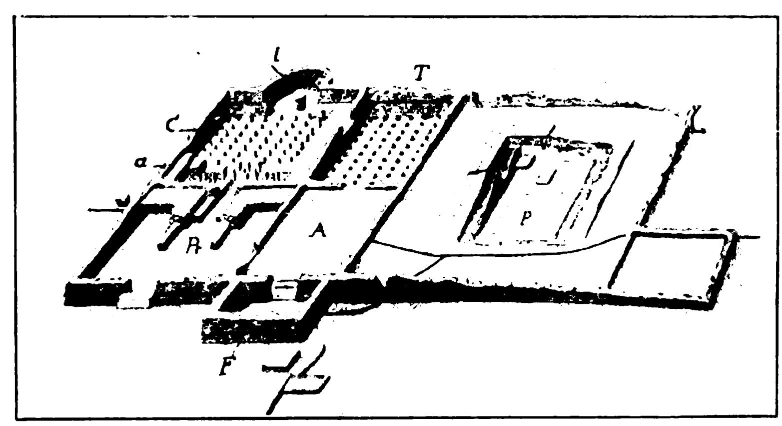
Jedenfalls kam regeres römisches Leben erst mit den Zeiten Vespasians 69—79 n. Chr. in die Baar. Durch den Feldzug des Jahres 73 auf 74 n. Chr. wurde das Winkelland zwischen Oberrhein und oberer Donau zum Reiche gezogen und die so notwendige kürzere Verbindung der beiden Flüsse durch den Bau einer Straße Straßburg—Kinzigtal—Rottweil—Tuttlingen hergestellt. Gleichzeitig wurde auch die sog. Peutingerstraße, die in claudischer Zeit schon nach Schleitheim oder Hüfingen geführt war, nach Rottweil fortgesetzt[2]. Die Baar war dem römischen Reiche einverleibt.

Hüfingen wurde ein wichtiger Straßenknotenpunkt. Es ist die Station Brigobanne der Peutingerkarte, einer römischen Straßenkarte des 4. Jahrh. (Abb. 9). Dort traf

[1] Deecke, Morphologie von Baden, läßt Tiberius an die Aachquelle ziehen und erklärt die heutige Donauquelle für eine Erfindung der Gelehrten veranlaßt durch die Strabostelle. Der Historiker ist erstaunt über diese Entdeckung und noch mehr über ihre Begründung. Ich werde an anderer Stelle auf sie zurückkommen.

[2] Die starke Stückung dieser Peutingerstraße ist im April 1920 durch einen Schnitt südlich der Schächerkapelle und im April 1921 durch einen solchen gegenüber dem Getreidelagerhaus Hüfingen unter der heutigen Straße Hüfingen—Donaueschingen in 80 cm Tiefe zweifellos festgestellt, während die sogenannte „Hochstraße“ bei einem Anschnitt südlich der Schächerkapelle nur eine dürftige Unterlage von Kieselwacken zeigt. Diese Peutingerstraße verläuft also nicht, wie





A = Apodyterium
T = Tepidarium
C = Caldarium
l = labrum
a = alveus
Pr = Praefurnium
P = Piscina

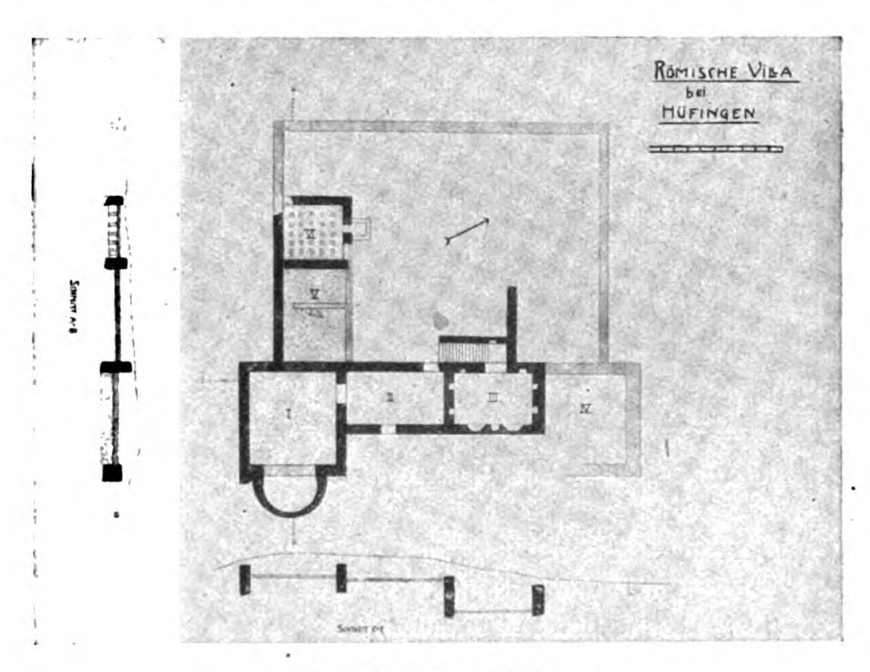
2. **Römerbad bei Hüfingen** (nach einer Zeichnung im F. F. Archiv)

auf die Peutingerstraße die Donautalstraße von Tuttlingen kommend. Ihr Verlauf ist im einzelnen noch nicht festgestellt. Neuerdings sind zu den bisherigen Anhaltspunkten zwei Münzfunde gekommen, die wohl mit ihr im Zusammenhang stehen: eine Goldmünze des Kaisers Nero, gefunden zwischen Hüfingen und Pfohren[3] und ein republikanischer Denar des Münzmeisters C. Servilius von Geisingen. Die für die Baar später so wichtige Straßenverbindung nach dem Breisgau bestand in römischer Zeit noch nicht. Wohl aber ist ein Saumpfad sicher vorhanden gewesen. Und da weisen Spuren auf den kürzesten Weg von Hüfingen nach dem Witterschnee bei Löffingen: ein Fund mehrerer römischer Münzen von Octavian bis Faustina auf röm. Mauerschutt am Südhang der Ruine Dellingen in der Nähe des alten Wallfahrtsweges von Bräunlingen nach Witterschnee und ein Scherbennest in der oberen Gauchachschlucht bei der sog. Papiermühle, da wo dieser Wallfahrtsweg die Schlucht durchquert.

So wählten die Römer zum Stützpunkt ihrer Stellung in der Baar den Galgenberg bei Hüfingen. Er eignete sich mit seiner den Ausgang des Bregtals beherrschenden Lage und der weiten Aussicht bis hinüber zu den Bergen der Baaralb vortrefflich hierzu. Durch den Steilabfall des Galgenbergs im Westen und Norden war die Lage des Kastells bestimmt. Sein etwa 6 m breiter Spitzgraben umschloß etwa ein nahezu quadratisches Areal von rund 1700 qm. Es ist die Größe der Cohortenkastelle zu 500 Mann. Hinter dem Graben erhob sich eine durch Holzbalken versteifte Rasenmauer. Welche Besatzung das Kastell beher-

man seit langem vermutete, unter der Hochstraße, sondern unter der Hauptstraße von Hüfingen. So findet auch der Scherben- und Münzfund, der in der Nähe von dieser hinter dem ehemals Flaigschen Hause in der Hüfinger Unterstadt gemacht wurde, seine Erklärung. Die Hochstraße aber scheint mir nur ein Verbindungsweg der bürgerlichen Siedlung im Mühlöschle mit der Heerstraße zu sein. Von besonderem Interesse sind diese Verhältnisse für die Beurteilung der Gründung der mittelalterlichen Stadt Hüfingen.

[3] Notiz in den fürstl. Sammlungen.

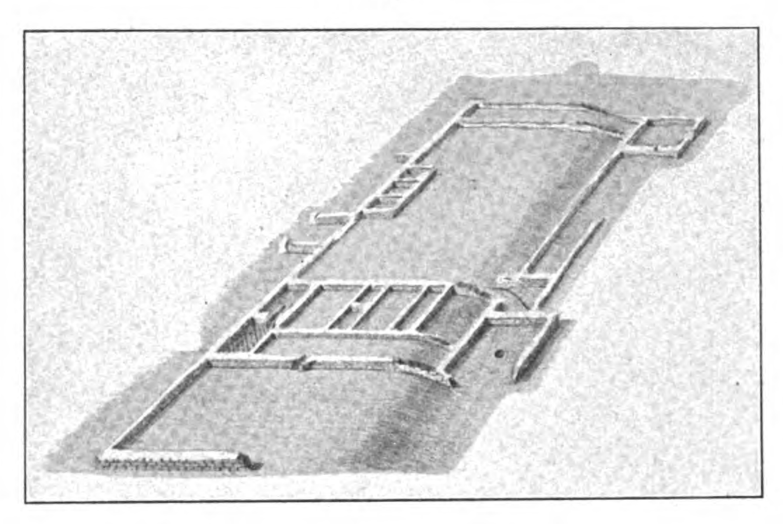


3. Römische Villa bei Hüfingen

bergte, wissen wir noch nicht. Es waren Truppen irgend einer von den Römern unterworfenen Völkerschaft. Im benachbarten Rottweil waren es beispielsweise Bituriger, eine keltische Völkerschaft aus der Gegend von Bordeaux.

Nachdem Schumacher 1897 den Südgraben des Kastells entdeckt und Rieger diesen weiter verfolgt hatte, wurden durch Leonhard im Herbst 1913 das Südtor mit den Pfostenlöchern seiner beiden Holztürme, die südwestliche Eckabrundung sowie der Ost- und Nordgraben gefunden und damit die Größe des Kastells festgestellt. Diese Grabungen zeitigten aber noch ein überraschendes Ergebnis: es fanden sich noch weitere Spitzgräben von zwei mehr behelfsmäßig angelegten Lagern, von denen einer sicher älter ist als der große wohl vespasianische Graben (Abb. 8 1 u. 2). Leider hat der Ausbruch des Krieges die Fortführung dieser Untersuchungen, die Klarheit bringen mußten über die Zeitstellung dieser Gräben, verhindert. Hier muß einmal die Entscheidung fallen, ob Hüfingen in claudischer oder vespasianischer Zeit besetzt wurde. Die Fortsetzung dieser Grabungen mit ihren vielversprechenden Aufschlüssen ist die dringendste Aufgabe der römischen Forschung in der Baar.

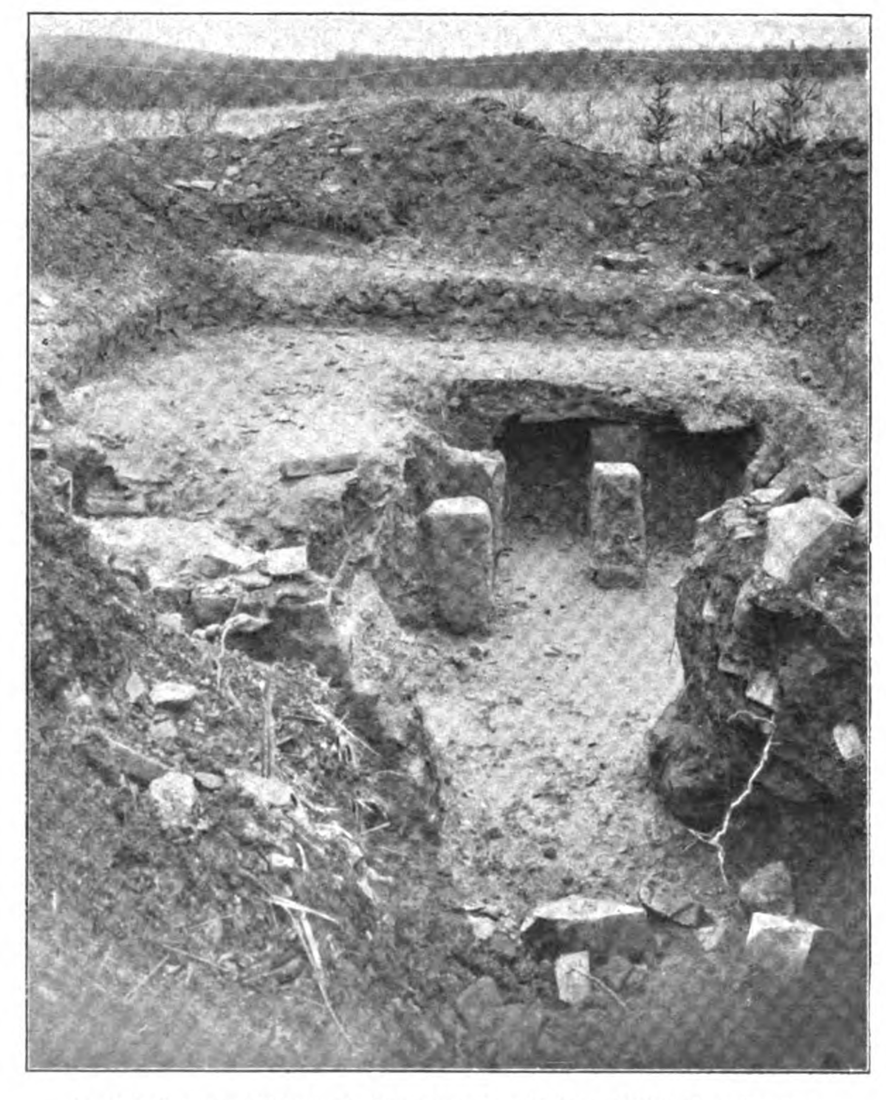
Von den Innenbauten des Lagers ist bis jetzt nur der „sog. Tempel" bekannt geworden, der 1821 ausgegraben wurde. Es ist ein Magazin: Getreidespeicher oder ein Zeughaus, dessen Boden auf Pfeilern hoch gelegt ist. Im Innern diente das breite Mittelschiff als Durchgang und die schmäleren Seitenschiffe als Lagerboden. Der große Vorraum an der Nordseite war wohl für die Verwaltung des Magazins bestimmt.



4. Villa von Hausenvorwald, ausgegraben 1833
(nach einer Zeichnung im F. F. Archiv)

Für die Zwecke der Besatzung des Kastells wurde auch das Bad (Abb. 2) gebaut, ein steter Begleiter jedes römischen Kastells. Es ist der am längsten bekannte römische Bau von Hüfingen. Schon Hans von Schellenberg hat 1605 an ihm gegraben. Dann ist es bereits 1821 von Fürst Karl Egon zu Fürstenberg sorgfältig ausgegraben, aufgenommen und konserviert worden. Für uns ist es von besonderem Interesse als das älteste der bis jetzt bekannt gewordenen Kastellbäder des Dekumatenlandes. Noch enthält es manche bauliche Eigentümlichkeiten, die den späteren Kastellbädern fehlen. An italische Verhältnisse erinnert noch die piscina, das große Kaltwasserbecken unter freiem Himmel inmitten eines überdeckten Hofes. Es begegnet uns bei den andern Kastellbädern nicht mehr, wohl weil man bei dem rauhen Klima der Dekumatenlande bald darauf verzichtete. Auch hinsichtlich der Gliederung der Räume steht das Hüfinger Bad den kleinen Bädern der römischen Privathäuser, wie etwa der Villa rustica von Boscoreale, oder der Villa suburbana des Diomedes von Pompeii sehr nahe. Ebenso wie dort ist auch die Anlage der Feuerung für die Hypokaustenräume nicht in der Achse des ganzen Baues, wie bei den späteren Kastellbädern, wo die erwärmte Luft die zu erwärmenden Hohlräume in gerader Linie durchstreichen kann, sondern an der Schmalseite des Warmbades.

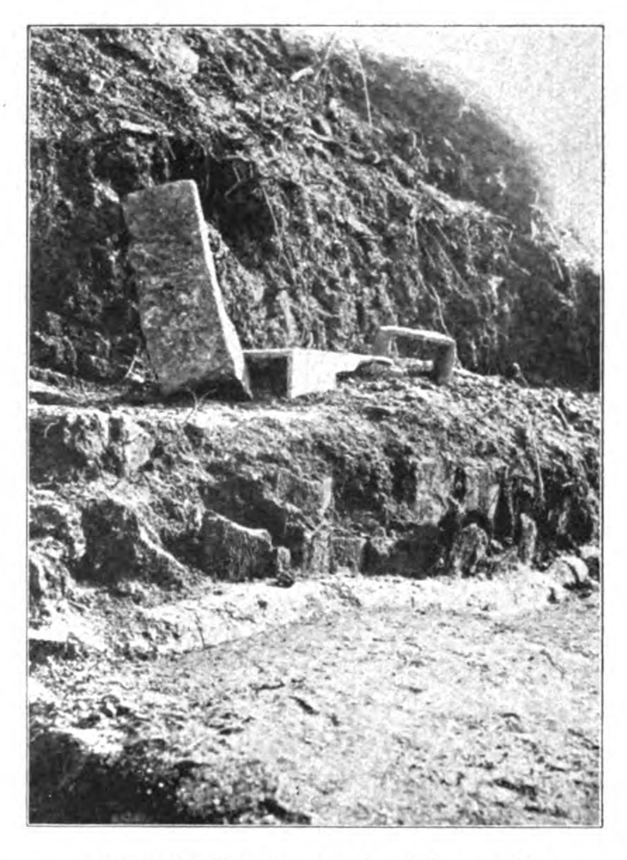
Im übrigen zeigt das Bad die typischen Räumlichkeiten, wie wir sie von vielen römischen Bädern her kennen: einen Auskleideraum (Apodyterium), von dem aus man nach der einen Seite in ein Kaltwasserbecken hinabsteigen konnte, nach der andern Seite in das Tepidarium, einen mäßig erwärmten Raum zur Vermeidung des zu schroffen Temperaturwechsels beim Eintritt in das Caldarium (das Warmbad). Es war mit Hypokausten versehen und diente für die Badenden als Gesellschaftsraum, daher hatte es wohl auch in Hüfingen den am sorgfältig-



5. Badezimmer mit Hypokaustenraum der Hüfinger Villa (Phot. Revellio)

sten behandelten Fußboden. Er bestand aus Mosaik. Der Hauptbaderaum, das Caldarium, hat genau die Einrichtung der römischen Bäder von Pompeii: die große Badewanne (alveus) an der östlichen Schmalseite des Gemaches, in der gleichzeitig 6—8 Personen ein warmes Bad nehmen konnten, und in der gegenüberliegenden Apsis das labrum, ein flaches rundes Becken aus Sandstein, in welchem lauwarmes Wasser aufsprudelte.

Das Bad ist, wie zahlreiche gefundene Ziegelstempel beweisen, von der 11. Legion, die seit dem Jahre 69 in Vindonissa stand, erbaut. Verhältnismäßig kurze Zeit, vielleicht kaum 20 Jahre, war das Kastell auf dem Galgenberg besetzt. Denn als die Römer schon unter Domitian 81—96 in die Linie Mainz—Regens=



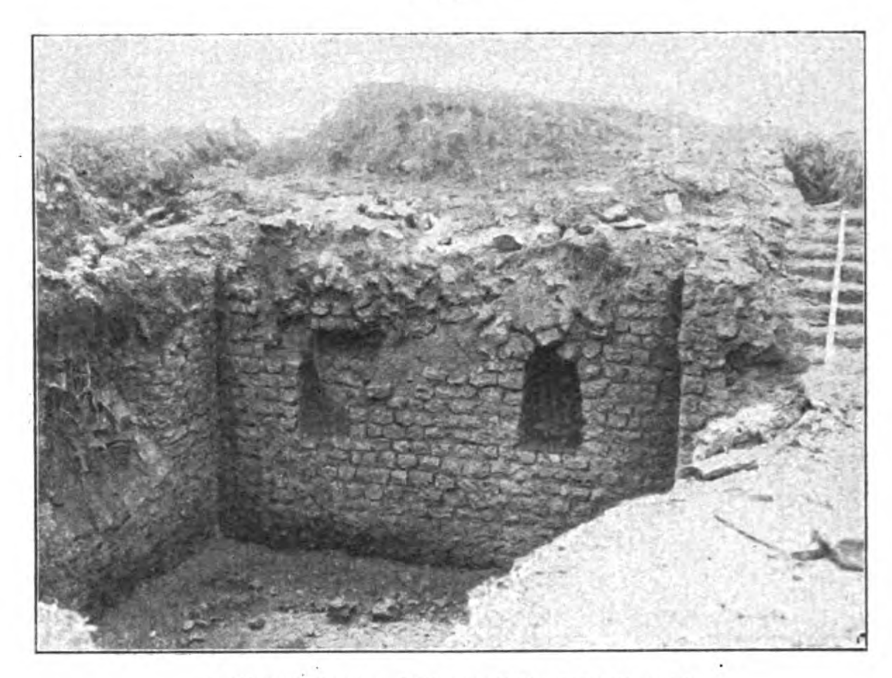
6. Wand des Badezimmers der Hüfinger Villa

Das Bild zeigt die unterste Lage der Heizkacheln, durch die die warme Luft des Hohlbodens in die Höhe steigt und die Wand erwärmt. Die Kacheln sind da, wo sie den Boden verlassen, durch einen Viertelrundstab gegen Beschädigungen geschützt und an ihrer Vorderseite gerauht, damit der Wandstuck besser haftet.

burg vorrückten, war der Posten auf dem Galgenberg bedeutungslos geworden nnd wurde aufgegeben.

Dann diente das Bad den Bedürfnissen der bürgerlichen Niederlassung, die sich im Anschluß an das Lager entwickelt hatte. Dem Soldaten war der Händler gefolgt. Er ließ sich drunten im Mühlöschle nieder, teils in kleinen Häuschen, teils in Grubenwohnungen. Diese Niederlassung erstreckte sich östlich bis an das Krankenhaus und nördlich bis an die Bräunlingerstraße und dauerte bis zum Ende der Römerherrschaft.

Aber nicht diese dörflichen Siedelungen geben dem Landschaftsbild der römischen Baar ihr Gepräge, sondern die Einzelhöfe. Die römischen Straßen bald in näherer bald in weiterer Entfernung begleitend sind sie an sonnigen Hängen und immer in der Nähe einer Quelle gelegen. Mit den hellschimmernden Wänden ihrer das Gehöft überragenden Ecktürme und ihren roten Ziegeldächern werden sie gar oft das Auge des auf der Heerstraße vorbeiziehenden Wanderers entzückt

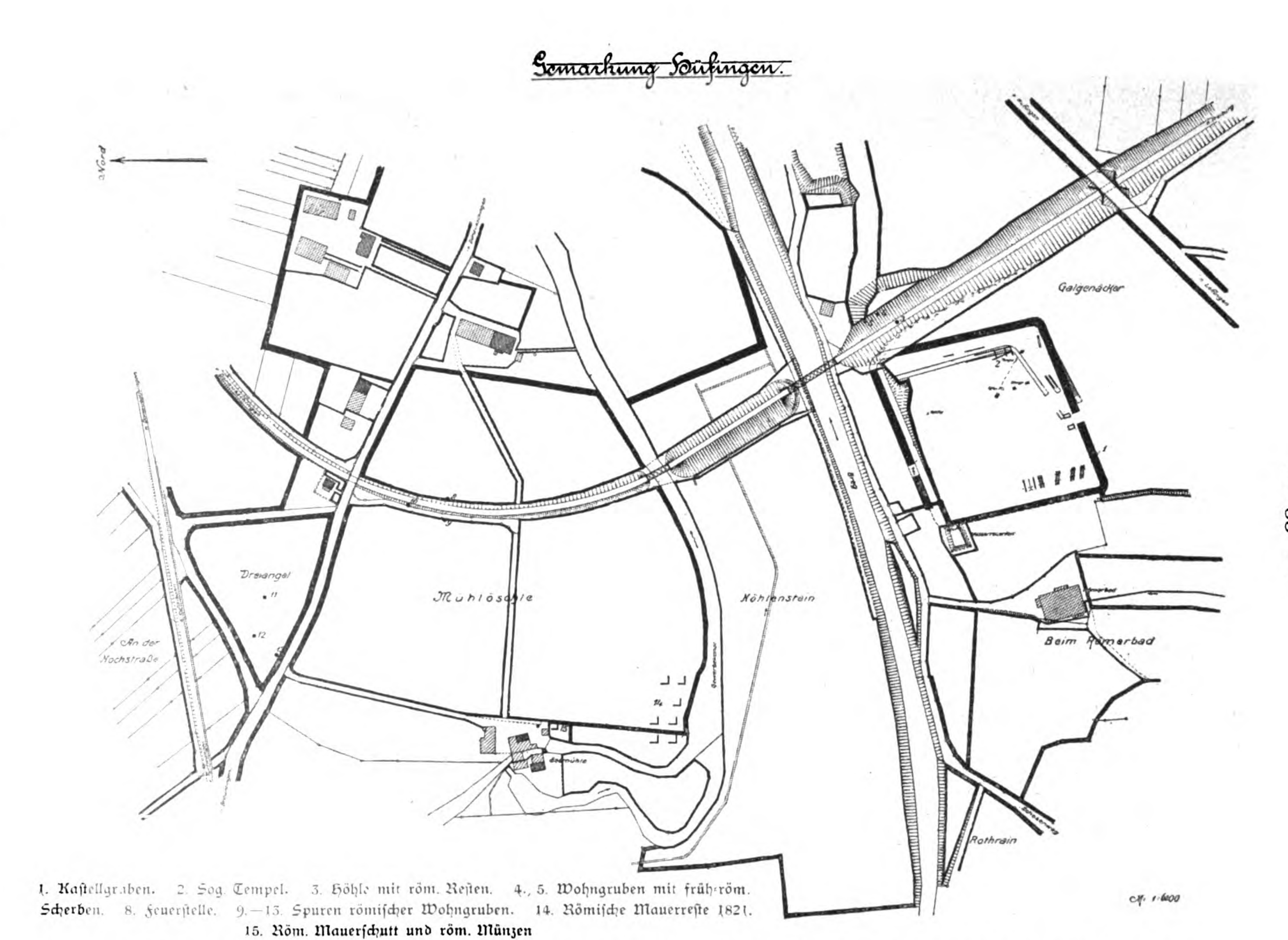


7. **Wohnkeller der Hüfinger Villa** (Phot. Revellio)

haben. 2 km südlich vom Kastell Hüfingen habe ich ein solches Gehöft im Deggenreuschenwald (Abb. 3, 5, 7) ausgegraben, 2 weitere km südlich am Auenberg bei Hausenvorwald ist 1833 mit Mitteln des Fürsten zu Fürstenberg von Rehmann ein solches ausgegraben worden. Den Plan dieses Gehöftes, der seit langem verloren war, habe ich vor kurzem im Fürstl. Fürstenberg. Archiv wieder erkannt (Abb. 4). Wieder 2 km weiter nach Osten findet sich römischer Mauerschutt am Röhrlebachbrunnen zwischen Hausen und Behla. Ein weiteres Gehöft habe ich am Südausgang des Städtchens Fürstenberg gefunden. Dann folgt als nächste eine römische Trümmerstätte bei Zollhaus. Hier klafft eine Lücke. Das fehlende Gehöft liegt wahrscheinlich unter dem heutigen Dorfe Hondingen mit seiner uralten, fränkischen Martinskirche. Nördlich von Hüfingen stand vielleicht eine Villa auf dem Quellhügel der Donauquelle. Dorthin weisen ein Fund einer Münze des Kaisers Domitian und eine Notiz im f. f. Archiv, wonach dort im 18. Jahrh. heidnisches Gemäuer gefunden wurde. Zwischen Donaueschingen und Schwenningen fehlen vorerst alle Anhaltspunkte. Dort, in der näheren Umgebung des Kastells Rottweil, häufen sich die Villen wieder mehr. Vom Wieselsberg bei Nordstetten und Schopfelesbühl bei Dauchingen sind römische Trümmer bekannt geworden, und bei Fischbach ist das Badgebäude einer anscheinend recht ausgedehnten Villa ausgegraben worden[4]. Wie bei der

---

[4] Auch in der Altstadt von Villingen scheint irgendwo ein römischer Bau zu sein. Die Grabungen der Eisenbahnverwaltung gegenüber dem Friedhofe im April 1921 förderten 80 cm



1. Kastellgraben. 2. Sog. Tempel. 3. Höhle mit röm. Resten. 4., 5. Wohngruben mit früh-röm. Scherben. 8. Feuerstelle. 9.—13. Spuren römischer Wohngruben. 14. Römische Mauerreste 1821. 15. Röm. Mauerschutt und röm. Münzen

8. Karte mit Eintragung der Kastellgrabungen von 1913 und der früheren römischen Fundstellen von Brigobanne-Hüfingen

Peutingerstraße so finden sich diese Gehöfte auch längs der Donautalstraße, wo während des Krieges eine seit längerem bekannte Stelle bei **Zimmern** von Prof. Heck untersucht wurde und ein Gehöft mit Nebenbauten ergab. Diese scheint zusammen mit den beiden Villen von **Aulfingen** und **Öfingen** am Rottmundhügel, an einem Weg zu liegen, der etwa bei Zollhaus von der Peutingerstraße abzweigte und durch Aitrach- und Amtenhausertal auf Rottweil zuführte.

In verblüffender Regelmäßigkeit, so haben wir gesehen, kehren diese Villen längs der Peutingerstraße Windisch—Rottweil wieder, und der Gedanke an eine planmäßige vom Staate geförderte Besiedlung liegt nahe und wird noch gestärkt, wenn wir uns die gleichmäßige bauliche Anlage dieser Gehöfte ansehen.

Um einen quadratischen Hof gruppieren sich Wohn- und Wirtschaftsräume. Die Schauseite des Gehöftes zeigt eine Querhalle flankiert von zwei Ecktürmen. Hier und an der sonnigen Süd- und Südwestseite liegen die Wohnräume, darunter meistens ein kleines **Badezimmer** mit Hypokaustenheizung (Abb. 5). Nie fehlt hier der sorgfältig ausgemauerte **Wohnkeller** mit halbrunden Nischen und Lichtschacht und einem steinernen Tisch in der Mitte zur Aufstellung des besseren Geschirrs (Abb. 7). Ein Blick auf die Villen von Hüfingen und Hausenvorwald zeigt, daß sie sich überdies ungefähr auch noch in der Größe entsprechen. Sie bedecken ein Quadrat von rund 100 römischen Fuß Seitenlänge und sie haben diese Eigenschaft gemeinsam mit einer gleich gebauten Villa von Alpnach-Dorf in der Schweiz, in der sich Stempel der 21. und 11. Legion gefunden haben[5]. Es ist wohl nicht anders: Ein Baukommando der 11. Legion hat an diesen Villen gebaut und ihre Bewohner sind zumeist alte Veteranen, die hier eine Kriegerheimstätte bekamen.

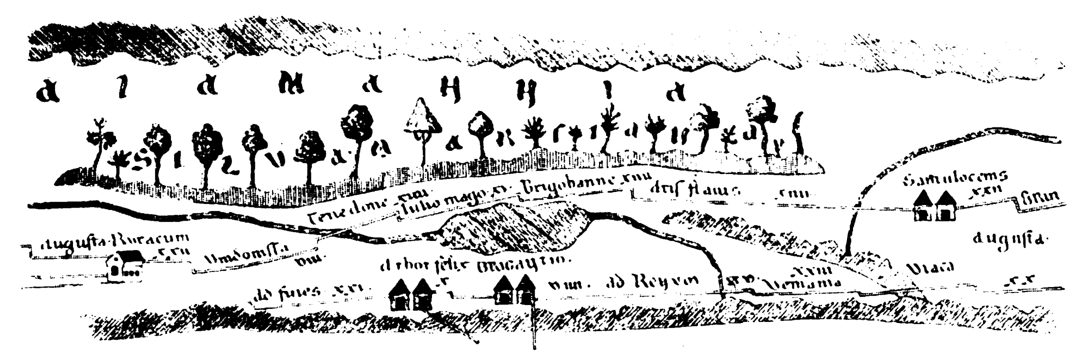
Über 200 Jahre dauerte die Herrschaft der Römer in der Baar. Um das Jahr 260 n. Chr. wurde der Limes preisgegeben und die Scharen der Alamannen überfluteten das Land. Den unruhigen Jahrzehnten, die nun folgten, ist auch die römische Kultur der Baar zum Opfer gefallen. Die Hüfinger Villa ist, wie ein glücklicher Münzfund zeigt, wohl bei dem großen Alamanneneinfall 275/76 durch Brand zerstört worden. Andere wieder sind zerfallen wie die Villen von Aulfingen und Zimmern, nachdem sie von den Bewohnern verlassen und ausgeräumt waren, wie der gänzliche Mangel jeglicher Fundgegenstände zeigt. Wohl vor einem erneuten Alamannenzug hat zwischen 284 u. 293 ein Römer sein Vermögen bestehend in 168 in Rollen verpackten Münzen im Torfmoor zwischen Dürrheim und Villingen versteckt. Noch einmal haben vielleicht die Römer vorübergehend in der Baar Fuß gefaßt. Zeuge davon sind die 55 Münzen, die im

unter dem heutigen Boden eine etwa 50 cm starke Kulturschicht von etwa 50 m Länge zutage, der ich ein Sigillatabruchstück und ein solches eines römischen Leistenziegels und viele andere römische Scherben entnahm.

[5] Einen andern Typ haben die beiden Villen von Aulfingen und Zimmern, die einander sehr nahe stehen: ein kleineres Wohnhaus und die Wirtschaftsräume in eigenen Bauten untergebracht.



Jahre 323 auf der Altstatt von Immendingen verborgen wurden. Auch die zahlreichen Constantinus-Münzen, die in der Baar gefunden wurden, lassen sich am besten aus einer vorübergehenden Wiederbesetzung unserer Landschaft erklären. Als letzter Römer weilte im Jahre 368 Kaiser Valentinian I., begleitet von dem Dichter Ausonius an den Donauquellen. Auf diesem Zug geriet Bissula, die durch ihren Liebreiz das Herz des Dichters Ausonius entflammte, in die Gewalt der Römer. Sie ist die älteste Tochter der Baar aus alamannischem Stamme, die wir mit Namen kennen. Wir stehen an der Schwelle einer neuen Zeit.



9. Segment der sog. Peutingerkarte, einer mittelalterlichen Kopie einer römischen Straßenkarte des IV. Jahrhunderts
Sie zeigt die nach ihr benannte Peutingerstraße von Vindonissa über Brigobanne (Hüfingen) nach Samulocenis (Rothenburg a N.)



Donaueschingen im Jahre 1827 (nach einem Aquarell von Scheuchzer)

Die Kunstpflege in der Baar in älterer Zeit

Von Pfarrer Dr. H. Feurstein, Donaueschingen

Man darf auf der Baar kein führendes Kunstzentrum erwarten. Sie war und ist ein Bauernland mit kleinen eingestreuten Städtchen, angewiesen auf die Einfuhr künstlerischer Erzeugnisse aus der weiteren Umgebung, ein Ableger vor allem des schwäbischen Kunstzweiges, abhängig von Ulm, Rottweil und den über Konstanz vordringenden Einflüssen der Bodenseeschule. In Hüfingen wird zwar ausgangs des 14. Jahrhunderts ein Johannes Pictor (der Maler) genannt, aber es ist ungewiß, ob es sich hier um einen bodenständigen Künstler handelt. Nur die fürstenbergische, später österreichische Stadt Villingen hat schon in älterer Zeit eine rege Kunstpflege in eigener Werkstätte entwickelt und namentlich im Barockzeitalter kunstgewerbliche Erzeugnisse bis tief nach Schwaben ausgeführt. Ich erinnere nur an die prächtigen Goldschmiedearbeiten der Gebrüder Zacharias und Gottlieb Otto, an die Chorstühle und Kanzeln des Schreiners Martin Hörmann in Zwiefalten und Ottobeuren, und an die rassigen Schöpfungen des an Johann Michael Feuchtmayer gebildeten Rokokobildhauers Josef Anton Hops, der 1749 in Villingen heiratet und 1761 dort stirbt, und dessen Arbeiten bis nach Rottenburg am Neckar gegangen sind.

Trotz dieser Abhängigkeit von außen her zeigen die in der fürstenbergischen Baar und ihren Enklaven noch vorhandenen Kunstschätze eine erhebliche Größe und geben uns einen Begriff von dem vorzüglichen Geschmack und der Kostenbereitschaft, mit der die kleinen klösterlichen und städtischen Gemeinwesen, ja selbst Bauerngemeinden

wie Donaueschingen, wenn sie von ihren Grund- und Patronatsherrn, wie z. B. den Grafen zu Fürstenberg, gut beraten und geldlich unterstützt waren, ihren Bedarf an sakraler Kunst deckten. Die mächtigen Flügel des Hochaltars von Möhringen in der Fürstl. Fürstenberg. Gemäldegalerie sind wohl bei Jakob Acker in Ulm bald nach 1500 in Auftrag gegeben, und die aufgemalten Wappen der Stadt und der Ortsherrn von Klingenberg verraten den mit bewußtem Stolz zur Schau getragenen Anteil der beiden Besteller an diesem trefflichen Erzeugnis aus der späten und reifen Zeit des sonst wenig bekannten Meisters.

Ein bestrickender Liebreiz, der zum guten Teil auf der alten Fassung beruht, geht von den fünf Altarfiguren aus, die einst die Klosterkirche der Dominikanernonnen auf Hof zu Neidingen geschmückt haben (Abb. 1 u. 2). Aus diesen eleganten Stücken leuchtet eine verlorene Seligkeit religiösen Besitzes und eine mystische Tiefe der Empfindung, die ihresgleichen sucht. Sie stehen einem kleinen Altare aus Haslach (O.A. Herrenberg) am nächsten, der nun in der Altertümersammlung zu Stuttgart zu sehen ist, und sind wohl in Nordschwaben entstanden, dort wo alemannische Versenkung und fränkisches Formgefühl sich nachbarlich durchdringen.



1. Madonna aus Kloster Neidingen

Um dieselbe Zeit, ein Beweis für die religiöse Triebkraft jener Tage, gönnten sich die Benediktinerinnen des Klosters Amtenhausen einen neuen



2. St. Stephanus aus Kloster Neidingen

Altar, von dem sich die fünf Schreinfiguren in der Altstadtkirche in Villingen erhalten haben, gute Arbeiten wohl eines Rottweiler Bildschnitzers, der auch in der dortigen Lorenzenkapelle vertreten ist (Abb. 3).

Nur wenig später, im Jahr 1522, ist der Altar entstanden, den ich dem Frauenkloster Friedenweiler glaube zuschreiben zu dürfen. Von ihm haben sich zwölf Tafeln (von 14) in der fürstlichen Gemäldegalerie erhalten, in die sie durch einen köstlichen Zufall gelangt sind. Der fürstliche Leibarzt Dr. Rehmann fand sie vor bald 100 Jahren bei einem Bauern auf dem Schwarzwalde als Bettlade verwendet, ließ sie sich an Stelle des Honorars geben und schenkte sie in den 1830er Jahren dem Fürsten Karl Egon II. zu Fürstenberg. Sie eignen dem immer noch namenlosen Sigmaringer Meister, von dem wir weiter unten noch reden werden.

Im selben Jahre 1522 entstand an dem damaligen Wohnsitz der Grafen zu Fürstenberg, in Donaueschingen, das leider untergegangene Prachtstück eines Hochaltars, von dem eine alte Handschrift des Klosters St. Georgen (jetzt in Karlsruhe) uns berichtet: „Der Altar zue Danöschinga der groß ist geschniten (geschnitzt) worden das man hat zölt 1522". Die


5. St. Katharina

Pfarrkirche bewahrt indes heute noch das aus der Zerstörung des Schwedenkrieges gerettete, von der Hochverehrung des Volkes in alter und neuer Zeit getragene Glanzstück einer Madonna mit Kind, 1,30 m hoch, das uns einen Begriff gibt von der hervorragenden Wertigkeit dieses Altarwerkes (Abb. 4). Der erste Hauptteil der Wirkung geht von der Büste aus. Im Gegensatze zu den bewegten Schoßpartien atmet hier alles eine verklärte Ruhe. Nur das in kräftigen, gelösten und gewellten Strähnen auf die Schultern fallende Haupthaar führt ein bescheidenes Eigenleben. Es dient als Folie für das Gesicht, von dessen weichen edlen Formen ein bestechender Liebreiz ausgeht. Schon hier müssen Zweifel an der sonst naheliegenden schwäbischen Herkunft des Bildwerkes auftauchen, denn diese ausnehmend fein und weich modellierten Gesichtstypen weisen nach den Kunststätten Mittelfrankens. Der zweite und vielleicht der aufdringlichste Teil der Gesamtwirkung liegt in dem mächtigen stoffreichen Mantel mit seinem reichen Formenspiel von Bäuschen, Falten, Schlingen und kleinen Knicken, der aber im übrigen ein solches Eigenleben führt, daß er die Körperformen der Figur mit Ausnahme der Büste und der unteren Fußpartien völlig überwuchert. In der ganzen schwäbischen Plastik findet sich nichts ähnliches. Die ganze weiche Formensprache der Donaueschinger Madonna mit ihrer alle eckigen Brüche und scharfen Kanten vermeidenden, mit tiefen Mulden und wulstigen Faltenkämmen arbeitenden, die große durchgehende Linie betonenden Draperie ist jenseits des Lech zu Hause. Dort im eigentlichen Bayern, und zwar zwischen Regensburg, Landshut und Passau, ist zweifelsohne die Heimat unserer Figur zu suchen.

Was den vermutlichen Besteller des großen Altarwerkes von 1522, den Grafen Friedrich zu Fürstenberg, wohl veranlaßt hat, mit seinem bedeutenden Auftrage gerade nach der mittleren Donau zu gehen? Regensburg war einer der ganz großen geistigen Mittelpunkte Deutschlands, und man braucht gewiß nicht nach Gründen zu suchen, die die Grafen von Fürstenberg mit Regensburg und seinem Kunstkreis in Berührung brachten. Die Reichstage, die Beziehungen zum bayerischen Herzogshause, die Donaustraße, die seit 1516 mächtig einsetzende Wallfahrt zur „schönen Maria" erklären manches. Immerhin bleibt die Frage offen, warum örtlich näherliegende Kunstzentren übergangen wurden. Aber die Ulmer Kunst war damals erstarrt, die Augsburger Plastik ohne besondere Bedeutung. Der Reiz



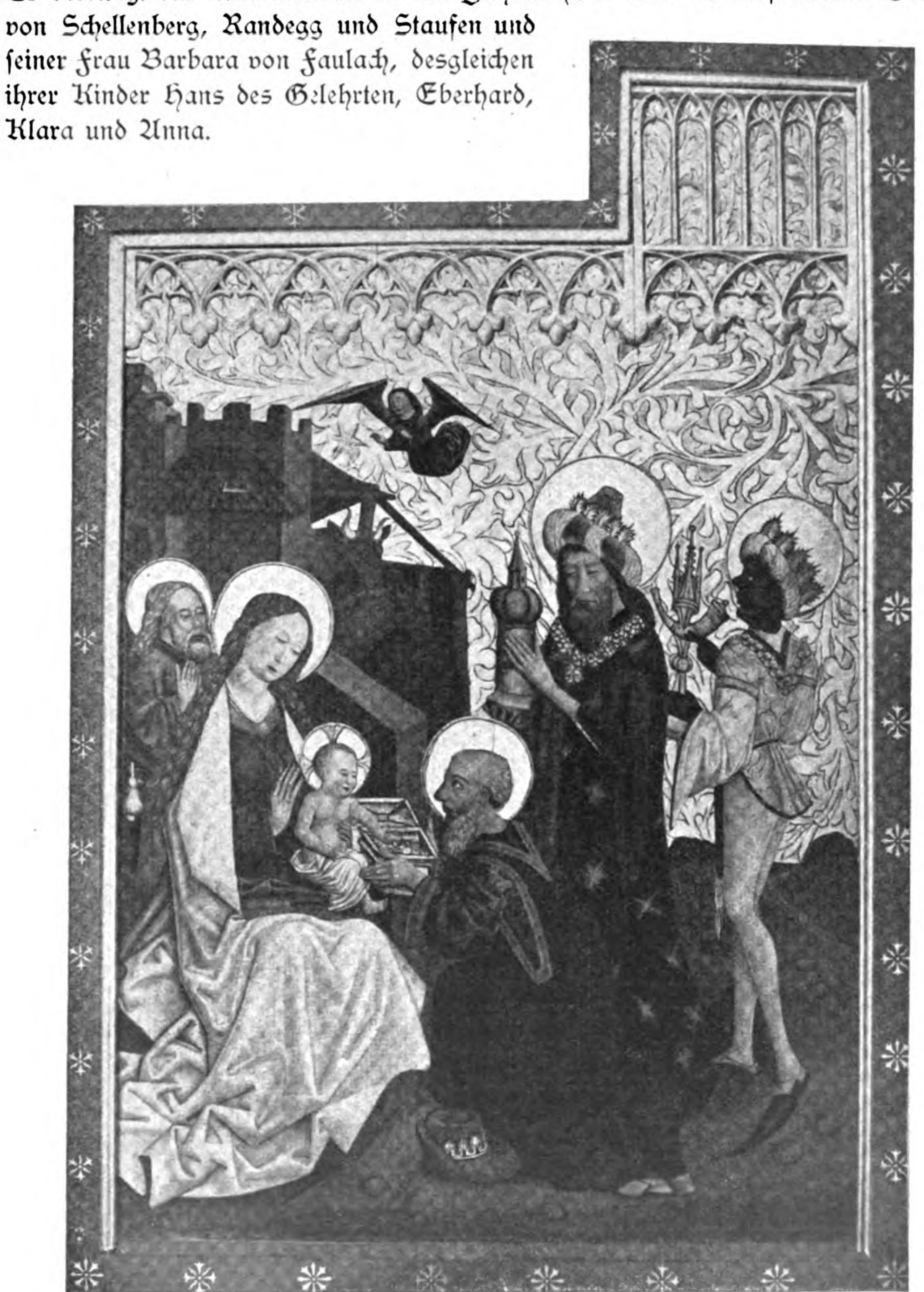
4. Donaueschinger Madonna von 1522

der Neuheit lockte, und so bleibt die Donaueschinger Madonna das vereinzelte Werk eines landfremden Künstlers, der vielleicht zu früh sterbend, um eine Schule zu hinterlassen, meteorartig auftaucht, um sofort wieder zu verschwinden.

Der bewährten Ulmer Überlieferung treu blieben die Stadtväter des damals noch österreichischen Bräunlingen. Sie bestellten den Schnitzaltar mit gemalten Flügeln für die alte Pfarr- jetzt Gottesackerkirche bei Jörg Stocker in Ulm, wie sich aus der Stilform der beiden großen Innenflügel deutlich ergibt. Es sind typische Bilder von der Hand des Meisters, und wie stark die Maler der Zeit von der Schwarz-Weißkunst zehrten, zeigt die Anbetung der Könige, die starke Anklänge an den Holzschnitt des Hausbuchmeisters im Heilsspiegel des Peter Drach von Speyer aufweist (Abb. 5). Die 5 Figuren des Mittelschreines, derb in den Einzelheiten, aber überraschend flüssig im Rhythmus, lassen den Altar in den 90er Jahren des 15. Jahrhunderts entstanden sein.

In Hüfingen schufen sich kurz vor dem durch unsinnige Erbteilung einsetzenden Zerfall ihres ehedem so mächtigen Geschlechts die Ritter von Schellenberg ein Steinepitaph aus der Werkstatt des bedeutendsten Renaissanceisten im südlichen Schwaben, Hans Morink von Konstanz. Wenn das Werk auch nicht an die Feinheiten der

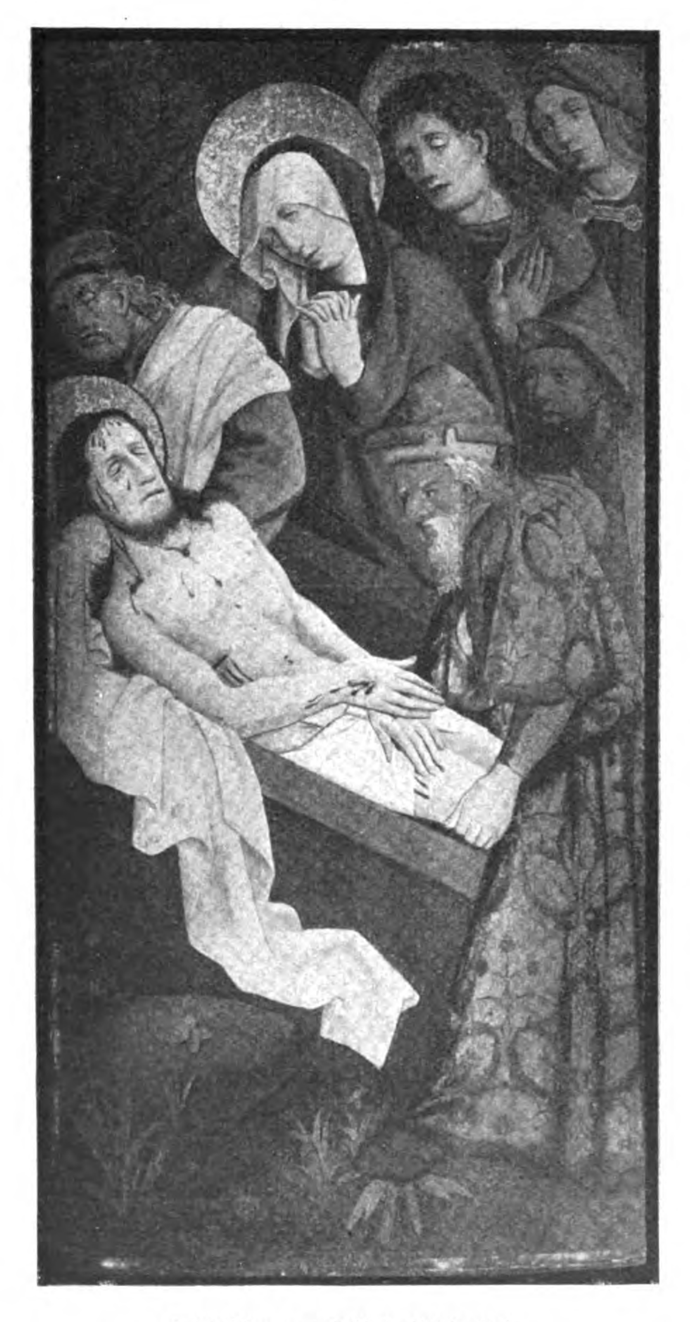
beglaubigten Konstanzer und Orsinger Arbeiten des ausgezeichneten Meisters heranreicht, so ist es doch nach seiner Zeichnung und unter seiner Aufsicht entstanden. Es verewigt das Andenken der in den Jahren 1582 und 83 verstorbenen Gebhard von Schellenberg, Randegg und Staufen und seiner Frau Barbara von Faulach, desgleichen ihrer Kinder Hans des Gelehrten, Eberhard, Klara und Anna.



5. Altarflügel aus der Gottesackerkirche zu Bräunlingen

Die leider wenig besuchte, alte gotische dreischiffige St. Martinskirche in Riedöschingen zeigt noch an Ort und Stelle gute, fast lebensgroße Figuren eines ehemaligen Schnitzaltares, die dem schwäbisch-schweizerischen Grenzgebiet zuzuweisen, vielleicht bei demselben Meister Michel Pfender in dem benachbarten Schaffhausen entstanden sind, dem wir bei der Aufstellung des Altars in Lenzkirch 1478 urkundlich begegnen. Eine ganz vorzügliche Anbetung der Könige in der Predella des Nebenaltares zeigt den Einfluß der Morinkschule.

Wenn wir von alter Kunst in der Baar reden, dürfen wir an einer wichtigen architektonischen Erscheinung nicht vorübergehen, nämlich an der als fürstliche Residenz erbauten Pfarrkirche von Donaueschingen. Schon 1712 ließ König August der Starke von Sachsen und Polen, der die Kardinalsernennung seines Statthalters, des Fürsten Anton Egon zu Fürstenberg, in Rom mit vielem Nachdruck betrieb, zugunsten des Fürsten geltend machen, er plane in Donaueschingen den Bau einer Kirche, die eine religiös werbende Wirkung auf die protestantische Ostbaar ausüben solle, und zu der bereits Pläne von der Hand Deckers vorlägen, offenbar derselbe Decker, der 1711 seinen „Fürstlichen Baumeister" in Augsburg herausgegeben hatte. Anton Egon starb indes schon 1716, ohne den Purpur erlangt zu haben. Mit der Verlegung der fürstlichen Residenz nach Donaueschingen im Jahr 1723 ergab sich in der Tat die Notwendigkeit, die an sich unzulängliche und baufällige Kirche aus der Mitte des 15. Jahrhunderts durch einen Neubau zu ersetzen, der den Ansprüchen der fürstlichen Hofhaltung genügte. Die Pläne des fürstlichen Baumeisters Brix in Meßkirch, der das Bauschema der Engelswieser Wallfahrtskirche nach der Hauptstadt der Baar verpflanzen wollte, fanden nicht den Beifall des fürstlichen Bauherrn, der sich am böhmischen Geschmack gebildet hatte, und so erhielt der kaiserliche Architekt Maximilian Kanka in Prag, ein Schüler Dienzenhofers, den Auftrag zur Planfertigung und Bauleitung. Kanka, der seinen Lehrmeister nicht verleugnet, hat hier auf alemannisch-schwäbischem Boden ein gänzlich alleinstehendes Beispiel böhmischen Barocks geschaffen, das eine beachtenswerte Leistung darstellt. Unter Verzicht auf eine reiche Gliederung der Außenseite und unter starker Hochziehung des Körpers der Kirche ist ein mächtiges Massiv geschaffen, das die über einer eindrucksvollen Fassade aufsteigenden Doppeltürme fast gedrückt erscheinen läßt. Das Innere, bei der beachtenswerten Höhe von 18 m (Villinger Münster 15 m, Überlinger Münster 20 m, Freiburger Münster 25 m) eine der höchsten Kirchenräume Badens, überrascht durch eine überaus glückliche Raumlösung und stileinheitliche Ausstattung. Die Decke ist unter Verzicht auf Stuckverzierung durch mächtige Gurtbögen gegliedert, die Seitenwände steigen in zwei Geschossen mit breiten hochliegenden Fenstern auf, die eine vorzügliche Lichtführung gestatten und rechts und links von über lebensgroßen holzgeschnitzten Apostelfiguren (gefertigt in den Jahren 1745—61 durch Johann Michael Winterhalter von Vöhrenbach und Josef Anton Hops von Villingen) und weiterhin von kräftigen Pilastern flankiert sind. Der Hochaltar aus dem Jahre 1750 von dem Hofschreiner Mathäus Bräusch



6. Meister von Schloß Lichtenstein

von Meßkirch und dem Bildhauer Franz Magnus Hops von Sigmaringen und dem Altarblatt des Wegscheider-Schülers Josef Esperlin fügt sich organisch in das Ganze und schließt den Blick nach dem Chor wohltuend ab. Die von Josef Simmler geleitete verdienstvolle Wiederherstellung unter Stadtpfarrer L. Dutzi in den Jahren 1893—96 müßte heute allerdings von andern Grundsätzen ausgehen.



7. Baseler Meister von 1445

Neben diesen sozusagen gewachsenen Kunsterzeugnissen gibt es in der Baar eine Reihe künstlich verpflanzter Kostbarkeiten, die der Kunstsinn der früheren Landesherren, der Fürsten zu Fürstenberg, zusammengetragen hat, und die sich heute im wesentlichen in der fürstlich Fürstenbergischen Gemäldegalerie und im fürstlichen Kupferstichkabinett zu Donaueschingen verkörpern. Reichlich spät hat das Haus Fürstenberg eine Sammeltätigkeit entwickelt. Es war hier nicht mehr der landläufige Ehrgeiz der Renaissance, eine Kunstkammer zu besitzen, der seinerzeit einen



8. Meister von Meßkirch, St. Christoph

Kaiser Rudolf II., einen Maximilian von Bayern, reiche Patrizier wie Amerbach in Basel oder feudale Klöster wie St. Blasien anreizte, mit erlaubten und bedenklichen Mitteln Kunstschätze zu ergattern. Graf Albrecht zu Fürstenberg bemüht sich zwar im Jahre 1597 um den Isenheimer Altar, aber nur im Auftrage seines kaiserlichen Herrn, und der in Heiligenberg und Donaueschingen kurz vor 1600 viel „gebrauchte" Kontrafeder Bartel Bruyn der Jüngere, Hofmaler des Herzogs von Lothringen, erschöpft sich in Bildnissen des gräflichen Hauses Fürstenberg. Vielmehr

war es, zwei Jahrhunderte später, die romantische Geistesrichtung, das Wiederaufleben der mittelalterlichen Ideale, die begeisterten Schriften Wilhelm Heinrich Wackenroders, der Einfluß der Gebrüder Boisserée, der den von seinem feingebildeten Hofmarschall Freiherrn von Pfaffenhoffen vorzüglich beratenen Fürsten Karl Egon II. im Jahre 1832 bestimmte, die ererbten Bestände zu sichten, die besten Stücke in Pflege zu nehmen und ihre Aufstellung in den Festräumen des Schlosses vorzubereiten. Es waren im wesentlichen die aus dem Erbanfall der gräflichen Häuser Zimmern und Helfenstein überkommenen Prachtstücke des Meßkircher Meisters (Wildensteiner Altar, Falkensteiner Altar), die Bildnisse der Cranach-Schule nebst Judith und Herodias, der Möhringer Altar der Ulmer Schule (Nr. 5 und 6 des heutigen Kataloges) und einige Niederländer wie Vinckeboons und Wouverman. Planmäßig wurden nun die Lücken durch Ankauf geschlossen, und noch in den 30er Jahren der Basler Meister (Nr. 1), der verlorene Sohn Schäufeleins (Nr. 113), die beiden Cranach (Nr. 98 und 104) und der große Friedenweiler Altar des Sigmaringer Meisters (Nr. 22—33) erworben. Kein Geringerer als Melchior Boisserée entwirft 1836 die Rahmenprofile für die bei Mattenheimer in München restaurierten elf „Schäufelein“, d. h. Meister von Meßkirch, die mit den übrigen Bildern 1837 in den Sälen des fürstlichen Karlshofes Aufstellung finden. Aber erst der Ankauf der an schwäbischen Primitiven so überaus reichen Sammlung des fürstlichen Oberjägermeisters Freiherrn Josef von Laßberg im Jahre 1853 (Kaufpreis 27000 fl) erhob die kleine, wenn auch kostbare Privatsammlung des Fürsten zum Ansehen einer mit den öffentlichen Landesmuseen an Bedeutung wetteifernden Gemäldegalerie. Noch im selben Jahre gelang es, von dem Kunsthändler C. von Montmorillon in München für 800 fl das Kapitalstück einer zwölftafeligen Passionsfolge des älteren Holbein zu erwerben (Nr. 43—54). In langsamen Schritten vollzog sich nun der weitere Ausbau der Galerie, der immerhin in den nächsten Jahrzehnten noch eine Anzahl hochwertiger Bilder zuwuchs, so die früher dem Mabuse, jetzt dem Barent Orley zugeschriebene Madonna aus Kloster Salem (Nr. 105), der kleine Hausbuchmeister (Nr. 129), der Zeitblom mit dem Porträt des Peter von Hewen (Nr. 115), ein Bildnis des Wilhelm Werner von Zimmern von Konrad Faber (Nr. 106), das schon früher einmal im Fürstenbergischen Besitze war, die schweizer Meister (Nr. 116—120), vor allem aber in den letzten beiden Jahren die vielbeachtete Kopie nach einem verschollenen Originale Grünewalds (Magdalenens Klage vor dem Gekreuzigten (Nr. 353) und zwei Gegenstücke des immer noch rätselhaften Meisters von Schloß Lichtenstein, ein Heiland am Ölberg (Nr. 354) und eine Grablegung (Nr. 355, Abb. 6). Seitdem Fürst Karl Egon III. im Jahre 1868 ein eigenes Sammlungsgebäude errichtet hatte, sind die Sammlungen in weitherziger Weise der Öffentlichkeit erschlossen und durch Zukauf von Werken zeitgenössischer, meist badischer Meister in einer lückenlosen Entwicklungslinie bis zur Gegenwart geführt.

Wenn wir die Galerie in ihrem heutigen Bestande kurz überblicken, so steht unter den altdeutschen Bildern, völlig vereinzelt, als Bild von überragender Bedeutung,





9. Meister von Meßkirch, 3 Altarflügel aus Meßkirch



10. Zeitblom, St. Magdalena u. St. Ursula

der Basler Meister von 1445 mit den Einsiedlern Paulus und Antonius (Abb. 7). Ein Werk, das noch der vollen überzeugenden Einstellung in den von Burgund und den Niederlanden beeinflußten oberrheinischen Schulkreis harrt und für die Konrad Witz-Frage von großer Bedeutung zu werden verspricht.

Eine einzigartige Stellung nimmt der Meister von Meßkirch ein. Keine Galerie ist so reich an Bildern dieses Meisters. Begreiflicher Weise, denn er war der Hausmaler der Grafen von Zimmern, deren Rechtsnachfolger bekanntlich die Fürsten zu Fürstenberg sind. Dank einer Reihe von Einzeluntersuchungen hebt sich allmählich das Dunkel von der reizvollen Persönlichkeit dieses größten Koloristen der beginnenden Renaissance. Der Meister ist vermutlich mit dem Maler Jerg Ziegler gleichbedeutend, der im Jahre 1540 „seines Weibs wegen", die eine Tochter des Malers Jerg Lutz war, in Augsburg die Zunftgerechtigkeit erhält.



11. H. Holbein d. Ä., Kreuzschleppung

Er ist, obwohl im Augsburger Malerbuch als „von Kemett" (Kemnat? Welches von vielen?) bezeichnet, wohl im Nördlinger Ries geboren, lernt bei Schäufelein und Sebastian Daig, dessen Art er am nächsten steht, geht anscheinend mit Schäufelein um 1512 nach Augsburg, dann nach Kempten zu dem alternden Meister Jakob Schick, von dessen Altgesellen (Adam Schlanz?) er neuerdings beeinflußt erscheint. Um 1520 arbeitet er in St. Gallen und Konstanz als Maler und Scheibenrißzeichner für Christoph Stimmer, nähert sich dann mit seinen nachgewiesenen Arbeiten dem oberen Donautal, um etwa ein Jahrzehnt — bis 1538 — fast ausschließlich für die Grafen von Zimmern in und um Meßkirch tätig zu sein. Ein überaus temperamentvoller Meister, der die Vorzüge zweier großer Zeitabschnitte, auf deren Wende er aufsteht, in sich vereinigt: die vorzügliche Technik der altdeutschen Tafel-



12. Roger van der Weyden

malerei, die er durch Anwendung fein abgestimmter Lasuren auf transparentem, emailhartem Kreidegrund zur raffinierten Wirkung erhebt, und den Geist der neuen Zeit, der in den rassigen gedrungenen Formen seiner Zeichnung und der Geschlossenheit der Bildanordnung sich ausspricht, die zwar von der Formgesetzlichkeit der Italiener nicht unberührt, aber doch im wesentlichen sein geistiges Eigentum ist. Neben einigen reizvollen Bildern kleinen Formats (Abb. 8) besitzt die Galerie drei aus der Laßberg-Sammlung stammende große Flügel (zwei Innen-, ein Außenflügel, Abb. 9) des ehemaligen Hochaltars der Pfarrkirche zu Meßkirch von 1538 mit den rassigen Stifterfiguren des Gottfried Werner von Zimmern und seiner Gemahlin Apollonia geborene Gräfin Henneberg. Das Hauptstück, die Anbetung der Könige, befindet sich noch an Ort und Stelle, die zwei Stellflügel in der Pinakothek zu München, das Gegenstück der heiligen Magdalena, ein heiliger Werner, in der Sammlung des Herrn Dr. Pannwitz, jetzt in Buenos-Aires. Dazu kommen als altererbtes Gut der Falkensteiner Altar mit dem Bilde der heiligen Anna als Mittelstück und der berühmte Wildensteiner Altar, genannt nach der Burg Wildenstein im Donautale, mit dem apo-



13. Madonna des B. Orley, aus Kloster Salem

kalyptischen Weibe (Maria), umgeben von den 14 Hausheiligen der Grafen von Zimmern, datiert 1536.

Eine besondere Note gibt der Sammlung auch der sogenannte Sigmaringer Meister, der sich zwar nicht über die Bedeutung eines Provinzmalers erhebt, aber eine große Werkstatt besaß und weithin den Markt beherrschte. Er wächst aus dem Kreise des Zeitblom heraus und wird neuerdings mit der Ravensburger Lokalschule in Verbindung gebracht. Bei den unter seinem Namen gehenden Bildern hier und anderwärts sind indes sicher mehrere Hände beteiligt.

Der Ulmer Zeitblom ist mit nur 3 Bildern, aber würdig vertreten. Seine beiden Heiligenpaare sind Frühwerke, verraten aber bereits in Zeichnung und Pinselführung den ganzen verhaltenen und gemessenen Stil des reifen Meisters (Abb. 10).

Von dem Zeitblomschüler Bernhard Strigel aus Memmingen besitzt die Galerie ein feierlich aufgefaßtes Bildnis des Grafen Johann II. von Montfort zu Tettnang aus dem Jahre 1520 (Nr. 72), sowie eine kleine Vituspassion (Nr. 63), deren Gegenstück sich in der Freiburger Städtischen Sammlung befindet.

Auch einen kleinen Hausbuchmeister kann die Galerie ihr eigen nennen, der bisher als Oberdeutsch mit Fragezeichen geführt wurde, ein in Aufbau, Einzeltypen und Maltechnik echtes Werk des Meisters der Freiburger Kreuzigung, also wohl wie diese in den 1480er Jahren entstanden.

Eine hervorragende Zierde der Galerie sind die zwölf Passionsbilder Hans Holbein des Älteren, Flügelbilder eines Kreuzaltars, vermutlich aus der Wallfahrtskirche U. Herrn Ruhe zu Friedberg bei Augsburg stammend, von dessen Gnadenbild die Darstellung auf Nr. 51 sichtlich beeinflußt ist. Es ist die älteste der drei bekannten Passionsfolgen Holbeins und grisaillierend gehalten, läßt aber gerade durch diesen Verzicht auf die Naturfarbe die ganze Geschlossenheit und Größe des zeichnerischen Frühstils des hier deutlich von Gabriel Mäleskirchner abhängigen Meisters erkennen (Abb. 11). Dem alten Holbein eignet ferner die kleine Geburt Christi, die lange Zeit, weil durch das gefälschte Monogramm des jungen Holbein als scheinbar unecht gebrandmarkt, ein beschauliches Dasein auf dem Dachboden der Sammlung gefristet hatte.

Für die von Ulm beeinflußte Bodenseeschule besitzt die Sammlung eine Reihe von Beispielen u. a. in den Bildern des Meisters mit der Nelke und dem Veilchen (Nr. 14, 15 u. 119, 120), deren Legendenszenen sich gerne vor reichbewegter See- und Berglandschaft abspielen.

Fast unbegreiflich erscheint es, wie ein Bild von der Bedeutung der Nr. 353 bis tief in die Zeit der Hochflut der Grünewaldbegeisterung hinein in der fürstlichen Schloßkapelle zu Wolfach schlummern konnte, ohne beachtet zu werden. Zwar hatte schon Wingenroth das Bild als ein Nachahmung Grünewalds erkannt und bezeichnet, aber erst im Mai 1920, nach der Verbringung in die Galerie, wurden sich weitere Kreise bewußt, daß man hier eine alte Leinwandkopie eines längst verlorenen Altarflügels von Mathias Grünewald vor sich hatte, der seiner Spätzeit zuzuweisen ist und vielleicht dem verlorenen Magdalenen-Zyklus der Stiftskirche zu Halle an der Saale angehörte. Dargestellt ist Maria Magdalena, mit weitgeöffnetem Munde und allen Zeichen eines unsagbaren Schmerzes kauernd zu den Füßen des in vollkommener Profilstellung gegebenen Gekreuzigten (Abb. s. Titelblatt). Das überaus starke Bild, das unseren Vorstellungskreis von Grünewald erheblich bereichert, stammt ursprünglich aus dem Kloster St. Blasien und ist durch den Abt Franz I. Chullot im Jahre 1648 bestellt oder erworben worden.

Unter den Niederländern ist von unvergleichlichem Reize Roger van der Weydens Madonna mit Kind (Nr. 2), an dessen Meisterhand kaum mehr gezweifelt wird (Abb. 12). Das Bildchen ist begreiflicherweise schon in älterer Zeit öfters zu Devotionszwecken kopiert worden. Selbst Memling ist dem Reiz des Bildes erlegen, wie eine Kopie in der Sammlung Wernher in London beweist.

Eine lange für B. Orley gehaltene heilige Familie muß unter dem Druck der stilistischen Beweisgründe umgetauft werden und geht nun als Jan van Hemessen.



14. Bartel Beham, Jakobäa von Baden

Über die Echtheit der Büßergruppe des Anton van Dyck (Nr. 239), die mindestens Werkstattbild sein wird, sind die Akten noch nicht geschlossen.

Eine der Perlen der Sammlung ist die Halbfigur einer Madonna mit Kind (Nr. 105) aus Kloster Salem stammend, ein Bild von seltener Anmut der Erfindung, in der Art des Bernaert Orley (bisher dem Mabuse zugeschrieben). Es gibt eine ganze Anzahl Wiederholungen dieses lieblichen Vorwurfs, aber unser Bild ist, wenn nicht der Urtyp, so doch die beste unter allen bekannten Darstellungen auf deutschem Boden (Abb. 13). Orley, der bekannte Hofmaler der Statthalterin Margarete in Brüssel, hat im 2. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts das Thema häufig abgewandelt. Ein naheverwandtes Bild Orleys bewahrt das Reichsmuseum im Haag (aus der Sammlung Hoogendyk).

Mehrere Bildnisse konnten seit Erscheinen des letzten Kataloges gedeutet werden: Zeitbloms Patrizier (Nr. 115) als Peter von Hewen, König der Gesellschaft Fisch und Falken. Der bartlose Gelehrte des Konrad Faber (Nr. 106) als Graf Wilhelm Werner von Zimmern, beteiligt bei der Abfassung der bekannten Zimmer'schen Chronik. Das farbensprühende Bild Bartel Behams (Nr. 110) als Jakobäa von Baden, Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Bayern (Abb. 14), mit einiger Wahrscheinlichkeit das Bild Nr. 107 als Graf Ulrich von Helfenstein, gesessen zu Wiesensteig (1485—1546). Das Gegenstück Nr. 108 stellt dann seine Gemahlin dar, eine Katharina von Sonnenberg.

Eine vorzügliche Ergänzung der Galerie bildet die Sammlung graphischer Kunst, die in der Gesamtzahl von fast 70000 Stück im fürstlichen Kupferstichkabinett in Donaueschingen verwahrt ist. Sie ergibt Anknüpfungspunkte, die heute als überaus wichtig erkannt sind, denn die inhaltlichen und formalen Beziehungen der Malerei zur sogenannten Schwarz-Weiß-Kunst, d. h. zur Kunst des Holzschnittes und des Kupferstichs mit seinen Abarten, sind ebenso häufig als innig. Die ganze Bedeutung des Kabinetts wird uns sofort klar, wenn wir feststellen, daß von älteren Meistern des Grabstichels vertreten sind die Deutschen: Albrecht Dürer fast mit seinem ganzen Werk und in vortrefflichen Abzügen, Martin Schongauer, Meister M. Z., Hans Burgkmair, Schäufelein, Hans Holbein der Jüngere, Hans Baldung, Lukas Cranach, eine Reihe der sogenannten Kleinmeister des 16. Jahrhunderts, Rugendas, Chodowiecki. Sodann die Niederländer: Lukas van Leyden, Anthonis van Dyck, Rembrandt, Cornelis Bega, Nikolaus Peter Berghem, Paulus Potter, Jakob van Ruisdael, R. Zeemann, Cornelius Vischer, L. Bakhuyzen. Die Italiener: Marco Antonio Raimondi und sein Schüler Marco Dente, Caraglio, Giorgio Ghisi, Stefano della Bella, Bartolozzi, Raphael Morghen. Die Franzosen: Jacques Callot, Robert Nanteuil, Antoine Masson, Girard Audran, Edelinck, Balechou, Beauvarlet, Boissieu. Die Engländer: Strange, Woollet, Green, Earlom, Holloway und John Landseer.

Bemerkenswert sind ferner eine Reihe Inkunabel-Holzschnitte des 15. Jahrhunderts.

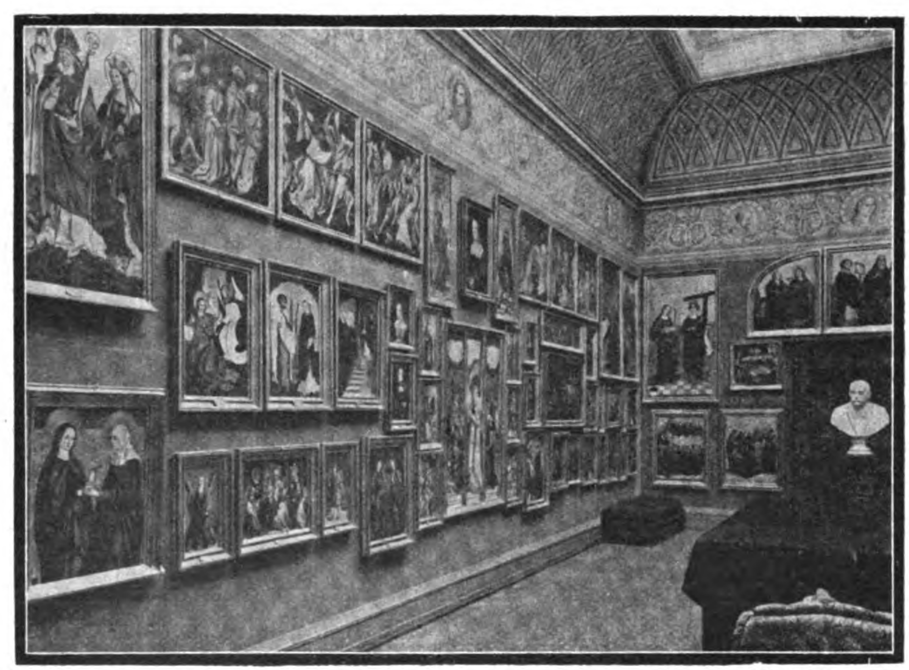
Gesteigerte Beachtung finden in der Gegenwart einige wertvolle Handzeichnungen. Von älteren deutschen Meistern nennen wir eine Pieta von einem alemannisch-schwäbischen Meister von 1480, Kopf eines alten Mannes und weiblicher Kopf mit breiter Haube von Holbein dem Älteren. Ferner Albrecht Dürer Aktstudie, Daniel Lindtmair der barmherzige Samariter, Erhard Schön Narrentanz, vier Blätter von Tobias Stimmer, 2 von Rottenhammer, Scheibenriß von Christoph Murer. Von Italienern: Blätter von Caravaggio, Leoni, Salimbeni, Barbieri, Seb. Ricci und Tintoretto.

Die ganze reichhaltige Sammlung verdankt ihr Entstehen sowohl als ihre Einrichtung, Anordnung und Katalogisierung (in 9 Foliobänden) im wesentlichen dem genannten Hofmarschall Freiherrn von Pfaffenhoffen. Um die Sammlung

wenigstens einigermaßen dem Publikum zugänglich zu machen, finden wechselnde, nach einheitlichen Gesichtspunkten ausgewählte Ausstellungen der vorzüglichsten Blätter in der fürstlichen Gemäldegalerie statt.

* * *

Die Hochfläche der Baar liegt fernab von den großen Adern des Weltverkehrs. Aber die Befruchtung durch ein reiches und kunstliebendes Geschlecht wie die Grafen und Fürsten zu Fürstenberg, die als Landesherren ihren Untertanen seit alter Zeit eine vorzügliche Pflege angedeihen ließen und alle schönen Künste ins Brot setzten, haben innerhalb ihrer Grenzen eine Summe künstlerischer Werte vereinigt, um die sie manche gesegnetere Gegend unseres Vaterlandes mit besserer Verkehrslage, reicheren Mitteln und größeren Möglichkeiten geistiger Anregung beneiden dürfte.



Ältere Anordnung

Saal der Fürstl. Gemäldegalerie



Max-Egon-Saal der fürstl. Hofbibliothek in Donaueschingen

Die Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek in Donaueschingen

Von Dr. Eduard Johne

Fast beispiellos steht es da: ein Städtchen von kaum 4000 Einwohnern hat eine Bibliothek von rund 140000 Bänden zur Verfügung; und so groß ist die Liberalität, mit der das Haus Fürstenberg die Bücherschätze der Öffentlichkeit in geregeltem Ausleihbetrieb zur Benutzung überläßt, daß es den Besuchern der Bibliothek gar nicht mehr recht zum Bewußtsein kommt, daß es sich hier um eine Privatbibliothek handelt, für deren Erhaltung und Ausbau die Besitzer Jahr für Jahr ansehnliche Summen aufgewendet haben und aufwenden, nur in der Hoffnung, daß das Kapital geistige Zinsen trage.

Eine größere Bibliothek entsteht nicht von heute auf morgen, namentlich eine Privatbibliothek nicht; Jahrhunderte arbeiten an ihr; und von Glück kann eine alte Bibliothek sagen, wenn sie die Jahrhunderte ohne große Unfälle überdauert hat. Und vor allem eine Privatbibliothek ist Fährlichkeiten besonders ausgesetzt. Eine Gefahr für sie liegt schon darin, daß sie leicht zum Stillstande kommt und verkümmert. Nicht-

Quellen: Die Akten der fürstl. Hofbibliothek u. d. fürstl. Archives. — Zimmerische Chronik. — Heyck, Eine fürstl. Hausbibliothek im Dienste der Öffentlichkeit (Zeitschr. f. Bücherfr. 1897). — Modern, Die Zimmernschen Handschriften der K.K. Hofbibliothek (Jahrb. d. kunsth. Samml. d. allerh. Kaiserh. Bd. XX). — Tumbült, Das Fürstentum Fürstenberg von seinen Anfängen bis Mediatisierung im Jahre 1806. — Nadler, Die Herren von Zimmern (Schwäb. Bund 1921). — Prölß, Scheffels Leben und Dichten. — Heyck, Scheffel in Donaueschingen (Burschensch. Blätter 1897) u. a.

benutztwerden ist für eine Bibliothek gleichbedeutend mit Absterben. Das Entscheidende für unsere Bibliothek ist gerade das, daß keiner ihrer Besitzer je das Interesse an ihr verloren, daß sie jeder mit Freude gehütet hat, bis sie schließlich so groß wurde, daß sie nicht nur mehr den Bedürfnissen ihrer Herren diente, sondern daß ihre Pforten der Allgemeinheit geöffnet wurden.

Weit zurück reichen die Anfänge unserer Bibliothek; um die Wende des Mittelalters zur Neuzeit treten wir aber erst aus dem nebelhaften Lande der Vermutungen auf den festen Boden historischer Tatsachen.

Auf den heimatlichen schwäbischen Burgen saßen viele mächtige Adelsgeschlechter, trotzig und stolz, — wie etwa jener Johann von Zimmern, der selbst des Kaisers Majestät ungegrüßt an sich vorüber ziehen ließ zum Zeichen, er sei ein freier Mann, der sich vor niemand zu beugen brauche —, aber auch begeistert für Kunst und Wissenschaft, und manch einer von ihnen führte die Feder ebenso gewandt wie das Schwert. Viele dieser Geschlechter — die Werdenberger, Heiligenberger, Zimmern, Lupfen, Gundelfinger, Helfensteiner — sind längst durch die dunkle Pforte des Todes zur ewigen Ruhe gegangen und vom Schauplatz verschwunden; Zeugnisse ihrer Tätigkeit aber leben noch überall im Lande und Zeugnisse ihrer geistigen Bestrebungen hütet noch heute unsere Bibliothek.

Freilich können wir nicht nachweisen, wie und wann viele der bis 1000 Jahre alten Handschriften in den Besitz der Fürstenberger gelangt sind, wir wissen nicht, welche von den vielen alten Büchern es sind, die „vom Ahn vermacht", vom Enkel liebevoll gepflegt, sich bis heute erhalten haben. Die Vorliebe der Fürstenberger für geistige Erzeugnisse und ihre Lust, dieselben zu besitzen, mögen so alt sein wie das Geschlecht selbst. Ein beträchtlicher Teil der Handschriften, deren Herkunft wir nicht bestimmen können, mag so zum alten Fürstenbergischen Besitz gehören. Und was von den Fürstenbergern gilt, das gilt auch von den anderen Geschlechtern Schwabens, deren Bücherschätze allmählich mit den Fürstenbergischen Beständen zusammengeflossen sind.

Der erste Fürstenberger, dessen bibliophile Neigungen bezeugt sind, ist Graf Wolfgang zu Fürstenberg (1465—1509), der in jenen Tagen, da die neuerfundene Buchdruckerkunst eine ungeheure Umwälzung des gesamten geistigen Lebens hervorrief, Bücher, aber auch Handschriften sammelt, in die er sich gewissenhaft als Eigentümer einträgt. Wolfgang ist ein interessanter Herr; in Diensten seines Königs Maximilian mehr in der Fremde als daheim, ist er immer von Sehnsucht nach seinen schwäbischen Landen und nach seiner Familie erfüllt. Im ganzen Abendlande kommt der Graf herum: bald sehen wir ihn in Spanien, bald in der Schweiz oder im Elsaß, dann in Tirol und Italien, dann wieder in den Niederlanden oder in Frankreich und England. Unermüdlich tätig als Staatsmann, als Feldherr, als Vertrauter seines Königs Maximilian findet er doch noch Zeit, in seinen Büchern zu lesen. Gerade deutsche Bücher und Handschriften scheint er geliebt zu haben, wie er denn überhaupt durch und durch deutsch fühlte. Mit Stolz schreibt er aus Spanien, es habe der König von Castilien wohl zehnmal bei ihm gespeist und wolle nichts anderes essen, als was auf



seine deutsche Art zubereitet sei. Seine vielfachen Reisen mögen ihm reichlich Gelegenheit gegeben haben, Bücher zu erstehen. Unter ihm war seit 1499 der gesamte Fürstenbergische Besitz in einer Hand vereinigt und wir dürfen wohl annehmen, daß er alle vorhandenen Bücher und Handschriften, auch die schon von seinen Vorfahren ererbten, in einem seiner Schlösser, vielleicht auf seinem Lieblingssitze Ortenberg, zu einer kleinen Bibliothek vereinigte.

Seine Nachfolger sammelten weiter. Wolfgangs ältester Sohn ist Wilhelm, ein gewaltiger Kriegsheld und unruhiger Feuergeist, der schon als Knabe durch seine nächtlichen Streiche die Stadtväter Freiburgs zum Einschreiten zwingt, der Freund Sickingens, Kaspar Sturms und des Humanisten Hedio. Ohne eigentlich Gelehrter zu sein — die Studienjahre verbrachte er in den Niederlanden — hatte er sich eine umfassende Bildung angeeignet. Den Trieb zum Schwankhaften teilt er mit manchem Sprossen derer von Zimmern. Etwas Zwiespältiges geht durch seinen Charakter: ungeheurer zügelloser Tatendrang, ohne Rücksicht auf sich selbst oder die Interessen seines Hauses, unbekümmert auch um die Gnade oder Ungnade des Kaisers auf der einen Seite, auf der anderen Vorliebe für alles Geistige, Versenken in die geistigen Strömungen und Gährungen seiner Zeit. Und der Schalk sitzt ihm oft im Nacken. Ihm ist als dem ersten unter den Fürstenbergern ein Buch mit einer gedruckten Dedikation gewidmet (1529), wohl ein Beweis, daß er den geistigen Erzeugnissen nicht gleichgültig gegenüberstand. Sein Bruder Friedrich, der eine sorgfältige, ja gelehrte Erziehung genossen und eine Zeitlang am Hofe Philipps des Schönen als Gespiele der königlichen Prinzen gelebt hatte, noch mehr aber dessen Sohn Joachim umgaben sich auf dem neuerworbenen Schlosse Heiligenberg mit dem Glanze eines Renaissancefürstenhofes. Bücher aus dem Besitze Joachims sind noch vorhanden.

Unter den Nachfolgern Friedrichs geht das Sammeln von Büchern in die Breite. Das Haus teilt sich jetzt in mehrere Zweige, vorerst in die Kinzigtaler, Baarer und Heiligenberger Linie, die sich später noch weiter verästeln. Alle diese Zweige aber besitzen auf ihren Schlössern Bücher, wie die Eintragungen in den Folianten selbst dartun. Es bilden sich so kleine Haus- und Schloßbibliotheken, die vereinigt den Grundstock der jetzigen Hofbibliothek abgeben. Einige der Fürstenberger versuchen sich selbst als Dichter und Schriftsteller und ihre Erzeugnisse sind heute noch in der Bibliothek verwahrt.

Marksteine in der Geschichte unserer Bücherei sind die Erwerbungen von Stühlingen (1631), besonders aber von Meßkirch (1627). Meßkirch war bis zum Jahre 1594 Zimmernscher Besitz gewesen. Durch das einzigartige Dokument der Zimmernschen Chronik sehen wir gerade in das geistige Leben derer von Zimmern klarer hinein, als es uns sonst für jene Zeit vergönnt ist. Frühzeitig regt sich der historische Sinn der Zimmern und frühzeitig sammeln sie nicht nur ihre Familienschriftstücke, sondern historische Dokumente, Handschriften und Bücher überhaupt, und frühzeitig treten sie selbst in die Reihen der Schriftsteller. Vieles, was ihr Eifer zusammengetragen, ist freilich durch der Verhältnisse Ungunst verloren gegangen. Schon von Werner von Zimmern, gestorben 1483, heißt es in der Chronik: „Merthails alte handlungen, die herr



Wörnher und andere seine vorfarn mit höchstem vleis zusamen gebracht und behalten, sein bei unsern zeiten aus sonderm unfal und haillöskeit zerrissen, verbrennt und ellendigclichen verfenteret worden." Die Schriften und Bücher dieses Werner können nur in Meßkirch oder Wildenstein ihren Aufbewahrungsort gehabt haben; denn Herrenzimmern, von dessen Bibliothek wir später vernehmen werden, gehörte nicht ihm, sondern seinem Bruder Gottfried (1425—1508). Werners Sohn, Johann Werner der Ältere, gestorben 41jährig im Jahre 1495, zählt zu den Humanisten und hatte in Deutschland und Italien studiert, wo er Musik, Mathematik, Sprachen und Jurisprudenz betrieben hatte. Am Innsbrucker Hofe Sigismunds bildet er sich zum Staatsmanne heran. Umgeben von einem ganzen Stabe hervorragender Männer zieht er nach Jerusalem und wird am heiligen Grabe zum Ritter geschlagen. Wie ein Fürst tritt er auf; er hat „die besondere genad von Gott gehabt, das er holtselig und im seine handlungen, thon und lassen wol angestanden". Zu seinem Tun gehört nicht zuletzt das Dichten. Seine Vorliebe sind die Bücher. Einen eigenen Abschreiber hat er in der Person des Gabriel Lindennast von Pfullendorf. Die Chronik meldet darüber: Johann Werner „hat zu schönen büechern ain großen lust gehabt und vil gelesen, dieweil aber zu seinen zeiten der druck erstlichs ufkommen und domals als ain new inventum ain schlechten fortgang, ließ er im ain schreiber, genannt Gabriel Lindennast, war burger und seßhaft zu Pfullendorf, vil und mancherlai büecher schreiben und zurusten, also das er letzstlich, ehe und zuvor er in sein unfal kam (er wurde später geächtet), ein zimliche liberei zu wegen pracht. Etliche autores und historicos hat er selbs außer latein ins deutsch transferiert, wie dann die selbige büecher sambt den rittern- und taffelrundtbüecher, die er gehabt, noch mehrthails verhanden." Lindennast schrieb ihm namentlich höfische Rittergedichte ab, so Pleiers Meleranz, Wolframs Willehalm, Ulrich von Türheims Rennewart, Weltchroniken u. dergl.

Die Bücherei Johann Werners bestand also in der Hauptsache aus Werken der höfischen Ritterpoesie und aus den Schriften der klassischen Autoren. Dazu kommt noch ein Drittes: nicht zufrieden mit den Mitteln natürlicher Erkenntnis, ergibt er sich in faustischem Drange der Magie. Kurz vor seinem Tode aber, überdrüssig solcher Künste, verbrennt er zu München die gesammelten okkultistischen Bücher, die ihm so teuer sind, daß er sie sogar als Geächteter mit sich trägt.

Mag von dieser Zimmernschen Bibliothek in Meßkirch oder Wildenstein manches auch noch infolge anderer Umstände, wie etwa durch den Zimmern-Werdenbergischen Handel, zugrunde gegangen sein, mag auch später Johann Werners Sohn, Gottfried Werner (1484—1554) manches alte Pergament, das in der Bibliothek verwahrt war, in verzweifelndem Künstlerdrange zu Leim gesotten haben, vieles ist doch bis auf unsere Tage erhalten geblieben und Handschriften von Lindennast liegen noch heute in unserer Bücherei und in der Hofbibliothek zu Wien.

Die Zimmernsche Chronik ist zu Meßkirch geschrieben und das Werk Froben Christophs (1519—1566), des Enkels Johann Werners des Älteren, und des Zimmernschen Sekretärs Hans Müller, des späteren Obervogts in Oberndorf. Wenn es



von Froben Christophs Vater, Johann Werner dem Jüngeren heißt, er habe „allerlai geschriften und verzaichnusen . . . verlassen", so handelt es sich dabei doch hauptsächlich um wirtschaftliche Aufzeichnungen. Froben Christoph aber nimmt die Neigungen seines Großvaters wieder auf und ist wie dieser in den Geheimwissenschaften vertraut; sicherlich hat er die überkommenen Bücher durch neue vermehrt. Schon aus seiner Mitarbeit an der Chronik muß das geschlossen werden; die Verfasser zeigen oft eine bewundernswerte Belesenheit nicht nur in der deutschen, sondern auch in der ausländischen Literatur, und wenn am Schlusse des Werkes ein reiches Quellenverzeichnis angegeben ist, so waren alle diese Quellenbücher sicher in der Zimmernschen Bibliothek.

Auch Froben Christophs Oheim, Wilhelm Werner (1485—1575), liefert Beiträge zur Chronik. Ihn lernen wir als bedeutenden Historiographen und Dichter kennen. Den alten Familienbesitz Herrenzimmern löst er im Jahre 1512 vom Bastardsohne seines Großoheims Gottfried ein und dort umgibt er sich mit einer reichen Bibliothek — „einer lateinischen und deutschen liberei" —, und legt sich eine Wunderkammer — Antiquitäten- und Naturalienkabinett würden wir heute sagen — an, die weithin berühmt war. Jahrelang ist er Assessor am Reichskammergericht in Speyer, wo er wenigstens einen Teil seiner Bücher bei sich hat. Als er seine Stelle aufgibt, schickt er seine „liberei heim gen Zimmern ins Schloß", und so besorgt ist er um seine Bücher und Schriften, daß er sie während des Krieges zwischen Kaiser Karl V. und Heinrich II. von Frankreich in Fässern verpackt mit anderen Schätzen nach Straßburg flüchtet. Als sie von dort wieder nach Zimmern gebracht werden, fällt ein Wagen „durch unfahl und liederlichkait der fuerleut" in die Kinzig, „lag auch so lang darin, das die fuerleut usern nechsten dörfern hilf bekammen und den wagen wider userm waser brachten. Uf selbigem wagen waren zu allem unfahl zwai grose fesser oder gestippich geladen, darin des grafen böste geschribne büecher und collectanea, die er von jugendt uf hin und wider zusammen mit groser arbait gepracht, auch etliche autores, so diser zeit sonst nit mer gefunden, . . . in somma, es war ein schatz in historien, der nit leuchtlich mag dergestalt wider bracht werden". Diese Kostbarkeiten hatten durch die Nässe so gelitten, daß ein Teil davon unbrauchbar geworden war.

In dieser Zeit gab es sicherlich zwei Zimmernsche Bibliotheken, die eine in Meßkirch (Wildenstein), die andere in Herrenzimmern. Froben Christophs Sohn Wilhelm (1549—1594), zugleich der letzte seines Stammes, vereinigte nach dem Tode Wilhelm Werners den gesamten Familienbesitz in seiner Hand und wurde so auch Besitzer beider Bibliotheken. Wilhelm Werner hatte bestimmt, daß seine Bücherei ungeteilt in Herrenzimmern verbleiben sollte. Dessen ungeachtet mußte Wilhelm den Bitten Erzherzogs Ferdinands von Tirol, an dessen Hof er rasch bis zum Obersthofmeister aufgestiegen war, nachgeben und ihm einen Teil der Zimmernschen Bücherschätze, darunter 68 Handschriften, für dessen Ambraser Sammlung schenken (1575). Den innigen Beziehungen Wilhelms zum Gemahl der Philippine Welser verdanken wir übrigens den Besitz eines lateinischen Gebetbuches, in das Erzherzog Ferdinand eigenhändig die Namen und Geburtsdaten seiner und Philippinens Kinder eingetragen hat. Ob damals die beiden



Bibliotheken von Herrenzimmern und Meßkirch bereits vereinigt waren, läßt sich nicht feststellen; jedenfalls aber waren unter den an Ferdinand geschenkten Büchern nicht nur solche aus der Herrenzimmernschen, sondern auch aus der Meßkircher Bibliothek, darunter ein Teil der von Lindennast für Johann Werner den Älteren geschriebenen Handschriften.

Spätestens im Jahre 1594 beim Erlöschen des Zimmernschen Geschlechtes müssen die Bibliotheken in Meßkirch zusammengezogen worden sein, da zu diesem Zeitpunkt das Schloß Herrenzimmern von den Erben an die Stadt Rottweil verkauft wurde, wir aber Bücher aus Herrenzimmern heute noch besitzen. Den anderen Teil der Zimmernschen Herrschaft, darunter Meßkirch, erstanden die Grafen von Helfenstein, die die übrigen Erben mit Gelde auszahlten. Die Helfensteiner hatten bereits im Jahre 1536 die Gundelfingischen Herrschaften Neufra und Hayingen erheiratet. Ob die Gundelfinger auf ihrem Schlosse Neufra eine Bücherei besaßen, können wir nicht sicher nachweisen, die Wahrscheinlichkeit aber spricht dafür; denn wir haben noch Handschriften aus Gundelfingischem Besitz; ein noch erhaltenes Bücherverzeichnis Georg Wilhelms, des letzten derer von Helfenstein-Meßkirch († 1627), das 418 Werke aufzählt, verzeichnet vermutlich die Bücher der Bibliothek in Neufra.

Die Helfensteiner ihrerseits hatten im Schlosse Wiesensteig eine Bibliothek, die ganz bedeutend gewesen sein muß. Druckwerke und Manuskripte daraus können wir noch nachweisen, darunter eine Handschrift, die der Pater Othmar Roser, Frühmesser von Reichenbach, im Auftrag der Gräfin Agnes von Helfenstein schrieb (1464). Aus der Wiesensteiger Bibliothek stammt auch ein deutsches Gebetbuch des Kurfürsten Johann von Sachsen. Wie dies Stück Eigentum der Helfensteiner wurde, ist unbekannt. Das kostbare Büchlein enthält 9 Miniaturen aus der Leidensgeschichte Christi, die der Schule Lucas Cranachs entstammen; ja einige verraten die Hand des Meisters selbst.

Die Geschichte der Helfensteiner weist Parallelen mit der der Zimmern auf. Auch sie entwickeln sich mehr und mehr nach der geistigen Seite hin, sie werden Humanisten und ihr Stamm erzeugt Dichter und Schriftsteller, wie den Grafen Georg († 1573) und seinen Sohn Schweikard. Wenn sie auch die Geschichte ihres Geschlechtes nicht wie die Zimmern selbst niederschreiben, so sorgen sie doch dafür, daß der Historiker Gabelkhover diese Aufgabe auf sich nimmt. Eine Reihe von Originalhandschriften der Helfensteiner verwahrt unsere Bibliothek noch heute, ebenso das Manuskript Gabelkhovers; und eine beträchtliche Zahl von Drucken und Handschriften trägt noch heute den Eigentumsvermerk der Helfensteiner an sich.

Es vereinigen sich also die Büchersammlungen der Helfensteiner mit denen der Gundelfinger und der Zimmern. Ob die Bücherei von Wiesensteig schon unter den Helfensteinern oder erst unter den Fürstenbergern — unter diesen traten im Laufe des 17. Jahrhunderts noch mehrmals verwickelte Teilungen des alt-helfensteinischen Erbes ein — nach Meßkirch verbracht wurde, oder ob sie vielleicht erst beim Verkaufe Wiesensteigs (1752) direkt nach Donaueschingen kam, wissen wir nicht. Das letztere scheint als das Wahrscheinliche. Nur kurze Zeit war Meßkirch in Helfensteinischem Besitze; aber



auch in dieser kurzen Zeit wird die Zimmernsche Bibliothek in Meßkirch durch die gelehrten Herren dieses Geschlechts manchen Zuwachs erfahren haben.

Graf Wratislaus II. zu Fürstenberg (1600—1642) erwirbt durch zwei Heiraten die Besitzungen der Helfensteiner und damit auch deren Bücher. Die Meßkircher Bibliothek wird dadurch zur Zentralbibliothek dieser Linie des Hauses Fürstenberg. Wratislaus hatte in Freiburg und Antwerpen studiert und sich ein umfangreiches Wissen erworben. Er ist sich seiner nicht alltäglichen Bildung auch bewußt und gern spricht er in klassischen Zitaten. Über seine Reise nach Italien führt er genau Buch, wie ihn überhaupt eine gewisse Ordnungsliebe auszeichnet. Außer dem Tagebuch seiner italienischen Reise ist noch sein Stammbuch, datiert aus Hüfingen, Meßkirch und Wien, erhalten. Er hat unleugbar philosophische Begabung und eine Anzahl von ihm verfaßter philosophischer Traktate liegen noch vor. Daneben hat er unzweifelhaft Sammlerneigungen; wir erfahren von seiner Vorliebe für Pistolen, Flinten und Taschenuhren. Bei der ersten Vermählung Wratislausens 1622 scheint eine Teilung der alten Fürstenbergischen Bücherbestände — wahrscheinlich waren diese in den Schlössern Wolfach und Blumberg — vorgenommen worden zu sein. Wir besitzen ein Verzeichnis aus diesem Jahre, das die Bücher aufführt, „so dem Grafen Ottokar zuogetheilt worden". Ottokar aber war ein Bruder Wratislausens. Es dürfte demnach die Meßkircher Bibliothek wenigstens einen Teil der alten Fürstenbergischen Bücherschätze erhalten haben und Wratislaus selbst hat sicher seine Bibliothek in Meßkirch treu behütet und vermehrt; zum mindesten hat er sie unversehrt über die Fährlichkeiten des dreißigjährigen Krieges hinübergerettet. Sein Sohn Franz Christoph (1625—1671) schreibt um 1650 von Meßkirch aus an den Papst, er möge ihm erlauben, auch Bücher, die auf dem Index stehen, seiner Bibliothek einverleiben zu dürfen. Dieser Brief ist im Konzepte, vielfach korrigiert, noch vorhanden und beweist allein schon das Interesse des Grafen für seine Bücherei.

Franz Christophs Sohne und Nachfolger Froben Ferdinand (1664—1741) lag die Bibliothek besonders am Herzen. Seine Studien treibt er zuerst in Deutschland, dann in den Niederlanden; später sehen wir ihn in Prag, wo ihm bereits wissenschaftliche Ehren zuteil werden, dann in Würzburg; in Löwen schließlich wird er Baccalaureus der Rechtswissenschaften. Reisen in Frankreich und Italien vollenden seine Erziehung. So reich sein Leben an politischer Tätigkeit auch ist, er findet doch Zeit, sich philosophischen und historischen Studien zu widmen. Genealogische Aufzeichnungen seines Vaters setzt er fort und wie sein Großvater schreibt er philosophische Abhandlungen. In seinen späteren Jahren wird er geradezu ein Beschützer der studierenden Jugend, die ihn als ihren Gönner verehrt und ihm lateinische Gedichte, Dramen und Abhandlungen verschiedensten Inhaltes in Menge zuschickt. Wie sehr der Graf seine Freude daran hat, beweist, daß er diese Dinge oft eigenhändig abschreibt. Nicht weniger als 37 Druckwerke und 7 Handschriften sind ihm und seiner Gemahlin Maria Theresia, einer geborenen Gräfin von Sulz, gewidmet. Froben Ferdinands Sohn, Karl Friedrich, der in Deutschland und in den Niederlanden studierte, überlebt seinen Vater nur um drei Jahre. Daß aber auch er für die Vermehrung seiner Bibliothek sorgte, geht, — ab-

gesehen von dem Erwerb einiger Handschriften — auch daraus hervor, daß er die Bibliothek des Schlosses Heiligenberg nach Meßkirch bringen läßt.

Der Heiligenberger Zweig des Hauses Fürstenberg war mit Anton Egon im Jahre 1716 abgestorben und die Grafschaft Heiligenberg samt dem Schlosse ging an die Meßkircher Linie über. Die Heiligenberger Bibliothek hatte im 30 jährigen Krieg stark gelitten; mehrmals war das Schloß von Freund und Feind besetzt worden. Aus einem noch vorhandenen Inventarverzeichnis erfahren wir, daß einmal die Kostbarkeiten des Schlosses, darunter eine sehr wertvolle Handschrift, vor dem Feinde nach Konstanz in Sicherheit gebracht wurden. Viele Bücher aber mögen von den Heerhaufen verschleppt worden sein; erst in jüngster Zeit sind wieder Bücher aus dieser Bibliothek in Prag aufgetaucht. 1742 wurde, was an Büchern sich noch in Heiligenberg vorfand, der Meßkircher Bibliothek einverleibt.

Mit Karl Friedrich stirbt aber auch die Meßkircher Linie aus und die Bibliothek steht nun verwaist da. Joseph Wilhelm Ernst von der Stühlinger Linie vereinigt jetzt den Gesamtbesitz des Hauses in seiner Hand.

Die Stühlinger Linie war vom Bruder des obengenannten Wratislaus, dem Grafen Friedrich Rudolf durch Vermählung mit der Pappenheimischen Erbtochter Maximiliane (1631) gegründet worden. Die Landgrafschaft Stühlingen, ehedem im Besitze der Edlen, später Grafen von Lupfen, ging nach dem Tode des letzten seines Geschlechts Heinrichs VI. († 1582) an die Erbmarschälle von Pappenheim, von diesen an die Fürstenberger über. Die Lupfen wie die Pappenheimer waren Büchersammler und ihre Bücherei stand im Schlosse Stühlingen. In den ältesten Druckwerken unserer Bibliothek finden sich noch Einträge, die auf die Lupfen als ehemalige Besitzer hinweisen. Ebenso tragen geschriebene und gedruckte Bücher noch die Zeichen einstigen Pappenheimischen Eigentums an sich. Der gelehrteste seines Geschlechtes ist Matthäus von Pappenheim, der mit Konrad Peutinger zum Augsburger Humanistenkreis gehört; auch mit Aventin steht er im Briefwechsel. Der Geschichtsschreibung gilt seine Liebe, vor allem der seines eigenen Geschlechtes. Wenn er auch längst nicht mehr unter den Lebenden weilte, als sein Geschlecht die Herrschaft Stühlingen erwirbt, so sind doch eine Reihe seiner Werke, teilweise in seiner Originalhandschrift, noch heute neben Stammbüchern Pappenheimischer Edlen auf unserer Bibliothek verwahrt.

Zu den Büchern der Lupfen und Pappenheimer kommt nun in Stühlingen der Hauptteil der altfürstenbergischen Bestände; denn Stühlingen wird nun die Residenz dieser Linie des Fürstenbergischen Hauses. Die Wirren des 30jährigen Krieges waren für das Gedeihen der Stühlinger Bibliothek jedenfalls nicht günstig, zumal auch noch ein langwieriger Streit um den Besitz der Stühlinger Herrschaft zwischen den Fürstenbergern und Pappenheimern einsetzte, der erst unter Friedrich Rudolfs Sohne Maximilian Franz (1634—1681) endgültig ausgetragen ward. Maximilian Franz studierte in Deutschland und ging dann auf Reisen nach den Niederlanden, Frankreich und Italien. Wie wir aus einem noch erhaltenen Brief dieses Grafen erfahren, wollte ihm ein gewisser Zügler die Stühlinger Bibliothek abkaufen, doch der Graf blieb fest und mochte sich



nicht von seinen Bücherschätzen trennen, trotzdem er sich in mißlichen Verhältnissen — eine Folge des 30jährigen Krieges — befand. Wenn er in dem gleichen Briefe auch von dem Besitz einer Bibliothek Wolf Christophs spricht, so sind wir über diese Bibliothek nicht näher unterrichtet. Wie eine Wiedergutmachung dessen, daß Maximilian Franz auch nur mit dem Gedanken eines Verkaufs seiner Bibliothek gespielt hatte, erscheint es uns, daß er im Jahre 1680 die Bibliothek seines Landvogts Anton Bidermann um 560 fl. kaufte. Diese Bibliothek stand in Schaffhausen im Hause des Jakob Payer zur Rose und wurde nun nach Stühlingen übertragen. Ihr Umfang betrug etwa 620 Bände. Wie sehr gerade dem Grafen Maximilian Franz die Bibliothek ein Gegenstand ständiger Sorgfalt war, beweist der Umstand, daß wir noch zwei Kataloge der Stühlinger Bibliothek besitzen, die unter seiner Regierung angelegt wurden. Beträchtliche Vermehrung erfuhr die Bibliothek unter Prosper Ferdinand, († 1704) dem Nachfolger Maximilians.

Sein Sohn Josef Wilhelm Ernst, gestorben 1762, wurde 1716 Reichsfürst. Er verlegte im Jahre 1723 seine Residenz von Stühlingen nach dem zentraler gelegenen Donaueschingen, das er mit den Einrichtungen und dem Glanze einer Residenz umgibt. Seine Erziehung war eine äußerst sorgfältige gewesen; die Hofmeister erhielten eine eigene umfängliche Instruktion, in welchen Wissenszweigen der Knabe zu unterrichten sei und in welchem Umfange und auf welche Art die Studien betrieben werden sollten. Die weitere Ausbildung erhielt der Jüngling auf den Hochschulen in Straßburg und Utrecht; daran schlossen sich die üblichen Reisen nach Frankreich und Italien. Trotz seiner umfassenden Tätigkeit, die nichts Geringeres als eine Umwandlung der ganzen Verwaltung und die Schöpfung eines Fürstenbergischen Staatswesens zum Inhalt hatte, verlor er das Verhältnis zur Wissenschaft nicht. 1746 regelte er das Volksschulwesen seines Landes und 1755 errichtete er in Donaueschingen das Pädagogium, aus dem das heutige Gymnasium hervorgegangen ist. Sofort nach Verlegung der Residenz denkt der Fürst daran, die Stühlinger Bibliothek nach Donaueschingen zu überführen. Schon um 1723 wird zu diesem Zwecke ein genaues Verzeichnis der Stühlinger Bibliothek angelegt, das rund 2200 Druckwerke und gegen 67 Handschriften, darunter als älteste die historia des Paulus Orosius aus dem VIII. Jahrhundert, aufzählt. 1724 wird des Fürsten persönliches Eigentum an Büchern, 128 Bände, nach dem neuen Wohnsitz übertragen; es sind hauptsächlich juridische, historische und philosophische Werke und römische und griechische Klassiker. Platzschwierigkeiten verzögern aber die Verlegung der gesamten Bibliothek bis zum Jahre 1752.

Als die Meßkircher Linie des Hauses, wie schon oben dargelegt, 1744 ausstirbt, vereinigte Josef Wilhelm Ernst den gesamten Besitz des Hauses in seiner Hand. Schon zu dieser Zeit faßte er den Plan, auch die Bibliothek von Meßkirch nach Donaueschingen zu überführen, und kleine Teile der Bücherei wurden 1748, 1754 und 1762 in die neue Residenz übertragen; zur vollen Ausführung konnte der Gedanke aber erst kommen, als die notwendigen Räumlichkeiten für die zu vereinigenden Bibliotheken von Stühlingen und Meßkirch geschaffen waren. In der Zwischenzeit sorgte der Fürst wenigstens



dafür, daß die Meßkircher Bücherei in gutem Zustande bleibe. So wurde im Jahre 1754 der Benediktinerpater Hieronymus Vogel aus dem Kloster Gengenbach beauftragt, die Bücherei zu revidieren und die Bücher abstauben zu lassen. 1756 begann der Bau des neuen Archivgebäudes in Donaueschingen, das auch der Meßkircher und Stühlinger Bibliothek eine Heimstätte bieten sollte; doch erlebte Josef Wilhelm Ernst die Vollendung des Gebäudes nicht mehr. Erst im Oktober 1768 unter seinem Sohne Josef Wenzel konnte die Meßkircher Bibliothek die Reise nach Donaueschingen antreten. Es wurde zu diesem Behufe ein neuer Katalog angelegt, aus dem wir den ganzen Bestand der Bücherei kennen lernen: in 30 Verschlägen wurden die 3786 Druckwerke und 101 Handschriften verpackt. Es waren nach Fächern geordnet 999 Bände Theologie, 531 Bände Geschichte, 1039 Bände Jurisprudenz, 286 Bände Medizin und Philosophie, 399 Bände Philologie, 30 Bände Genealogie, 82 Bände Geographie und Kartenwerke, 81 Bände Bildwerke, 66 Inkunabeln und 173 Bände Miszellaneen. Die rund 2200 Druckbände umfassende Stühlinger Bibliothek hatte bei ihrer Übersiedlung 290 Bände Theologie, 315 Bände Geschichte und Geographie, 604 Bände Jurisprudenz, 73 Bände Medizin, 59 Bände Philosophie, 14 Bände Genealogie, 18 Bände Musik, 463 Bände Philologie und 306 Bände Miszellaneen enthalten. Die vereinigte, jetzt erst als Donaueschinger Hofbibliothek zu bezeichnende Bücherei enthielt also im Jahre 1768 rund 6000 Druckbände und 169 Handschriften. Aufgestellt wurde die Bibliothek im 2. Stockwerke des neuen Archivgebäudes in den alten Gestellen der Meßkircher Bibliothek, zu denen, da sie nicht auslangten, im Jahre 1769 vom Meßkircher Tischler Xaver Goggel noch vier Gestelle angefertigt wurden. Aber nicht nur die Büchergestelle samt den Arbeitstischen, auch die Türen und Türfassungen waren von Meßkirch mitgekommen und wurden im neuen Bibliotheksraume geschickt eingebaut. Die Büchergestelle sind reizende Barockarbeiten, in verschiedenen Hölzern fourniert und eingelegt, mit reicher Schnitzerei und schöner ornamentaler Holzplastik; die Türe ist eine sehr geschmackvolle Einlegearbeit. Dieser Büchersaal, heute Max-Egon-Saal benannt, ist in seiner alten vornehmen Gestalt unverändert erhalten und dient jetzt als Schausaal der Bibliothek, in dem die kostbarsten Stücke der Buchkunst ausgelegt sind.

In dem Augenblicke, da die einzelnen Büchereien zu einer gemeinsamen vereinigt waren, tritt ein Wendepunkt in der Entwicklung unserer Bibliothek ein. Der Weg geht nun rasch aufwärts. Bisher war jede der Büchersammlungen eine Hausbibliothek gewesen und die Besitzer waren im allgemeinen ihre eigenen Bibliothekare. Nur wenige Bücher, am ehesten solche aus dem Gebiete der Jurisprudenz, dürften für Zwecke der Verwaltung der Fürstenbergischen Besitzungen angeschafft worden sein. Das ändert sich jetzt. Der Umfang der vereinigten Bibliothek war nun so groß, daß ihre Verwaltung den Archivaren, später auch eigenen Fachbibliothekaren übertragen werden mußte. Diese richteten ihr Augenmerk bald auf einen systematischen Ausbau der Bücherei. Von 1768 bis 1820 hatte sich der Bestand der Bibliothek verdoppelt, im Jahre 1834 umfaßte sie schon 22 000 Bände. Der Zuwachs ergibt sich teils durch die jeweilige Überlassung der von den Mitgliedern des Fürstenhauses privat gekauften



Bücher, teils durch Ankäufe ganzer Bibliotheken, mitunter auch durch testamentarische Vermachungen. Bald wird aber auch ein regelmäßiger jährlicher Etat für Neuanschaffungen ausgeworfen.

Von den sich jetzt mehrenden größeren Erwerbungen sei nur das Wichtigste hervorgehoben. 1761 bis 1768 verwaltete die Bibliothek der Archivar Karl Strasser; auf ihn folgte der Archivar Döpser, der somit der erste Bibliothekar der vereinigten Hofbibliothek in Donaueschingen war. Unter ihm kam 1776 der medizinische Büchernachlaß des Leibarztes Bonifacius Brix von Wahlberg an die Bibliothek. An die Stelle Döpsers trat Franz Übelacker und diesen löste der Hofrat und Archivar Schanz ab, der der Bibliothek bis Ende des Jahres 1789 vorstand. Während seiner Amtsführung wurde 1787 der Büchernachlaß des Leibarztes van Bosch um 500 fl. gekauft. Schanz bemühte sich namentlich um die Anlage brauchbarer Kataloge. 1790 übernahm die Verwaltung der Bibliothek der Archivakzessist Joh. Baptist Müller, der später auch das Archiv leitete. Mit ihm kommt ein frischer Zug in die Bücherei; er trachtete die unvollständigen Werke zu ergänzen und mühte sich um einen geregelten Ausbau der Bibliothek; namentlich Werke der deutschen Literatur erwarb er oder suchte er wenigstens zu erwerben und viel plagte er sich mit der Konstruktion neuer Kataloge. Im ersten Jahrzehnt seiner Amtstätigkeit war er mit liebevollem Eifer am Werke; doch allmählich zerrieb sich seine Arbeitskraft am Widerstande des Fürstlichen Hofkammerkollegiums, dem damals die Bibliothek unterstand und das für Bücher, die außerhalb ihres juridischen und kammeralistischen Gesichtskreises lagen, selten ein Verständnis hatte. Der Sanguiniker Müller verstand es jedenfalls auch nicht, diesem Widerstande, der sich namentlich im Hofkammerdirektor Clavel verkörperte, mit den richtigen Mitteln zu begegnen, so daß zwischen beiden eine zum mindesten latente Verbitterung erwuchs, deren nachteilige Folgen die Bibliothek zu tragen hatte. Die äußeren Umstände: die Napoleonischen Kriege und die schließlich im Jahre 1806 erfolgte Mediatisierung des Fürstentums Fürstenberg war natürlich der Entwicklung der Bibliothek auch nicht günstig. Der einzige größere Zuwachs im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts floß aus den säkularisierten Fürstenbergischen Klöstern (1803).

Müller stirbt im Jahre 1814 und der Archivar Schlosser erhält die Schlüssel der Bibliothek bis zum Jahre 1818. Geschehen aber ist während dieser Zeit für die Bücherei so gut wie nichts. Erst als der junge feinsinnige Fürst Karl Egon II. die Verwaltung seines Besitzes übernimmt, zieht wieder neues Leben ein. Er besaß das richtige Verständnis für die Bedeutung einer Bibliothek und an seinem Hofe blühte ein künstlerisches Leben empor, das seinesgleichen suchte und das bis in jene Tage ausstrahlte, da Josef Viktor Scheffel in Donaueschingen amtete und dichtete. Der Bibliothek nahm er sich wahrhaft väterlich an und schuf ein wirkliches Kulturinstitut aus ihr. Die öffentliche Benützung der Bücherei war zwar schon vor ihm gestattet, doch wurde die Bibliothek erst unter ihm im ganzen Umfange dem Publikum zugänglich. Das Wichtigste war, daß er seinen persönlichen Einfluß der Bibliothek zuwandte; sie unterstand jetzt nicht mehr dem Hofkammerkollegium, sondern dem



Fürsten direkt und dieser traf alle Entscheidungen persönlich. Er trennte die Verwaltung von Bibliothek und Archiv und stellte im Jahre 1818 als Bibliothekar den Professor Eiselein an, einen arbeitsfreudigen, zweifellos kenntnisreichen, ja genialen, leider aber auch etwas zerfahrenen Mann, dessen Donaueschinger Klassiker-Ausgaben den Fürsten nachmals über 20 000 fl. kosteten. Eiselein, später Direktor der Heidelberger Universitätsbibliothek, ordnete die Bücherei neu nach Fächern und katalogisierte die Bestände. Für die notwendigen Ergänzungen, namentlich in den Abteilungen der altklassischen und deutschen Literatur sorgte er. Da der Raum im Archivgebäude allmählich zu klein wurde, übersiedelte die Bibliothek 1822 in das zweite Stockwerk des damaligen Regierungs-, des heutigen Bibliotheksgebäudes.

Von 1824 an waltete 33 Jahre lang als Bibliothekar der protestantische Hofprediger Dr. Franz Becker. In seiner langen Amtstätigkeit fand der hochgebildete Mann reichlich Zeit, den gesteckten Zielen nachzuarbeiten und die gefaßten Pläne einheitlich zu verwirklichen. Die gerade im Bibliothekswesen nicht zu unterschätzende Stabilität der Amtsführung trug unter ihm reiche Früchte. Er hütete sich vor einseitiger Bevorzugung eines Faches, suchte vielmehr die Bibliothek nach allen Richtungen auszugestalten. Eine ganze Reihe kleinerer Bibliotheken wurde unter ihm angekauft, darunter die Bücherei des Dr. Josef Xaver Rehmann um 1500 fl. Sie umfaßte 2284 Bände und gegen 4000 Dissertationen. Sein besonderes Augenmerk richtete Becker auf die Literatur, die die engere Heimat betraf; so wurden im Jahre 1833 in Schaffhausen gegen 500 „Badische" Schriften ersteigert.

Das wichtigste Ereignis aber unter Beckers Amtsführung ist die Erwerbung der Laßbergschen Bücherschätze. Josef Freiherr von Laßberg, „Meister Sepp von Eppishusen", wie er sich später nach seiner eigenen Herrschaft Eppishausen im Thurgau gern nannte, ist ein Donaueschinger Kind. Vom Fürstenbergischen Forstjunker stieg er zum geheimen Rat und Fürstenbergischen Landesforstmeister auf. Vom Vertrauen und der Zuneigung der Fürstin-Mutter Elise getragen, führte er eine Zeitlang buchstäblich die Vormundschaft über den unmündigen Fürsten, ja die Regentschaft des Landes. Schon den Knaben packte der Sammeleifer und die Liebe zu alten Büchern. Mit immer wachsender Lust versenkte er sich in die Sprache, das Leben und Treiben und in die Kunst des deutschen Mittelalters. Der Sinn dafür fand reichliche Nahrung auf den Reisen, die er mit der Fürstin unternahm. Die aufstrebende junge Germanistik kam seinem Fühlen und Wollen gerade recht. Als er 1817 seinen Dienst in Donaueschingen aufgegeben hatte, spann er sich in Eppishausen, später auf der alten Meersburg am Bodensee noch mehr in sein geliebtes Mittelalter ein, umgeben von seinen Büchern und Handschriften; sogar seine häusliche Einrichtung war stilecht, von den Fensterscheiben und Möbeln angefangen bis zu den Tellern und Gläsern auf dem Tische. Altdeutsche Gemälde hingen an den Wänden, „alte Gewehre und Waffen waren in die Ecken hingestellt". Er selbst aber saß mitten drin, Codices abschreibend „wie ein frommer Mönch". Nach allen Seiten hin hatte er Beziehungen und mit Weidmannslust und Jägersinn spürte er alte Manuskripte auf und erwarb sie. Seine altdeutschen Studien



und seine eingehende Kenntnis deutscher Vergangenheit, aber auch seine anspruchslose und heitere Art gewannen ihm die bedeutendsten Vertreter der Germanistik — Jakob Grimm, Lachmann, von der Hagen, Uhland, Pfeifer, Schwab, Schmeller und andere — zu Freunden und fast alle „wallfahrten" zu seiner berühmten Bibliothek. Mit zunehmendem Alter aber drückte den Greis die Sorge um die Zukunft seiner Schätze. Der Fürstenbergische Hofmarschall und Kammerherr Franz von Pfaffenhofen, der sich große Verdienste um die Kunstsammlungen und das Kunstleben am Donaueschinger Hofe erworben hatte, erkannte frühzeitig, welche unschätzbare Bereicherung die fürstlichen Institute durch die Laßbergschen Schätze erfahren könnten, und da er überdies in freundschaftlichem Verhältnisse zu Laßberg stand, klopfte er bereits im Jahre 1841 bei diesem an, ob er nicht geneigt sei, seine Sammlungen an das Haus Fürstenberg zu verkaufen. Laßberg konnte nichts angenehmer sein, als seine Kostbarkeiten in Donaueschingen geborgen zu wissen, in seiner schwäbischen Heimat und bei einem Fürstenhause, zu dem er Zeit seines Lebens in den innigsten Beziehungen gestanden hatte. Doch wollte er sich in diesem Augenblicke noch nicht von seinen Schätzen trennen; aber alle Angebote, die ihm später von Karlsruhe und Stuttgart gemacht wurden, schlug er aus. Als 1850 auch Berlin wegen eines Ankaufes seiner Bibliothek an ihn herantrat, schrieb er an Pfaffenhofen: „Nun, lieber Freund! haben sich die verhältnisse, wenn auch nur in beziehung auf meine person ser geändert! ich trete mit anfang des nächsten monats mein 81. altersjahr an und möchte meinen kindern gern die sorge und mühe, meinen nachlaß selbst zu verwerten, wozu sie one dies am wenigsten geeigenschaftet sind, durch eine disposition bei meinen lebzeiten, abnemen." Die Verhandlungen zogen sich noch drei Jahre hin, bis endlich am 2. November 1853 der Kaufvertrag zwischen Laßberg und dem Fürsten Karl Egon II. unterzeichnet wurde. Diesem Vertrage zufolge verkaufte Laßberg an den Fürsten seine wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, bestehend aus alten Urkunden, Handschriften, Büchern und Gemälden um die Summe von 27 000 fl. Der Fürst wollte nicht, daß der alte Herr sich bei Lebzeiten von seinen Schätzen trenne, und bestimmte deshalb, daß die Sammlung bis zum Ableben Laßbergs auf der Meersburg zu verbleiben habe. Als Laßberg 85 jährig am 15. März 1855 starb, nahmen die Schätze ihren Weg vom Bodensee nach Donaueschingen. Die Bücherkisten, enthaltend 273 Handschriften und 11 000 Druckbände, blieben aber vorerst uneröffnet im Flur des Archivgebäudes stehen. Wie etwa 100 Jahre früher für die Meßkircher Bibliothek, mußte auch jetzt für die Laßbergschen Bücher erst Platz geschaffen werden. Die Handschriften wenigstens aus ihrem Kerker zu befreien, blieb dem Nachfolger Beckers vorbehalten, dem Dichter Josef Viktor Scheffel.

Becker starb 1857. Der Fürst Karl Egon III., der seinem Vater 1854 in der Regierung gefolgt war und ganz in seinen Fußstapfen wandelte, sucht nun einen neuen Bibliothekar. Der Geheime Referendar Fröhlich in Karlsruhe wird gebeten, nach einem geeigneten Manne Umschau zu halten. Er empfiehlt mit den wärmsten Worten den Dr. Joseph Viktor Scheffel, der „als Dichter und Schriftsteller einen immer mehr zu Ansehen kommenden Namen" besitze . . . „eine jener tieferen Naturen, die bei



näherem Umgang sich immer schöner erschließen". Auch wäre er gerade für die Donaueschinger Bibliothek der rechte Mann, da diese so reich an altdeutschen Schätzen sei und hier Scheffels neuer Beruf mit seinen Neigungen und Lieblingsbeschäftigungen im Einklang stünde. Der Fürst ist mit dem Vorschlage Fröhlichs einverstanden, zumal Scheffels Mutter mit der Fürstinmutter Amalie, einer geborenen Prinzessin von Baden, schon von früher her Beziehungen unterhielt. Auf den Rat Fröhlichs, der wohl wußte, daß Scheffel sich durch eine feste Anstellung nicht binden wollte, sollte der Dichter vorerst das „Ansehen erhalten, als ob er nur ein vorübergehendes Commissorium zu besorgen hätte, darin bestehend, daß er das System der Bibliothek einer Revision unterwirft, die Ordnung herstellt, wo sie fehlt, die Katalogisierung fortsetzt und begutachtet, wie die Laßbergsche Bibliothek einzureihen ist", da die tatsächliche Einreihung dieser Bibliothek erst in zwei bis drei Jahren möglich wäre, wenn das neue Kammergebäude vollendet sei und das alte ganz für Bibliothekszwecke frei würde. In einem Jahre längstens werde es sich entscheiden, ob das Provisorium der Anstellung Scheffels „in ein Definitivum übergehen könne". Am 28. Oktober 1857 schreibt Scheffel an den Fürsten, daß er sich zur Verfügung stelle und Mitte November in Donaueschingen eintreffen werde. Schon in diesem Briefe vermeidet Scheffel ängstlich, etwa von einem Dienstantritt zu sprechen. Seine Ankunft in Donaueschingen verzögert sich aber bis zum 1. Dezember, da sich der Dichter, wie er in einem Briefe an den fürstlichen Kammerdirektor Prestinari mitteilt, der dringenden Einladung des Großherzogs Karl Alexander von Weimar, auf die Wartburg zu kommen, nicht entziehen könne. Auch aus diesem Briefe geht wieder hervor, wie peinlich dem Dichter der Gedanke des Gebundenseins durch eine dauernde Anstellung ist. Er gibt seinem Ärger darüber Ausdruck, daß die Karlsruher Zeitung die Nachricht von seiner definitiven Ernennung gebracht habe. Bevor Scheffel nach Donaueschingen geht, bemüht er sich, auf der Heidelberger Universitätsbibliothek „noch Schemata, katalogische Handgriffe und was an administrativer Technik zusammenzuraffen ist, in fliegender Eile zu erlernen".

An den Quellen der Donau „installiert" sich Scheffel in der Gaisengasse, der heutigen Max-Egon-Straße. Der Dichter war gern nach Donaueschingen gegangen, eine gewisse heitere Stimmung und Zuversicht hatte ihn nach den schweren seelischen Katastrophen der letzten Jahre erfaßt und voll von dichterischen Plänen blickt er froh in die Zukunft. Diese glückliche Gemütsverfassung hält wenigstens die erste Zeit seines Donaueschinger Aufenthaltes an, und wenn er später von einem „Exil" in Donaueschingen redet, so entspricht dies sicher nicht der Stimmung der ersten Zeit, sondern ist aus späteren trüben Tagen der Melancholie heraus geboren. Seine dichterischen Pläne, mit denen er sich seit Mai 1858 an quält, — er hatte dem Großherzog von Sachsen-Weimar versprochen, einen Wartburgroman zu schreiben — verbittern ihm freilich bald die Donaueschinger Tage.

In der ersten Zeit aber kam Scheffels Humor oft zum Durchbruch. Die kleine Residenzstadt bot der Anregungen mancherlei; das Dienstverhältnis war ein angenehmes, wenn sich der Dichter auch manchmal mit Revisoren herumplacken mußte. Der Fürst nahm alle mögliche Rücksicht auf seinen Bibliothekar und dessen bekannte Abneigung vor großen zeremoniellen Veranstaltungen. Rasch gewann sich Scheffel gleichgesinnte Freunde, wie den Hofkapellmeister J. W. Kalliwoda, den Amtsrichter Eugen Wolff, den Hofapotheker und Abgeordneten Ludwig Kirs-



ner und den Rechtsanwalt Marquies. Dazu gesellten sich noch andere, so der Professor Bär, der Amtsrevisor Wenz, der fürstliche Galerieinspektor Frank, der Lehrer Dullenkopf, der Hofrat Warnkönig und der Oberamtmann Lang. Wir erfahren aus einem köstlichen Berichte Scheffels an den „Engeren Ausschuß“ in Heidelberg, wie die erstgenannten vier in des „Meister Josephus „kleiner Klause in der Gaisengasse“ des Abends Weinprobe abhalten. An die Bergstraße nach Weinheim ins gastliche Haus der Familie Artaria schickt der Dichter humorvolle Makamen und auf einen im Kanzleistil gehaltenen Fragebogen aus der Pfalz, der Auskunft über einen abgängigen Poeten einholt, zahlt er mit gleicher Münze. Auf die erste Frage: Lebt der Mann noch? gibt er die Antwort: Ja, aber schwach. Auf die zweite: Kann er schreiben? Ja, aber ebenfalls schwach. Die Antwort auf Frage drei: Wie geht's ihm? lautet: Wie dem Ovidius, da man ihn an den Pontus ins Exil gesetzt, trinkt viel Bier, macht große Fußwanderungen ins Wutachtal, Gauchachtal, Brigachtal, hat Händel mit Revisoren und Rechnungsräten. Weihnachten des Jahres 1857 schickt er eine im gleichen Aktenstil gehaltene Einladung an Freund Eichrodt nach Stockach. Den „Engeren“ vergißt er nicht; für ihn dichtet er neue Rodensteinlieder. Dem geselligen Mittelpunkt der Bürgerschaft, der noch heute bestehenden Museumsgesellschaft“, schließt sich Scheffel von allem Anfang an und sein geselliges Talent macht ihn allenthalben beliebt. Im Besitze des Lammwirts Karl Dullenkopf befindet sich noch eine Zeichnung, die das Treiben des Scheffelschen Freundeskreises lustig illustriert. Der Galerieinspektor Frank hat die Freunde Scheffels (Bär, Lang, Dullenkopf und Wenz) im Bilde festgehalten, wie sie einer Donaueschinger Schönen nächtlicherweise ein Ständchen bringen. Daneben aber stehen die humorvollen Verse des Dichters:



Zeichnung von C. Frank mit einem Gedichte Scheffels
(Aus dem Besitze Herrn K. Dullenkopfs in Donaueschingen)

In der späten Abendstunde,
Laß' dich rühren holdes Kind!
Sei die Fünft in unserem Bunde,
Nächstenliebe ist nicht Sünd!

Horch, wie Nachtigallen klagen,
Seufzet schmachtend der Tenor,
Auch die keuschen Bässe schlagen
Ihre Sehnsucht um dein Ohr.

Manche Nacht ist uns zerronnen
In bachantischem Gewühl,
Doch nun ahnen höh're Wonnen
Wir im süßen Minnespiel.

Liebchen, säume doch nicht länger,
Schweb an's Fenster zu uns her,
Kennst ja deine treuen Sänger,
Kennst den Wenz, den Lang, den Bär.

Auch der Vierte, dessen Namen
Leider nicht zu Reimen paßt,
Trägt in seines Busens Rahmen
Längst dein Bild in Gold gefaßt.

Willst du Theure! nicht willfahren,
Nicht erhören unser Flehn,
O so wirst du bald erfahren —
— daß wir noch in's Wirtshaus gehn.

Freunde horcht! es klirrt das Fenster,
Holder Engel sei gegrüßt,
Der zur Stunde der Gespenster,
Uns das Pförtchen nicht verschließt.

Leider läßt sich nicht mehr feststellen, ob diese Verse beim Ständchen wirklich gesungen oder ob sie erst post festum auf das Ereignis gedichtet wurden; auch darüber, wem das Ständchen galt, schweigt die Überlieferung. Den Mittagstisch nimmt Scheffel in der gerade in diesen Tagen eingegangenen Gastwirtschaft zur „Falkenpost", wo er auch des abends oft Gast ist. Für die dortige Tischgesellschaft stellt er neue Statuten auf, deren Übertretung mit Geldstrafen geahndet wird. Die Kasse heißt der „Heilige" und die ihm gespendeten Gelder werden an den „heiligen Tagen" verwendet. Als der Frühling kommt, wandert der Dichter hinaus in die Hegauberge, an den jungen Neckar und an den Rhein. Des öfteren kehrt er im Kloster Rheinau ein, mitunter dienstlich, um im Auftrage des Fürsten Urkunden aufzunehmen. Aus seinen Wanderungen aber und aus dem Ringen um die Gestaltung des Wartburgromans erwächst der „Juniperus", in dem vergangenes Leben auf dem lokalen Kolorit der näheren Umgebung Donaueschingens zu lebenswahrer Gestaltung sich formt. Der landschaftliche Untergrund ist ganz auf persönliches Erschauen gestellt, von der Allmendshofener Quelle und dem Stettener Schlößle bis zum Kloster Rheinau, von der Gauchachbrücke bis zu der Linde in Achdorf. Das Fastnachttreiben der Baar verquickt Scheffel mit dem historischen Donauquellsprung, von dem uns heute noch, wie seiner Zeit dem Dichter, ein altes handschriftliches Protokollbuch meldet.

Daß wenigstens zwei der Lieder aus der „Frau Aventiure" auf Donaueschinger Boden gewachsen sind, bestätigt Scheffel selbst in einem Briefe an seinen Amtsnachfolger Barack. Laetitia silvestris entstand auf Spaziergängen in das Wutachtal, Tristitia amorosa bei Besuchen des Stettener Schlößchens. Zweimal bewährte sich Scheffel auch als Hofdichter. Zum 4. März 1858, dem Geburtstage des Fürsten, der zugleich als Wiedergenesungsfest der krank gewesenen Fürstin Elisabeth gefeiert wurde, ward ein Bühnenstück aufgeführt; dazu schrieb Scheffel einen Prolog; und zur Vorfeier des Geburtstages der Fürstin am 23. März des gleichen Jahres verfaßte er ein Nachspiel unter dem Titel „Der Wächter in der Mitternacht."

Der Wartburgroman beginnt den Dichter mit dem Fortschreiten des Jahres 1858 immer mehr zu quälen. Am zweiten Juni bittet er den Fürsten, „seine Zeit und Kraft auf die Besorgung der laufenden Geschäfte" beschränken und „die Vormittagsstunden einer literarischen Arbeit" — eben seinem Wartburgroman — zuwenden zu dürfen. Der Fürst willfahrt der Bitte, doch die Hoffnung Scheffels, den Roman zu schreiben, ist trügerisch für diesmal und vergeblich für immer. Im Sommer nimmt der Dichter 6 Wochen Urlaub und wandert durch Thüringen an den Niederrhein, nach Belgien und bis Paris. Nach Donaueschingen heimgekehrt, müht er sich weiter mit seinem Roman ab, die Vorstudien werden immer umfangreicher und das Ziel rückt in immer weitere Ferne. Darüber vergeht der Winter und im März 1859 bittet er den Fürsten, ihn in Gnaden seines Amtes zu entheben, da die „inneren Konflikte", die er gefürchtet, eingetreten seien; die literarische Arbeit, „auf die ihm wahrlich bange" gewesen, hätte er auch im Lauf des verflossenen Winters nicht vollenden können. Der Fürst aber will seinen Dichter-Bibliothekar gern dauernd an Donaueschingen fesseln und schlägt ihm deshalb vor, so lange Urlaub zu nehmen, bis sein Roman unter Dach gebracht sei. Scheffel ist damit zufrieden und hofft, binnen Jahresfrist, erleichtert und befreit, an die Donauquelle zurückkehren zu können. Doch schon im August 1859 sieht er die Unerfüllbarkeit seiner Hoffnung ein und löst sein Verhältnis mit Donaueschingen endgültig, trotzdem er weiß, daß das „Glück und der Friede, die er hier reichlich genossen, schwerlich wieder zu finden" sein werden; er fühlt es, daß es sein Schicksal sei, die „einsame Poetenlaufbahn" weiter zu schreiten. Die Beziehungen aber zum Fürstenhause dauern freundschaftlich fort. Noch 1867 widmet der Dichter ein Exemplar seines „Juniperus" dem Fürsten als Herrn von Hohenhöwen in Erinnerung an ein Beisammensein in Vevey am Genfersee.

Alles in allem war die Donaueschinger Zeit für Scheffel nicht glücklicher und nicht unglücklicher als irgend eine andere in seinem späteren Leben; das Trübe, das auch hier oft sein



Gemüt umschattete, lag weniger in den äußeren Umständen, als vielmehr in der Seele des Dichters, auf dem schon damals das Gefühl des Abnehmens seiner Schaffenskraft lastete.

Seine Amtstätigkeit nahm Scheffel überaus ernst und gerade zwischen seinen Pergamenten und Büchern fühlte er sich behaglich und glücklich. Mehr denn einmal betont er, daß er aus der bibliothekarischen Tätigkeit manche Stunde genußreicher Arbeit geschöpft habe und daß ihm hinter den alten Pergamenten manch liebe Gestalt der Vergangenheit lebendig vor die Seele getreten sei. An die an ihn herantretenden bibliothekarischen Aufgaben ging er mit dem größten Pflichteifer. Die Laßbergischen Handschriften packte er aus den Kisten aus, sichtete und katalogisierte sie. Mit stolzer Befriedigung konnte er dem Fürsten Weihnachten 1858 ein Druckexemplar des von ihm verfaßten Kataloges der „Handschriften altdeutscher Dichtungen der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen" überreichen. Den Büchernachlaß seines Vorgängers Dr. Becker nahm er in den Bestand der Hofbibliothek auf, für Neuanschaffungen trug er Sorge und aufs genaueste revidierte er den gesamten Bücherbestand der Bibliothek an Hand der 21 Katalogbände, in die er die noch nicht eingelegten und die ungezählten von ihm neu geschriebenen Katalogzettel einreihte. Besondere Aufmerksamkeit wendete er dem Bucheinbande zu; die vielen ungebundenen Bücher machten ihm schwere Sorge; sämtliche Donaueschinger Buchbinder mußten für die Bibliothek arbeiten, soweit ihre Kraft und Zeit nur reichten, und für die Einbindearbeiten erbat und erlangte er einen Sonderkredit. Bevor Scheffel von der Donaueschinger Bibliothek Abschied nahm, dachte er noch daran, seinem Nachfolger ausführliche bis in die kleinste Kleinigkeit gehende Richtlinien über die weitere Organisation und den Ausbau der Bibliothek und über die Art und Weise, wie die Laßbergsche Bibliothek mit den alten Beständen am besten vereinigt werden könnte, zu hinterlassen. Nichts vergißt er dabei, von der Stempelung der Bücher angefangen bis zum Inkunabelkatalog und der Verwertung der Dubletten. Eine sauber gezeichnete Skizze, wie er sich die Umgestaltung und Verwendung der demnächst für die Bibliothek freiwerdenden Räume denkt, legte er bei. In den folgenden Jahren flatterte noch mancher Brief Scheffels in die Bibliothek, mit Wünschen für deren Gedeihen und mit Nachrichten über das Befinden des Schreibers. Seinen Nachfolger Barack rief er sogar zum Kritiker der „Frau Aventiure" auf und manches Buch läßt er sich aus der Stätte seines einstigen Schaffens zusenden.

Mit Scheffel begann eine neue Periode in der Entwicklung der Bibliothek: die der wissenschaftlichen Ausbeute der Schätze, die durch Barack in ungeahnter Weise vertieft und erweitert wurde. Karl August Barack stammt aus dem gleichen ehemals Zimmernschen Oberndorf, in dem der Schreiber und Mitverfasser der Zimmernschen Chronik Hans Müller schließlich Obervogt war, demselben Oberndorf übrigens, nach dem der mütterliche Stammbaum auch unseres Scheffel hinweist. Gefördert von dem feinsinnigen Fürsten Karl Egon III., der mit verständnisvollster Freigiebigkeit für seine Bibliothek sorgte, entfaltete Barack eine äußerst segenvolle Tätigkeit. In elfjähriger Amtsführung reorganisierte er die Bücherei vollständig und schuf sie in modernem Sinne um. Die gesamte heutige Einrichtung und Ordnung der Bibliothek, die nach wissen-



schaftlichen Fächern aufgestellt ist, geht in ihren Grundzügen auf ihn zurück. Binnen kürzester Zeit verschmolz er die alten Bestände und die Laßbergische Bibliothek zu einem organischen Ganzen, als 1861 sämtliche Räume des ehemaligen Regierungsgebäudes für die Bibliothek zur Verfügung gestellt wurden. Schon 1865 war der von ihm verfaßte Handschriftenkatalog, der sämtliche Manuskripte der Bibliothek mit peinlicher Sorgfalt beschreibt, druckfertig. Erst durch dieses Verzeichnis wurden die Codices für die Wissenschaft wirklich nutzbringend; eine reiche Forschertätigkeit setzte jetzt ein. Ferner legte Barack einen neuen alphabetischen Zettelkatalog an, der heute noch im Gebrauche ist; und als er 1871 als Direktor an die neugegründete Bibliothek nach Straßburg ging, hatte er die Genugtuung, sämtliche Bestände der Bücherei bibliographisch genau verzeichnet zu wissen. Ebenso ist der handschriftliche Inkunabelkatalog sein Werk. Auch den inneren Betrieb der Bibliothek regelte er aufs genaueste. Unter ihm erhielt die Bücherei reichen Zuwachs, nicht nur an Druckwerken, sondern auch an Handschriften. Manchen handschriftlichen Schatz entdeckte er aber auch an verborgener Stelle und manches wertvolle Manuskript löste er aus Einbanddeckeln los. Der Anschaffungskredit wurde auf sein Betreiben bedeutend erhöht und neue Mittel erschlossen sich der Bibliothek durch die Verwertung der zahlreichen Dubletten. Bei Neuanschaffungen ließ er sich nie zu Einseitigkeit verleiten, alle Fächer, die bereits gut vertreten waren, bedachte er gleichmäßig. Daneben fand aber Barack immer noch Zeit, durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten und Veröffentlichungen den Ruf der Bibliothek immer klangvoller und seinen eigenen Namen immer bekannter zu machen. Mit inniger Freude und berechtigtem Stolze nahm der Fürst am Gedeihen der Bibliothek nie ermattenden Anteil, förderte und ermunterte seinen Bibliothekar, wie und wo er konnte, und kaum eine Fehlbitte tat Barack beim Fürsten, wenn es sich um das Wohl der Bibliothek handelte. Allzu teuere Werke, deren Erwerb mit dem Budget der Bücherei im Mißklang gestanden wäre, kaufte der Fürst aus seiner Privatschatulle und schenkte sie der Bibliothek. Die trotzdem oft wiederkehrenden Kreditüberschreitungen wurden durch Nachtragskredite unschädlich gemacht. Nach Baracks Scheiden wurde die Leitung von Archiv und Bibliothek wieder in der Hand des jeweiligen Archivvorstandes vereinigt, die Nachfolger aber schritten auf der bewährten Bahn Baracks weiter und auch das Fürstenhaus erlahmte nie in seinem Interesse für die Bücherei. Erst kurz vor dem Kriege erhielt die Bibliothek aufs neue einen eigenen Leiter, der seine ungeteilte Arbeitskraft den Büchern widmen kann.

Die Zusammensetzung unserer Bibliothek im allgemeinen geht schon aus diesem Abriß ihrer Geschichte hervor, wie man denn überhaupt unserer Bücherei als etwas historisch Gewordenem nur vom Gesichtswinkel historischer Betrachtung gerecht werden kann. Lediglich aus dem Sammeleifer und der Bücherliebhaberei vieler einzelner aus den Geschlechtern der Fürstenberger, Werdenberger, Zimmern, Lupfen, Helfensteiner und Pappenheimer entstanden, und Jahrhunderte lang durch eben diese Lust an Büchern genährt, wuchs die Bibliothek langsam zu Größe und Bedeutung heran. Der Sammeleifer umfaßte naturgemäß alle jene Wissensgebiete, für welche die Sammler ein Interesse hatten. Es ist von vornherein klar, daß dieses Interesse in erster Linie auf alles das ging, was mit dem eigenen

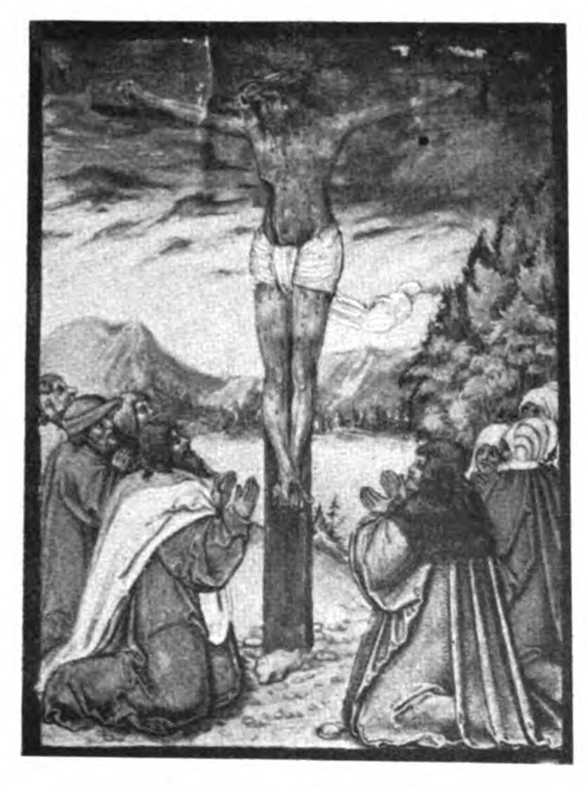




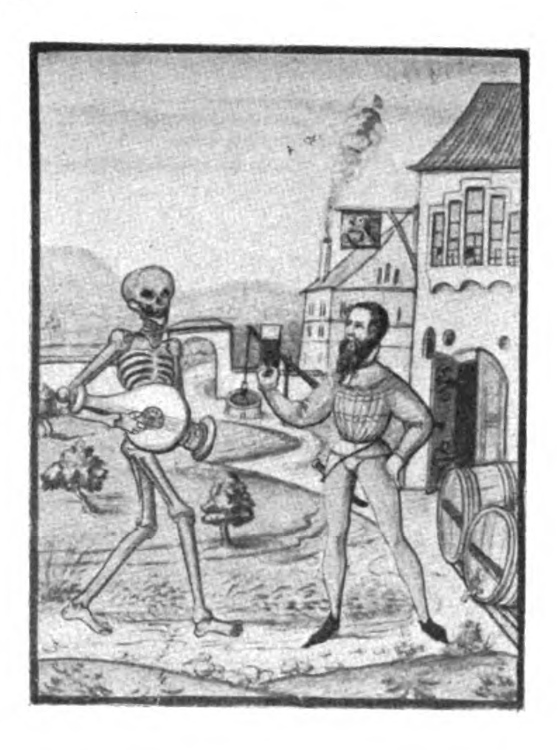
Aus der Weltchronik des Rudolf von Ems (14. Jahrhdt.)

Geschlechte, dem eigenen Lande und den eigenen Untertanen, mit einem Worte mit der Heimat in Beziehung stand. Deshalb verwahrt heute unsere Bibliothek so viele Handschriften, die auf heimischem Boden entstanden oder hier wenigstens niedergeschrieben worden sind, daher kommt der Reichtum an den für die Heimatgeschichte so wertvollen Chroniken und Genealogien und deshalb ist die Bibliothek überhaupt eine unerschöpfliche Fundgrube für die Erforschung heimischer Geschichte und Kultur. Mit ihren Grundpfeilern steht die Bibliothek auf heimatlichem Boden und in dieser Bodenständigkeit liegt eine gewisse Tradition. Der alte Laßberg hat dies sehr wohl gefühlt, als er seine Bücher und Pergamente am liebsten der Donaueschinger Bibliothek überließ.

Die Sammeltätigkeit der Fürstenberger und all der anderen Geschlechter, deren Bücher heute in der Bibliothek liegen, ist damit aber nicht erschöpft; die Interessen waren vielseitige, vielseitig oft bei einem einzigen, vielseitiger noch bei den vielen Besitzern; so sammeln sich frühzeitig Bücher aus allen Disziplinen an. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß man an den systematischen Ausbau des Vorhandenen heranging, als die Meßkircher und Stühlinger Bibliothek in Donaueschingen vereinigt war; und als die Bücherei mehr und mehr öffentlichen Charakter annahm, mußte man selbstverständlich auch den Wünschen und Bedürfnissen der Benutzer Rechnung tragen. Jede Abteilung der Bibliothek weist heute wertvolle Bestände auf. Vollständig sind die alten Klassiker versammelt und manch seltene Ausgabe der Griechen und Römer steht in den Regalen. Vollständig ist auch die Sammlung der mittellateinischen Schriftsteller. Daß die deutschen Dichter und Schriftsteller sehr gut vertreten sind, ist selbstverständlich. Beachtenswert ist namentlich eine Sammlung von Theaterliteratur, die aus dem ehemaligen fürstlichen Hoftheater stammt. Zu großem Umfang wuchs sich die juridische Abteilung aus; auch die theologischen Bestände haben eine gewisse, wenn auch mehr historische Bedeutung. Durch den



Aus dem Gebetbuche des Kurfürsten Johann von Sachsen (16. Jahrhdt.)



Aus dem Zimmerschen „Totentanz“ (16. Jahrhdt.)

Laßbergschen Nachlaß wurde das bereits reichhaltige Fach Geschichte, namentlich aber die ältere deutsche Literatur vermehrt und gerade hier wurde verständnisvoll weitergebaut. Für die Ausgestaltung der Abteilung Kunstwissenschaft sorgten neben dem stets regen Kunstsinn des Fürstenhauses die fürstlichen Kunstinstitute; und das gleiche gilt von den Naturwissenschaften. In seltener Reichhaltigkeit entzücken uns die oft handkolorierten Reproduktionswerke, die uns das Schaffen von Malern und Stechern aller Zeiten vor Augen führen. Um den Ausbau der medizinischen Abteilung kümmerten sich vor allem die fürstlichen Leibärzte und für die Geschichte der Medizin sind diese Bestände von nicht geringem Werte. Nicht vergessen dürfen wir schließlich der Musikabteilung mit ihren reichen Beständen an Manuskripten, aus denen gerade in den letzten Jahren mancher Meister der Tonkunst früherer Zeiten eine Auferstehung gefeiert hat.

Heute, bei der Massenproduktion von Büchern, ist es einer kleinen Bibliothek unmöglich, alle Fächer gleich gut auszubauen; der erleichterte Ausleihverkehr von Bibliothek zu Bibliothek läßt dies auch überflüssig erscheinen. Wenn wir auch keine Disziplin an unserer Bibliothek ganz veröden lassen wollen, so müssen wir doch unsere Sorgfalt vor allem jenen Abteilungen zuwenden, die bereits am reichhaltigsten ausgestattet sind und für die sich gleichzeitig das regste Interesse der Besucher kundgibt, wie Kunstwissenschaft, Geschichte, deutsche Sprachwissenschaft und deutsche Literatur. Der Tradition entsprechend aber streben wir besonders darnach, lückenlos alles das zu sammeln und zu einer Abteilung zusammenzufassen, was irgendwie in Beziehung mit dem Leben, dem Lande und den Leuten des ehemaligen Fürstentums Fürstenberg steht. Dieses Fach der „Fürstenbergiana“, das weite Gebiete Oberbadens, aber auch Teile Württembergs und Hohenzollerns umfaßt, soll der Mittelpunkt unserer Bibliothek werden, um den sich alle anderen Fächer gruppieren. Dadurch wird der Bücherei ihr spezifisch heimatliches Ge-

präge erhalten bleiben und auf diese Weise wird der Charakter der Bodenständigkeit noch mehr hervortreten.

Der Ruhm der Bibliothek gründet sich in erster Linie auf die reichen Handschriftenbestände, die jahraus jahrein Gelehrte von überall her an die Donauquellen locken. 1164 Handschriften nennt die Bibliothek ihr eigen. Eine Fülle des Kostbaren und Schönen aus 14 Jahrhunderten bergen die Handschriftenschränke und in seltener Reichhaltigkeit sind besonders die Denkmäler mittelhochdeutscher Dichtung vertreten. Aus der Menge der Schätze sei nur ganz weniges hervorgehoben. Das größte Kleinod der Bibliothek, die Nibelungenhandschrift C, die sich seiner Zeit die Wiener Hofbibliothek durch den geforderten hohen Preis von 1000 Dukaten hatte entschlüpfen lassen, ist so bekannt und so oft schon ausführlich behandelt worden, daß wir uns hier füglich mit ihrer Erwähnung begnügen können.

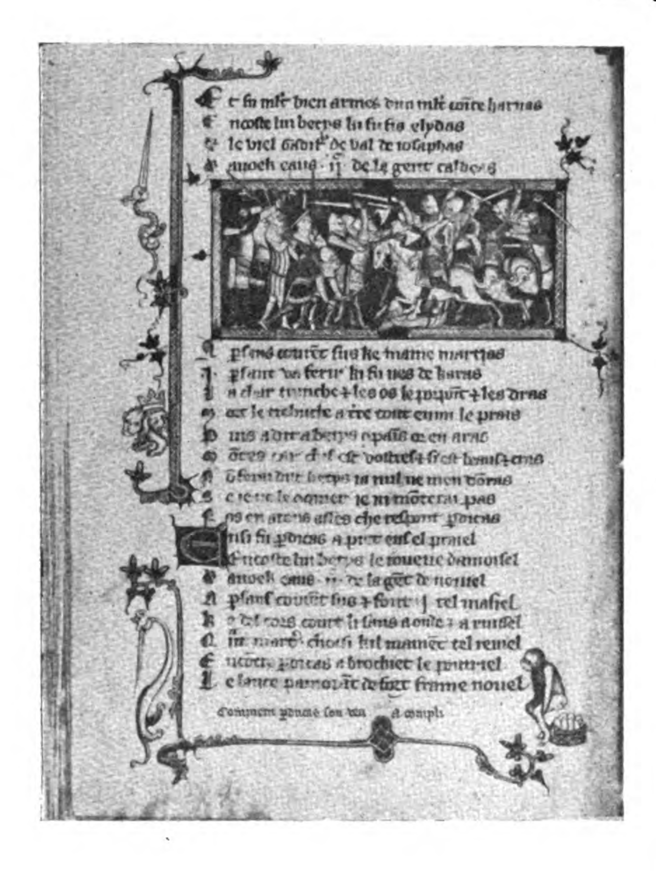
Ein dicker schwerer Folioband in braunem Leder mit schlichter Linienpressung enthält den Parzival Wolframs, erweitert um mehr als 36 000 Verse durch die Straßburger Klaus Wysse und Philipp Colin, einen Goldschmied. Die Handschrift, die, soweit sie Wysses und Colins Werk ist, Karl Schorbach herausgegeben und eingehend behandelt hat, ist in mehr als einer Hinsicht interessant. Ein ganzes Kollegium von Dichtern und Schreibern war an ihr tätig. Anfertigen ließ sie Herr Ulrich von Rappoltstein in den Jahren 1331—1336. Die Hauptdichterarbeit hat Colin auf sich genommen, der uns auch die Entstehung der Handschrift erzählt. Frau Minne schickt Herrn Ulrich, dessen Herz in Liebe entbrannt ist, ein „minnebrieflin" und fordert ihn auf, er möge das welsche Buch vom König Artus, das er besitze, in deutsche Reime übertragen lassen. Dafür wolle sie ihm helfen, die Geliebte seines Herzens zu erringen. Herr Ulrich ernennt nun den Philipp Colin zu seinem Dichter, daß er das Werk vollbringe. Claus Wysse, „ein tihter kluog", hat mitgeholfen. Zwei Schreiber, der eine Henslin, der andere von Onheim genannt, bringen die Verse aufs Pergament. Doch damit nicht genug: die beiden Dichter beherrschen die französische Sprache zu wenig, als daß sie nach ihrer Vorlage frisch hätten darauf los übersetzen und dichten können. Deshalb muß ihnen der Jude Samson Pine dolmetschen, was sie zu reimen bereit sind. Fast scheint es, als seien sich die Dichter ihrer poetischen Sendung nicht allzu sicher gewesen; denn wie ein Wink an die Kritiker mutet es an, wenn in der großen W-Initiale, unmittelbar vor dem Beginn des „nuwen Parzevales", zwei Personen dargestellt sind, deren eine einen Dorn, deren andere einen mächtigen Balken im Auge hat, mit der Inschrift auf Spruchbändern: „wer in sin selbes herze siht, der sprichet eim andrn argez niht" und „du hest ein dorn im ougen". Wenn es auch nicht sehr poetisch sein mag, daß Colin nachrechnet, wieviel das Werk seinen Herrn gekostet hat, so sind wir dem Dichter für diese Angabe doch dankbar. „Nu han ich rechendez gedoht, wenne diz buoch wurt vollebroht, daz mag kosten zwei hundert pfunt". Um einen Trost ist er aber nicht verlegen; ein „Minner" verstticht eine solche Summe oft „in kurzer stund" an einem Rosse; da sei denn doch das Geld an diesem Buche besser angelegt.

Froh mögen Dichter und Schreiber aufgeatmet haben, als nach fünfjähriger Mühe die letzte Zeile auf dem Pergamente stand; in heiterer Laune verewigen sich die Schreiber nach getaner Arbeit und der eine spottet über die Bartlosigkeit des anderen, der andere über die grauen Haare des einen.

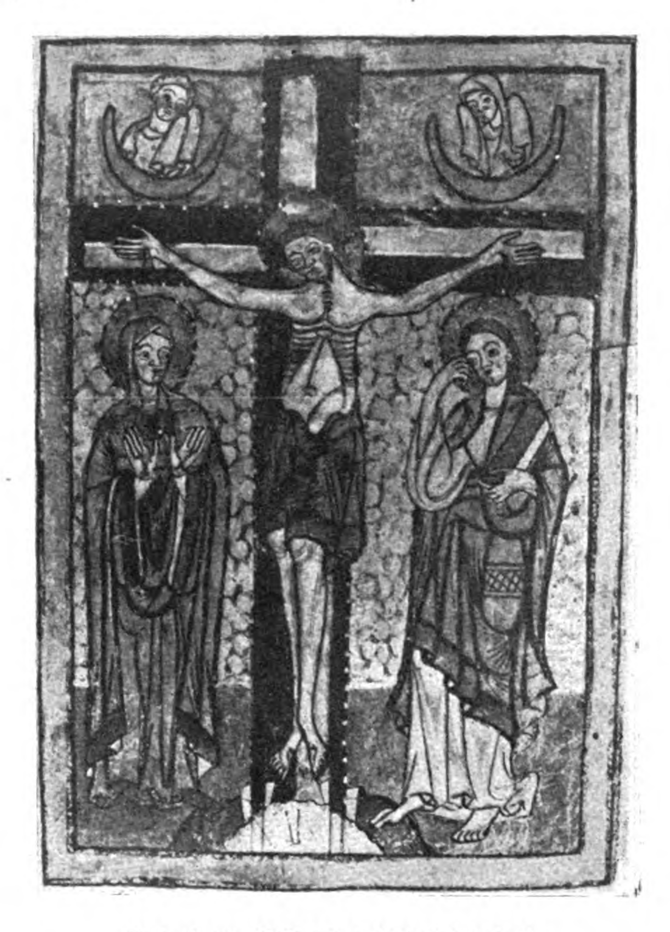
Diese Originalhandschrift, in zwei Spalten in schöner gotischer Schrift geschrieben, enthält keine Miniaturen; ihr Schmuck besteht nur in roten und blauen Initialen.

Wer war nun jene Dame, zu deren Ehre Frau Minne die Handschrift in Auftrag gab? Fast fühlt man sich versucht, dabei an die Gemahlin Herrn Ulrichs zu denken; diese aber war Herzelaude von Fürstenberg, die Tochter Götzens, des „steinernen Mannes von Hasle". Stünde so schon die Abfassung der Handschrift mit dem Geschlechte Fürstenberg in Beziehung — der Name Herzelaude, den auch eine Tochter Ulrichs von Rappoltstein trägt, beweist zum mindesten, wie vertraut die damaligen Geschlechter mit der Dichtung Herrn Wolframs waren — so fügte es





Aus dem „Le voeu du paon“ (14. Jahrhdt.)



Aus einem Psalter des 12. Jahrhunderts

das Geschick, daß dieser Codex an das gleiche Haus Fürstenberg überging, aus dem Herzelaude stammte. Auf dem Vorderdeckel unserer Handschrift ist der Name Elisabeth von Rappoltstein (1552) eingetragen; diese Elisabeth war eine Helfensteinerin und durch sie, die kinderlos starb, dürfte die Handschrift an Helfenstein und mit dem Helfensteinischen Erbe an Fürstenberg gelangt sein. Im Katalog der Meßkircher Bibliothek von ca. 1750 erscheint sie unter Nr. 6 als „Parceval in Reimen woran 10 (!) Personen 5 Johren gearbeitet“.

Ein köstliches Bild vom Leben und Treiben adeliger und bürgerlicher Geschlechter des 16. Jahrhunderts breitet sich vor unserem Geiste aus, wenn wir die „Zimmernsche Chronik“ lesen. In zwei Handschriften ist das Werk erhalten, wovon die eine, die erste Reinschrift, nur mehr ein Bruchstück ist. Von den ursprünglichen drei Bänden ist nur noch der erste, und dieser verstümmelt, erhalten. Zum Glück ist die zweite Reinschrift, in zwei mächtigen Foliobänden auf Papier geschrieben, vollständig. Verfasser und Schreiber des unschätzbaren Werkes, das um 1566 vollendet war, haben wir bereits kennen gelernt. Daß das Buch nicht nur eine Darstellung der Geschichte derer von Zimmern ist, sondern uns eine fast erdrückende Fülle von verschiedenartigsten Erzählungen über Ereignisse der Zeit, über Städte und Dörfer, über Geschlechter und Personen bringt, daß es uns Sitten und Gebräuche, Sagen und Schwänke in prachtvoller Urwüchsigkeit überliefert, gerade das gibt ihm den einzigartigen Wert. Mit Absicht durchbrechen die Verfasser die historische Darstellung: „Man mueß“ meinen sie „zu zeiten den



Aus einem Psalterium des 13. Jahrhunderts



Aus einem Officium sanctae crucis (15. Jahrhdt.)

ernsthaftigen und laidigen sellen auch guete schwenk und ander bossen anhenken, damit die handlungen durch ainandern vermischt und der leser guetwillig behalten werd". Immer neue Ausbeute gibt die Chronik den Gelehrten und Forschern, zumal seit Barack die Handschrift herausgegeben und dadurch leicht zugänglich gemacht hat. Eine Reihe sehr sauber gemalter Wappen schmückt den Codex.

Aus Zimmernschem Besitze stammt ferner ein „Totentanz". Ernst Heiß hat nachgewiesen, daß unsere Handschrift eine Kopie des von der Hand Wilhelm Werners von Zimmern herrührenden Originals ist, das sich in der Königseggschen Bibliothek zu Aulendorf befindet; doch eine Kopie in dem Sinne, daß unser Codex eine weitere Ausarbeitung der mehr skizzierten Zeichnungen des Originals darstellt, die Wilhelm Werner durch einen tüchtigen Künstler vervollkommnen lassen wollte. Eine große Zahl künstlerisch ausgeführter Bilder illustriert den Text. Der Einfluß des Holbeinschen Totentanzes liegt klar zu Tage. Mit einem Tugendspiegel für ein Gott wohlgefälliges Leben beginnt die Handschrift: „Das ist ein Gaistlich A.B.C. welchs Dem nachkompt leidet Gewißlich in der Hell nimmer mer kain weh". Im eigentlichen Totentanze sehen wir, wie der als Gerippe gezeichnete Tod in mannigfachen Gestalten, am häufigsten als Spielmann, die Vertreter der verschiedenen Stände und Klassen, vom Kaiser bis herab zum Dieb und Spieler, ihrer Beschäftigung jäh entreißt; und alle müssen ihm folgen, wie sehr sie sich auch sträuben. Den Schluß bildet ein „Spiegel der Kranken", nichts anderes als eine breit ausgeführte „ars moriendi", ein Nachklang jener einst so verbreiteten Darstellungen der „Kunst, selig zu sterben".



Aus einem Officium sanctae crucis (15. Jahrhdt.)



Aus einem Officium beatae Mariae (15. Jahrhdt.)

Den Text, im „geistlichen A.B.C." und im „Totentanz" Verse, im „Krankenspiegel" größtenteils Prosa, hat Wilhelm Werner aus verschiedenen Schriftstellern und Dichtern zusammengestellt, teilweise aber auch selbst verfaßt, ja einige der hier aufgenommenen Gedichte des Grafen begegnen uns in der Zimmernschen Chronik wieder. Mitunter nennt sich Wilhelm Werner als Verfasser oder verbirgt seine Autorschaft in einem Akrostichon, mehrmals apostrophiert er sich selbst. Auf dem vorletzten Bild kniet der Graf mit seiner Gemahlin Katharina, einer geborenen Gräfin Lupfen, vor dem am Baume des Lebens Gekreuzigten und bittet: „O Her Verleuch mir gedult Jn leiden, das ich Dich nit mieß ewig meiden."

Wer der Jllustrator des Manuskriptes gewesen, wissen wir nicht, in der Schrift aber erkennen wir die Hand des gleichen Hans Müller wieder, der uns schon als Schreiber der Zimmernschen Chronik begegnet ist.

Vom Grafen Wilhelm Werner eigenhändig geschriebene Werke besitzt die Bibliothek eine ganze Reihe. Sie sind größtenteils historischen Inhalts.

Nach mehrfachem Wechsel der Besitzer ist die Handschrift der Weltchronik des Rudolf von Ems ein kostbarer Schatz unserer Bibliothek geworden. Ruprecht von der Pfalz ließ sie 1365 durch den Schreiber Johannes von Speyer für sich anfertigen. Von den Pfalzgrafen dürfte sie über die Zimmern mit dem Helfensteinischen Erbe — 1626 war sie in der Helfensteinischen Bibliothek zu Wiesensteig — an Fürstenberg gekommen sein. Von der Genesis bis zum Tode Salomons bringt die Handschrift die Dichtung Rudolfs von Ems, ein Unbekannter dichtet von

da ab weiter, nicht ohne vorher die Meisterschaft des verstorbenen Rudolf gerühmt und für sein Seelenheil gebetet zu haben:

„Got gebe im zu lone
Ein lichte krone in himelrich
Nu und iemer eweclich."

In die biblische Erzählung sind Exkurse über die Geographie und Geschichte Europas und Deutschlands eingeflochten. Durch unzählige auf Goldgrund gemalte köstliche Miniaturen, die durch den oft geradezu erstaunlichen Ausdruck in der Bewegung ihre Wirkung üben, ist der Text illustriert; die uns von Jugend auf vertraute biblische Geschichte zieht in langer Bilderreihe vorüber. Die Miniaturen haben auch kulturgeschichtliche Bedeutung, da sie die Gerätschaften, Waffen und Trachten des 13. und 14. Jahrhunderts getreu wiedergeben.

Noch eine zweite Handschrift der Weltchronik besitzt die Bibliothek, doch ohne Miniaturen und in der sogenannten pseudorudolphischen Fassung. Als Besitzer dieser Handschrift hat sich Graf Wolfgang zu Fürstenberg eingetragen.

Ein Bändchen im schmalen Format der alten Zinsbücher gewährt uns einen lehrreichen Einblick in den szenischen Apparat der Passionsaufführungen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die Handschrift enthält das sogenannte Donaueschinger Passionsspiel, das in der nächsten Umgebung Donaueschingens, wahrscheinlich in Villingen niedergeschrieben worden ist. Die für uns sehr wertvollen, in seltener Ausführlichkeit eingefügten Spielanweisungen sind in roter Tinte hervorgehoben, die Gesänge mit Musiknoten versehen. Wir erfahren durch diese Handschrift nicht nur, daß auch in unserer Gegend Passionsspiele aufgeführt wurden, wir lernen aus ihr auch die Art und Weise kennen, wie solche Aufführungen vor sich gingen.

Unter den juridischen Codices ragt die älteste datierte Handschrift des „Schwabenspiegels", des kaiserlichen Land- und Lehensrechtes, vom Jahre 1287 hervor. Ein Diakon — „Evangelier" nennt er sich — namens Konrad von Lüzelnhein schrieb das Buch im Auftrage seines Herrn, des Ritters Gregor von Falkenstein, der auf seiner Veste am Eingange des Höllentales saß. Konrad begann, wie er selbst erzählt, seine Arbeit zu Freiburg und vollendete sie zu Vörstetten. Der Codex ist in prachtvoller gotischer Schrift auf Pergament mit schwarzer Tinte geschrieben, die Überschriften sind rot, die Initialen rot und blau. Nach Donaueschingen kam das wertvolle Stück mit den Laßbergschen Manuskripten. Außer dieser Schwabenspiegelhandschrift besitzt die Bibliothek noch sieben andere, darunter drei aus dem 13. und 14., die übrigen aus dem 15. Jahrhundert.

Aus Laßbergischem Besitz rührt auch eine prachtvolle Miniaturhandschrift des 14. Jahrhunderts her, das altfranzösische Epos „Le voeu du paon", das „Pfauengelübde", deswegen so genannt, weil die Ritter auf einen Pfau schwören. Die Handschrift gehört in den Kreis der im Mittelalter so beliebten und weit verbreiteten Sagen von Alexander dem Großen; das in diesen Epen verwendete Versmaß erhielt nach dem Inhalt der Dichtung den bekannten Namen Alexandriner. Abgesehen von den mit wunderbarer Feinheit ausgeführten, typisch französischen Miniaturen umschlingen jedes Blatt Randleisten mit Ornamenten und mit den mannigfachsten Menschen- und Tiergestalten, oft ins Groteskeste verzerrt. Immer aber verraten diese genialen Federzeichnungen einen unerschöpflichen, stets auf neue Einfälle kommenden Humor, der sich oft bis zur gewagtesten Satire und Karrikatur steigert.

Den Reigen der vielen theologischen Prachthandschriften eröffnet ein sehr gut erhaltenes Gregorianisches Missale aus dem 9. Jahrhundert, (gleichfalls aus Laßbergs Nachlaß), in gleichmäßiger großer Schrift unter Verwendung von viel Gold auf schönstem Pergament geschrieben; eine Seite ist ganz in großen Goldbuchstaben gemalt. Da die Handschrift einen Bücherkatalog enthält, der die Bibliothek des Klosters Reichenau verzeichnet, muß sie sich einmal dort befunden haben. Ob sie aber auch in der Reichenau geschrieben worden, ist noch nicht einwandfrei





Aus einer deutschen Ausgabe der „ars moriendi“

festgestellt. An diese Handschrift reiht sich ein prächtiges Pontificale aus dem 9., ein kostbares Sakramentar aus dem 11. und ein Psalter aus dem 12. Jahrhundert, letzterer mit einer Anzahl Miniaturen und mit großen Initialen geschmückt. Ein Psalter des 13. Jahrhunderts fällt schon durch seinen kostbaren Einband auf. Die Einbanddecken sind mit Silberblech belegt und mit in Silber getriebenen Sternen bedeckt. Jesus und Maria, aus vergoldetem Silberblech erhaben gearbeitet, thronen in der Mitte, in den Ecken sind die vier Evangelisten angebracht. Die vielen künstlerisch hervorragenden, auf Goldgrund gemalten ganzseitigen Miniaturen, Heilige, Apostel und Abschnitte aus der Leidensgeschichte Jesu darstellend, rühren von drei verschiedenen Händen her. Mit verschwenderischer Pracht ist eine Zierseite und die Litanei ausgestattet, wunderbar ein Initial-B ausgeführt, das eine ganze Seite füllt. Auch im Texte selbst begegnen uns sehr viele reiche Initialen; die Schrift ist mit größter Sorgfalt geschrieben und mit Gold wurde nicht gespart. Haseloff weist die Handschrift mit einer Reihe anderer einer thüringisch-sächsischen Malerschule in der Hildesheimer Gegend zu. Auf den silbernen Buchschließen ist in Email das Werdenbergische Wappen befestigt, woraus sich schließen läßt, daß ein Werdenberger den Psalter in Auftrag gab. Tatsächlich war die Handschrift bis ins 18. Jahrhundert hinein im Schlosse Heiligenberg verwahrt, das ja ehedem den Werdenbergern gehört hatte.

Aus der großen Zahl der mit Miniaturen überreich geschmückten Prachtbreviere sei nur ein Kleinod besonders erwähnt, ein officium sanctae crucis aus dem 15. Jahrhundert. Ein ganz hervorragender Meister war hier am Werke. Das Figürliche ist ebenso genial behandelt wie das Architektonische und Landschaftliche. Neben den Vollbildern entzücken uns eine Reihe kleiner Miniaturen und viele Initialen. Besonders reich sind die Randverzierungen, in denen wechselnde Motive, hauptsächlich aber solche aus der Blumen- und Insektenwelt verwendet werden. Alles ist mit großer Innigkeit empfunden und aus aller Pracht spricht ein tiefes Künstlergemüt. Ob dieses Brevier wirklich aus der Schule Hans Memlings hervorgegangen oder etwa gar die Arbeit des Meisters selbst ist, müssen erst eingehende Studien entscheiden.

Noch viele Handschriften wären einer näheren Betrachtung wert; auch unter den Inkunablen, den Erstlingen der Buchdruckerkunst, deren die Bibliothek über 500 besitzt, findet sich manch seltenes Stück. Nur ein Blockbuch wollen wir nennen, ein Büchlein, das noch nicht mit beweglichen Lettern, sondern mittels Holztafeln, in die die Buchstaben eingeschnitten wurden, gedruckt ist. Es ist eine deutsche Ausgabe der „ars moriendi“, die Barack seinerzeit in einer Handschrift, in lose Blätter zerlegt, auffand. Der Schwerkranke erhält darin Belehrungen, wie er in der Sterbestunde mit heilsamen Gebeten den Versuchungen der bösen Geister widerstreben und eines seligen Todes sterben könne.

Unter den zahlreichen interessanten Druckwerken späterer Jahrhunderte erweckt namentlich ein Buch unsere Aufmerksamkeit: es ist die Ausgabe der Gedichte Hans Sachsens vom Jahre



1560, dessen ersten Band der Dichter mit eigenhändiger Widmung seiner zweiten Frau zugeeignet hat. Mit Ehrfurcht betrachten wir die Schriftzüge des Nürnberger Poeten und mit Rührung lesen wir die Worte: „ich Hans Sachs schenk dis erste puoch meiner gedicht meiner lieben Ewirtin Barbara das Sie das von meint wegen pehalt und darin les nürnberg anno salutis im 1567 jahr".

Doch genug! — Wenn sich unsre Bibliothek an Umfang auch nicht mit den großen Büchereien Deutschlands messen kann, unter den Privatbibliotheken steht sie an erster Stelle und der Kostbarkeiten hütet sie mehr als manche ihrer größeren Schwestern. Ein eigenartiges Gefühl überkommt uns, wenn wir durch die weiten Büchersäle wandern; in ihnen weht uns das Streben und Mühn, das Denken und Fühlen längst vergangener Jahrhunderte geheimnisvoll an; denn Bücher sind etwas wie Körper gewordener Zeitgeist. Dieser Hauch der Vergangenheit aber drückt uns nicht, denn daneben atmet das kräftig pulsierende Leben der Gegenwart, immer aufs neue eingefangen in die starre Form des doch so lebendigen Buchstaben.



Fürstl. Fürstenbergische Hofbibliothek
in Donaueschingen



Außenansicht des ehem. Fürstl. Hoftheaters

Musikpflege in Donaueschingen

Von Heinrich Burkard

Es ist ein heiter belebtes Kulturbild, das sich vor unsern Augen aufrollt, wenn wir das Leben in Donaueschingen im 18. Jahrhundert betrachten.

Mit dem Regierungsantritt des Fürsten Josef Wilhelm Ernst von der Stühlinger Linie, 1716 in den Reichsfürstenstand erhoben, war für Donaueschingen eine neue Epoche angebrochen.

Das regere Leben, das sich, besonders als 1744 durch das Erlöschen der Meßkircher Linie Donaueschingen zum Mittelpunkt der Fürstenbergischen Lande wurde, entwickelte, und das in der Erweiterung und Verschönerung des Stadtbildes (Schloß, Stadtkirche, Archiv, Bibliothek, der „Neubau") seinen äußeren Ausdruck fand, hatte auch eine lebhaftere Anteilnahme an allen kulturellen Bestrebungen, ein erhöhtes Interesse an dem sich gerade damals mächtig steigernden Schaffen auf allen Gebieten der schönen Künste zur Folge.

Bei einer Hofhaltung durfte im 18. Jahrhundert auch die Musik nicht fehlen. Die Salons und die Theaterräume des Adels waren die Hauptpflegestätten der Tonkunst. Es war eine segensreiche Wirkung der deutschen Kleinstaaterei, daß durch die Unzahl kleiner Höfe das ganze Land künstlerisch durchdrungen wurde.

Dem Gedeihen einer bodenständigen Kunstpflege kam in Donaueschingen die Abgeschiedenheit des Ortes zugute, die bei einem Fürstenhaus mit starkem künstlerischen Wollen auf die Entwicklung eines eigenkräftigen künstlerischen Lebens günstig wirken mußte.

Die intensive Pflege der Musik ist eine der liebenswertesten Eigenschaften der Fürstenberger. Wir sehen in Donaueschingen eine Musik- und Theaterkultur emporblühen, die ihren besonderen Wert dadurch erhält, daß hier eine Hofgesellschaft die Beschäftigung mit der Kunst nicht als unterhaltende Spielerei ohne innerliche Anteilnahme



betreibt, sondern daß hier aus einem Herzensbedürfnis heraus ein hochstehendes künstlerisches Leben geschaffen wird, an dem sich eine aristokratische Familie selbst und in erster Linie als treue Diener der Kunst ernsthaft beteiligt.

Es war noch eine bescheidene Musikausübung, an der man sich unter Josef Wilhelm Ernst erfreute.

Der Fürst hielt sich eine kleine Kammermusik, durchreisenden Virtuosen gab man Gelegenheit, ihre Künste zu zeigen, eine Harmoniemusik in der Besetzung, wie sie damals üblich war — Oboen, Hörner und Fagotte — würzte die Mahlzeiten, wurde auf Jagden mitgenommen und verschönte die zahlreichen Hoffestlichkeiten.

Auf eine höhere Stufe wurde die Musikausübung gestellt durch Josef Wenzel, der 1762 die Regierung übernahm. Dieser Fürst wird uns als eifriger Liebhaber der Tonkunst, als vorzüglicher Klavier- und Violoncellospieler geschildert, der fast täglich mit seiner Kammermusik musizierte. Der Wunsch, auch größere Werke ausführen zu können, führte zur Erweiterung der kleinen Schar von Musikanten. Durch Hinzuziehung tüchtiger Kräfte bildete sich ein Orchester in der Zusammensetzung, die zur Ausführung der in der damaligen Instrumentalmusik gestellten Aufgaben erforderlich war. Die fürstliche Hofkapelle trat damit ins Leben. An ihrer Spitze stand der Musikdirektor Rat Martelli.

Ein Ereignis für die junge Musikstadt wurde der Besuch Leopold Mozarts, der auf der Rückreise von einer zweijährigen Künstlerfahrt mit seinen berühmten Kindern Wolfgang und Annerl im November 1766 an der Donauquelle ankehrte. In Donaueschingen traf die Künstlerfamilie einen alten Bekannten, der wohl ihren Besuch veranlaßt hatte, den Fürstl. Kammerdiener Sebastian Winter, der 1764 aus Paris, „allwo er bei den berühmten Motzard in Diensten stand", für die regierende Fürstin Josefa, die Gemahlin Josef Wenzels, nach Donaueschingen berufen worden war.

Den zwölftägigen Aufenthalt der Mozarts schildert der Vater in einem Briefe an seinen Salzburger Freund Hagenauer vom 10. November 1766:

„Wir fanden bey der Ankunft in Donauöschingen den Herrn Meisner, der uns zum Wagen hineinbewillkommnete, und uns und unserer Bagage aus dem Wagen holf! Sr. Durchlaucht der Fürst empfiengen uns außerordentlich gnädig; wir hatten nicht nöthig uns zu melden. Man erwartete uns schon mit Begierde, herr Meisner ist zeuge davon, und Herr Rath Music Director Rath Martelli kam gleich uns zu complimentieren, und einzuladen. Kurz, wir waren 12. Täge da. 9. Täge war Music von 5 Uhr abends bis 9. Uhr; wir machten allzeit etwas besonders. Wäre die Jahrszeit nicht so weit vorgerückt, so würden wir noch nicht losgekommen seyn. Der Fürst gab mir 24. louis d'or, und iedem meiner Kinder einen diamantenen Ring; die Zächer flossen ihm aus den Augen, da wir uns beurlaubten, und kurz wir weinten alle beym Abschiede; er bath mich ihm oft zu schreiben, und so höchst vergnügt unser Aufenthalt war, so sehr traurig war unser Abschied."

Nach dem Pariser Verzeichnis seiner Jugendwerke legte der 10jährige Wolfgang in Donaueschingen auch Proben seines Komponistentalentes ab „in verschiedenen Solos für die Violine und das Violoncello, in Gegenwart des Fürsten komponiert."

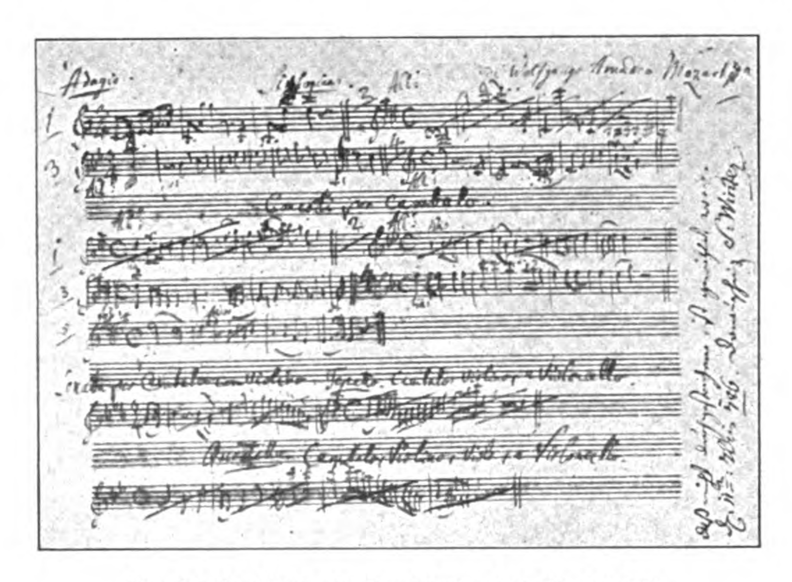
Obwohl die Mozarts nicht mehr nach Donaueschingen kamen, bestanden persönliche Beziehungen noch 20 Jahre weiter.



1784 schickt Leopold Mozart durch den Kammerdiener Winter, der die musikalische Korrespondenz des Fürsten führte und ein gebildeter und gewandter Mann gewesen sein muß, sechs Sinfonien nach Donaueschingen. Bald folgen drei Klavierkonzerte Wolfgangs; gleichzeitig bietet der Vater sechs Klaviersonaten an, „die nicht bekannt, sondern nur für uns geschrieben sind". Für die Konzerte erhielt er 20 fl. „sammt einer großen Garnitor Steinschnallen vor den H. Wolfgang Mozart in Wien als ein Praesent von Jhro Durchlaucht dem Fürsten." Das „Praesent" machte dem kindlichen Sinne Wolfgangs die größte Freude, sofort schreibt er dem Vater nach Salzburg: „Jch bitte schicken sie mir doch die Schnallen, ich brenne vor Begierde sie zu sehen."

Im August 1786 schickt Wolfgang selbst aus Wien dem „Valet de Chambre" Winter eine Liste „von meinen Neuesten Geburten, woraus Seine Durchl. nur zu wählen belieben möchten". Gleichzeitig macht er dem Fürsten einen Antrag: „da S: D: ein Orchestre besitzen, so könnten Hochdieselben eigenst nur für Jhren Hof von mir gesetzte Stücke besitzen, welches nach meiner geringen Einsicht sehr angenehm seyn würde. Wenn S: D: mir die gnade anthun wollten, mir eine gewisse Anzahl Sinfonien, Quartetten, Concerten auf verschiedene instrumenten, oder andere Stücke nach belieben das Jahr hindurch anzuschaffen, und eine bestimmte jährliche Belohnung dafür auszusprechen, so würden S: D: geschwinder und richtiger bedient werden, und ich, da es eine sichere arbeit wäre, ruhiger arbeiten".

Von den zwölf „Neuesten Geburten" wurden sechs ausgewählt, da die andern schon den Weg nach Donaueschingen gefunden hatten. Wolfgang schickt die Bestellung am 30. September ab und läßt seinem Freunde Winter, den er in alter Anhänglichkeit als „liebster Freund; gesellschafter meiner Jugend" begrüßt, die Hoff-



Verzeichnis seiner neuesten Werke, das Mozart 1786 nach Donaueschingen schickte

nung laut werden, bald wieder selbst nach Donaueschingen kommen zu können, „da ich nebst dem vergnügen sie zu umarmen auch die gnade hätte ihrem gnädigsten Fürsten meine aufwartung zu machen und mich noch lebhafter der vielen gnaden, so ich in meinen jüngern Jahren an ihrem Hofe genossen, zu erinnern, welche ich in meinem Leben nie vergessen werde". Es kam nicht mehr dazu.

Aber wenn die persönlichen Beziehungen Mozarts zum Fürstenhofe auch aufhörten, so wirkte seine Kunst doch weiter. Das ganze Donaueschinger Musikleben des 18. Jahrhunderts ist durchleuchtet vom Genius Mozarts. Im Salon und Konzertsaal war er der bevorzugte Liebling. Wir werden sehen, daß auch im Spielplan des Fürstl. Hoftheaters sein dramatisches Werk dominierte.

Auch dieser, der dramatischen Kunst, war unter Josef Wenzel eine Heimstätte bereitet worden. Neigung zu theatralischer Betätigung hatte 1773 zu kleineren szenischen Aufführungen geführt, die zuerst auf einem im Musiksaal des Schlosses aufgestellten Podium vor sich gingen, mit spanischen Wänden und Teppichen an Stelle der Kulissen, später auf einer an derselben Stelle aufgeschlagenen beweglichen Bühne stattfanden. In diesem Rahmen gingen durch die Hofgesellschaft unter Zuziehung darstellerisch begabter Mitglieder der Beamtenschaft zuerst pantomimische Darstellungen, sog. „Repräsentationen", dann auch kleinere, meist französische Lustspiele in Szene[1].

Der Ausbau dieser Anfänge dramatischer Darstellungen führte bald zur Verlegung des Theaterchens in die Winterreitschule. Hier spielte nun von 1775—84 die aus Angehörigen des Hofes, der Beamten- und Dienerschaft zusammengesetzte „Schauspiel-Liebhaber-Gesellschaft". Dazwischen wurden leistungsfähige auswärtige Theaterunternehmen zu Gastspielen zugelassen.

Eine solche, die Truppe des Schauspielers Grimmer, brachte 1778/79 eine Reihe von Vaudevilles und Possen mit Musik auf die Bühne. Darunter war auch „ein mit den artigsten Verwicklungen versehenes, und mit vollkommener Lustbarkeit angefülltes, extra wohl ausgearbeitetes von Herrn von Kurz verfertigtes Lust- und Singspiel, in Versen und drey Aufzügen genannt: Le diable boiteux, oder Der hinkende Teufel. Die Musik ist von dem berühmten Herrn Hayden." Der „Hinkende Teufel", auch „Neue krumme Teufel", ist die — heute verlorene — erste musikalische Bühnenschöpfung Josef Haydns, mit der er 1751 als Jüngling in Wien erstmals vor eine größere Öffentlichkeit getreten war.

1780 führte die Schauspiel-Liebhaber-Gesellschaft das durch Mozarts musikalische Einkleidung uns noch bekannte heroische Drama von Gebler auf „Thamos, König von Aegypten". Die musikalische Beisteuer zu der Donaueschinger Aufführung des Dramas rührte von dem Mitglied der Schauspiel-Liebhaber-Gesellschaft Hofkammerexpeditor Wernhammer her, der später noch mehrfach mit Gelegenheitskompositionen hervortrat.

[1] Zur Theatergeschichte vergl. „Geschichte des F. F. Hoftheaters", bearb. v. d. F. Archiv-verwalt.-Abtlg., 1914.

1781/82 brachte der Hofschauspieler Bulla mit seiner Truppe Georg Bendas Melodramen „Ariadne auf Naxos", „Medea" und „Pygmalion" nach Donaueschingen, jene bedeutsamen Werke ihrer Gattung, von denen Mozart, als er sie in Mannheim kennen lernte, so „surpreniert" war, daß er sie nach seinem Zeugnis immer mit sich führte.

1783 erlitt das Kunstleben der Residenz einen schweren Verlust durch den Tod Josef Wenzels. Aber auch der folgende Fürst, Josef Maria Benedikt, war ein leidenschaftlicher, selbstausübender Liebhaber der Musik, von dem berichtet wird, daß er noch während seiner letzten Krankheit jede schmerzensfreie Stunde am Klaviere zubrachte.

Bald nach dem Regierungsantritt Josef Maria Benedikts ging der schon lang gehegte allgemeine Wunsch nach Vergrößerung der Hofbühne in Erfüllung. Das Bühnenhaus wurde umgebaut, die Szene vergrößert und mit allen maschinellen Einrichtungen versehen, die dekorative Ausstattung wurde erneuert und vermehrt. Das neue Theater wurde Ende 1784 durch die Theaterfreunde, an deren Spitze die junge Fürstin Maria Antonia trat, die auch die Darstellung der weiblichen Hauptrollen übernahm, eingeweiht mit dem Ritterschauspiel „Fust von Stromberg" von Jakob Maier, Hofgerichtsrat in Mannheim.

Der allgemeine mächtige Aufschwung des Geisteslebens in Deutschland nach dem großen Erleben des siebenjährigen Krieges hatte auch den Ruf nach einer nationalen Oper wieder kräftiger werden lassen. Das Volk war der verkünstelten italienischen Arie müde, man wollte seine Muttersprache auf dem Theater hören. Als Johann Adam Hiller in den 60iger Jahren harmlos-anmutige deutsche Volksstücke mit schlichten, volkstümlichen Melodien zierte, hatten diese ersten deutschen Singspiele außerordentlichen Erfolg. Komponisten wie Benda, Schweitzer, André, Beethovens Lehrer Neefe folgten Hillers Spuren. Auch auf Goethe hatten diese „Operetten" Einfluß („Erwin und Elmire", „Claudine von Villabella", „Jery und Bätely").

1784/85 kam die leichte und gesunde Kost des deutschen Singspiels nach Donaueschingen. Mit Entzücken wurden hier, wo man immer deutsch fühlte, aufgenommen: Hillers „Liebe auf dem Lande", „Lottchen am Hofe", „Erntekranz" und Goethe-Andrés „Erwin und Elmire" (letzteres Singspiel wurde im selben Theaterjahr auch mit den Liedeinlagen von Schweitzer gegeben).

1785 kommt auch die natürliche aus dem Singspiel erwachsene erste deutsche National-Oper, Mozarts „Entführung aus dem Serail", auf die Donaueschinger Bühne. Sie fand so großen Beifall, daß sie in der Folge immer wieder gegeben, zur meistgespielten Oper wurde. Im nächsten Jahre begegnen wir Mozart wieder in „Figaros Hochzeit", 1791 folgte des Meisters „Cosi fan tutte" als „Schule der Liebhaber", 1793 die „Zauberflöte" (die Aufführung von „Don Juan" und „Titus" blieb der zweiten Blütezeit des Fürstl. Hoftheaters vorbehalten).



Der eigentliche Fortsetzer des Hillerschen Liederspiels war Ditters von Dittersdorf, der, die Effekte der italienischen Oper, die Errungenschaften ihrer weitausladenden Finales mit der einfachen Liedform des deutschen Singspiels verbindend, die Form dieser Gattung zur komischen Oper weiter entwickelte.

Dittersdorfs köstlicher „Doktor und Apotheker" hielt noch im Jahre der Wiener Erstaufführung (1786) seinen bejubelten Einzug im Fürstlichen Musentempel. Immer wieder in den nächsten Jahren erscheint diese Oper auf dem Spielplan mit desselben Komponisten „Liebe im Narrenhaus", 'Hieronymus Knicker", „Der Schiffspatron", „Das rote Käppchen", „Betrug durch Aberglauben". Von der bevorzugten Stellung Dittersdorfscher Musik auch im Konzertsaal sprechen die zahlreich erhaltenen handschriftlichen Sinfonien, deren besondere Beliebtheit bei Serenissimus durch häufige Bleistiftvermerke bezeugt wird: „Seren. Menuette favorite", „Bella, bella, soperba" u. ä.

Ein großes „Melodrama mit neuen Verzierungen / kostümmäßiger Kleidungstracht / und trefflicher Musik begleitet / mit Pantomimen / karakteristischen Tänzen und Chören vermischt", „Ino und Athamas" von J. Fr. Reichardt ergötzt 1787 die Zuschauer; Wranitzkys „Oberon, König der Elfen" geht mit seinem Zauberspuk über die Bretter.

Auch dem Ballet öffnen sich die Tore. Es ist besonders die längere Zeit gastierende Theatergesellschaft Koberwein, die mit diesem Kunstzweig die Schaulust befriedigt. Die harmlose, gefällige Musik zu den von dieser Truppe zahlreich, gewöhnlich als Anhängsel an Opern, gegebenen pantomimischen Ballets, rührte von ihrem Mitglied Horschelдt her.

Ein besonders bemerkenswertes Ereignis ist die Aufführung einer der sonst wenig über ihren Entstehungsort Esterhaz hinausgekommenen Bühnenschöpfungen Josef Haydns: „Der Ritter Roland. Eine heroisch-komische Oper in drey Aufzügen. Musik von Herrn Joseph Haydn. In Mannheim. Aus dem Italiänischen übersetzt". Von dieser Oper, die erstmals 1793 zur Darstellung kam und da, wie auch bei wiederholten späteren Aufführungen großen Beifall fand, wurde in Donaueschingen auch ein Textbuch gedruckt.

Dem Zeitgeschmack entsprechend wurde neben der deutschen, sich eben erst durchsetzenden Oper auch die ausländische, die französische und italienische Bühnenkunst gepflegt.

Die Erweiterung des Opernrepertoirs hatte auch eine Vergrößerung der Hofkapelle und des Gesangspersonals mit sich gebracht. 1786 wurden für die männlichen Hauptrollen zwei Berufssänger eingestellt, die „Kammersänger" Walter und Weiß. Das Orchester erfuhr eine wesentliche Vermehrung. Von besonderer Bedeutung wurde die Berufung des Kapellmeisters von Hampeln zum Direktor der Hofmusik.

Karl Josef von Hampeln hatte in seiner Geburtsstadt Mannheim seine musikalische Erziehung genossen. Als Jüngling schon gehörte er der Münchener Hofkapelle in geachteter Stellung an. Mit 24 Jahren kam er nach Donaueschingen, das

15 Jahre lang seine Wirkungsstätte als „Musikintendant" und Fürstlicher Rat" wurde. 1805 ging er an den Hof nach Hechingen, von dort 1811 als Königl. Musikdirektor nach Stuttgart, wo er 1834 starb.

Hampeln war ein Mann von hoher musikalischer Allgemeinbildung, ein geschätzter Virtuose auf der Violine; „sein Spiel war fertig und geschmackvoll; er hatte einen kräftigen und dabei angenehmen Ton, einen sicheren Bogenstrich und einen runden, reinen und deutlichen Vortrag; besonders geschätzt war er als Quartettspieler, und wirklich mag auch sein Vortrag der Quartette von Mozart und Haydn das Meiste zu seinem Ruf beigetragen haben". Hampeln betätigte sich auch kompositorisch, hauptsächlich für die Geige. Durch den Druck bekannt geworden ist ein Violinkonzert in Es-dur und eine konzertierende Sinfonie für 4 Violinen mit Orchester. 1796 erschien er als Bühnenkomponist auf dem Fürstl. Hoftheater mit der Musik zu einer Idylle von Auffenberg „Das Glück ländlicher Liebe", 1801 mit einem Singspiel „Das Wiedersehen". In seine Donaueschinger Zeit fällt auch seine Verehelichung mit der Tochter des als Hauptvertreter der „Mannheimer-Schule" musikgeschichtlich wichtigen Ignaz Holzbauer.

Nach dem „Hochfürstlich-Fürstenbergischen Staats- und Adressekalender" von 1790 bestand die Hofkapelle aus 22 Mitgliedern. Dem „Musikintendanten" standen zur Seite der „Direktor" Wenzel Nördlinger und der „Klaviermeister" Sixt, der die Opernproben, die gewöhnlich nachmittags im Kabinette der Fürstin abgehalten wurden, vom Flügel aus dirigierte.

Johann Andreas Sixt, gebürtig aus Geißlingen, war von Wien, wo er von Mozart zur Komposition ermuntert sein soll, nach Donaueschingen gekommen. 10 Jahre etwa wirkte er hier und ging dann als Münsterorganist nach Straßburg, wo er zu hohem Ansehen gelangte. Er wird als „einer der trefflichsten Orgelspieler Frankreichs und Deutschlands" gerühmt.

Es ist das Verdienst Erich Fischers, erstmals auf die Bedeutung Sixts für das deutsche Lied im 18. Jahrh. hingewiesen zu haben (im „Türmer", 1915, Heft 17). Sixts Kunst fand zwar bei seinen Zeitgenossen nicht immer Verständnis und Liebe: „seine in beständigen chromatischen Gängen und geschärften Vorschlägen gesuchten Bizarrerien machen seine Arbeit widrig" (Gerber, Lexik. d. Tonk., 1814). Für uns besteht die Bedeutung dieses vergessenen Komponisten in seinem Bestreben, die Stimmung eines Gedichtes musikalisch völlig auszuschöpfen, wozu ihm alle melodischen und harmonischen Mittel helfen müssen.

Als Mitglied der Hofkapelle, als Violoncellist, wird auch der „Kompositeur" Josef Fiala erwähnt. Fiala, geb. 1751 zu Lochwitz (Böhmen), war am Salzburger und Wallersteiner Hofe tätig und machte dann ausgedehnte Kunstreisen, bis er 1777 wieder eine feste Anstellung in der Hofkapelle in München annahm. Dort lernte ihn als Tonschöpfer Mozart schätzen, der ihm das Zeugnis ausstellte: „er hat sehr gute gedanken". Mozart war es auch, der 1786 den Stellungslosen zu sich nahm und sich allerorten für ihn verwendete, „um ihm Brod zu verschaffen".



Fiala war ein ausgezeichneter Virtuose auf der Oboe und dem Violoncello. Auch wird er der beste lebende Gambist genannt. Er scheint Ende der 90iger Jahre nach Donaueschingen gekommen zu sein, wo er sein Leben 1816 beschloß. Fiala war ein beachtenswertes schöpferisches Talent, dessen Schreibweise sich von der Flachheit der damaligen Durchschnittsliteratur durch selbständige Haltung und gediegene, immer interessante Arbeit vorteilhaft auszeichnet. Von seinen Werken sind in der Fürstl. Hofbibliothek heute noch erhalten: 23 Divertimenti für Bläser, 1 Konzert für Violoncello, 6 Sinfonien, 2 Klaviersonaten und eine dem Fürsten Karl Joachim gewidmete „Hochfeyerliche Messe".

Nach zeitgenössischen Quellen stand damals auch Franz Neubauer in fürstlichen Diensten (aus den Akten läßt sich seine Zugehörigkeit zur Hofkapelle zwar nicht nachweisen, doch ist aus dem Vorhandensein seiner Kompositionen unter den Hofkapellmusikalien aus jener Zeit eine persönliche Berührung mit Donaueschingen anzunehmen). Neubauer hätte Bedeutendes leisten können. Seine Werke zeigen eine außergewöhnliche Begabung, die aber nicht zu sorgfältiger, ausgereifter Arbeit kam. Sein unstetes Bohèmeleben brachte ihn schon 1795 ins Grab, „da ihm der Rebensaft schon nicht mehr genügte, und er in dessen Ersatzmann, dem Branntwein, den höchsten Genuß fand".

Von sonstigen Donaueschinger Musikern sei wegen seiner Verdienste um die Kirchenmusik noch der Musikpräzeptor und Violoncellist Kefer genannt.

Im Konzertsaal wurde hauptsächlich die süddeutsche sinfonische und kammermusikalische Literatur gepflegt. Neben den Großmeistern Haydn und Mozart und kleineren Geistern wie Dittersdorf, Gossec, Rosetti spielte man die „Mannheimer", die Vertreter der Wiener-Schule und dann alle jene unzähligen Sinfonienschreiber, die heute vergessen sind, die im Musikleben ihrer Zeit aber eine bedeutende Rolle spielten.

Vergegenwärtigt man sich den Zeitpunkt, zu welchem die Instrumental- und Bühnenkunst jener Epoche nach Donaueschingen gelangte, so muß es auffallen, wie rasch die neuesten Erzeugnisse in dieses doch abgelegene Städtchen kamen. Eine Erklärung liegt in den Beziehungen der Fürstenberger zur auswärtigen musikalischen Intelligenz und zu den führenden Musikzentren. Vornehmlich zu Mannheim, das in jener Zeit die bedeutendste Kultstätte für Instrumentalmusik und Theater war, und wohin 1792 die Fürstin Maria Antonia die beschwerliche Fahrt nicht gescheut hatte, um sich vom neuesten Stand der Theaterkunst persönlich ein Bild zu machen.

Der Hof unterhielt dauernde Beziehungen mit den Musikverlegern. Oft ließ man sich die neuesten Schöpfungen von den Komponisten selbst kommen. So schickt z. B. Holzbauer 1780 aus Mannheim von eigenen Werken für den Erbprinzen Josef Maria Benedikt eine Szene für Sopran, Arie oder Rondo für Sopran, zwei Klavierkonzerte, fünf Quintette und eine Sonate mit Violine oder Flöte. Von Mozart haben wir schon erwähnt, daß er neue Kompositionen frisch von der Feder weg nach



Donaueschingen sandte. Auch von Josef und Michael Haydn suchte man das Neueste direkt zu beziehen. In einem Brief an Sebastian Winter vom Jahre 1785 verspricht Michael Haydn neue Konzerte und gibt die Zusicherung, „wenn vom Wiener Heyden, oder von mir etwas ans Taglicht kommen solte: Denselben dieses bald möglich mitzutheilen. Was aber meinerseits, wegen meinem Alter nicht zu hoffen ist, denn die Laufbahn ist vollendet".

In Trauer wurden die Donaueschinger Kunstfreunde 1796 versetzt durch den Tod des Fürsten Josef Maria Benedikt. Aber auch der Nachfolger, Karl Joachim, schenkte den künstlerischen Bestrebungen seine Teilnahme und Unterstützung. Als denkwürdigstes Ereignis jener Zeit ist die wohl erste reichsdeutsche Aufführung von Josef Haydns „Schöpfung" unter Mitwirkung von Sängern aus Hüfingen am 20. April 1800 zu verzeichnen.

Neu auf die Bühne kamen um die Jahrhundertwende: Johann Andrés Oper „Der Töpfer oder Die sanfte Frau", Wenzel Müllers Lieder- und Zauberspiele: „Das neue Sonntagskind", „Kasperl, der Fagottist oder Die Zauberzither" und „Das Sonnenfest des Brahminen"; von Ferd. Paer vier Bühnenwerke: „Die Tänzerin aus Liebe", „Camilla", „Ginevra Amieri" und „Die Räuberhöhle".

Im allgemeinen war jene Zeit den Musen nicht günstig. Die unsicheren politischen Verhältnisse brachten es mit sich, daß im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts, besonders als 1805 Hampeln ging, das Kunstleben langsam abstarb. Die Theateraufführungen beschränkten sich hauptsächlich auf Vorstellungen an Gedenk- und Festtagen des Hofes. Von 1812—1817 war der Musentempel geschlossen.

Eine neue Blütenzeit brach an, als Karl Egon II., ein Fürst von hohen Geistesgaben, 1817 die Herrschaft übernahm. Als Leiter seiner Hofmusik berief er den damals schon in weiten Kreisen bekannten Liedersänger und Opernkomponisten Konradin Kreutzer. Kreutzer, 1780 in der eine halbe Stunde Weges von Meßkirch gelegenen Talmühle, einem Fürstenbergischen Erblehen, geboren, hatte 1812 in Stuttgart seine erste Anstellung als Kgl. Württenbergischer Hofkapellmeister gefunden. 1817 berief ihn Fürst Karl Egon zur Leitung seiner Kapelle nach Donaueschingen. Vor Antritt seines neuen Amtes wurde ihm vom Fürsten ein ausgedehnter Urlaub zur Aufführung seiner neuesten Oper „Orestes" und zu einer Kunstreise gewährt. Sein Einzug in Donaueschingen verzögerte sich bis zum 20. September 1818, nachdem er von Augsburg aus noch Grillparzer um ein Opernlibretto gebeten hatte, „daß ich mich den Winter hindurch in meinem einsamen Donaueschingen damit und stets mit Ihnen im Geiste beschäftigen könnte." Der „in Erwägung der ausgezeichneten musikalischen Kenntnisse und der Vortrefflichkeit der Compositionen" mit 1500 fl. und mancherlei Vergünstigungen angestellte Hofkapellmeister fand bei seiner ersten und vornehmsten Aufgabe, der Reorganisation der Hofkapelle, weitreichende Unterstützung durch seinen fürstlichen Gönner. Orchester- und Sängerpersonal erfuhren eine wesentliche Vermehrung. Zum Ausbau der Kapelle durfte sich Kreutzer tüchtige Musiker





Konradin Kreutzer
(aus „Gesch. d. F. F. Hoftheaters")

aus seinem früheren Wirkungskreis in Stuttgart herbeiziehen. So war bald wieder eine leistungsfähige Körperschaft gebildet.

Über seine Tätigkeit und die Zusammensetzung des Orchesters gibt Kreutzer in einem Briefe an einen Berliner Freund vom 5. Dezember 1819 ein anschauliches Bild:

„Seit meiner Rückkehr aus der Schweiz vom 15. September habe ich immer mit der Organisation des Fürstl. Orchesters zu tun, das nun aber soweit zu meiner Freude gediehen ist, daß wir am 4. November, als dem Namenstag unseres liebenswürdigen Fürsten, eine Operette — Die Alpenhütte von meiner Komposition — auf dem hiesigen niedlichen Hof-Theater aufführen konnten, und zwar mit solch glänzendem Erfolg, daß ich nur wünschte, meine lieben Freunde in der großen Welt von Berlin und Wien hätten solchem beygewohnt. —

Seit dem haben wir nun jede Woche ein großes Konzert bey Hofe, was mir viel vergnügen, aber noch stets viel Arbeit verursacht. —

Weil ich weiß, wie sehr Sie sich für mich interessieren, so will ich Ihnen in Kürze eine kleine Beschreibung unseres Orchesters machen. — Das ganze besteht bis jetzt nur in 28 Mitgliedern, worunter 8 Virtuosen — als der 1. Violinist Herr Wassermann (Schüler Spohrs) — 1. Flötist, der berühmte Herr Keller — 1. Clarinettist, Herr Klosterknecht — 1. Hornist, Herr Blechschmidt — 1. Violoncellist, Herr Weiß — 1. Oboist, Wöhrle

— 1. Fagottist, Rosinak und meine Wenigkeit als Direktor — 16 Secundarii und Ripienisten und vier Dilletanten mitspielen, worunter der Herr President Graf von Enzenberg beym 2. Violoncell — und der Ober Jägermeister Baron von Wergau bey der 1. Violine sehr gute Dienste tun, und zum Ansehen und Glorie des Orchesters in den Augen der hiesigen — Spießbürger — nicht wenig beytragen! —

Sie sehen also hieraus, unsere Sache hat ein ganz nobles Aussehen — Fremde die hier durchreisen, und unsere Konzerte besuchen, sind über die Präzision und den großen Effekt dieses kleinen Orchesters ganz erstaunt! und ich habe gute Hoffnung, daß ich selber binnen einem Jahre mit der Exekution vollkommen zufrieden seyn werde, weil die Mitglieder alle von großem Eifer und Freude an der Kunst beseelt sind, und der liebenswürdige Fürst alles tut, um sie durch Belobung und Belohnungen noch mehr anzueifern! —

Es weht also in diesem kleinen Orchester ein Geist — und ein Geist, der leider fast allen, wenn nicht gar allen großen Orchestern mangelt, woran freylich verschiedene Verhältnisse schuld sind! — Sie werden mir nun wohl glauben, daß ich mich recht angenehm hier befinde — und so zu sagen, recht in der Musika schwimme!

Meine Herren Virtuosen sind herrliche Menschen und Gesellschafter, besonders Herr Keller, Wassermann und Blechschmidt — und alle Mitglieder verdienen das Lob gefälliger, gesitteter Menschen, was wiederum keine kleine Seltenheit ist — und worauf der Fürst besonders Rücksicht zu nehmen mir anbefahl! — Nun studieren wir die Schweizerfamilie! dann die 2 Worte, oder die Nacht im Walde — auch mit Musik von mir! —

Wer singt denn, werden sie sagen? — wir haben vier Kammersänger, ohne etwelche brave Dilletanten — worunter ein ganz vortrefflicher Tenorist und Bassist ist, — als 1. Sängerin haben wir indessen Ihre Durchlaucht die junge Fürstin selber, die nebst ihrer herrlichen vollen Stimme ein wahres Musiktalent besitzt!"

Außer der in diesem Briefe erwähnten Kreutzer'schen Oper „Die Alpenhütte" wurden in den folgenden Jahren noch zwei weitere Bühnenwerke Kreutzers aufgeführt, „Die zwei Worte oder Die Nacht im Walde" (1820) und „Aesop in Lydien" (1821). In einem Hofkonzert am 4. November 1820 kam auch eine Szene aus seinen „Lieder und Gesänge aus Goethes Faust" zur Aufführung, wobei der Fürst den einleitenden Monolog vortrug, während die Fürstin in dem aus dem Theatersängerpersonal und der Hofgesellschaft zusammengesetzten Chor mitwirkte.

Kreutzers Stellung als Fürstenbergischer Hofkapellmeister bot des Günstigen viel. Er hatte ein bedeutendes Gehalt, für Kunstreisen war ihm ein jährlicher Urlaub von 2—3 Monaten gewährt, der Fürst und die Fürstin (Amalie, geb. Prinzessin von Baden) zeichneten ihn in jeder Weise aus, in seiner jungen Ehe führte der Künstler ein trauliches Familienleben. Wir verdanken jener Zeit eine Reihe seiner glücklichsten Eingebungen. Außer dem für die Milder-Hauptmann geschriebenen Monodrama „Cordelia" stammen aus jenen Tagen die schon erwähnten Faustszenen, das großartige Te deum, eine achtstimmige Messe für Männerstimmen, sieben für Hoffeste komponierte Kantaten in verschiedener Besetzung, das Septett — wohl die reifste seiner Kammermusikschöpfungen —, ein Quartett für Klarinette, Violine, Viola, und Cello, zahlreiche Lieder und Chöre.

Trotz aller Annehmlichkeiten, die Kreutzer in Donaueschingen genoß, fühlte er, der vorher in Stuttgart in bedeutend größeren Verhältnissen gelebt hatte, sich auf die Dauer von seinem Wirkungskreis nicht befriedigt. Sein künstlerischer Ehrgeiz, ge-





Johann Wenzel Kalliwoda
(aus „Gesch. d. F. F. Hoftheaters")

nährt durch große Erfolge auf häufigen Kunstreisen, trat in ein Mißverhältnis zur Enge seiner Donaueschinger Umwelt. Als sich ihm 1821 die Stelle eines Kapellmeisters am Kärntnertor-Theater, dem vornehmsten Kunstinstitut Wiens, bot, trat er aus Fürstl. Diensten.

Noch zweimal kam er später an die Donauquelle. 1827 kehrte er auf der Reise nach Paris in Donaueschingen an, trug auf dem Klavier Fantasien vor und sang seine hübschen Lieder. Sein letzter Besuch fällt in das Jahr 1844, in die Zeit, als er, gedrückt von materiellen Sorgen, in Deutschland vergebens eine Stätte suchte, die ihm eine dauernde Anstellung geboten hätte.

Kreutzers Erbe trat Johann Wenzel Kalliwoda an.

Johann Wenzel Kalliwoda war 1801 in Prag geboren, studierte am dortigen Konservatorium und wurde schon in jungen Jahren als Violinist ein geschätztes Mitglied des Prager Theaterorchesters. Gelegentlich einer Künstlerfahrt nach München im Jahre 1822, bei der er durch sein treffliches Geigenspiel Aufsehen erregte, kam er auch nach Donaueschingen, wohl um seinen Bruder, Kabinetts-Expeditor beim Fürsten, zu besuchen. Dieser Besuch führte zur Übernahme der Nachfolgerschaft Konradin Kreutzers.

Der erst 21jährige Hofkapellmeister trat am 19. Dezember 1822 seinen Posten an. Durch rastlose Arbeit hatte er das durch die ausgedehnten Urlaubsreisen seines Vorgängers in den letzten Jahren sichtlich erlahmte Orchester bald wieder auf der Höhe. Am 26. Januar 1824 stand Kalliwoda als Dirigent zum erstenmal vor der Rampe der Fürstl. Hofbühne. Cherubinis „Wasserträger" wurde gegeben mit der Verkörperung der Konstanze durch Kalliwodas junge Frau Therese geb. Brunetti, einer vorzüglichen Sängerin, die einst bei C. M. von Weber ihren ersten Klavierunterricht genossen hatte. Als nächste Neuheit brachte Kalliwoda Mozarts „Don Juan", dem 1825 „Titus" folgte. 1826 kam Rossini mit der „Diebischen Elster" zu Wort, im nächsten Jahre auch mit seinem Meisterwerk, dem „Barbier von Sevilla". Daneben erschienen Mehuls „Beide Füchse" und Paers „Sargines". In vielen Stücken wirkte das Fürstenpaar aktiv mit.

1827 lernten die Donaueschinger ihren Hofkapellmeister auch als Bühnenkomponisten kennen in der Musik zu „Die Audienz, ein allegorisches Original-Festspiel für den Neujahrstag von G. Harrys". 1828 folgte seine große Oper „Prinzessin Christine

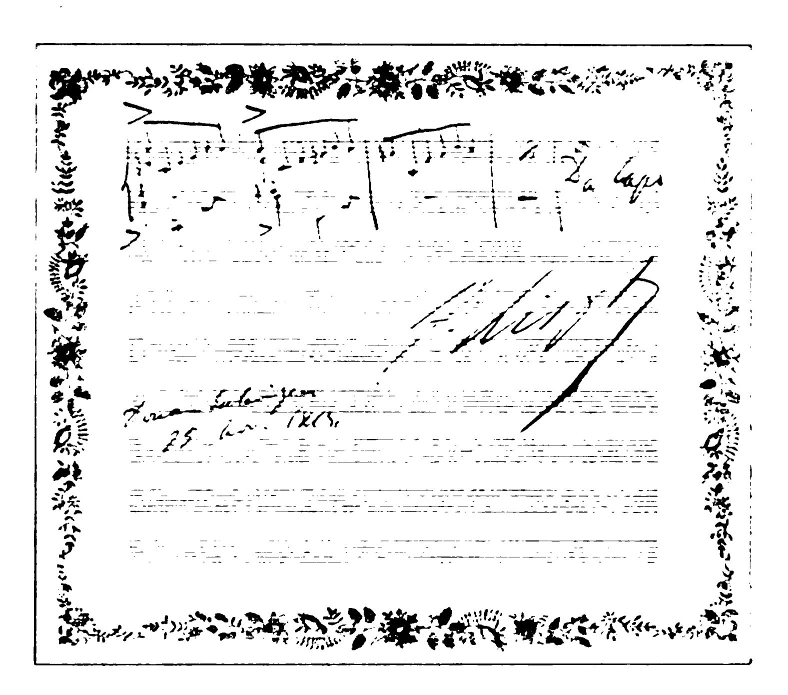
von Wolfenburg". Nur einmal noch betrat später seine Muse die Bretter, in dem launigen Fastnachtsstück „Billibambuffs Hochzeitsreise zum Orkus und Olymp", bei dem sich der musikalische Autor unter dem Pseudonym „Schneckenfinger" verbarg.

Unter Kalliwodas Leitung gelangte in der Folgezeit so ziemlich die ganze bedeutendere Bühnenproduktion in Donaueschingen zur Wiedergabe.

Auch dem Konzertsaal kamen seine Dirigententugenden, kamen seine tatkräftige Energie, seine umfassende musikalische Bildung zugute. Durch Kalliwodas Vermittlung wurden den Musikfreunden die Meisterwerke der klassischen Literatur, wie auch das Beste der Produktion der Zeit bekannt. Oft erfreute Kalliwoda die Zuhörerschaft auch durch sein vortreffliches Geigenspiel.

Das Orchester stand auf bemerkenswerter Höhe. Durch öftere Kunstreisen der tüchtigsten Mitglieder, worunter der ausgezeichnete Geiger Wassermann, der Flötist Karl Keller, einer der besten deutschen Vertreter seines Instrumentes, der von Wien gekommene vorzügliche Violoncellist Leopold Böhm, hatte die fürstliche Hofkapelle sich auch auswärts einen hochgeachteten Namen errungen.

Der Ruf Donaueschingens als Musikstadt zog die besten der lebenden Virtuosen an die Donauquelle. Ein besonderes Ereignis bildete der Besuch Franz Liszts, der im November 1843 auf der Fahrt von Hechingen nach Karlsruhe einige Tage in Donaueschingen ankehrte. Liszt dirigierte im Theater einige eigene Stücke und versetzte durch sein Klavierspiel seine Zuhörer in Entzücken, das den höchsten Grad erreichte bei dem Vortrag von Schuberts „Erlkönig". „Das letzte



Letzte Seite eines bisher unveröffentlichten „Ländlers" von Liszt,
1843 in Donaueschingen für die Fürstin Amalie komponiert



Kalliwoda-Denkmal

Stück, das er hier vortrug", notiert die Fürstin Amalie in ihrem Tagebuche, „war das Ave Maria, was alles zu Thränen rührte und ihn selbst so ergriff, daß er sich einen Augenblick entfernen mußte."

Durch die zahlreichen Reisen, die Kalliwoda mit Unterstützung seines fürstl. Gönners machen konnte, noch mehr durch sein kompositorisches Schaffen war sein Name weit über seinen Wirkungskreis hinaus bekannt geworden. Mit vielen führenden Musikern verbanden ihn persönliche Beziehungen. Er genoß die Freundschaft und Hochschätzung eines C. M. von Weber, der Wieks, eines Spohr, Mendelssohn und Schumann. Die angesehensten Musikinstitute (Leipzig, Köln, Prag, Mannheim, Dessau) bemühten sich, ihn zu gewinnen. Er blieb seinem Fürsten und dem liebgewonnenen Donaueschingen treu.

Kalliwodas ungemein leichte Feder brachte es bis zur Opuszahl 244. Dazu kommen etwa 50 Kompositionen ohne Opuszahl und zahlreiche handschriftliche Werke, die heute mit seinem ganzen Schaffen in der Fürstl. Hofbibliothek ruhen. Neben sieben Sinfonien — Robert Schumann spricht mit Begeisterung von ihnen —, 19 Ouvertüren, zahlreichen Kirchenkompositionen — darunter sein vielleicht bedeutendstes Werk, die zur Silberhochzeit des Fürsten Karl Egon II. 1843 komponierte Messe in A-dur op. 137 — finden sich darunter etwa 100 Stücke für eine und zwei Violinen, zwei Klavier-Trios, zahlreiche zwei- und vierhändige Klavierwerke, Chöre und Lieder.

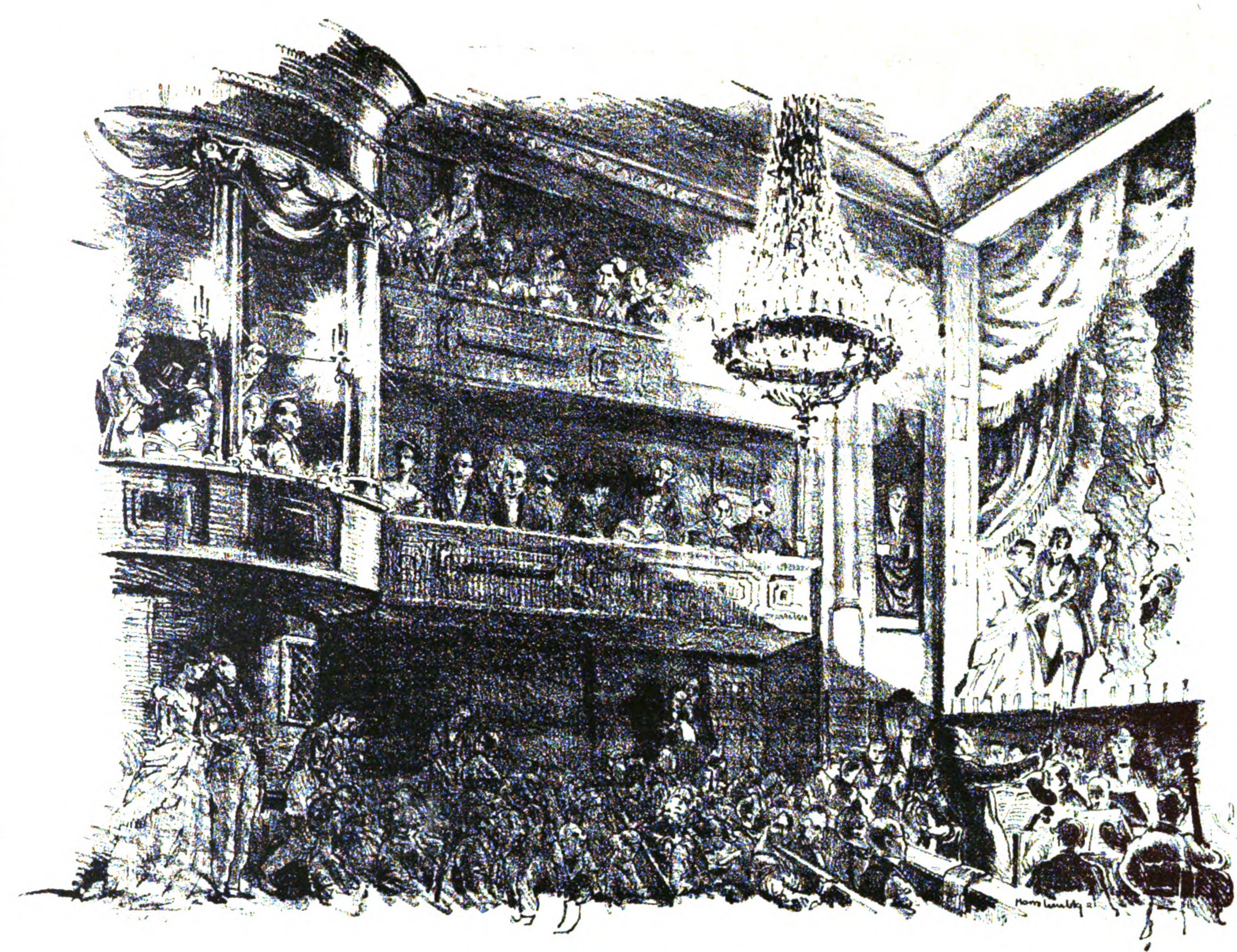
Die Sturmjahre 1848/49 störten die Ruhe der kleinen Residenz; die Hofkapelle wurde auseinandergetrieben. Kalliwoda versuchte zwar 1857 unter Karl Egon III. mit einem neuorganisierten Orchester wieder zu arbeiten, zu besonderen künstlerischen Taten kam es jedoch nicht mehr.

1866 trat er in den Ruhestand, noch in demselben Jahr ereilte ihn in Karlsruhe der Tod.
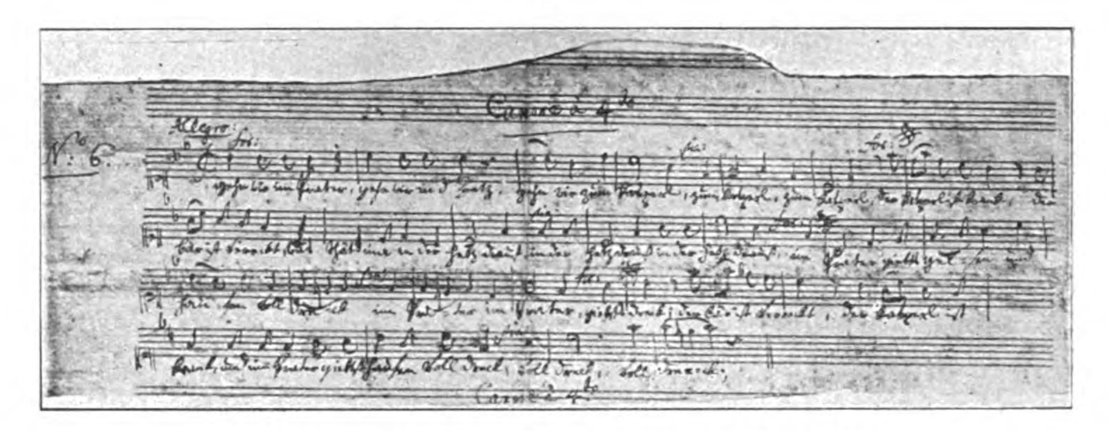
1902 setzte ihm Fürst Max Egon im Fürstl. Park ein würdiges Denkmal.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung des Donaueschinger Musiklebens. Neigung zu Musik und Theaterspiel führte zwar noch hie und da zu kleineren künstlerischen Darbietungen im Kreise der seit 1818 bestehenden „Museumsgesellschaft", im Rahmen des „Singvereins" und der 1850 gegründeten „Liedertafel" (der Männerchor wurde schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in einem „Donaueschinger Männergesangverein" gepflegt); mehr wie lokales Interesse hatten diese Unternehmungen nicht.

Die Musikalien der ehemaligen Hofkapelle sind heute in Verwahrung der Fürstl. Hofbibliothek. Sie bilden mit den für die Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts hoch-
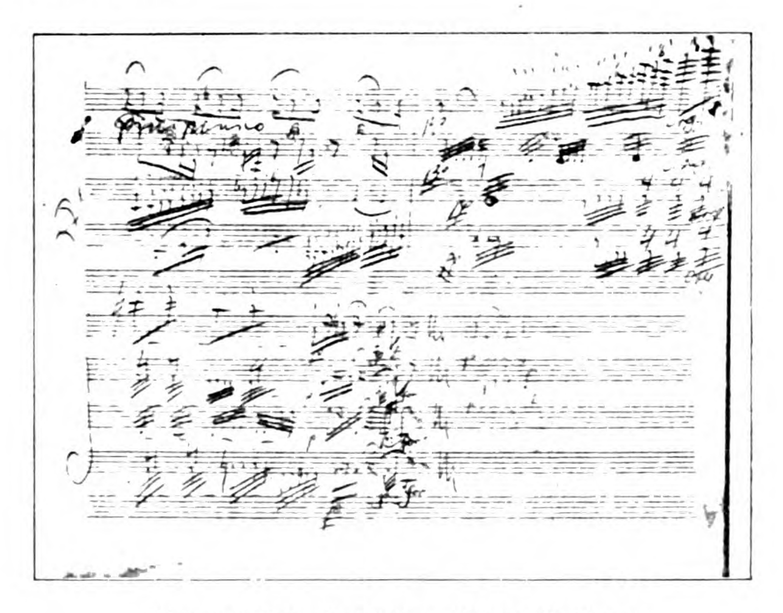


Innenansicht des ehem. Fürstlichen Hoftheaters zu Kalliwodas Zeit
Lithographie von Hans Lembke



Kanon von Mozart für 4 Singstimmen „Gehn wir im Prater“
Autogr. in der fürstl. Hofbibliothek

wichtigen Notenbeständen aus oberbadischen Klöstern und mit einer theoretischen Abteilung die „Musikabteilung der Fürstl. Hofbibliothek“.

In unsern Tagen haben sich wieder Bestrebungen geltend gemacht, die große Vergangenheit auferstehen zu lassen. Seit 1913 besteht in Donaueschingen eine „Gesellschaft der Musikfreunde“, die, gefördert durch das Fürstenhaus, neben der Veranstaltung regelmäßiger Sinfonie- und Kammermusikkonzerte sich die Sonderaufgabe gestellt hat: das Wertvolle der alten Musikschätze wieder zum Leben zu erwecken. Auch für die Kunst der heute Schaffenden soll durch die Einrichtung der „Donaueschinger Kammermusikaufführungen zur Förderung zeitgenössischer Tonkunst“ tatkräftig eingetreten werden.



Skizze zum B-dur-Quartett op. 130 von Beethoven
Autogr. in der fürstl. Hofbibliothek



Abb. 1



Abb. 2

Bildnis-Medaillen der deutschen Renaissance in den Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen

Von Dr. Julius Cahn, Frankfurt

Die Ausstellung von Kunstwerken im Karlsbau zu Donaueschingen, dem weitberühmten Museum der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen, ist neuerdings durch zwei Vitrinen vermehrt worden, in denen eine größere Anzahl erlesenster Schaustücke aus dem Besitze des Fürstlichen Münzkabinetts vereinigt wurden. Es gibt in Deutschland wenige öffentliche Sammlungen, die ihren Besuchern einen solchen Schatz von Bildnismedaillen aus der besten Zeit deutschen Kunstschaffens darbieten. Schon in ihrer Entstehungszeit nur in wenigen Exemplaren für die Besteller hergestellt, gehören diese Schaumünzen heute zu den größten Seltenheiten und werden mit Recht von Sammlern und Kunstkennern aufs höchste geschätzt. Die hier zusammengestellten Stücke entstammen zum Teil dem alten Besitz der fürstlichen Familie, teils wurden sie von dem kunstsinnigen Fürsten Karl Egon II. in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für seine Sammlung erworben. Selbst der Fachmann wird durch den Reichtum und die Schönheit dieser Sammlung überrascht. Zweck dieser Zeilen ist es, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese einzigartigen Werke deutscher Kleinplastik hinzulenken. Hier ist in der engeren badischen Heimat eine Möglichkeit geboten, sich intimstem Kunstgenuß hinzugeben durch die Betrachtung von Denkmälern, welche die Erinnerung an die ruhmreiche Vergangenheit unseres Vaterlandes wachrufen.

Da der in dieser Zeitschrift zur Verfügung stehende Raum ein beschränkter ist, muß es für den oben angedeuteten Zweck genügen, hier nur einige der schönsten und interessantesten Stücke der Sammlung im Bilde vorzuführen[1] und kurz zu erklären. Wer sich eingehender mit diesen Dingen beschäftigen will, sei auf die Besichtigung der Sammlung selbst verwiesen, sowie auf die neuere Literatur über die deutschen Renaissance-

[1] Die Abbildungen sind nach Photographien von Herrn Th. Beurer, Freiburg, hergestellt.

medaillons, vor allem auf die Schriften von Georg Habich, dem Direktor des Münchener Münzkabinetts, der zum ersten Mal auf Grund archivalischer Quellen und der Kenntnis des weit zerstreuten Materials das gesamte Problem wissenschaftlich behandelt hat.[1]

Als ältester Meister, der in größerem Umfang sich dem Guß von Bildnismedaillen seiner Zeitgenossen gewidmet hat, begegnet uns der in Nürnberg tätige, aus Augsburg gebürtige Hans Schwarz. Von der fränkischen Reichsstadt unter Albrecht Dürers führendem Einfluß, von dem Schwarz eine prächtige Bildnismedaille schuf, nahm damals die Kunst der deutschen Renaissance ihren Ausgang und Aufschwung. Der junge „Bildschnitzer und Konterfetter" hat in den Jahren 1518 bis 1520 eine große Reihe von Patriziern und fürstlichen Personen porträtiert, indem er die Modelle, von denen eine Anzahl erhalten sind, aus Holz schnitzte, danach Conformen herstellte, und diese mit dem Metall der Medaillen, meist dunkler Bronze, ausgoß. Von Schwarzens Hand besitzt das Donaueschinger Kabinett verschiedene Schaustücke. Ich führe hier diejenige des Grafen „Georg zu Wirtemberg und Mympelgart" vor, wie er in der Umschrift genannt wird. (Abb. 1.) Sie gibt einen guten Begriff vom Stil und Können unseres Meisters. Das hohe Relief, der Technik des Holzschnitzens entsprechend, die feine Behandlung der Haare und des Kostüms, welche aber der Monumentalität dieser Kleinplastik keinen Abbruch tun, sind charakteristisch für die Arbeiten von Hans Schwarz. Die Medaille ist um 1519 entstanden, also eines der frühesten deutschen Werke dieser Kunstgattung. Der 1498 geborene Graf, der eine Zeitlang für seinen älteren Stiefbruder Ulrich Statthalter in Württemberg war, ist in jugendlichem Alter von etwa 21 Jahren dargestellt, Energie und Sinn für frohen Lebensgenuß sprechen aus seinen Gesichtszügen. Er ist später als Regent von Mömpelgart durch seine Heirat mit Barbara von Hessen-Darmstadt der Stammvater des Hauses Württemberg geworden.

In eine andere Umgebung führt uns das zweite hier vorgeführte Schaustück, die prächtige Luthermedaille von 1521, wohl das künstlerisch höchststehende der ganzen Reihe. (Abb. 2.) Sie stellt in feinem, flachem Relief den Luther des Wormser Reichstages dar nach dem bekannten Kupferstich von Lucas Cranach. Noch in seiner Mönchsgewandung, die den Eindruck der Askese in den ernsten Gesichtszügen verstärkt, läßt das äußerst lebensvolle Bildnis die Energie des Kämpfers und Bekenners durchblicken. Die lateinische Umschrift, die besagt, daß Luther so wenig wie Christus selbst ein Ketzer sein könne, drückt die Begeisterung der Anhänger dieses Mannes für seine Lehre aus. Die Medaille ist wohl sicher nicht in Nürnberg entstanden. Die Initialen H G, die sich vertieft auf dem Brustabschnitte des Berliner Exemplars befinden, das allerdings kein Original ist, sind noch nicht erklärt. Das Donaueschinger Stück, ein sicheres Original von packender Frische, entbehrt der

[1] Vgl. Georg Habich „Studien zur deutschen Renaissancemedaille" in den Jahrbüchern der Kgl. preußischen Kunstsammlungen 1905 ff. und sein Buch „Die deutschen Medaillen des XVI. Jahrhunderts", Halle 1916.

Künstlerinschrift. Wahrscheinlich ist die Medaille in Sachsen gegossen worden. Die Jahreszahl 1521 steht hier erhöht im Felde.

Indes nahm in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts die Entwicklung der deutschen Renaissance-Medaille einen ganz eigenartigen Weg. Hohes Relief, starke Realistik der Bildnisse paaren sich mit geschmackvoller Ausführung der Kehrseiten, besonders des heraldischen Beiwerks. Als Beispiele seien hier zwei Schaustücke von der Hand des „fruchtbarsten aller Medailleure", wie er mit Recht genannt wird, des Meisters Mathes Gebel aus dem Donaueschinger Kabinett beschrieben.



Abb. 3a



Abb. 3b

Das erste zeigt das Bildnis Friedrichs des Alten, Markgrafen von Brandenburg in Franken, vom Jahre 1528. (Abb. 3.) Wie die Umschrift besagt, ist der greise Fürst im Alter von 70 Jahren dargestellt. Seine ungebeugte Jugendkraft, die ihm ebenfalls die Umschrift bezeugt und die er als mutiger Kämpfer für die Sache seines Hauses bis an sein Lebensende bewahrt hat, spricht auch aus dem Medaillenporträt. In jugendlicher Fülle fallen ihm noch die Haare vom Scheitel, der geschlossene Mund, das stark ausgebildete Kinn verraten die Energie des Unermüdlichen. Von drei Helmen bedeckt, von Rankenwerk umgeben, prangt auf der Kehrseite sein Wappenschild mit den burggräflichen Nürnberger Löwen, dem Brandenburger Adler und dem schwarzweißen Schach von Hohenzollern. — Als Gegenstück aus dem bürgerlichen Patriziat der Reichsstadt Nürnberg erscheint ein zweites Meisterwerk Gebels, die Bildnismedaille des Hieronymus Holzschuher von 1529. (Abb. 4.) Sein Name ist berühmt durch das Porträt, das Albrecht Dürer gemalt hat und das jetzt eine Zierde des Berliner Museums bildet. In ihrer Art steht die Medaille diesem Gemälde nicht nach. Auch sie ist das Abbild stolzer Männlichkeit, verhaltener Kraft, gefestigter Treue. Man sieht es diesem Kopfe an, daß der Dargestellte ein ganzer Mann war, dem der Rat die Geschicke



Abb. 4



Abb. 5

der Vaterstadt in Krieg und Frieden ruhig anvertrauen konnte. Sein lateinischer Wahlspruch, der das behelmte, redende Wappen der Holzschuher umgibt, besagt: „Durch Freigiebigkeit besiege Deine Freunde, durch Geduld Deine Feinde!"

Im gleichen Jahre 1529 schuf Gebel die folgende Medaille auf den Abt des Benediktinerstiftes Weingarten, Gerwich Blaser. (Abb. 5.) Hier ist das Geistige im Gesichte des gelehrten Kirchenfürsten besonders fein herausgearbeitet. Blaser, der aus altem Konstanzer Geschlecht stammte, war einer der angesehensten Reichsprälaten seiner Zeit und wurde durch besonderes Vertrauen Karls V. zum Kaiserlichen Rat ernannt. Im Gegensatz zu seinem Neffen, dem Konstanzer Prediger Ambrosius Blaser, war er ein entschiedener Gegner der Reformation. Er ist hochbetagt am 30. August 1567 gestorben. Sein Wappen mit dem bekannten Hahn der Blaser ist mit dem Stiftschilde von Weingarten belegt.



Abb. 6a



Abb. 6b

Wie sehr die große Kunst jener Zeit, besonders die Stiche Cranachs und Dürers, auch auf die Medaille eingewirkt haben, zeigt folgendes Prägestück des hessischen Landgrafen Philipps des Großmütigen vom Jahre 1535, von dem sich ein hervorragend schönes Exemplar, mit vergoldetem Relief auf den silbernen Feldern, in der Donaueschinger Sammlung befindet. (Abb. 6.) Unter dem von vorn gesehenen Brustbild, in der reichen Modetracht jener Tage, befindet sich die Signatur + C W + des Joachimstaler Stempelschneiders Conz Weltz. In der deutsch-böhmischen Bergwerksstadt Joachimstal, die bekanntlich den „Thalern" ihren Namen gegeben hat, bestand damals eine Künstlerschule, deren Mitglieder im Gegensatz zu der Gußtechnik der früheren Meister, die Stempel zu Medaillen, meist mit religiösen Darstellungen, schnitten. Diese wurden dann in größeren Massen geprägt und entsprachen offensichtlich einem Bedürfnis der Zeit. Selten wagten sie sich an das eigentliche Porträt. Besonders merkwürdig ist hier, daß die Kehrseite nach Dürers bekanntem Kupferstich „Das große Glück" gearbeitet ist, nur ist auf der Medaille die geflügelte, nackte Frauenfigur nach



Abb. 7a



Abb. 7b

links gewandt. Das eine der Attribute Fortunas, Zaum und Sattel, das sich der Nachbildner wohl nicht erklären konnte, ist weggelassen, sonst alles genau übernommen, sogar Einzelheiten des Modells und der Landschaft.

Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts bis zum dreißigjährigen Kriege zeigt nach der Hochblüte der Renaissance auch auf unserem Gebiete ein langsames Verflachen, eine gewisse Veräußerlichung, obwohl auch damals noch hervorragende Meister wirkten. Ein gutes Beispiel der unter dem Einfluß der Höfe stehenden Kunst ist die prächtige Goldmedaille der fünf Anhaltiner Fürsten vom Jahre 1569, in diesem Metalle ein Unikum, wohl eines der wertvollsten Stücke des Münzkabinetts. (Abb. 7.) Sie wurde von den beiden auf der Kehrseite dargestellten Brüdern Joachim Ernst und Bernhard, den Söhnen des Herzogs Hans, zu Ehren ihres Vaters und dessen Brüdern Georg und Joachim in Auftrag gegeben. Die Porträts der drei Brüder auf der Vorseite sind offenbar nach älteren Vorlagen gearbeitet, während die Bildnisse der damals regierenden Herzöge, vor denen der Anhalter Schild erscheint, nach dem Leben modelliert wurden. Der Unterschied im Zeitkostüm und in der ganzen Auffassung tritt deutlich hervor. Die Medaille trägt die Signatur H R, die auf den bisher bekannt gewordenen Silberexemplaren zu fehlen scheint. Ich kann in ihr nur die Initiale des Leipziger Goldschmiedes Hans Reinharts des Jüngeren erkennen, der in den Traditionen, wenn auch nicht im Stile seines berühmten Vaters Hans Reinhart des Älteren, des Meisters der großen Dreifaltigkeitsmedaille, gearbeitet hat.



Abb. 8a



Abb. 8b

Zum Schlusse möchte ich hier noch einige Medaillen beschreiben, die mit der Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg in engerem Zusammenhang stehen und mit ihrer kunstgeschichtlichen Bedeutung auch eine lokalgeschichtliche verbinden. Vor allem die beiden Medaillen auf den Grafen Wilhelm zu Zimmern, ebenfalls Unika der Donaueschinger Sammlung. (Abb. 8 und 9.) Er war der Letzte des berühmten Geschlechtes derer von Zimmern (die sich von den „Cimbern" herleiteten und daher „Zimbern" schrieben). Mit seinem Tode 1594 gingen seine Besitzungen an die Grafen von Fürstenberg-Heiligenberg über. Von dem ihm am 15. Oktober 1576 vom Kaiser



Abb. 9a



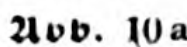
Abb. 9b

Rudolf II. verliehenen Münzrechte hat er keinen Gebrauch mehr gemacht. Die beiden Medaillen sind in Nürnberg, wahrscheinlich von Wenzel Maler, einem Bruder des bekannten Medailleurs Valentin Maler, gegossen worden. Ihre Technik weist auf Wachsbossierung der Modelle hin. Das ältere Stück in vergoldetem Silber zeigt das Brustbild des Grafen in Harnisch, Halskrause und Mantel, auf dem Armabschnitt ist die Jahreszahl 1569 eingraviert. Die Rückseite ist eine Illustration des Wahlspruchs „Ich hoffe zu Gott". Sie zeigt ein Schiff, auf dessen vorderem Maste der kaiserliche Adler, von den Stürmen des Meeeres umtobt, während Matrosen die Segel raffen. — Besonders prunkvoll ist die zweite Medaille von 1584 aus schwerem Golde (über 6 Dukaten). Hier ist der Graf in breiter, gefältelter Halskrause mit Überwurf dargestellt. Auf der Kehrseite das große Wappenschild von Zimmern mit dem Doppeladler (der Löwe über der gekrümmten Hellebarde ist das Wappen von Meßkirch) ist dreifach behelmt, rechts und links über den Helmen der Hirsch von Zimmern, das ganze umrahmt von dem frommen Wahlspruch: „Meine Hoffnung zu Gott".

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts läßt sich eine entschiedene Wandlung im Geschmack der Medailleure feststellen. Die stark realistische Auffassung der Bildnisse, bei hohem Relief, weicht einem mehr malerischen Stil, mit Betonung des Kostümlichen und flacher Ausführung. Die Rückseiten füllen meist Allegorien. Hierfür ist die Medaille des Grafen Friedrich IV. zu Fürstenberg ein gutes Beispiel. (Abb. 10.) Diese ist zwar nicht im Original erhalten, vielmehr ist das einzig bekannte Exemplar in Donaueschingen ein Bleiabguß des verlorenen Urstücks, als solches aber höchst wertvoll. Graf Friedrich IV. ist der Stammvater der Donaueschinger Linie des Hauses Fürstenberg, ein Kriegsheld, dem die Zeitgenossen hohe Tugenden nachrühmten. Die Medaille trägt am Armabschnitt des Brustbildes die Jahreszahl 1606. Mit Unrecht glaubte Dollinger dies Schaustück dem Wachsbossierer Alessandro Abondio zuschreiben zu sollen. Es stimmt weder im Stil noch in der Ausführung mit den Arbeiten dieses deutsch-italienischen Meisters überein. Vielmehr haben wir hier offensichtlich ein Werk von der Hand des württembergischen Hofmedailleurs Franz Briot vor uns, der, von Mömpelgart nach Stuttgart berufen, gerade um diese Zeit eine höchst fruchtbare Tätigkeit entfaltete und eine große Reihe von Medaillen ganz in der Art der vorliegenden geschaffen hat. Sie sind ebenfalls durchgängig von ovaler Form, flachem Relief und mit Allegorien geziert. Graf Friedrich ist hier im Feldharnisch dargestellt mit breitem, übergelegtem Spitzenkragen und mantelartigem Überwurf. Die hohe Stirn, die charakteristische Kopfbildung und Nase wie das große Auge deuten auf Intelligenz und Tatkraft hin. Die Umschrift nennt seine sämtlichen Titel, Graf von Fürstenberg, Heiligenberg und Werdenberg, Landgraf in der Bar. Die Kehrseite versinnbildlicht seinen Wahlspruch „Constanter". Ein im Meere stehender Fels wird von stürmischen Wellen umtobt, die von Winden aufgepeitscht werden. Er aber steht unbeweglich, von oben aus Wolken naht ihm der Bote Gottes mit der Palme des Friedens.

Wie eingangs bemerkt, konnte nur eine kleine Auswahl aus den reichen Beständen des Fürstlichen Kabinetts hier vorgeführt werden, die zu weiterem Studium dieser in jeder Beziehung bedeutungsvollen kleinen Kunstwerke anregen sollen. Wenn die Besucher des Karlsbaus mehr als es bisher geschehen diesen Dingen ihre Aufmerksamkeit widmen und sich vielleicht von dem stets bereiten, sachkundigen Leiter der Sammlung auch einige der nicht ausgestellten Schätze vorlegen lassen, so ist der Zweck der Zeilen erfüllt. Auch aus dem Betrachten des Kleinen, wenn es nur von echter Meisterschaft zeugt, kann, wie Altmeister Goethe sagt, Genuß und Gewinn gezogen werden.

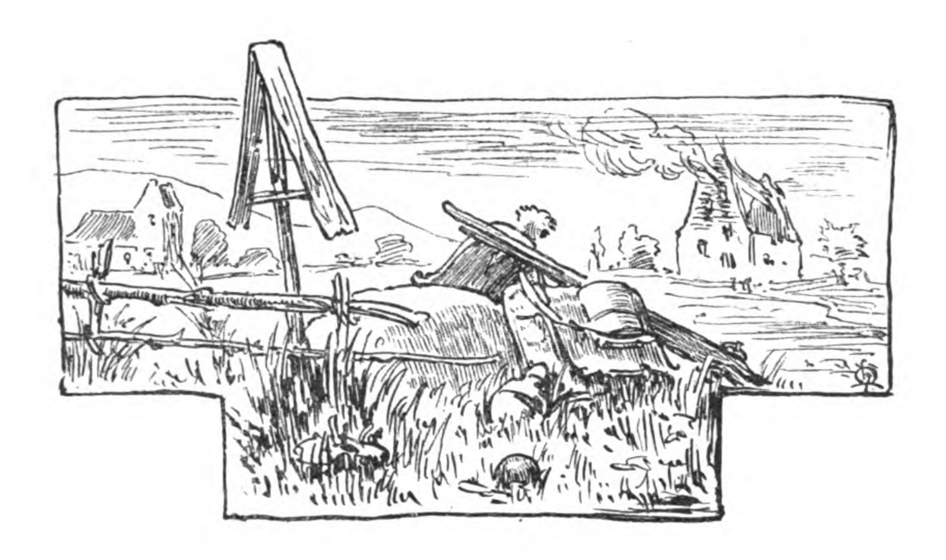




Avb. 10a



Abb. 10b



Die Klöster in der Baar

Von Hermann Lauer

Die Baar ist nicht wie der tiefere Schwarzwald ein Land der Klöster, dafür war sie zu früh und zu stark besiedelt. Auch waren in diesen Gegenden schon frühzeitig enge Beziehungen zu den auswärtigen großen Klöstern St. Gallen und Reichenau geknüpft worden.

Aber das Hügelland der Baar umzieht doch auch der Schwarzwald, und seine Berge und Tannenforsten erstrecken sich bis in das Gebiet der alten Baar. Hier in dieser unwegsamen Tannenwildnis erstand auch das erste Kloster der Baar, St. Georgen auf dem Schwarzwald oder, wie es in dem Gründungsberichte heißt, St. Georgen „auf dem Scheitel von Alemannien".

St. Georgen auf dem Schwarzwalde

Benedictus in monte! heißt ein altes Wort. Benedikt gründete sein Hauptkloster auf dem Berge und seine Nachfolger taten solches ebenfalls gerne. Montecassino bei Neapel liegt auf steilabfallendem Berge, schwer erreichbar, eine Gottesburg, die weit hineinschaut in die Lande und doch weit von ihnen und den Menschen dadrunten entfernt ist. Die Benediktiner sollten dem Hasten und Jagen der Welt fern sein. Das war der Wille des Stifters. Weit ab von Montecassino, aber ebenfalls belebt von dem Geiste seines Stifters, des großen, heiligen Benedikt, der christliche Demut und altrömische Würde in seiner das Abendland umspannenden Schöpfung durch Beispiel und Satzung zu festigen gedachte, erhob sich im Jahr 1084 das Kloster St. Georgen.

Seine Gründer flüchteten sich aus der zerrütteten, von Gegensätzen und Kämpfen durchwühlten Welt hierher in die Einsamkeit. Gregor des Siebenten Sittenstrenge rang damals mit der von Heinrich IV. gehaltenen Verweltlichung. Die Kriege beider Parteien durchfurchten Deutschland, auch Schwaben, mit tiefgehendem Leid und



Weh. Hier auf dem Scheitel von Alemannien war die Bevölkerung gering, der Durchzug spärlich, der Kriegslärm ferne. Das kirchlich gesinnte Geschlecht der Zähringer, stark und einflußreich, wehrte dem äußeren Feind.

Die Mönche kamen von Hirsau. Aber eine Verbindung mit Hirsau erwies sich infolge des Einspruches des Konstanzer Bischofs, Gebhard III., nicht als angängig, weil beide Klöster in verschiedenen Diözesen lagen.

Das ganze Mittelalter hindurch hören wir von dem abgelegenen Kloster wenig. Wir vernehmen aber Kunde von den Bedrückungen, die sich die Schirmherren des Klosters, die Herren von Falkenstein, zuschulden kommen ließen und die 1379 zu dem Verbot führten, Falkensteiner ins Kloster aufzunehmen, worin sich schon damals ein energischer Wille der Selbstbehauptung aussprach, der dem Kloster eigentümlich blieb bis zum Ende. Abt Eberhard II. setzte fest, daß jeder Mönch in Ketten gelegt werden sollte, der nochmals mit den Falkensteinern anbändelte. Bald darauf wurde auch entschieden, daß die Rücksicht auf die hohe oder niedere Herkunft keine Rolle mehr zu spielen habe bei der Aufnahme der Mönche. Das war gut. Denn bald kamen bewegte Zeiten.

Der Bauernkrieg führte 1525 Scharen von aufständischen Bauern vors Kloster. Der kluge Abt aber kannte seine Leute. Er hatte schon einen geschlachteten Ochsen bereit, ebenso Wein. Das wirkte versöhnend. Die Bauern ließen sich Speise und Trank schmecken, verzehrten auch noch die 300 Karpfen des Klosterweihers und zogen ab. Das Kloster blieb unversehrt.

Erst der große Abfall vom Glauben der Kirche zwang die Mönche, ihr Kloster zu verlassen. Aber mit Zähigkeit hielten sie an ihrem Kloster und an ihrem inneren Leben fest. Kein Einziger wurde fahnenflüchtig. Alle blieben dem alten Glauben treu. Mitten im Winter ließen sie sich 1536 eher auf die Straße setzen, als daß sie abtrünnig geworden wären.

Sie suchten zunächst Unterkunft in Rottweil, dann in Villingen. Aber mit ihrem fast unbrechbaren Selbstbehauptungswillen vergaßen sie ihre alte Heimstätte nie. Über hundert Jahre bemühten sie sich, sie wiederzuerlangen. Wiederholt gelang es in den Wechselfällen des Dreißigjährigen Krieges. Erst der Westfälische Friede, 1648, der St. Georgen Württemberg dauernd zusprach, machte diesen Bemühungen in der Hauptsache ein Ende.

Heute steht auf dem Hügel, der einst das große Kloster trug, von dem Kloster nichts mehr. Schon im Dreißigjährigen Kriege ist es in der Hauptsache verbrannt worden. Und zwar von den Villingern, die den dortigen Schlupfwinkel der Württemberger ausräuchern wollten.

Die Stadt St. Georgen, die auf und um dem Platze des alten Klosters liegt, erhält noch den Namen des unter den Schutz des hl. Georg gestellten Klosters und unten am Berge erzählt der noch vorhandene Klosterweiher die Sage, daß, als die neue Lehre in St. Georgen eingeführt worden sei, die große Glocke den Berg heruntergerollt und im Weiher versunken sei, aus dem man sie an hohen Festen läuten höre.



In ihrer kraftvollen Art hielten sich die St. Georgianer Mönche nun in Dillingen. Ihre Haupttätigkeit lag hier auf dem Gebiete der Schule. Sie machten ein Gymnasium auf und leiteten es trefflich. Es bestand bis zum Untergange des Klosters im Jahre 1806 und darüber hinaus. Auch in dieser Übernahme der Pflege höherer Studien zeigt sich die Entschlossenheit der St. Georgianer, die hierdurch ihre Stellung in der Bürgerschaft Dillingens wesentlich festigten und tief verwurzelten mit der Bevölkerung ihrer neuen Heimat. Sie behielten in Dillingen, wiederum getragen von dem Geist zäher Selbstbehauptung, den Namen St. Georgen bei und nannten ihr Kloster „St. Georgen in Dillingen". Monumental, mit kräftiger Betonung ihres neuen Daseins, stattlich, für Jahrhunderte bestimmt, bauten sie auch die neue Kirche, Schule und Kloster, und auch aus diesen Gebäuden spricht heute noch der alte Geist St. Georgianischer Selbstbehauptung, ein Sinn, dem kräftiges Zufassen eigen ist und der nicht weichen will, auch wenn Gegner und Neider den Boden unterwühlen, auf dem die Existenz aufgebaut ist.

Heute noch grüßt uns von weitem der wohlproportionierte, feste Turm der Klosterkirche, wenn wir uns Dillingen nähern. Er ist Symbol St. Georgianischen Sinnes. Schulen sind auch noch im Hause. Nur die Mönche sind fort.

Der große Sturm zu Anfang des 19. Jahrhunderts hat selbst die zähe Kraft der Selbstbehauptung der St. Georgianer getroffen. Das Kloster wurde aufgehoben, von Württemberg und Baden entleert, die Mönche in alle Winde zerstreut. Sie konnten es kaum fassen, daß der Untergang dauernd sein sollte. Sie hatten Schonung erhofft, weil sie doch auch Wissenschaft und Schule pflegten. Auch diese Hoffnung war vergebens. „Weinend", so berichtet einer von ihnen, „schieden wir aus St. Georgens Schoße voneinander, wohl vorsehend, daß wir im selben nie wieder vereint uns treffen würden."

Amtenhausen

Von Zimmern gegen Öfingen hinauf zieht sich ein einförmiges, fast menschenleeres Tal hinauf. Wald auf beiden Seiten fast bis zur Talsohle. Unten grüne Matten, oben auch am Ende des Tales ausgebreitete Felder. In diesem Tal lag in vergangenen Jahrhunderten das Benediktinerinnenkloster Amtenhausen. Noch steht der ehemalige Klostergasthof, aber von Kirche und Kloster selbst ist nichts mehr zu sehen. Die fürstenbergische Verwaltung hat sie im letzten Jahrhundert abtragen lassen.

Hier in diesem stillen Tale lebten die Frauen ganz abgeschieden. Kein großer Verkehr ging durch das Tälchen. Und auch Siedler waren nicht da. Dürftig war die Scholle, mager der Ertrag. Man wundert sich, wie das Kloster mit seinem stattlichen Personalbestand sich hier behaupten konnte. Aber es lag wohl manches Stück Land auch noch außerhalb der engeren Mark, manches brachte auch der fromme Sinn der Umwohner.

Jetzt ist ein fürstlicher Meierhof an der Stelle des alten Klosters. Das Tal ist noch stiller, denn zuvor. Ehedem läuteten die Glocken hinauf und hinab heiligen



Gruß. Aus der Kirche drang des Chorgebets ruhiger Klang, und wenn es Zeit der Ernte war, wehten die Schleier der Schwestern auf den Wiesen, das Wachstum des Jahres zu trocknen und zu bergen.

Das Kloster stand erhöht über dem Talgrund, an der linksseitigen Berglehne und hat siebenhundert Jahre lang bestanden. Um 1107 ist es gegründet worden. Und zwar wurde Amtenhausen gegründet von St. Georgen. Abt Theoger schuf hier, weitab von dem Hauptkloster, und nicht auf dem Berge, sondern im tiefen Tale, eine Sammelstätte frommer Frauen. Etwas von der zähen Selbstbehauptung von St. Georgen und seinem christlichen Starkmut lebte auch in diesem Kloster. Es überdauerte die Stürme des 16. Jahrhunderts, erblühte rasch wieder, sandte sogar Frauen zur Wiederbelebung klösterlichen Lebens nach auswärts. Amtenhausen war wohl in den guten Zeiten seines Daseins eine Idylle klösterlichen Lebens im zierlichen Gotteshause, im stillen Klostertal.

Der große Sturm zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hat auch diese Idylle zerstört. Im Jahre 1802 erfolgte die Aufhebung der Klöster. Aber die alten Frauen durften in ihrem Kloster doch sterben. Noch im Jahre 1828 lebten acht alte Frauen dort. Sie sanken eine nach der andern in kurzer Frist ins Grab. Und dann kam der Tod auch für die Gebäude. Sie wurden abgetragen, bis auf das Klostergasthaus und die Ökonomie.

In manchen Häusern der umliegenden Dörfer finden sich noch kleine Bilder, Nadelarbeiten und andere kleine Kunstwerke der Klosterfrauen von Amtenhausen, auch einzelne Bildnisse von Klosterfrauen. Im fürstlichen Archiv in Donaueschingen sind auch noch Bildnisse der Äbte von St. Georgen zu sehen, die Visitatoren von Amtenhausen waren und deren Porträts eben von Amtenhausen dorthin verbracht wurden.

Willst Du einmal die stürmende und rauschende Welt der Gegenwart vergessen, so wandre einmal durchs Amtenhauser Tal! Dort ist es still! Nur die Erinnerungen an eine schöne Vergangenheit, an ein geistiges Leben im verlassenen Tale, klingen leise von den Halden der Berge!

Friedenweiler

Friedenweiler kündet schon im Namen Weltabgeschiedenheit, Einsamkeit, Verborgenheit. So liegt es auch. Im tiefen Walde, nicht an einer Verkehrsstraße, sondern versteckt im einsamen Tale, am rauschenden Wildbach, umstanden von gewaltigen Fohren und Tannen. So war es wohl schon auch zur Zeit der Gründung vor 700 Jahren.

St. Georgen gründete auch dieses Kloster. Benediktinerinnen sangen in ihm Jahrhunderte hindurch das Lob Gottes. Der Boden, auf dem es stand, wurde aus dem Besitze des Klosters Reichenau durch Tausch erworben. Aber das Benediktinerinnenkloster hielt sich nicht so aufrecht wie das Schwesterkloster Amtenhausen. Es verweltlichte stärker, ahmte üble Sitten der Zeit nach. Und zuletzt, um 1535, ging



es ein. Der Fürstenberger Graf nahm die Verwaltung der Güter an sich. Aber er dachte nicht an völlige Beseitigung. Klostergut war ihm heilig. Und so beschloß er, Schritte zu tun, um Friedenweiler neu zu besiedeln. Aber woher? Da erinnerte er sich, wie treffliche klösterliche Zucht in dem Zisterzienserinnenkloster Lichtental bei Baden-Baden gedieh, allwo seine Schwester als Klosterfrau weilte. Und so schrieb er dorthin und bat um Entsendung von Klosterfrauen. Sie kamen 1570. Die alten Klostergüter der Benediktinerinnen wurden ihnen überlassen, wozu auch kirchlich die Genehmigung erteilt wurde. Und so erblühte im stillen Tale erneut das Gemeinschaftsleben frommer Frauen, diesmal solcher aus dem Zisterzienserorden.

Das Kloster wurde von mehreren Bränden heimgesucht. Aber die Gebäude sind doch nicht ganz verschwunden. Noch heute stehen sie im stillen Talgrunde, stattlich im Viereck gebaut mit der Kirche auf der Nordseite. So wie sie jetzt ausschauen, wurden sie nach dem dritten Brande, der am 27. März 1725 die Gebäude einäscherte, errichtet. Die Klostergebäude wurden bis auf unsere Zeit als fürstliches Jagdschloß benutzt.

Das Kloster hatte einen großen, wertvollen Wald, den Klosterwald, heute noch ein Hochgenuß für viele Kurgäste und Ausflügler. Schon vor der Aufhebung verkaufte das Kloster diesen prächtigen Waldbesitz am 1. Juli 1801 an die Standesherrschaft Fürstenberg um 6000 Gulden und jährlich 7 Malter Korn, so lange der Konvent bestehe. Dem Kaufvertrag aber war eine geheime Klausel beigefügt, daß er nur in dem Fall Geltung haben solle, wenn das Kloster wirklich aufgehoben werde. Damals war es noch unbestimmt, welcher Herrschaft das Kloster zufallen werde. Im Jahre 1802 kam die Aufhebung und die Güter fielen an Fürstenberg.

Die letzte Äbtissin starb am 21. Dezember 1814. Ihr letzter Wunsch, daß ihre irdischen Überreste bei denen ihrer Vorfahrerinnen in der Klosterkapelle beerdigt würden, wurde von der Bureaukratie jener Zeit nicht erfüllt. Sie wurde auf dem Klosterfriedhof beigesetzt.

Wie ein verwunschenes Schloß liegt heute Friedenweiler im Schoße seiner tiefen Wälder. In den Räumen des Klosters war auch einmal eine fürstliche Brauerei, die ein köstliches Bier in viele Schwarzwaldorte sandte. Auch diese ist geschlossen. Aber eine Erholungsstätte für unterernährte Stadtkinder ist jetzt im Klostergebäude, eingerichtet von J. D. der Fürstin Irma zu Fürstenberg, und geleitet von Barmherzigen Schwestern. Frohes Kinderlachen schallt jetzt im Haus und auf seinem Vorplatz.

Mariahof

Am Fuße des südlich der Donau hinziehenden Höhenzuges der Länge springt ein kleiner Hügel bis hart an die Donau vor, der sog. Heuberg. Dieser ist eine uralte Kulturstätte. Wir wissen: schon 772 stand hier ein fränkischer Königshof mit einem Baumgarten. Hier brachte der entthronte Kaiser Karl der Dicke seine letzten Tage zu. Hier starb er am 13. Januar 888. Seine Gebeine aber sind in der Reichenau be-



stattet. Im Jahre 950 hören wir letztmals von diesem Königshofe. Dann ist es 300 Jahre still. Es blieb aber für die Stätte der Name „Aufhof".

Im Jahre 1274 siedelten sich hier fromme Frauen an, die die Regel des hl. Dominikus annahmen und so entstand das Dominikanerinnenstift Aufhof. Zwischen den Schlössern Fürstenberg und Wartenberg gelegen, die von den Höhen auf das Talkloster herabschauten, wurde das zum Kloster gehörende Gotteshaus seit 1337 Grabstätte des fürstenbergischen Grafen-, später Fürstenhauses, womit das Kloster noch eine eigenartige Bedeutung erlangte. Zu dem Kloster gehörte die eine halbe Stunde entfernte, am Abhang der Länge gelegene Wallfahrtskapelle Gnadental, bei der zuvor Brüder ansässig waren.

Viele adelige Fräulein der Umgebung fanden in dem Kloster während des Mittelalters Aufnahme und Versorgung. Neben neun Gräfinnen zu Fürstenberg finden wir adelige Damen aus den Häusern derer von Almshofen, von Baldingen, von Beringen, von Blumberg, von Blumegg, von Emmingen (Hochemmingen), von Eschingen (Donaueschingen), von Velsenberg, von Fützen, von Geisingen, von Göberg, von Grünburg, von Hewen, von Zimmern. Etwa der sechste Teil aller Nonnen war adelig. Das machte wohl die enge Verbindung der Klöster mit dem gräflichen Hause Fürstenberg.

Die Stürme des sechzehnten Jahrhunderts entleerten um 1560 aber auch dieses Kloster. Jedoch gleich Friedenweiler wurde es wieder neü besiedelt, und zwar mit Zisterzienserinnen. Das Kloster erlebte eine neue Blüte, die sich im achtzehnten Jahrhundert zeigt. Aber dem allgemeinen Sterben der Klöster, wie es die Aufklärungszeit brachte, entging auch Mariahof nicht. Selbst der Umstand, daß hier die Grabstätte des Fürstenbergischen Hauses war, konnte das Kloster nicht retten. Es wurde 1802 aufgehoben.

Heute steht vom Kloster nichts mehr, außer dem Beichtvaterhaus, in dem jetzt der Kaplan wohnt, der den Gottesdienst in der anstelle der Klosterkirche erbauten Fürstlich Fürstenbergischen Gruftkirche hält. Im Jahre 1852 hat ein Brand Kloster und Klosterkirche zerstört. Ein weiter, stiller Park dehnt sich um die Gruftkirche, die nach italienischen Vorbildern mit hoher Kuppel sich über der tief angelegten Totenkammer wölbt. Das Chorgebet der frommen Nonnen erklingt nicht mehr. Die weißen Habite sind verschwunden. Mariahof ist wie Amtenhausen als Kloster fast ganz zerstört.

Der Ausblick auf die Landschaft ist eintönig. Von keiner Seite bietet sich das Landschaftsbild der weiten Ebene so wenig vorteilhaft, als gerade von hier. Die Konturen der weiten Landschaft scheinen verflacht, träg ziehen die Wasser der Donau zu unseren Füßen vorbei, in vielgewundenem Laufe. Der Wartenberg und der Fürstenberg schauen zwar auch heute noch in den Park herein. Aber es wohnt keine Herrschaft mehr auf ihnen. Und von Fürstenberg steht buchstäblich kein Stein mehr auf dem andern, wenigstens nicht über der Erde.

So predigt heute Mariahof die Vergänglichkeit alles Irdischen. Nur der hart am Park vorbeiführende Eisenbahnzug mit seinem weithin hörbaren



Rauschen erinnert an das hastende Leben des Tages, das doch alle, soweit ihr Leib in Betracht kommt, hinführt am Ende ihrer Erdentage — zur stillen Gruft!

Tannheim

Tannheim ist eine Niederlassung im Tannenwalde. Und im Tannenwald, im „Schartawald", ist 1354 das kleine Klösterlein gegründet worden. Es waren Paulinermönche, die hier wohnten. Ihre Zahl war immer nur gering.

Wenn Du aufsteigst von Wolterdingen gegen das heutige Dorf Tannheim, so kommst Du an der Stätte des alten Klosters vorbei; gerade eben dort, wo die Straße gegen das Dorf hin sich wieder zu senken beginnt. Aber nichts mehr erinnert daran, daß hier einst ein Gotteshaus stand. Alles ist abgetragen, Kloster und Kirche.

Das Klösterlein ging, wie die übrigen Klöster, im Jahre 1802 unter. In der Kirche waren der Überlieferung nach die Gebeine eines Seligen, Kuno von Tannheim genannt, begraben, der den Beinamen der „Schweiger" führte. Wer er war, ist unbekannt. Es ging eine Wallfahrt hierher, so lange die Kirche stand. Als man die neue Kirche im Dorf baute, wurde die Klosterkirche abgetragen. Reliquien des Seligen, die als solche festgestellt werden konnten, fand man nicht mehr an der als „Grab" bezeichneten Stelle. Infolgedessen ist die Wallfahrt jetzt eingegangen.

Schon jetzt werden viele über die Stätte wandern, ohne zu ahnen, daß hier einmal ein Kloster stand. Aber gehen darf man den Weg doch noch. Frei schweift der Blick von da hinüber nach dem etwa 20 Minuten entfernten Dorfe, aber auch nach Osten zu können wir über die nächsten Wälder weg weit hineinschauen in die östliche Baar. Und links, da steht noch, wie zu alten Zeiten, der Tannen massiges Heer, weit hinüber gen Hammereisenbach und Bregenbach. Das alte Kirchlein von Bregenbach haben die Pauliner von Tannheim jahrhundertelang versehen.



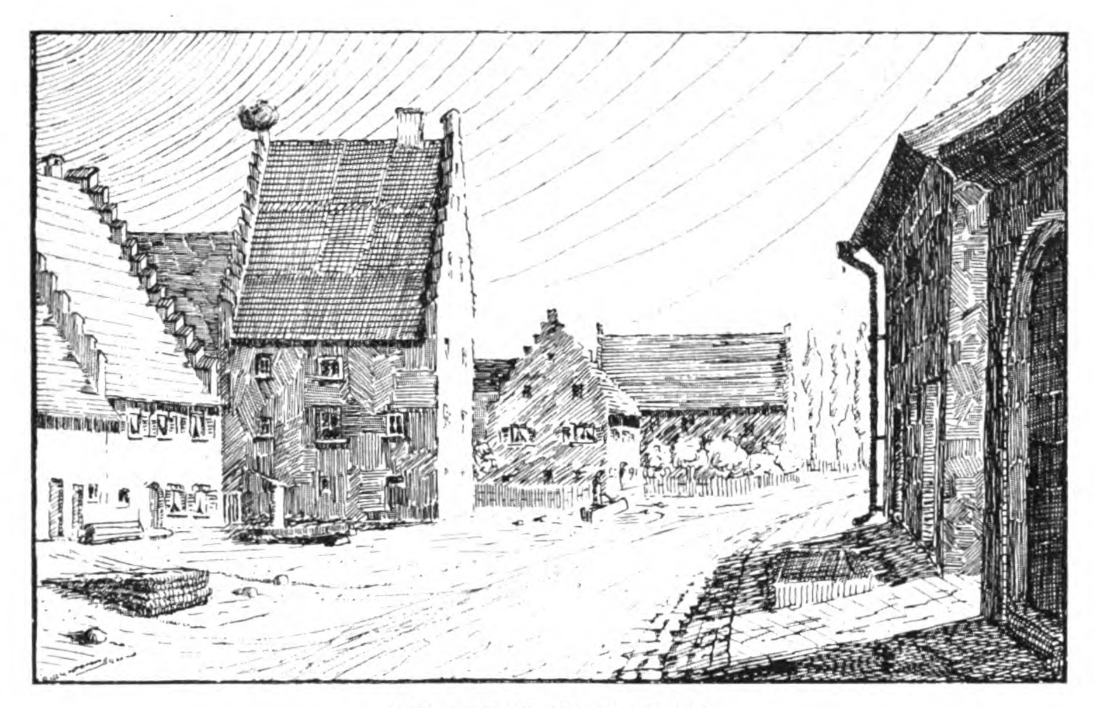


Abb. 1. Dorfstraße aus Aasen

Volkskundliche Wanderung in der Baar

Von Eugen Fehrle

Mit 6 Federzeichnungen von Ernst Fehrle

Wer von Neustadt im Schwarzwald nach Donaueschingen fährt oder geht und dabei auf die Gegend achtet, hat den Eindruck, daß nach Rötenbach der eigentliche Schwarzwald aufhöre und man jetzt aus den dunkeln Wäldern hinauskomme „ins Land", wie der Schwarzwälder Uhrmacher zu sagen pflegte, wenn er vom „Wald" her ostwärts wanderte nach den freien Flächen der Baar. Bald hinter Rötenbach sieht man viel mehr Getreidefelder und Obstbäume als bisher, wo nur einige Pflaumen- und Kirschbäume süße Früchte spenden und an besonders sonniger Stelle auch eine andere Baumfrucht gedeiht, während da und dort noch ein Holzapfelbaum an die vorrömische Zeit Germaniens erinnert. Dagegen lachen einem schon in Löffingen die schönsten Apfelblüten entgegen. Und erst am Eingang von Döggingen machen dem „Wälder" die reichen Obstgärten klar, daß er in einer ganz anderen Gegend ist.

Auch in der Sprache ist ein großer Unterschied zwischen den beiden kaum eine Stunde auseinander liegenden Grenzorten Rötenbach und Löffingen. Der Rötenbacher geht heim, der Löffinger hoam, der Gaischt (Geist) heißt in Löffingen Goascht. Ähnlich wie im Bayrischen ist in der Baar **ei** zu **oa** geworden. Beide Laute **o** und **a** werden dabei in voller Schallstärke gesprochen, während in der Richtung auf den Bodensee zu dem **o** ein schwaches e nachschlägt, ei also mehr zum un-

echten Doppellaut und schließlich zum offenen o wird. Wenn auch dieses oa vom bayrischen verschieden sein mag, so hört es sich doch sehr breit und massig an, recht bezeichnend für den Baarbewohner, während das oe des Seehasen wendiger und flinker klingt. Öfters wird das **oa**, **ua**, **ue** der Baar noch rauher und tonvoller gestaltet durch das nachfolgende, außerordentlich rauh gesprochene Rachen-ch, das der „Baaremer" im In- und Auslaut hat (im Anlaut nur im Grenzgebiet, vom Fürstenberg aus gegen den Hegau zu), wie im Doppellaut ua z. B. in F r u a c h t = Frucht. Breit werden in der Baar auch die Vokale gesprochen, die vom Mittelhochdeutschen her geblieben sind. Der Schwarzwälder hat keine Z i t (Zeit), er hat noch w i t h a i m (weit heim); der Baaremer keine Z i i t und w i i t h o a m.

Auch ganze Vokalreihen sind vorhanden und bezeichnend lang: t r i ä j e = fett werden, gedeihen; g r u ä j e = ruhen, B r i ä j e = Brühe. So treten, wie im Hochalemannischen, Konsonanten unter gewissen Bedingungen als Längen auf, mit einer Silbenpause in sich (suf-fe = saufen, rid-de = reiten). Das hört sich eigenartig, unbeholfen und rauh an.

Dem von Neustadt her Wandernden fallen auch die Wirtshausnamen auf: Der Löwen heißt L ä ä j e, und sein Besitzer der L ä j e s, statt Gasthaus zur Flasche sagt der Baaremer zur F l ä s c h e, wie ältere Leute heute noch S c h u b l ä ä d sagen für Schublade, während der jüngere Nachwuchs unter dem Einfluß der Schulbildung das schriftdeutsche a hat[1].

Im Gegensatz zum „Wald" steht auch der Wechsel von r und l und der von s und r: die Kirchweih heißt in der Baar Kilbi, Kirche = Kilche, Kirchdorf = Kildoarf; die Dachgaube heißt das Guggehiirli, während die Verkleinerung von Haus allgemein sonst das Hiisli ist.

Die Rötenbacherin backt G u g e l u p f, die Baaremer Bäuerin H ä p f e l ä a b l i, die Schwarzwälder Kuh hat B o l l e an den Beinen (Schmutzkruste), die baaremer B ä g l e; dort haben die Kinder (wie im Hegau) einen Baledii (wollenes Halstuch), in der Baar einen T s e f i i r.

So ließen sich viele Merkmale der Sprache und Unterschiede von angrenzenden Landteilen anführen, die zeigen, daß die Baar eine Mundart für sich hat, der wohl manches mit dem westlicheren Schwarzwald-Alemannisch, anderes mit dem Schwäbischen gemeinsam ist, die aber in vielem eine ganz eigene Entwicklung genommen hat.

Wandert man in das Herz der Baar, in die Gegend von Donaueschingen, so fällt auch immer mehr der andere Menschenschlag auf. Vor einigen Jahren besuchten Rötenbacher ihren alten Lehrer in Aasen, Amt Donaueschingen. Da konnten die Bauern des Dorfes sich nicht genug freuen über die kleinen Wälderwiibli. Die Leute in der Baar sind nämlich im Gegensatz zum „Wälder" im allgemeinen groß gewachsen, von schönem, starkem Körperbau. Ein „suufer gwachsenes" Baaremer Meidli darf sich überall neben den großen norddeutschen Blondinen sehen lassen. Doch fehlt den Frauengesichtern vielfach eine gewisse Zartheit und Lieblichkeit, aber

[1] Vgl. O. Weise, Unsere Mundarten, ihr Werden und ihr Wesen², 1919, 115.



sie sind doch sehr ansprechend und ausdrucksvoll. Der Knochenbau ist meist stark entwickelt, so daß Männer bisweilen etwas grobschlächtig wirken und man bei Mädchen mit zu stark entwickelten Schädelknochen von „Booremer Stierkopf“ spricht.

Der Bauer in der Baar ist dem Fremden gegenüber etwas zurückhaltend, wie der Alemanne überhaupt. Wenn der Fremde meint, ihn durch eine Menge von Fragen mehr zum Reden zu bringen, so kann er öfters die Antwort „jo, jo“ bekommen. Im Grunde genommen ist das gar keine Antwort, sondern nur eine bedeutungslose Äußerung einem Frager gegenüber, dem man nicht antworten will, oder den man nicht versteht oder los haben möchte, besonders wenn er eine fremd klingende Mundart spricht. Dabei ist der Baaremer nicht dumm oder gar heimtückisch, wie Fremde die alemannische Zurückhaltung bisweilen erklären wollen. Er kann, wenn es sein muß, sehr deutlich und offen werden. Die Grobheit der Baaremer ist schon seit langem immer wieder betont. Aber sie sind dabei ehrlich, und das versöhnt.

Der Bauer kann sehr scharf beobachten. Man muß im Wirtshaus mit ihm sitzen, wenn Fremde vorbeigehen, z. B. Damen aus den umliegenden Badestädtchen, „deren Kleider oben und unten zu kurz sind“, und dann das Urteil der Bauern hören. Vom Kopf bis zum Fuß können sie die auffallende Kleidung der Fremden beschreiben und mit treffendem Spott ihr Gebaren kennzeichnen. Der Bauer war ja immer ein großer Satiriker, das weiß die Literaturgeschichte aller Zeiten, und die Baaremer sind auch hierin echte Bauern.

Bei dem manchmal etwas rauhen Äußeren ist der Baaremer durchaus gutherzig und vor allem treu und zuverlässig und nicht flatterhaft. Wer ihm mit Vertrauen entgegentritt, wird Vertrauen finden. Und diese herben, oft schwerfälligen Menschen mit ihrem guten Herzen und oft kindlicher Zartheit muß man gern haben, wenn man deutsches Wesen überhaupt versteht.

Wie die Menschen der Baar zurückhaltend sind, so offenbart auch die Landschaft nicht jedem flüchtigen Blick ihre Schönheit. Wer nur mit der Eisenbahn durch die Baar fährt und vorher die Schwarzwaldberge bewundert hat, dem kommt die Baar leicht nüchtern vor. Ist im Frühjahr der Schnee weg und wagen sich die grünen Halme vor den kalten Winden, die über die Hochfläche hinfegen, noch nicht aus dem Boden heraus, dann mag das Grau-grün, das man von Döggingen bei Hüfingen oder von Sommerau bis Villingen beobachten kann, eintönig wirken. Wenn aber die Frühlingssonne die Blumen und Gräser geweckt hat, so gibt es kaum etwas Prächtigeres als die herrlichen bunten Wiesenflächen, die der Mai über die weiten Fluren legt. Und im Sommer wogen goldene Getreidefelder über die gewellten Flächen hin, und in tausenden von Ähren quillt Gottes Segen hervor. Auch dann ist die Kornkammer Badens, wie man die Baar mit Recht nennt, ein wunderbares Land. Die weiten Linien geben der Landschaft einen großzügigen Charakter und wirken beruhigend auf das Auge.

Und in diese großflächige Landschaft hinein stellt der Bauer die weitgedehnten Häuser, wie sie für die Baardörfer bezeichnend sind. Im Gegensatz zum fränki-

schen Gehöft, in dem Wohngebäude, Wirtschaftsräume, Ställe, Scheune, Schuppen voneinander getrennt um einen Hof gruppiert sind und oft ein behagliches Bild darstellen, ist das Baarhaus ein Einbau. Alle Räumlichkeiten sind in der Regel unter einem Dach. Das Haus wird durch den Hausgang, die Huseere in zwei Teile geteilt. Auf der einen Seite sind die Wohnräume, auf der andern der Stall; an diesen schließt sich die Scheune an. Wo erforderlich, sind mehrere Ställe da, für Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine; sie sind beiderseits an die Scheune angereiht, den Beschluß bildet ein Schuppen, Schopf genannt, wenn es nötig ist, auch ein zweiter. Die Küche liegt, besonders bei einstöckigen Häusern hinter der Huseere, bei größeren auch öfters daneben, im Wohnbau. Die Einteilung ist bei großen wie kleinen Bauernhäusern im wesentlichen dieselbe (Abb. 6). Das Bestreben, alles unter ein Dach zu bringen, geht so weit, daß auch bei Häusern, die zunächt keine Ställe und Wirtschaftsräume enthalten haben, diese nachträglich wie beim Einbau, rechts oder links angebaut werden, so daß sie tatsächlich mit dem älteren Wohnbau ein Ganzes bilden, wenn auch ein flüchtiger Blick sie sofort als Anbauten kenntlich macht. So stehen z. B. in Aasen einige besonders hohe Häuser mit Staffelgiebel, bei denen die Stallungen, Scheune und Schöpfe nachträglich zugefügt sind. Die Häuser sind nicht näher untersucht. Aus der Geschichte des Dorfes darf man wohl schließen, daß sie als vereinzelte Gutshöfe oder Herrensitze, deren Wirtschafsräume vom Wohnbau getrennt waren, außerhalb des Dorfes standen, das früher anders lag als heute[2].

Zwischen den Häusern und der Straße liegt meist ein offener Hof, in dem der Brunnen steht und der Misthaufen sich breit ausdehnt und außerdem noch eine große Fläche übrig bleibt (Abb. 1). Der Zwischenraum zwischen den Häusern rechts und links der Straße ist deshalb sehr groß, und eine solche Dorfstraße macht, der weiten Landschaft entsprechend, ebenfalls einen breiten, freien Eindruck, der einem voll zum Bewußtsein kommt, wenn man ein fränkisches Dorf mit den geschlossenen Höfen und engbegrenzten Straßen aus der Gegend von Heidelberg vergleicht.

Seiner ganzen Art nach hängt der Bauer in der Baar meist mit großer Zähigkeit an alten Sitten. Um die Osterzeit z. B. fallen in den Gärten, indenen sonst noch spärlich einzelne Frühlingsblumen das graue Einerlei beleben, die hohen Palmen mit ihrem frischen Grün auf (Abb. 2—5). Die Palmen, die am Sonntag vor Ostern wie an vielen katholischen Orten zur Weihe in die Kirche gebracht werden, sind in der Baar groß und schön und werden kaum in einer deutschen Landschaft übertroffen. Während z. B. im Odenwald die Palmen meist ganz einfach, fast besenartig sind und man im Hegau oft nur ein mehr oder weniger geschmücktes Tännchen als Palmen hat, das nach der kirchlichen Weihe an der Stalltüre festgenagelt wird, ebenso vielfach in der Bodenseegegend und in der Schweiz, wo das Tännchen allerdings ziemlich reichlich mit Bändern versehen ist, werden die Palmen in der Baar sehr sorgfältig gebunden. Der schlanke Stamm ist von

[2] Vgl. Ernst Fehrle, Die Flurnamen von Aasen 18 f.



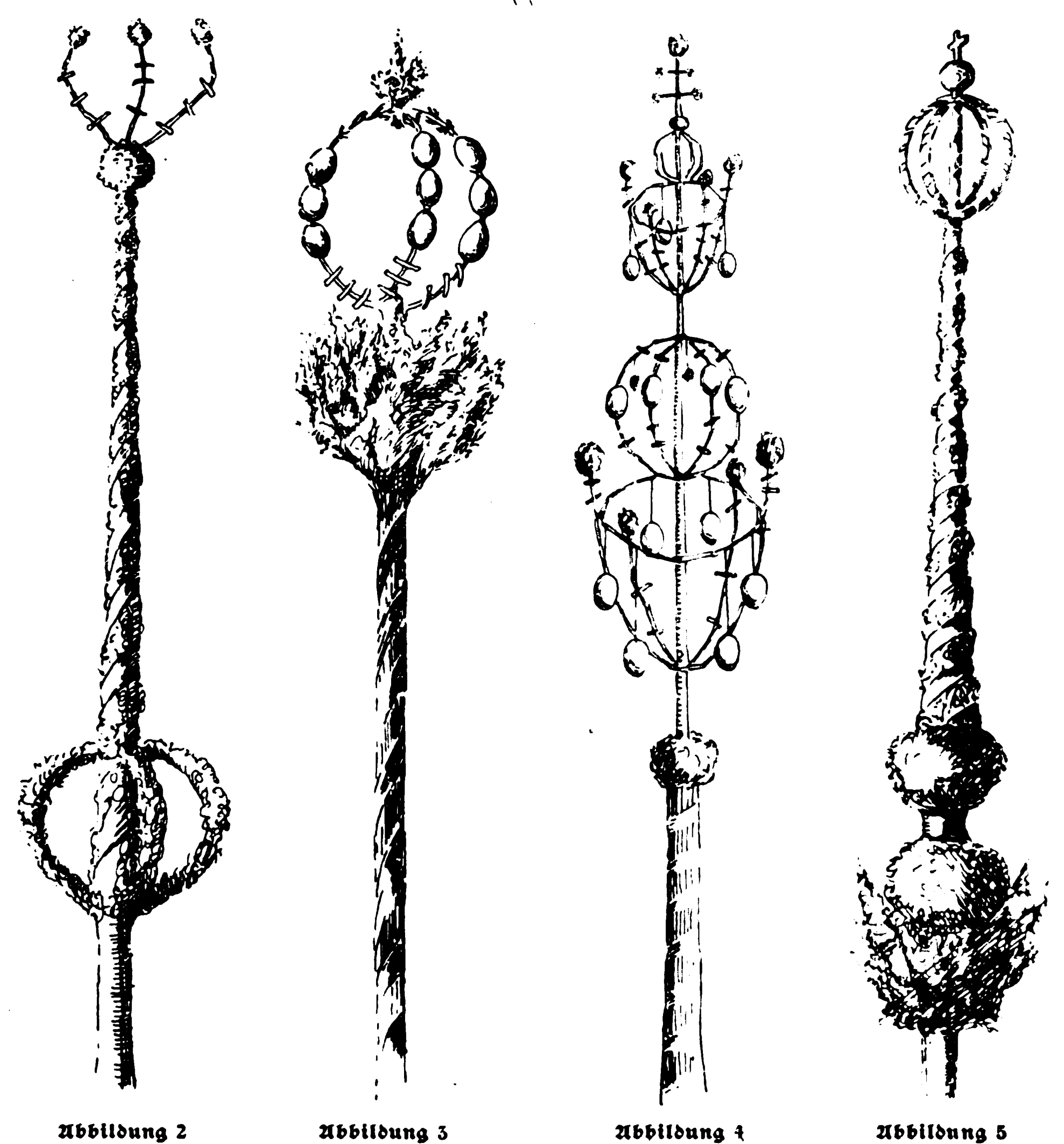


Abbildung 2 Abbildung 3 Abbildung 4 Abbildung 5

einer jungen Tanne, der grüne Schmuck vom Sevibaum[3] oder der Reckholderstaude[4] oder aus Buchs.

Der Stamm des Palmen ist sorgfältig geschält[5] und bis zur untern Kugel oder dem an der entsprechenden Stelle angebrachten Busch von einem bunten, meist roten Band umzogen. Mancherorts trägt er zwischen dem Reisig überall Äpfel. Die Kreuzhölzchen mit den Querstäbchen dran sind aus Holunder kunstvoll gereiht. Es sind 7 oder 9 Querhölzchen angebracht.

[3] Sevebaum, Sadebaum, Juniperus Sabina. Vgl. Franz Söhns, Unsere Pflanzen[6] 1920, 70; J. Murr, Die Pflanzenwelt in der griechischen Mythologie 1890, 126 f.

[4] Alemannische Bezeichnung für Wacholder.

[5] Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche[2] 53, 65.

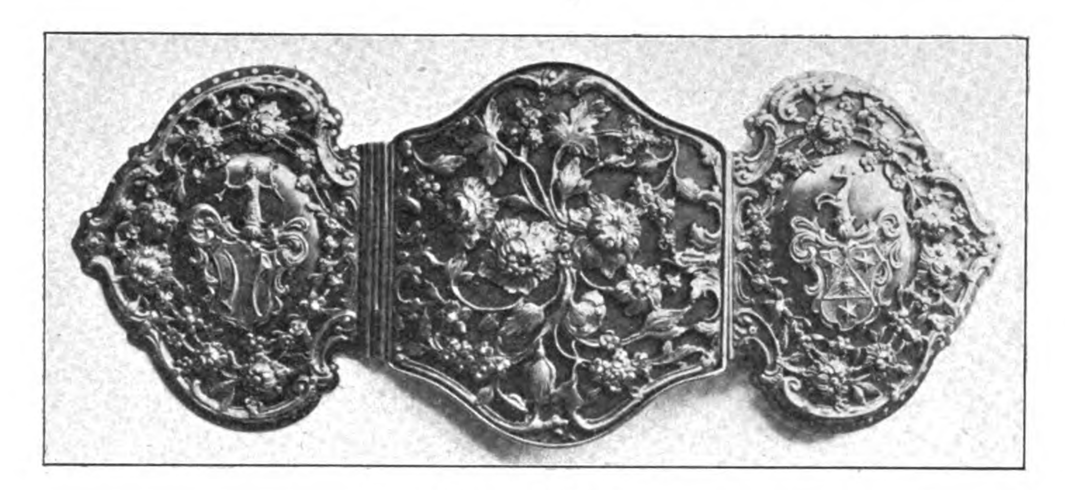
Dieser „Baalme" wird nach der Weihe in den Garten gestellt (Abb. 6) und bleibt dort, um Segen zu verbreiten. Im Frühjahr bildet er einen schönen Schmuck, im Sommer steht er einsam in all dem Grün als dürrer Rest einer schönen Sitte.

Erfreulicherweise werden diese Palmen nicht nur in den Dörfern gemacht, sondern auch Donaueschingen hat, am Weg nach der Bräunlinger Höhe, sehr schöne Palmen, die mit denen eines jeden Dorfes wetteifern können (Abb. 2, 3, 5).

So ist die Baar. Heimat ist ja schließlich für jeden Menschen ein eigen Schönes. Aber das haben mir schon viele und Vielgewanderte, die nicht in der Baar Kinder gewesen sind, gesagt, daß auch dieses Land seine eigene Schönheit besitzt; man muß sie nur mit liebevollem Herzen angehen und gefunden haben.



Abb. 6. Vom Anger in Aasen



Chormantelschließe

Das Kunsthandwerk in Villingen

Von Stadtpfarrer Wilhelm Kling in Villingen

Die Gründung der Zähringer auf dem Schwarzwalde birgt in ihren Mauern gar manche Werke, welche neben dem Schönheitssinn besonders die Kunstfertigkeit der vergangenen Geschlechter verkünden. Trotzdem aber ist es schwer zu sagen, ob bis tief ins 14. Jahrhundert hinein das Kunsthandwerk in ihr schon eine heimische Stätte hatte; denn gar manche Quelle, aus der uns Kenntnis der Meister fließen könnte und sollte, ist verschüttet, gar manche versagt, gar manche Kunstarbeit ist von ihrem ursprünglichen Orte spurlos verschwunden, gar manche auch von Unverstand und Bosheit dem Untergange geweiht worden.

Wohl vermutet man, daß der sog. Fürstenbergische Kelch: ein Werk von bedeutendem Werte und hervorragender Schönheit, in romanischem Stile gehalten, den Graf Heinrich von Fürstenberg 1282 dem Münster zu Villingen schenkte, von einem einheimischen Goldschmiede gefertigt wurde;[1] aber bei der Vermutung bleibt es! —

Erst nach dieser Zeit, also gegen Ende des 14. und dann im 15. und 16. Jahrhundert ist es möglich, auf einigen Gebieten das Villinger Kunsthandwerk in seiner Tätigkeit etwas zu verfolgen und zwar auf jenen der *Tucher und Weber*, der *Hafner und Glockengießer*.

Schon um das Jahr 1310 erscheint zu Villingen das Handwerk der Tucher und Weber als einer der hauptsächlichsten Erwerbszweige seiner Bürger. 1356 bestätigte diesen der Magistrat ihre Rechte.[2] Ursprünglich verfertigten die Tucher und Weber sog. einmänniges Tuch — so genannt, weil es ein Mann auf einem engen Webstuhle anfertigte — und sog. Wilfelinge: starke Zeuge, halb wollen, halb leinen, die besser

[1] Kraus, S. 123. — [2] Gothein, S. 533 ff.

und darum auch teurer waren als ersteres. Später dann, im Jahre 1470, wurde außer diesen beiden Stoffarten eine neue eingeführt: die sog. „Hotzen", ein Stoff, zu dem vlämisches Garn verwendet wurde. Schließlich, gegen Ende des 16. Jahrhunderts, verlegte man sich auch, wie dies aus den damaligen Schauordnungen hervorgeht, auf das Weben von feineren, acht- und siebenbündigen Tüchern. Die Hauptsache aber blieben immer die Futtertücher. Was hergestellt wurde, war nur gute Ware. Dafür sorgte einerseits das Gesetz, welches die Verwendung aller Ersatz- und Streckmittel streng verbot,[3] andererseits die von Amtswegen bestellte Schau, welche gewissenhaft über die Beobachtung der bestehenden Vorschriften wachte und scharfe Strafen verhängte.[4] Auch hatte die Stadtverwaltung großes Interesse für das Tucher- und Weberhandwerk und unterstützte es.[5] Die Ware selbst wurde verführt, teils unverarbeitet, teils zu Kleidungsstücken verarbeitet. So bekamen im 15. Jahrhundert noch die Mönche von St. Blasien einen Teil ihrer Bekleidung von Dillingen.

Fast ebensoweit zurück wie das Handwerk der Tucher und Weber läßt sich jenes der Hafner verfolgen. 1364 wird erstmals die sog. Hafnergasse erwähnt. 1401 und 1509 ff. finden sich viele Hafner verzeichnet und seit der Mitte des 15. Jahrhunderts wird das nordöstliche Viertel der Stadt nach diesem Gewerbe benannt. Stets war das Handwerk der Hafner in Dillingen heimisch, wenn es auch nicht zu allen Zeiten nachweisbar künstlerisch bedeutende Werke schuf. Aber es hat solche hervorgebracht. Sie gehören teils dem 16. und 17., teils auch erst dem 19. Jahrhundert an. Viele dieser Werke sind zweifellos verloren gegangen, manche auch noch nicht bekannt geworden; aber die wenigen, welche vorhanden sind, beweisen, auf welcher Höhe das Hafnerhandwerk zu beiden Zeiten stand.

Was wir an Schöpfungen aus der ersten Blüteperiode des Hafnerhandwerkes in Dillingen besitzen, verdanken wir fast ausschließlich Hans Kraut (c. 1532—1592), den Fachleute heute „zu den besten deutschen Kunsttöpfern des 16. Jahrhunderts" zählen. Von ihm und seinen Arbeiten schreibt der bekannte Keramiker Professor Kornhaas in Karlsruhe: „Wir dürfen annehmen, daß Hans Kraut aus sich selbst das geworden ist, was er ist, mit all seinen Vorzügen und Schwächen; ein für seine Zeit und Umgebung großes Talent, ein schöpferischer Künstler und Handwerker, oft urwüchsig derb ohne allzu strenge Durchführung eines Gedankens, in der Plastik größer als in der Zeichnung."[7] An kleinen Arbeiten von diesem Meister sind neben andern noch vorhanden: Ofenkacheln[8], Ofenaufsätze[9], Ofenstücke[10], Gebäckmodelle und Modelle zu Ofenkacheln[11], Tonstücke der verschiedensten Art[12]; an größeren: zwei Prachtstücke, von denen das eine in Reliefarbeit die Wappen des Kaisers Maximilian II., des Erzherzogs Ferdinand von Österreich und der Stadt Dillingen zeigt[13], das andere in derselben Behandlung die Seeschlacht von Rhodus (1523) mit drei Schlachtschiffen

[3] Gothein, S. 534. — [4] R. P. v. 11. Juli 1672. — [5] R. P. v. 26. November 1609. — [6] Bader, S. 126. — [7] Roder, Zur Lebensgeschichte, S. 378. — [8] A. S. 321, 192, 224, 986, 864, 865, 492, 924, 1417. — [9] A. S. 291—316. — [10] A. S. 945. — [11] A. S. 884—1248, 1270 und 1509. — [12] A. S. 1557, 1558, 1540, 223, 809, 517. — [13] A. S. 7 stammt aus dem Jahre 1574.



Schlacht von Rhodus (1523) von Hans Kraut

der Johanniter und zweien der Türken darstellt[14]. Seine größten und bedeutendsten Werke aber bilden die beiden Öfen, die er gebaut hat. Sie sind in Renaissance gehalten. Der eine, mit der Jahreszahl 1577, stand bis in die 1870er Jahre in einem Privathause in Engen und wurde dann um 6000 fl an das Kensington Museum in London verkauft[15]; der andere, ein Geschenk des Abtes von St. Georgen für den Abt Gallus in St. Peter, befand sich in dem ehemaligen Benediktinerkloster, jetzigem Priesterseminar zu St. Peter und steht jetzt im Kunstgewerbemuseum in Karlsruhe.[16]

Die Werke der zweiten Blüteperiode des Hafnerhandwerkes sodann sind lediglich Schöpfungen der Kleinkunst. Die Meister, welche diese zierlichen Arbeiten schufen, sind: der sog. Berglehafner Josef Walser (1792—1845); Josef Göth (1805—1883) und sein Sohn Albert Theodor Göth (geb. 1833); Josef Ummenhofer (1802—1876) und die beiden Brüder Dominikus Ummenhofer (1802—1876) und Xaver Ummenhofer (geb. 1805). Alle verlegten sich auf Modellarbeiten[17], auf Constücke[18], auf Configuren[19], auf Weihnachtskrippen[20]; Albert Theodor Göth verfertigte außerdem noch Uhrenschilde[21].

---

[14] A. S. 1977, das Constück wurde geschaffen zur Erinnerung an den Villinger Johanniter Wolfgang von Maßmünster, der 1523 an der Schlacht zu Rhodus teilnahm und 1536 in Villingen starb. — [15] A. S. 331, Abbildung dieses Ofens in London. — [16] A. S. 1818 a u. 1818 b. Abbildung und Beschreibung dieses Ofens aus dem Jahre 1787. — [17] A. S. 1308 von Josef Walser, 1904 von Theodor Göth, und 1130 und 1131 von demselben, 1098 und 1099 von Dominik Ummenhofer. — [18] A. S. 1948 von Josef Walser, A. S. 1884 von Josef Göth, A. S. 1718, 1856 u. K. d. J. S. 23 von Theodor Göth, A. S. 989, 1646—48 u. K. d. J. S. 24 u. 2f. v. Domin. Ummenhofer, A. S. 1727—1730 von Josef Ummenhofer, A. S. 1733 v. Xaver Ummenhofer. — [19] A. S. 922, 450, 965, 1507 von Josef Walser, A. S. 1731, 1732 u. K. d. J. S. 24 v. Josef Ummenhofer, A. S. 1182 v. Xaver Ummenhofer. — [20] A. S. 965 v. Josef Walser, A. S. 1976 u. K. d. J. S. 24 v. Josef Göth, A. S. 1719 von Theodor Göth, K. d. J. S. 25 von Dom. Ummenhofer. — [21] A. S. 1087, 1129, 1271, 1272, 1720—1725.

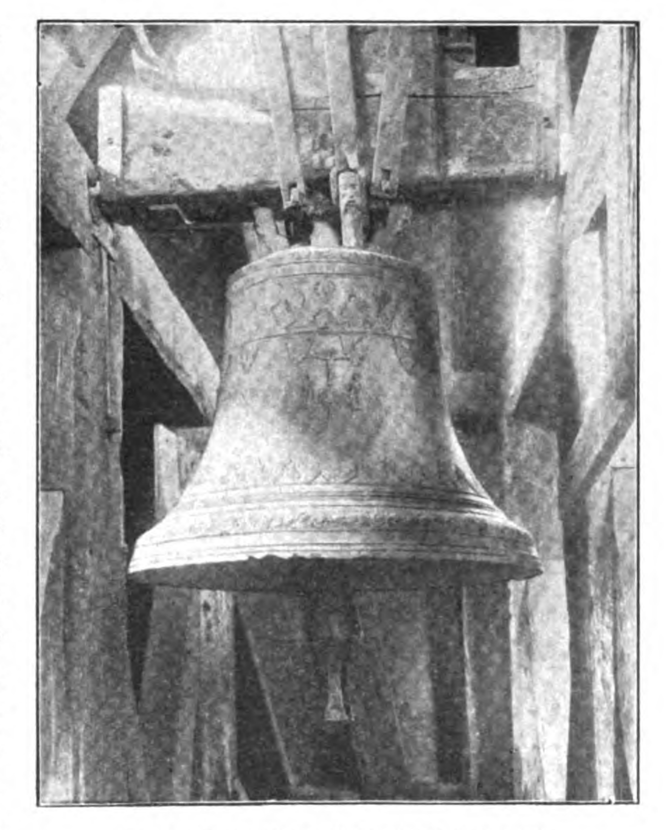
Gegen Ende des 16. Jahrhunderts fand auch die Glockengießerei in Villingen eine Heimstätte und behielt diese bis heute. Um das Jahr 1570 nämlich errichtete Hans Reble (1552—1615) eine solche. Ihm folgte sein Sohn Christoph Reble (1581—1649). Dieser betrieb das Handwerk seines Vaters bis zum Jahre 1625, in welchem er dann das Geschäft seinem Schwiegersohne Joachim Grüninger (1604—1670) übergab. Seit dieser Zeit ist es bei der Familie Grüninger[22] geblieben und hat den guten Ruf, den ihm die seitherigen Inhaber durch ausgezeichnete Arbeiten erwarben, in und außerhalb der badischen Heimat bewahrt und in jüngsten Tagen noch verstärkt. Von den Glocken, welche diese Meister zu ihrer Zeit gegossen haben, sind manche noch vorhanden: viele wurden umgearbeitet; wieder andere sind ein Opfer des unseligen Krieges geworden. Die beiden größten Geläute aus alter Zeit stammen von Josef Benjamin Grüninger, wohl dem bedeutendsten unter den Meistern der Vergangenheit. Das eine wurde von ihm für die Benediktinerkirche seiner Vaterstadt 1767 mit sieben Glocken[24] und das andere 1781—1783 für das Kloster St. Blasien im Schwarzwalde mit 15 Glocken gegossen[25]. Die Glocken selbst wurden teils in Villingen, teils auch an dem Orte, für den sie bestimmt waren, hergestellt, wie dies bei dem großen Geläute für die Klosterkirche in St. Blasien der Fall war.[26] Dort wurde nämlich auf Kosten des Gotteshauses eine „schwarze Hütte" mit zwei Öfen erbaut und zwar unmittelbar vor dem Eingang in die Klosterkirche, damit sie nach Vollendung des zu beginnenden Werkes nicht belassen und in ihr kein Konkurrenzunternehmen für die Meister aus Villingen geschaffen werden konnte.[27] In der Heimatstadt hatten die Glockengießer ein „Güßhaus" auf dem Kupferberg[28], später dann, von 1821 an, ein solches beim ehemaligen Pulverturm auf dem Graben südlich der Stadt[29], bis im Dezember 1875 die heutige Gießerei neben dem alten Amtshause der Johanniter erbaut war.[30] Über die Art der Herstellung der Glocken und Geläute geben die Aufzeichnungen von Meinrad Grüninger aus dem Jahre 1767 einigen Aufschluß. Aus denselben

---

[22] Die Inhaber der Glockengießerei waren: Joachim Grüninger (1604—1676), Matthäus Grüninger (1653—1710), Jakob Pelagius Grüninger (1691—1725) und Meinrad Anton Grüninger (1692—1750), Johann Pelagius Grüninger (1721—1790), Josef Benjamin Grüninger (1735—1795), Niklaus Meinrad Grüninger (1763—1818), Benjamin Severin Grüninger (1782—1840), Lukas Meinrad Grüninger (1811—1849), Benjamin Benedikt Grüninger (1821—1879) mit seinen beiden Söhnen Benjamin Grüninger (1873—1912) und Adalbert Grüninger (1852—1918), wozu 1897 noch Benjamin Grüninger hinzutrat, der nach dem Tode des ersten und nach dem Ausscheiden des zweiten aus dem Geschäfte der alleinige Inhaber der Firma ist. Walter S. 747 ff. — [23] So eine von Joachim Grüninger aus dem Jahre 1674 in Gütenbach. Mitteilung von Glockengießer Benjamin Grüninger. — [24] Töne: d (59.5 Ztr.), fis (18,75 Ztr.), a (11,75 Ztr.), d (5,04 Ztr.), fis (2,25 Ztr.), a (1,33 Ztr.) und d (0,57 Ztr.), s. Glockenverzeichnis unter 1767. — [25] Töne: a (130 Ztr.), c (70 Ztr.), d (40 Ztr.), e (31,90), f (22 Ztr.), g (18 Ztr.), a (12 Ztr.), h (9 Ztr.), c (6,80 Ztr.), d (5 Ztr.), e (4,28 Ztr.), f (2,60 Ztr.), g (2,15 Ztr.), a (1,30 Ztr.), c (0,87 Ztr.), s. Glockenverzeichnis unter 1781—1783. — [26] Meinrad Grüninger, „der Glockengießer" S. 26 ff. — [27] Meinrad Grüninger weist in seinem „Glockengießer" nachdrücklich auf Salem hin, wo den Meistern, die dort die Glocken gossen, aus der Errichtung einer solchen Hütte schwerer Schaden erstand. S. 27. — [28] G. P. 1762—1766 vom 7. Okt. 1762. — [29] Glockenverzeichnis unter 1875. — [30] Ebenda.



läßt sich entnehmen, daß ein jeder Meister die Methode des vorhergehenden übernahm und sie durch Studium theoretischer Werke und durch Erfahrungsergebnisse aus der eigenen Arbeit zu vervollkommnen suchte. Am meisten bemühte sich um ihre Verbesserung Benjamin Josef Grüninger. Von ihm besitzen wir einen Auszug aus dem Werke Pluchy's: „Schauplatz der Natur", der uns in einer Randbemerkung zeigt, daß der Meister nicht bloß die dort besprochene „neue Methode des Herrn Cochu, Gießer und Organist zu Châlons an der Marne" für seine Zwecke gründlich studierte, sondern auch eine eigene Erfindung gemacht hatte. Er schreibt: „Ein trefflicher Zier Leim den ich selbst gemacht ist: . 1 theil zart geschwembten Leim; Ein $\frac{1}{2}$ theil alter, $\frac{1}{4}$ thl Zieglmehl $\frac{1}{4}$ vom alten schmelztiegl zart verriben."



Glocke in der Pfarrkirche zu Gengenbach

Die übrigen Kunsthandwerke Dillingens treten nachweisbar erst später in die Erscheinung. Von manchen derselben ist nur die eine oder andere Arbeit mit ihrem Meister bekannt. So wissen wir, daß der Stuck an der Decke des Mittelschiffes und des Chores im Münster zu Dillingen 1701 von dem „Stockador und Gypsermeister" Ignatius Bürckner zu Dillingen um 33 fl 36 kr gefertigt wurde[31]; so auch, daß das schmiedeiserne Gitter im Münster, das den Chor ehedem vom Langhause trennte, von den Dillinger Schlossern Johann Stern und Kaspar Speth 1724 geschmiedet wurde[32].

Dagegen gelangten im 18. Jahrhundert einige Zweige des Kunsthandwerkes zur Blüte. Zwar sind bei ihnen jeweils nur wenige Meister bekannt, aber aus den Werken, welche sie geschaffen, läßt sich mit Sicherheit schließen, wie leistungsfähig das damalige Handwerk war. Sie verdanken dies dem Umstande, daß manche wohlhabende Kirchengemeinden und Klöster ihre Gotteshäuser auszuschmücken begannen.

Kunstschreiner werden in dieser Zeit vier erwähnt: Matthias Votzeler (1710—1784), der 1750 mit Bildhauer Anton Hops den Hochaltar in der Bicken-

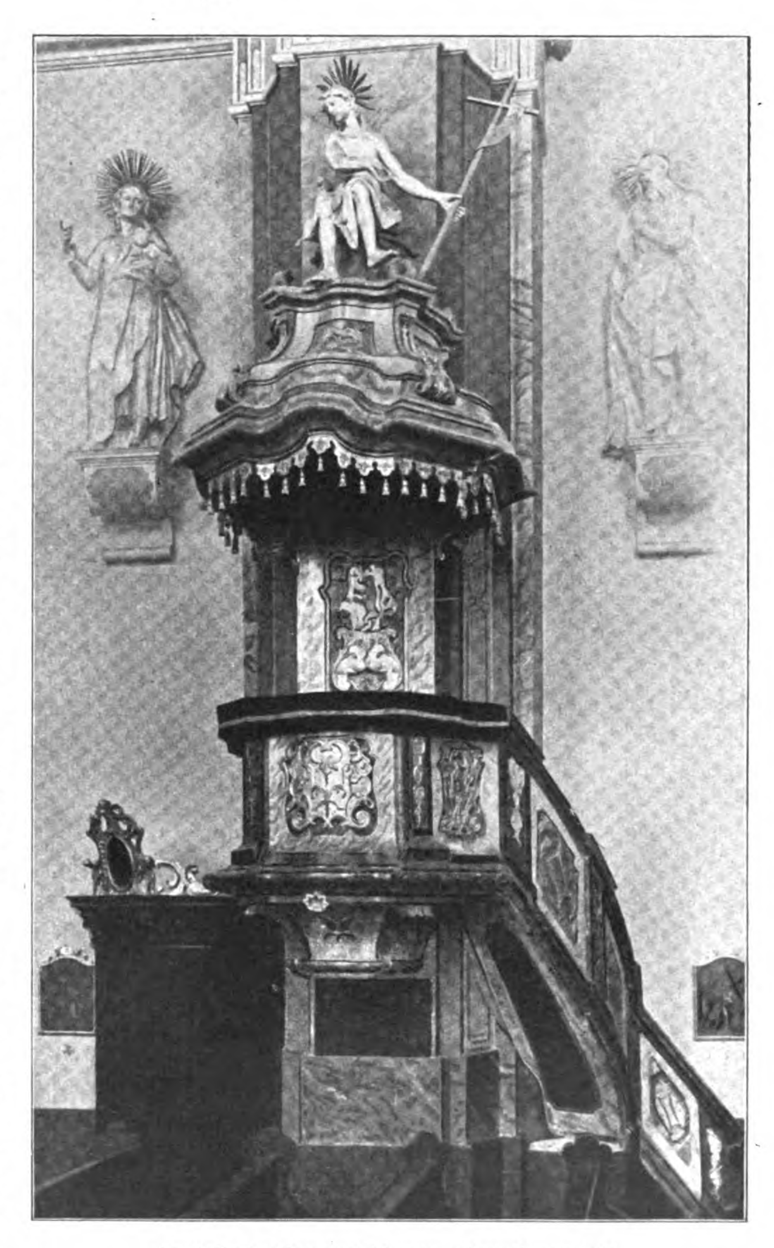
[31] Kraus, S. 11. — [32] Kraus, S. 112.

kapelle zu Dillingen erstellte, Johann Glicker (1634—1710), der 1671 und 1679 ebendaselbst mit Bildhauer Johann Schupp und Maler Kaspar Dober die beiden Nebenaltäre fertigte[33], Matthias Weißer, der mit Bildhauer Phil. Rauch 1765 den ehemaligen Hochaltar in Unterkirnach erbaute[34], und Martin Hermann, ein ganz bedeutender Meister. Dieser wurde am 7. September 1688 zu Dillingen als Sohn des Hans Hermann und der Anna Matheyserin geboren. In der ersten Ehe war er verheiratet mit Anna Maria Rieggerin; in zweiter Ehe mit Anna Maria Francklin. Aus jeder der beiden Verbindungen gingen vier Kinder hervor. Hermann starb am 18. Oktober 1782 in seiner Vaterstadt[35]. Wo und bei wem der Meister gelernt, ist nicht bekannt. Seine Arbeiten, die er ausführte, sind zahlreich, gediegen und meistens kunstvoll. Er liebte vor allem die sog. Intarsien. Für seine Vaterstadt schuf Hermann das an sich einfache, aber doch wertvolle Tarso-Chorgestühl, das sich jetzt im Münster befindet[36]; ebenso 1737—38 den ehemaligen Rokoko-Hochaltar des Münsters, der 1856 aus demselben entfernt wurde[37]. Auch in Donaueschingen und Riedböhringen befinden sich verschiedene Arbeiten dieses Meisters[38]. Für die Pfarrkirche in Riedböhringen erstellte Martin Hermann die beiden Seitenaltäre; für jene in Donaueschingen schuf er 1736 die heutige Kanzel (200 fl), 1737 „Unserer lieben Frauen Altärle mit einem Postament, Muschel samt den 15 Geheimnissen, Engeln und vier Bildern, alles nach dem böhmischen Riß", der heute noch im fürstlichen Archiv vorhanden ist[39]; 1739 einen Franziskus Xaverius-Altar, genau nach dem Muster des vorhergehenden[40]; und nach dem Jahre 1743 die jetzt noch vorhandenen vier Beichtstühle sowie zwei weitere, die 1835 entfernt wurden und jetzt in der Pfarrkirche zu Grüningen stehen. In den Jahren 1744—1752 arbeitete Martin Hermann in Zwiefalten und erstellte mit Bildhauer Josef Christian aus Riedlingen das dortige Chorgestühl nebst dem Abtsstuhl, das eine Zierde des prächtigen Gotteshauses ist[41]. 1753 war unser Meister in Obermarchtal tätig. Hier hat er auf Kirchweih 1754 „die Böden, Lambris, Fensterstöcke, Doppeltüren auf französische Art, Sessel, Tische und die Kanzel in das Refektorium fertiggestellt".[42] Nach diesem Jahre hat er dann wahrscheinlich den im Barockstil gehaltenen und mit Rokokoverzierungen geschmückten Altar in der Kapelle des sog. „Käppelesberg" bei Herbertshofen erstellt.[43] 1757—1764 verweilte der Meister in

---

[33] Kraus, S. 128. — [34] R. P. 1759—1769. — [35] Im Sterbebuch heißt es: Senio consumptus, saepius, provisus sepultus in ordinario coemeterio. — [36] Die Art der Arbeit berechtigt zu dieser Annahme. — [37] Kraus, S. 112. — [38] Mitteilung von Stadtpfarrer Dr. Feurstein in Donaueschingen. — [39] Dieser Altar wurde später in einen Johann Nepomuk-Altar umgewandelt (1757) und 1835 um 11 fl. von dem Lehrer Stern in Überauchen für die dortige Kapelle angekauft, wo er noch steht. — [40] Dieser Altar wurde ebenfalls 1835 entfernt, sein jetziger Standort ist unbekannt. — [41] Beschreibung des Oberamts Münsingen, Ortsbeschreibung Zwiefalten, S. 885—886, Stuttgart 1875. — [42] E. v. Paulus u. E. Gradmann, die Kunst- u. Altertumsdenkmale in Württemberg, I. Band S. 606, Eßlingen 1914. — [43] Auf der Evangelienseite des Altares, etwas unter der Statue des hl. Georg befindet sich der Namenszug in schwarzer Farbe: M. H. Die Kapelle selbst gehörte seit dem 13. Jahrhundert dem Kloster St. Georgen zu Dillingen. Mitteilung des Kaplans M. Schlichte in Ehingen a. D.

Ottobeuren in Baiern, wo er neben zwei Beichtstühlen aus Eichenholz in der Federnkapelle der Klosterkirche und einem Beichtstuhle für die Antoniuskapelle in Ottobeuren zusammen mit Bildhauer Jos. Christian aus Riedlingen sein großartigstes Werk, das wunderbare Chorgestühl, schuf. P. Maurus Feyerabend schreibt in seinen Jahrbüchern, Band IV S. 92, von denselben: „Die mit 18 bas reliefs versehenen und mit ebenso großem Fleiß als Kunst bearbeiteten Chorstühle sind ein Prachtwerk des berühmten Schreinermeisters Martin Hermann von Villingen."

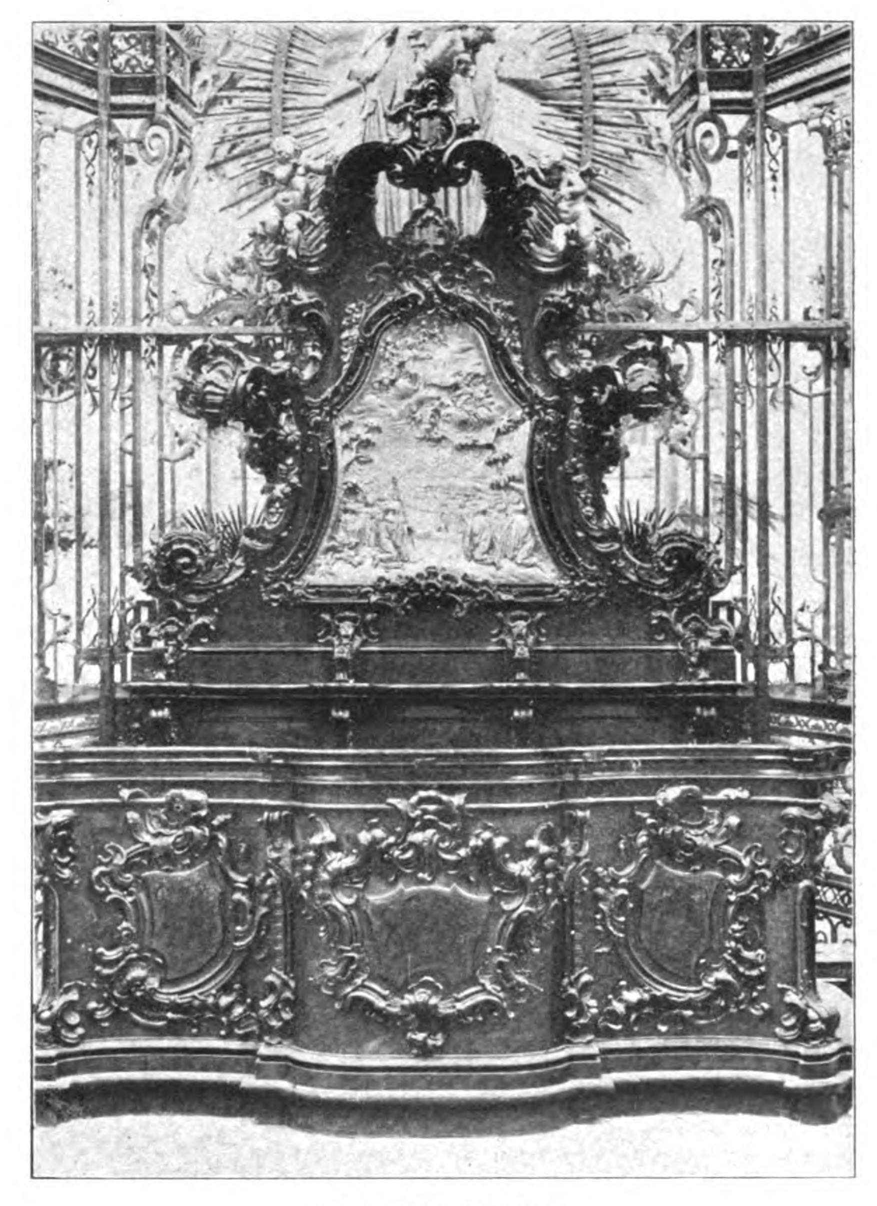


Stadtkirche Donaueschingen, Kanzel von 1736

Hand in Hand mit den Schreinern arbeiteten meistens die Bildhauer. Oft jedoch kam es vor, daß erstere die für ihre Werke nötigen Bildhauerarbeiten selbst ausführten und so den letzteren den Verdienst wegnahmen. Der Magistrat, den die Bildhauer dann um Abhilfe angingen, entschied immer, „es solle der Bildhauer bei seiner Arbeit und Kunst, hingegen die Schreiner auch bei ihrer Hantierung verbleiben und fürderhin keiner dem andern Eintrag tun".[44]

An Villinger Bildhauern waren tätig: die schon erwähnten Phil. Rauch und Johann Schupp (1631—1713); ferner Josef Schupp (1664—1729), der

[44] R. P. 1672—1677 v. 13. März 1675, ebenso vom 14. Dezember 1674.



Abtsstuhl in Zwiefalten

1715—1719 anläßlich der 6. Säkularfeier des Bestehens der Stadt Villingen die heute auf beiden Seiten des Mittelschiffes des Münsters sich befindenden 12 Apostelbilder neben den zweien von Paulus und Barnabas aus Holz fertigte[45] und Josef Anton Hops (1720—1761), von dem noch viele, wirklich bedeutende Arbeiten vorhanden sind.[46]

[45] Kraus, S. 112. — [46] Alle diese Angaben verdanke ich meinem Freunde Stadtpfarrer Dr. Feurstein in Donaueschingen, der sie in jahrelanger, mühsamer Arbeit gesammelt hat.



Martin Hermann, Chorgestühl Ottobeuren

Josef Ant. Hops war zwar in Mietingen am 2. Juni 1720 geboren, aber er verbrachte den größten Teil seines Lebens in Dillingen, wo er auch am 23. Mai 1761 starb, so daß er zu den Dillinger Meistern gerechnet werden kann. Derselbe war ein Schüler von Johann Michael Feichtmayer II und mit ihm wohl an der Ausstattung der Klosterkirche zu Zwiefalten beteiligt. Hops ist ein hochbegabter, temperamentvoller Meister. Seine Figuren unterscheiden sich wesentlich von denen Jos. Schupps. Sie sind stark bewegt, fast überschlank mit großer Geste, sie haben einen länglich ovalen Kopf, offenen Mund und nehmen eine Ausfallstellung ein. Für Dillingen schuf Hops die Kanzel und den Altarunterbau der Benediktinerkirche (vor 1750), 1750 die Figuren des Hochaltars in der Bickenkapelle, 1758 einen hübschen Schrank für die Sakristei der Johanniterkirche und 1761 noch ein Epitaph. Diese beiden letzten Arbeiten befinden sich heute in der städtischen Altertumssammlung in Dillingen. Daneben arbeitete Meister Hops auch für Donaueschingen, Rottenburg a. N. und Hedingen, O.-A. Sigmaringen. In der Pfarrkirche zu Donaueschingen befinden sich von ihm 3 Apostelfiguren: Thomas, Philippus und Jakobus der Jüngere aus dem Jahre 1753, sowie zwei große Rokokokonsole aus dem Jahre 1758; in der Karmeliterkirche zu Rottenburg: Statuen zum Skapulier- und Josefsaltar, Statuen zur Kanzel (1752), Statuen zu 6 Altären (1754) und eine Statue der Immakulata über der Orgel (1757); in der Klosterkirche zu Hedingen ein Wandepitaph.



St. Philippus

Wohl die schönsten und wertvollsten Arbeiten hat das Dillinger Kunsthandwerk auf dem Gebiete der Goldschmiede aufzuweisen. Auch hier sind es nur wenige Meister, von denen wir Werke besitzen. 1651 renovierte Jakob Appenmayer das heute noch vorhandene Vortragskreuz[47]; 1733 verfertigte der Goldschmied Josef Neidinger (1703—1779) das prächtige, in Barock gehaltene Wettersegenkreuz, das einen Kruzifixus in der sog. jansenistischen Form aufweist[48]. Die meisten und besten Werke aber verdanken wir Zacharias Otto und insbesondere seinen beiden Söhnen Zacharias und Gottlieb Otto.

Zacharias Otto sen. wurde am 29. März 1688 zu Dillingen geboren als Sohn des Franziskus Otto „ex Absams Tyrolensis Constabel" und der Anna Maria Schwaberin. Seine Arbeiten tragen als Beschauzeichen den Adler und die Buchstaben Z. O. Von ihm sind noch vorhanden: zwei hübsche Kelche[49] und ein Teller mit zwei Meßkännchen[50]. Der Meister starb am 14. Juni 1743 zu Dillingen. Seine beiden Söhne: Zacharias (1722—1788) und Gottlieb (1726—1809, die dem Vater im Berufe folgten, leisteten ganz Hervorragendes. Wo sie gelernt, läßt sich nicht sicher feststellen; aber jedenfalls in Augsburg oder wenigstens bei einem Meister der Augsburger

[47] Kraus, S. 122. — [48] Kraus, S. 118. — [49] Der eine Kelch mit der Jahreszahl 1730 und der Angabe: Wigt 51 l. besitzt an der Cuppa und am Fuße Putten mit Rankenwerk und Trauben, am Knauf: Schweißtuch mit Antlitz, Hände und Füße mit dem Herzen, Dornenkrone mit Nägeln, der andere ist am Fuße und der Cuppa mit je 3 rötlichen Emailles geschmückt. Die Jahreszahl 1745 zeigt die Renovation des Kelches an. — [50] Der Teller trägt die Jahreszahl 1727 und die Angabe: wigt 54 L.

Schule. Dahin weisen all ihre Arbeiten. Die vorgeschriebenen 3 Wanderjahre wurden ihnen auf Bitten ihrer Mutter, die Witwe war, erlassen[51]. Trotzdem aber galten sie als gute Meister. Dies geht aus dem Ratsprotokoll vom 7. Mai 1767 hervor. In einer Streitsache wurde nämlich der damalige Zunftmeister Josef Neidinger gefragt, ob er die beiden Goldarbeiter Otto als tüchtige und professionsmäßige Meister anerkenne, worauf dieser antwortete, „daß er beide Goldarbeiter Otto keine Ausstellung zu machen müßte, sondern diese als professionsfähige und tüchtige Goldarbeiter halte, so daß die von ihnen aufgenommenen Lehrjungen und beförderten Gesellen in allweg und an allen Orten passiert werden müßten". Mehrmals wurde beiden das Heiraten von dem Magistrate abgeschlagen; aber schließlich doch gestattet unter der Bedingung, die dem Gottlieb gestellt wurde, daß er „die verwittibte Mutter wie bisher geschehen so fort unterhalte und die Mutter der Obrigkeit nit zur Klag kommen solle".[52]



Villingen, Monstranz

[51] R. P. 1743—1750. — [52] R. P. 1743—1750, 1750—1755.



Teller mit 2 Meßkännchen

Zacharias heiratete 1754 Maria Anna Bandle und nach dem Tode derselben 1763 Maria Anna Grieninger. Aus der ersten Ehe gingen vier Kinder, aus der zweiten fünf hervor. Gottlieb vermählte sich 1748 mit Maria Anna Blessing, die ihm 9 Kinder schenkte. Die beiden Meister hatten zweifellos viele Aufträge; aber trotzdem hatten sie sehr mit der Not des Lebens zu kämpfen, namentlich Zacharias. Da und dort hatte er Schulden, die ihn allerdings wenig beunruhigten. Mehr als einmal wurde er gerichtlich betrieben.[53] Die Meister reparierten[54], verkauften[55] und handelten[56]; sie verfertigten Schmuck- und Kunstgegenstände kirchlicher und profaner Art[57]. Gold und Silber zu den einzelnen Arbeiten wurde ihnen von den Auftraggebern meistens geliefert.[58] Die Werke selbst, die sie geschaffen, tragen als Beschauzeichen den Adler und das Monogramm OTO. An solchen sind noch vorhanden:

1. Ein Kelch mit Rokokoornamenten aus dem Jahre 1782. Derselbe befindet sich im Besitze des Fürsten von Fürstenberg.
2. Eine vergoldete Monstranz in architektonischen Formen, ein Prachtstück von Barockarbeit aus dem Jahre 1760. Sie ist Eigentum des Münsters zu Dillingen.
3. Eine dreiteilige Chormantelschließe mit gegossenen Ornamenten, 2 Wappen von 1779.

   Die Wappen sind die der Stifter: rechts das des Dillinger Bürgermeisters Zacharias Xaver Kegel, links das seiner Frau, einer geb. Egg, Tochter des Bürgermeisters Philipp Jakob Egg von Freiburg[59].

---

[53] R. P. 1759—69, 1760, 1761, 1765, 1773. — [54] R. P. 1782—85, S. 1. — [55] R. P. 1759—1769, v. 11. Jan. 1766. — [56] R. P. 1776—1782, S. 43. — [57] R. P. 1766, 1782—85, S. 17, R. P. v. 22. April 1771. — [58] R. P. 1782—85, S. 17, R. P. v. 22. April 1771, G. P. 1782—86 vom 11. Jan. 1783. — [59] Mitteilung vom Archivrat Professor Dr. Albert in Freiburg.

4. Ein teilvergoldetes Meßgerät in Rokoko. Dasselbe ist Eigentum von G. Spek in Isenheim.[60]
5. Zwei silbervergoldete Meßkännchen mit dazu gehörigem Teller, ein prächtiges Stück. Dieselben wurden 1777 von der Gemeindeverwaltung für das Pfarrmünster in Villingen angeschafft und befinden sich jetzt in der Altertumssammlung zu Villingen.[61]
6. Sechs prächtige Silberkandelaber in der Pfarrkirche zu Donaueschingen. Sie wurden derselben 1776 von dem Fürsten zu Fürstenberg geschenkt.[62]

Für das Gotteshaus in St. Blasien haben die beiden Meister laut Ratsprotokoll vom 22. April 1771 und vom 11. Oktober 1771 sechs Leuchter und andere Gegenstände angefertigt; wo sie sich befinden, ist unbekannt.

Zacharias Otto wurde am 29. Juni 1788 tot in seiner Wohnung aufgefunden.

Gottlieb Otto starb als Amtsschultheiß an Entkräftung den 9. Juni 1809.

Quellen:

I. Inventar der städtischen Altertumssammlung zu Villingen. (A. S.) — Rats-, Gerichts- und Wirtschaftsprotokolle. (R. P. — G P. — W. P.) — Standesbücher der Pfarrei Villingen.

II. Kraus, Durm und Wagner, Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden, II. Band, Kreis Villingen. Freiburg 1890 (Kraus) — Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes, I. Band, Straßburg 1892 (Gothein). — Bader, Urkunden und Regesten zur Geschichte der Stadt Villingen in F. J. Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheines. VIII. Band, Karlsruhe 1857 (Bader) — Dr. Christian Roder, Zur Lebensgeschichte und Würdigung des Hafners Hans Kraut von Villingen und seiner nächsten Nachkommen. In der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheines. Neue Folge. Band XXII, Heft 3. Heidelberg 1907, S. 369—187. (Roder) — Derselbe, Miszellen. Zur Lebensgeschichte und Würdigung des Hafners Hans Kraut von Villingen (Nachtrag) Ebenda. Band XXIII, Heft 1. Heidelberg 1908. (Roder). — Katalog über die vom 22. Aug. bis 26. Sept. 1858 zu Villingen abgehaltene Industrie-Ausstellung des badischen Schwarzwaldes. Herausgegeben von der Ausstellungskommission. Villingen 1858. (K. J.) — Walter Karl, Glockenkunde. Regensburg und Rom 1913. (Walter). — Glockenverzeichnis der Firma Grüninger von 1750—1816 (Glockenverzeichnis). — Compendium oder Kurtzer jedoch deutlicher Auszug aus dem schauplatz der Natur begreiffet das glockengießen von Jos. Benjamin Grieninger geschrieben anno 1755. (Auszug). — Der Wohlunterwissene und durch Erfahrung festgegründete Kunst- Stuck- und Glockengüsser von Meinrad Grüninger 1767 (Glockengießer); diese drei sind im Besitze der Firma Grüninger. — E. v. Paulus und E. Gradmann, Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg I. Band, S. 606. Eßlingen 1914. — Rosenberg Marc, Der Goldschmiede Merkzeichen, 2. A., Frankfurt 1911. (Rosenberg).

---

[60] Rosenberg, Merkzeichen, S. 644. — [61] W. P. 1775—87 vom 7. August 1777 und vom 23. Okt. 1777. Bei der Ablieferung hatten die zwei Meßkännchen mit der Platte ein Gewicht von 95½ l. Als Arbeitslohn erhielten die Meister 36 xr per Loth. Silber und Gold zur Anfertigung wurde ihnen geliefert. — [62] Mitteilung von Stadtpfarrer Dr. Feurstein.





1. Minneteppich vom Anfang des 15. Jahrhunderts

Die städtische Altertümersammlung in Villingen

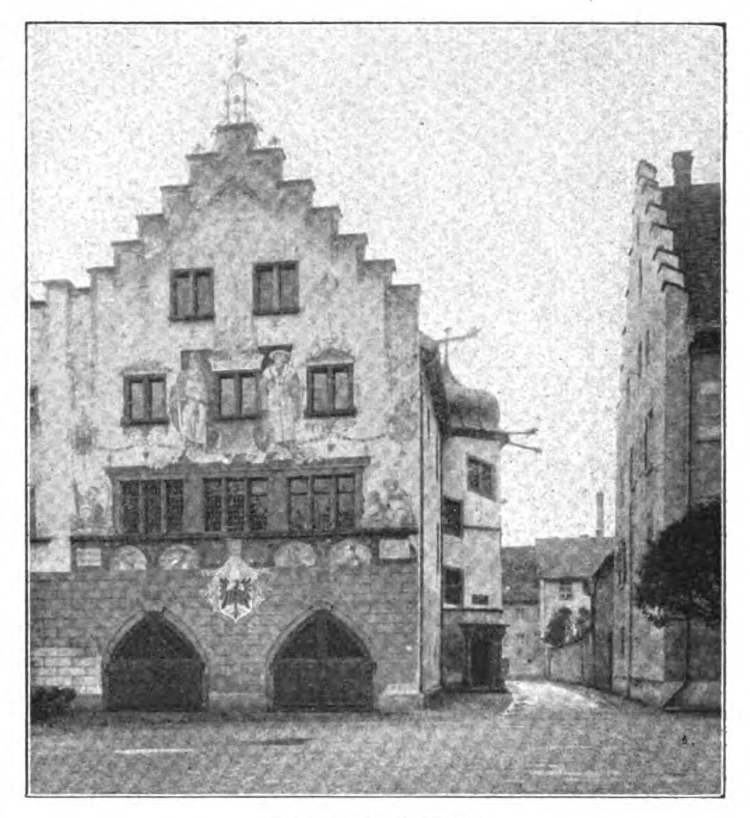
Von Max Wingenroth

Die Villinger Altertümersammlung ist die bedeutendste aller mittleren Städte Badens, ja sie übertrifft manche der größeren Städte, nicht nur was die Fülle der Gegenstände betrifft, sondern auch durch eine Reihe ganz hervorragender Stücke, um die sie selbst reiche Sammlungen beneiden können. Die Baar mag sich glücklich preisen, mit dem fürstlichen Besitz in Donaueschingen und diesem Villinger zwei Museen zu beherbergen, die nicht allein für die Bewohner des Landes, vielmehr für alle europäischen Kunstfreunde von größtem Interesse sind.

Aufgestellt ist die Sammlung in den stimmungsvollen Räumen des alten Rathauses, ein malerischer, dreistöckiger Bau (Fig. 2), der seine Giebelfront dem Platze zukehrt, nicht, wie die übrigen Bürgerhäuser Villingens die Traufrinne. Unten zwei große Spitzbogentore, darüber auf gemeinsamer Gurte drei dreifach gekuppelte Fenster mit gotischer Profilierung, Hohlkehle usw., im zweiten Obergeschoß drei Doppelfenster und im Giebel zwei einfache. So offenbar es jedem Kundigen ist, sei doch darauf hingewiesen, wie durch diesen einfachen Rhythmus in der Fenstereinteilung, durch die geschickte Zusammenfassung der Fenster im Hauptgeschoß eine vorzügliche Wirkung erreicht ist, wobei allerdings nicht vergessen werden darf, daß die ganze Fassade bis zu dem Treppengiebel hinauf ursprünglich bemalt war. Nach dem Ratsgäßchen zu liegt das Treppenhaustürmchen in drei Seiten des Achtecks vorspringend und in einem typischen Frührenaissanceportal mit geradem Gebälk auf geriefelten und mit Schuppenblättern verzierten Säulen sich öffnend (Fig. 3). Ein ächter Bau der Zeit um 1540, in seinem ganzen Gedanken, wie ja die deutschen Bauten bis weit ins 17. Jahrhundert hin, durchaus gotisch, einige wenige „antikische" Motive spielerisch verwendend.

Die gleiche Mischung finden wir auch im Innern. Im Treppentürmchen und Vorplatz wurden vor beiläufig 12 Jahren dekorative Malereien entdeckt, Rollwerk,

Maskerons- und Akanthusblätter. Sehr reizvoll ist der Zugang von dem Vorplatz über ein paar Treppen durch eine Spitzbogentür in ein kleines Vorzimmer; die Tritte sind von Steinschranken mit Sitzen flankiert, die eine besonders anmutige Mischung von Voluten konsolen, Fischblasenmaßwerk und Lilienbekrönung bieten. Von dem Vorzimmer betreten wir den einfach, aber gut getäfelten Ratssaal, dessen glänzendster Schmuck die geschnitzte und eingelegte Eingangstür bildet, mit der Jahreszahl 1537, wohl die beste Schnitzarbeit aus der goldenen Zeit der deutschen Renaissance in ganz Südwestdeutschland. Die Flachbögen der Fensternischen werden durch spätgotische, geraute Säulen getragen. Im Saale steht, zur Erinnerung an den großen Hafner Villingens, an Hans Kraut, eine Nachbildung seines Ofens aus St. Peter (jetzt in Karlsruhe), in ihren Formen gut zu der Tür passend. Durch eine ebenfalls noch gut geschnitzte weitere Tür gelangen wir in einen anstoßenden Schmalraum, in dem die Sammlungen ihren Anfang nehmen.[1]



2. Das alte Rathaus

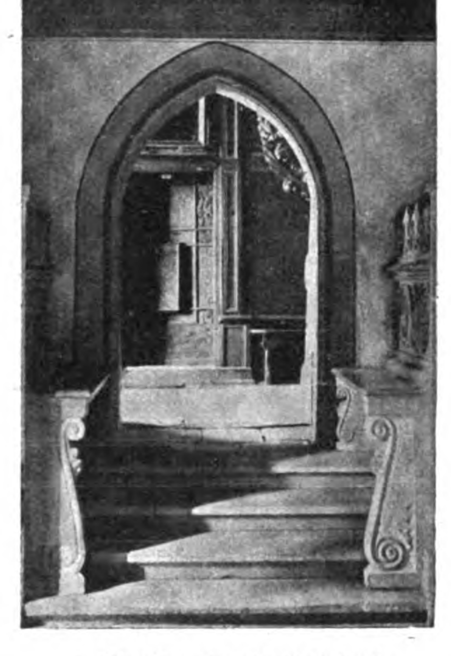
Seine eine Längswand wird eingenommen durch das kräftige Chorgestühl aus dem Johanniterkloster, das in jenem wuchtigen Übergangsstil von der Spätrenaissance zum Barock erstellt ist, von dem Geschmack und Solidität des damaligen Villinger Schreinerhandwerkes ein treffliches Zeugnis (Fig. 11). Das Wertvollste des ganzen Raumes aber wie der Sammlung überhaupt sind die gewirkten Bildteppiche, die aus dem Besitz des Ursulinerinnenklosters stammen.[2] Zunächst ein 50 cm

[1] Ich kann des Raumes halber hier die Sammlungen nur flüchtig skizzieren, dafür aber verweisen auf das demnächst von mir erscheinende Heimatblatt „Die städtische Altertumssammlung in Villingen." Heimatblätter in Auftrag der Bad. Heimat. Herausgeg. v. Max Wingenroth, Karlsruhe. C. F. Müllersche Hofbuchdruckerei und Verlag.

[2] Vor 15 Jahren wollte Berliner Unverschämtheit die Stücke, die als Leihgabe der Ursulinerinnen in der Sammlung hingen, durch einen Händler ankaufen. Dank dem Entgegenkommen des Klosters und dem Verständnis des Bürgermeisters wie Gemeinderats gelang es, sie für die Stadt anzukaufen und so zu sichern.



3. Eingang zum alten Rathaus



4. Türe im alten Rathaussaale

hohes und 285 cm langes Rücklaken, in fünf rechteckigen Feldern je eine sitzende, bezw. stehende Jungfrau, mit Löwen, bezw. Hirsch und einmal Kindern (Fig. 1). Das Stück gehört in die Gruppe der Minneteppiche, wie sie in der mittelalterlichen Welt beliebt waren und für die uns gerade der Oberrhein hervorragende und zahlreiche Beispiele liefert, es wird etwa um das zweite Drittel des 15. Jahrhunderts entstanden sein, wo, dafür fehlen alle Anhaltspunkte, denn der Besitz eines Klosters beweist nichts Sicheres, da solche Stücke wanderten, zweifellos aber am Oberrhein. Der Teppich zeichnet sich durch die ganze Anmut dieses Frühstiles des 15. Jahrhunderts aus, sowohl in den Gestalten, wie dem Rankenhintergrund. Seine Ähnlichkeit mit dem Basler Teppich von 1440, jetzt im Kloster Gries in Bozen, läßt die Möglichkeit einer Entstehung in der gleichen Werkstatt dieser einen Zentrale der Teppichwirkerei am Oberrhein mindestens zu. Von glänzendster Farbwirkung ist dann der etwa ein Menschenalter spätere Teppich mit der Krönung Mariä (Fig. 5), zwischen der hl. Elisabeth und dem hl. Bernhard, das vielleicht auf eine Stichvorlage zurückgeht. Prachtvoll hebt sich das Goldbrokat und andere Farben der Gewänder von dem schwarzen Grunde ab, der mit Blumen und Ranken bedeckt ist. Das Stück ist ein Antependium, d. h. es diente als Altarvorsatz, woraus sich sein Format erklärt. Den gleichen Zweck hatte auch das dritte (Fig. 6), in derselben Höhe gehaltene, eine Verklärung Christi zwischen der hl. Margareta und der hl. Verena darstellend. Die Szene der Mitte vor einem reichen Hintergrund von Pflanzen, Bäumen usw., die Heiligen vor einem Granatapfelmuster, darüber stilisierte Wolken. Der Teppich scheint nicht ganz ohne Beziehungen zu Stücken des Freiburger Münsters, wie auch dem aus Pfaffenweiler bei Freiburg stammenden Teppich auf Schloß Heiligenberg.

Zwei Buntstickereien vom Anfang des 16. Jahrhunderts in Wolle reihen sich diesen Stücken an: wie die Stickereien der Zeit gewöhnlich, etwas derber in den Formen und auch bunter in den Farben, die eine eine Anbetung der Könige darstellend (Fig. 7), die andere eine An-



5. Krönung Mariä, Wirkteppich vom Ende des 15. Jahrhunderts

betung des Kindes (Fig. 8), letztere mit noch stärkerem Durchklingen der Renaissanceformen als bei ersteren, trotz dieser leisen Derbheit höchst gewichtige Zeugen ihrer Kunst. Aus dem 16. Jahrhundert dann noch eine Serie von recht stattlichen Leinenstickereien, kirchlichen und profanen Charakters, die im zweiten Obergeschoß aufgehängt sind.

Dort auch Glasgemälde des 16. Jahrhunderts, in der Gattung der sogenannten Schweizerscheiben gehörig, d. h. also jener Kabinettkunst, die an Stelle des alten, monumentalen Mosaiks mit in der Fritte gefärbten Gläsern nur mit der Malerei zu konkurrieren sucht, durch viel stärkere Verwendung des Chromsilbers, des Schwarzlothes, des Überfangglases. Die Villinger Exemplare sind sehr feine Stücke dieser Art.

Im gleichen Raum dann Hafnerarbeiten des bedeutendsten, uns mit Namen bekannten Baarer Künstlers aus früheren Zeiten, des Villinger Hafners und Bildhauers Hans Kraut, dessen hervorragende Öfen leider nach Karlsruhe und London gewandert sind.[3] Er mag in seiner Kunst Elemente der Nürnberger wie der Winterthurer Hafenerei aufgenommen haben und nimmt eine ganz eigentümliche Stellung ein in der Verbindung von Relief und Malerei. Einige Kacheln zeugen von seinen plastischen Fähigkeiten, wie auch das Glanzstück mit dem Wappen Österreichs in reicher Umrahmung.

Die Hafnerei der späteren Jahrhunderte scheint in Villingen ähnliche Meisterwerke nicht mehr hervorgebracht zu haben, eine Besonderheit sind später noch die reizvollen Krippenfiguren Ummenhofers und anderer. Dagegen hat die Holzplastik des 17. und 18. Jahrhunderts eine außerordentliche Blüte erreicht. Waren jene kleinen Holzfigürchen auch schon in der Gotik und Renaissance beliebt, so wird doch nun der Bedarf nach Kruzifixen, Heiligenfigürchen, Heiligen-

[3] Wir werden im nächsten Heft dieser Zeitschrift einen eigenen Aufsatz über Hans Kraut bringen, aus der Feder des Professor Dr. Mayer, Karlsruhe, ich gehe deshalb hier nicht weiter darauf ein.



6. Verklärung Christi, Wirkteppich vom Ende des 15. Jahrhunderts

gruppen und Büsten im gesamten Bürgerstand immer größer, was mit der ganzen Andachtsrichtung der Zeit zusammenhängt und die Villinger Bildschnitzer haben auf diesem Gebiet Vorzügliches, offenbar andere Städte weit Überragendes geleistet. Die Sammlung bewahrt davon eine stattliche Anzahl von köstlichen Beispielen, aber auch ein profanes Stück aus viel früherer Zeit, ein über und über geschnitztes Holzkästchen mit Minneszenen, musizierenden und lustwandelnden Liebesleuten, der Judith und des Holofernes auf dem Deckel, vom Anfange des 15. Jahrhunderts, also aus der gleichen Zeit wie jener ersterwähnte Minneteppich: eine Seltenheit ersten Ranges (Fig. 9).

Doch wir kehren wieder ins 17. und 18. Jahrhundert zurück. Die bürgerliche Kultur Villingens, die in jener Kleinplastik bereits ihren Hochstand bekundet hat, offenbart ihn auch in eingelegten und geschnitzten Möbeln, wie in sehr guten Schmiedearbeiten und eine verständnisvolle Sammlertätigkeit hat es verstanden, wie selten anderswo, davon reichliche Zeugnisse zu vereinigen und uns auch in Trachten und Portraits, Altertümern der Zünfte, Bildern und Plänen der Stadt ein lebendiges Bild ihres früheren Lebens zu geben. Dem steht eigenartig, wenn auch unter steter, aber langsamer Nachwirkung der Stadt das ländliche Leben der umliegenden Teile der Baar und des benachbarten Schwarzwaldes entgegen. Es ist gar nicht genug anzuerkennen, daß früher als andere Städte, ja früher als manche große Museen, die Stadt Villingen die Aufgabe erkannt hat auch die Zeugnisse dieser ländlichen Kultur zu sammeln und so ist es ihr denn auch gelungen, eine sehr anmutende Darstellung derselben zu schaffen.

Damit haben wir uns der Gegenwart genähert. Ehe wir aber diesen leider nur flüchtigen Streifzug durch die Sammlung beenden, sei noch auf einige Stücke weit früherer Zeiten hingewiesen: zunächst die abgenommenen Wandmalereien aus der abgebrochenen, alten Kirche in Peterzell, die unter höchst dramatischen Umständen für das Museum gerettet wurden und von



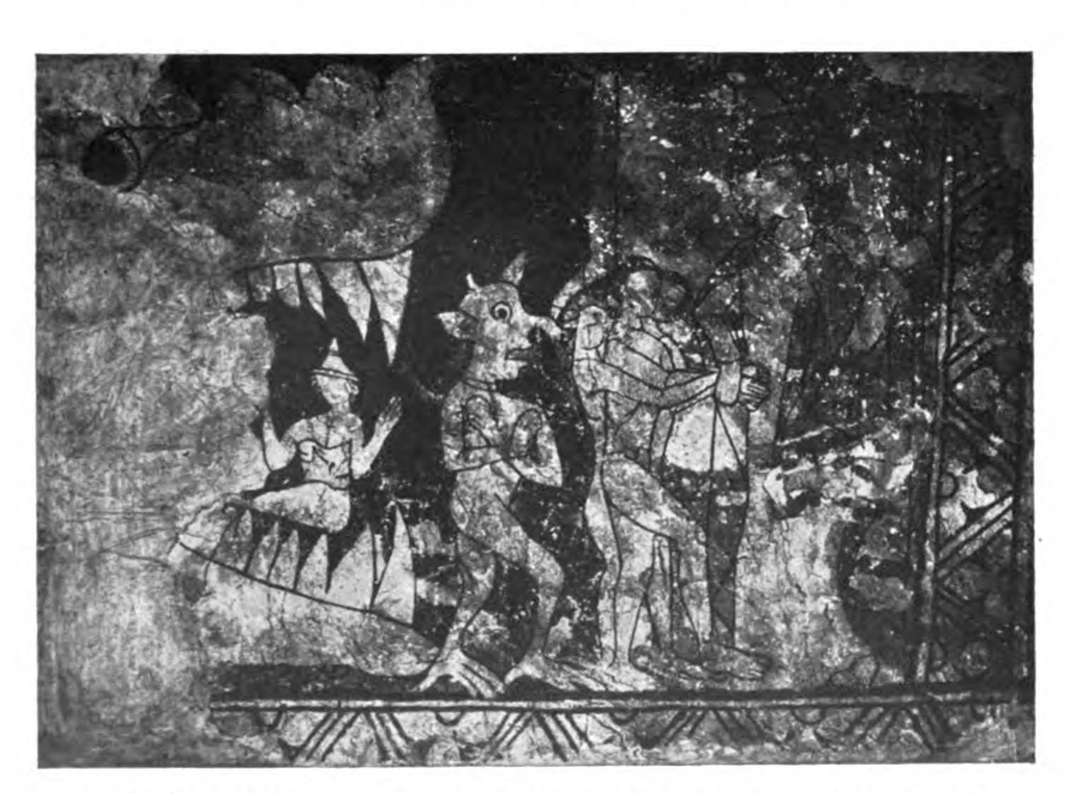
7. Anbetung der Könige, in Wolle gestickter Teppich, Anfang des 16. Jahrhunderts



8. Anbetung des Kindes, in Wolle gestickter Teppich, erstes Drittel des 16. Jahrhunderts



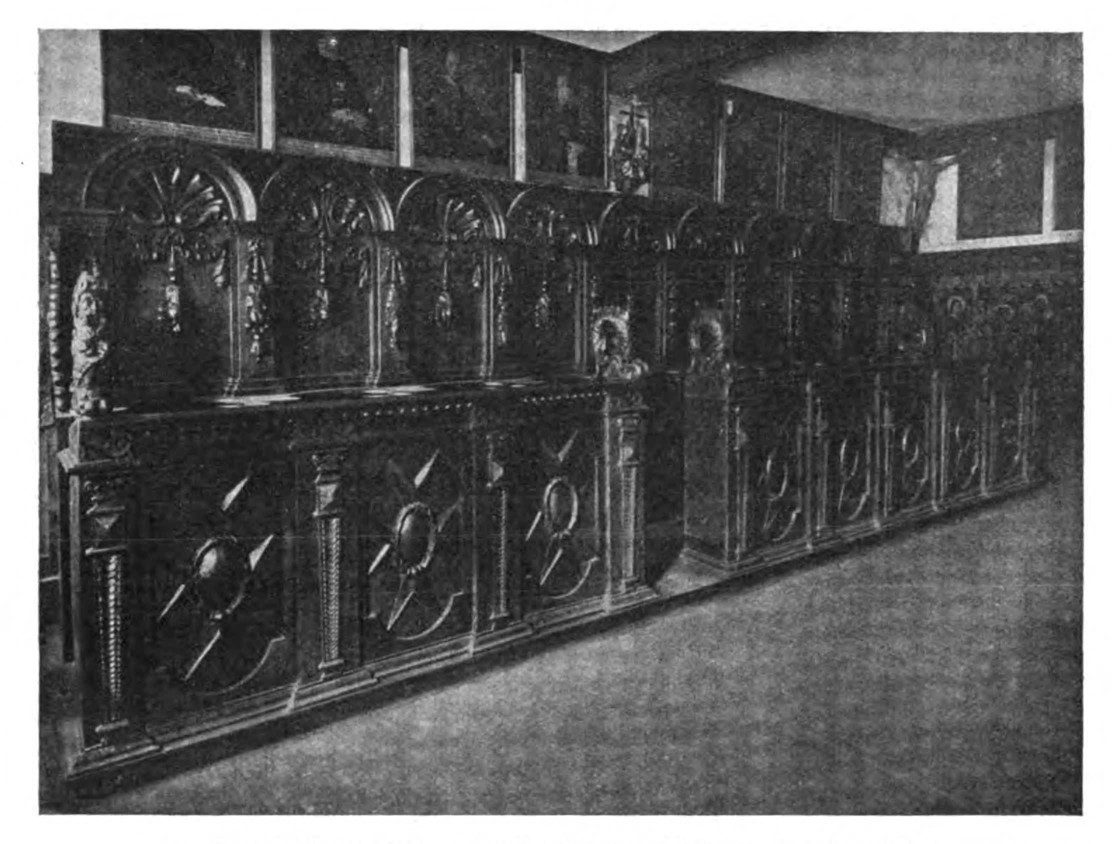
9. Rückseite eines geschnitzten Kästchens vom Anfang des 13. Jahrhunderts



10. Christus in der Vorhölle, abgenommenes Wandgemälde aus der Kirche in Peterzell, Ende des 13. Jahrhunderts

Sämtliche Aufnahmen dieses Aufsatzes aus dem Denkmälerarchiv des Hofphotographen W. Kratt, Karlsruhe



11. Chorgestühl aus dem Johanniterkloster in Villingen, 17. Jahrhundert

denen wir ein Beispiel, Christus in der Vorhölle, die Voreltern befreiend, vor dem höchst gräulichen Höllenrachen und der in ihrem komischen Erstaunen überaus lustigen Figur eines Teufels wiedergebend (Fig. 10). Dann aber, nicht zu vergessen, die sehr wichtigen Funde und Ausgrabungen, die uns von dem vorgeschichtlichen, römischen und frühgermanischen Leben der Baar ein Zeugnis geben, insbesondere die bronzezeitlichen Funde aus dem Magdalenenberg bei Villingen.

Nach diesem flüchtigen Überblick wollen wir der Frage nach der heimatlichen Bedeutung, nach der Zukunft und der Aufgabe dieser Villinger Sammlungen einige Worte widmen. Sie leiden zunächst, wie auch ihre größeren Schwesteranstalten, an Raummangel und ihre Aufstellung vermag den Gedanken der Sammlung deshalb nicht ganz klar herauszuarbeiten.[4] Vor dem Kriege war an eine Erweiterung der Räume gedacht, vor allem sollte das Erdgeschoß dazu genommen (jetzt Spritzenhaus) und vielleicht im Dachgeschoß noch Räume gewonnen werden. Ich weiß nicht, wie schnell sich diese Wünsche jetzt verwirklichen lassen. Einstweilen wird es gut sein, bei der hoffentlich

[4] Ich habe vor 15 Jahren die Sammlung im Auftrage des Gemeinderats teilweise neugeordnet, allerdings nur provisorisch und mit Rücksicht auf die spätere Erweiterung der Räume ohne durchgreifende Änderungen, die igendwie Kosten verursacht hätten. So konnte ich die Schwierigkeiten des Saales im II. Obergeschoß, dessen unerfreuliche Zusammenstellung mir wohl bewußt war, nicht beseitigen u. a. m. Wir hofften auf eine baldige, bessere Zukunft.

nicht erlahmenden Sammeltätigkeit die Aufgaben scharf ins Auge zu fassen: die schöne Begeisterung der Villinger für die Geschichte ihrer Stadt und ihre Gebefreudigkeit wird sicher zu deren Erfüllung helfen.

Zwei Gattungen von Museen möchten wir immer klar unterscheiden: einmal die eigentlichen Heimatmuseen oder historischen Museen und dann die Kunstmuseen. Die meisten Orte und Städte werden gut tun, sich auf das erstere einzustellen, das Heimatmuseum ist das unbedingte Erfordernis. Es soll gewissermaßen ein großes Geschichtsbuch sein, in dem die Geschichte einer Stadt, ihrer Gegend, von den Uranfängen an in wohlgeordneten Kapiteln der Bevölkerung vorgeführt wird. Diese Kunde vom Leben seiner Vorfahren verlangt ein Jeder, welcher Geistesrichtung er auch angehöre. Nirgends aber ist ein derartiges Museum berechtigter, ja notwendiger, als in einer Stadt von der uralten Geschichte Villingens, in einer Stadt, wo der Gemeinsinn der Bürger und das Interesse für die Vergangenheit so stark ausgeprägt ist wie gerade hier. Und nirgends sind auch die Materialien für ein solches Heimatmuseum so ausreichend vorhanden, es handelt sich nur noch um den Raum und um eine dann erst mögliche, sachgemäße, nach Kapiteln wohlgeordnete Aufstellung; es handelt sich weiter noch um einige leichte Ergänzungen, vor allem stärkeres Bildermaterial zur Baugeschichte der Stadt, um Karten der Territorialverhältnisse und weniges mehr. Eine Frage wird nur sein, wie weit sich der Bezirk dieses Heimatmuseums auszudehnen hat. Die übertausendjährige Geschichte der alten Stadt bietet schon Stoff genug. Sie ist aber der Vorort hier oben vor dem Wald, gewesen, wie da drunten Freiburg hinter dem Wald, das erfordert Berücksichtigung. Angesichts des Bezirksmuseums in Donaueschingen und des Heimatmuseums in Triberg aber mag es richtig erscheinen, wenn Villingen sich auf seinen Bezirk und die angrenzenden Teile des Schwarzwaldes beschränkt. Es gibt da genug zu tun.

Denn der Teil dieses Heimatmuseums, der der lokalen Kunst gewidmet ist, greift über die lokale Beschränkung schon hinaus. Villingen ist hier in einer weit glänzenderen Lage als die meisten andern Städte, die große Kunst gar nicht mehr sammeln können und sollen. Schon mit Hans Kraut geht das lokale Interesse in ein europäisches über, erst recht dann mit den Teppichen. Wenn es nun noch gelänge, für die nicht in kirchlichem Gebrauche befindlichen Gegenstände des Münsterschatzes in der Altertümersammlung einen sicheren, guten Raum zu schaffen, so stände in engster Beziehung zu dem Heimatmuseum ein Kunstmuseum da, vielleicht klein an der Zahl, aber hervorragend an Wert der Objekte. Ich möchte der Stadt, die ich so lieb gewonnen, diese schöne, museale Zukunft von Herzen wünschen: die idealen und praktischen Vorteile werden beide große sein und die Bürger werden mit berechtigtem Stolz auf diese Schöpfung sehen.

[5] Über die Aufgaben der Heimatmuseen habe ich in „Unsre Heimat und wir" Heimatflugblatt der B. H. Karlsruhe C. F. Müller, in „Volk und Heimat" und in der „Pyramide" eingehend mich erklärt.






1. Verkündigung und Taufe Christi
Medaillons von der Vorderseite des Scheibenkreuzes in Villingen

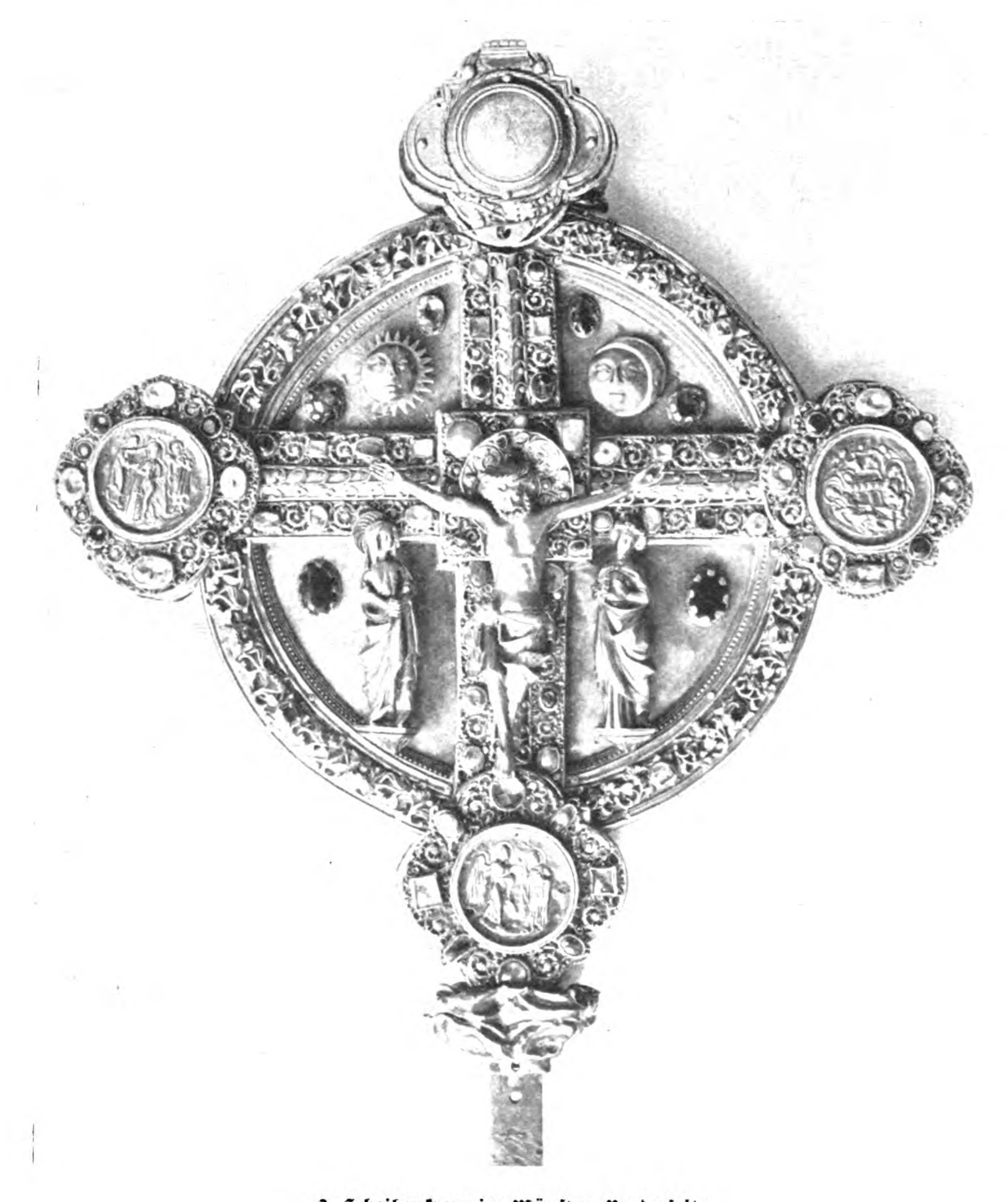
Das Scheibenkreuz und der Fürstenberger Kelch im Münsterschatz zu Villingen

Von Max Wingenroth

Im Münsterschatz zu Villingen befinden sich unter anderen hervorragenden Kunstwerken zwei Stücke, die als Arbeiten der Goldschmiedekunst des dreizehnten Jahrhunderts auf den ersten Blick unser Interesse fesseln, bei näherer Betrachtung gar an Bedeutung immer mehr gewinnen: ein sogenanntes Scheibenkreuz und der Fürstenberger Kelch.

Das Scheibenkreuz (Fig. 2), ein Vortrags- und Reliquienkreuz in Form einer Rundscheibe von 4 Zentimeter Stärke, der auf beiden Seiten die vier Kreuzesbalken vorgelegt sind, die mit ihren vierpaßförmigen Endigungen über die Scheibe herausragen, auf einem Dorn, ist 48 Zentimeter hoch, und besteht aus einem Holzkern, auf den die Umhüllung wie das Kreuz in gestanztem oder getriebenem Silber, teilweise vergoldet, aufgenagelt ist. Die Kreuzesarme sind gleich lang, das Mittelstück quadratisch, auf der Vorderseite sind sie mit Goldfiligran bedeckt, mit Halbedelsteinen, Glaßflüßen und antiken Kameen verziert, ebenso das Mittelstück. Zu Seiten des silbergetriebenen und vergoldeten Gekreuzigten, die wie dieser vollplastischen Figuren von Maria und Johannes, auf den vier Scheibenflächen Halbedelsteine, sowie die Rundscheiben von Sonne und Mond. Der Rand der Scheibe ist mit Laubwerk und Halbedelsteinen geziert, die Vierpaßenden zeigen Medaillons mit figürlichen Szenen, desgleichen auf der Rückseite, ebenso das dortige Mittelstück, während der Kreuzesstamm hier ein Rankenornament aufweist. In den vier Segmenten der Rundscheibe wiederum figürliche Medaillons.[1]

[1] Das Kreuz, das mit dem Kelch jetzt an sicherem Ort aufbewahrt wird, wurde erstmals veröffentlicht gelegentlich der Kunst- und Gewerbeausstellung in Karlsruhe, s. Katalog der-



2. Scheibenkreuz im Münster, Vorderseite

Über die Entstehung und die Geschichte des Kreuzes sind wir, wie selten bei mittelalterlichen Goldschmiedearbeiten, durch ausführliche Urkunden genau unterrichtet,

selben 1881. II Nr. 49 und abgebildet bei Rosenberg, alte Kunstgew. Arbeiten der K. u. Kgw. Karlsruhe 1881, dann von F. X. Kraus, Kunstdenkmäler des Großh. Baden Bd. II, Kreis Villingen S. 122 Tafel XVII. Dort auch die Urkunden (I—III im lateinischen Text) veröffent-



3. Kreuzigungsgruppe vom Scheibenkreuz

von denen die drei ersten lateinisch abgefaßt sind und in deutscher Übersetzung folgendermaßen lauten:

I. Gedenke des Priesters Ulrich, Rektor der Kirche zu Schwabenhausen (bei Villingen), und des Konrad Stehellin, Bürgers zu Villingen, die dieses Werk im Auftrag der Bürger von Villingen gekauft haben von dem Meister Johannes, Goldschmied in Freiburg, im Jahre des Herrn 1268 am Tage des hl. Valentin in Gegenwart des vorgenannten Priesters und des vorgenannten Conrad und des Ulrich Rinkoph, Ritters in Freiburg, sowie des Albert Leutpriester in Feldkirch, des Spoerlin und des Bugenruiti. Eingeschlossen waren mehrere Reliquien, wie die den Teilen beigefügten Schriften bezeugen, die man in verschiedenen Teilen des Werkes findet.

---

licht; I und II nach dem Fürstenberg. Urkundenbuch Bd. V S. 180, III nach Schreiber, Urkundenbuch der Stadt Freiburg I. 67 und 68, IV nach der Urkunde im Vill. Gemeindearchiv. Siehe auch J. Bader, Geschichte der Stadt Freiburg I. 384, dessen Annahme, daß das Kreuz versetzt gewesen sei für eine den Villingern dargeliehene Summe, jeder Grundlage entbehrt.



II. „Im Jahre des Herrn 1361 am Montag (19. Juli) nach dem Fest der hl. Jungfrau Margarete haben wir gesucht nach den Reliquien der Heiligen, die enthalten waren in dem silbernen Kreuz, das wir in Dillingen haben, in Gegenwart des Herrn Albert und Conrad von Stüsselingen (Pfarrer in Dillingen 1338—1361), des Herrn Johann von Tannheim, Presbyters in Dillingen und ihren Genossen, Conrad von Tannheim, Bürgermeisters, Jakob Vetterlin, H. von Tuningen und einigen andern glaubwürdigen Zeugen und haben gefunden: in der Spitze des Kreuzes die Reliquien des hl. Bischofs Blasius, in der Mitte des Kreuzes unter dem Kopf des Gekreuzigten die Reliquien des hl. Apostel Andreas und Jungfrau Petronella, weiter am Fuße des Kreuzes die Reliquien der hl. Apostel Matheus, Nicolaus, Augustin, Benedikt, Wunibald, ein Stück von der Eiche von Manbre, weiter in der rechten Seite des Kreuzes der hl. Fides, Jungfrau und Martyrerin, endlich auf der linken Seite des hl. Johannes des Täufers. Das haben wir gefunden in der Vorderseite des Kreuzes; auf der Rückseite: oben die Reliquien des hl. Martin, in der Mitte die des hl. Laurentius und Mauritius, links unter den Reliquien des Johannes d. T. die Reliquien der seligen Apostel Petrus und Paulus, rechts unter der Reliquie der hl. Fides die der hl. Jungfrau Verena und Theodorius Märtyrer. Und alle diese Heiligtümer haben wir an ihre früheren Stellen zurückgelegt. Und haben auch einen Zettel gefunden mit dem Inhalt" . . .

III. „Allen zur Kenntnis, die es angeht, daß im Jahre 1489 renoviert worden ist jenes silberne Kleinod, das an der Oberfläche vergoldet ist und erneuert wurden die Zettel, welche Auskunft geben über die in dem Kreuz erhaltenen Reliquien und zwar in Gegenwart des ehrenwerten Mannes Michael de Rischach, Pfarrrektors zurzeit in Dillingen (1489—1526), des Johannes, Hermann, Bürgermeister, des Johannes Sator und Johannes von Frankfurt, Pfleger der Kirche, sowie des Magisters Laurentius, Kaplan in Dillingen."

Beide Zettel, nämlich der von 1361 und der von 1489 wurden bei der dritten Renovation und am 10. September dieses Jahres dem Abt Georg Gaiser vorgezeigt, der davon Abschrift nahm. Der 1651 eingelegte Zettel lautet:

IV. „Anno 1651, den 2. November ist dieses silberne Clenodt widerumt renoviert worden von Jacob Appenmeyer, Goltschmidt in Dillingen. Ist derzeit der wohlehrwürdige gaistlich Herr Magister Jeorg Gruober, domalen Pfahrer alhie und der Zeit Pfleger, Herr Thoma Engeser, Burgermeister und Herr Simon Ummenhofer, Schulthaiß, Herr Franciscus Lipp, Ratschriber, Carle (domalen Pfleger)in Unser lieben Fauen Kirchen; wie die in gelegten Zedel ausweisset."

Aus diesen Urkunden geht zunächst hervor, daß die Dillinger das Kreuz 1268 von einem Goldschmied Johannes in Freiburg gekauft haben und das ist wichtig genug, ist es doch somit die einzige, sichere Freiburger Arbeit des Mittelalters, ja bis ins 16. Jahrhundert hinein, ferner daß es dreimal renoviert wurde und zwar im Jahre 1361, im Jahre 1489 und endlich 1651. Wo diese Renovierung geschah, sagen nun die Urkunden leider nicht, aber welche Teile ihnen angehören, läßt sich bei näherer Betrachtung genau feststellen.

Aus der Ursprungszeit rührt der Kreuzesstamm der Vorderseite, der mit Goldfiligran besetzt ist, das heißt Golddraht, auf dem gekörnte Goldkügelchen aufsitzen in schönem Ranken- und Spiralenwerk, an dessen Endigungen Rosetten mit Kügelchen sitzen, traubenähnliche Gebilde. In diesem, dem romanischen Ornament noch nahe stehende Filigran Halbedelsteine in schlichter gezackter Kastenfassung und einige Cameen. Die gleiche Arbeit umgibt die Medaillons des rechten und linken wie des unteren Vierpaßes der Kreuzende. Diese Medaillons (Fig. 1) zeigen in getriebener Arbeit die Verkündigung, die Geburt und die Taufe Christi und weisen in der wei-



5. Rückseite des Scheibenkreuzes im Münsterschatz zu Villingen

chen runden Gliederbehandlung, Kopftypen und Gewandung ebenfalls auf die Zeit von 1268. Dieser gehört auch das Silberblech der Scheibe an (die Nägel der späteren Zufügungen gehen auf der Rückseite durch dasselbe durch) sowie die Halbedelsteine in derselben mit dem gedrehtn Goldrand am Fuß der Kastenfassung. Die schönen getriebenen Figürchen des Gekreuzigten (dessen Kopf leider im Lauf der Zeit etwas verdrückt worden ist), wie der Maria und des Johannes dagegen sind typische Werke der hohen Gotik (Fig. 3) und ganz vorzügliche Leistungen

derselben, wie auch der köstliche Streifen von Epheu und Eichenblättern, der die Rundscheibe umgibt. Für die Geschichte der gerade im 14. Jahrhundert so hochentwickelten Goldschmiedekunst des Oberrheins wäre es sehr wichtig, zu wissen, wo diese hinzugefügten Teile gearbeitet worden sind. Mir scheinen die Figuren doch mit der Plastik des Freiburger Münsters so nahe zu-



4. Hl. Ulrich,
graviertes Medaillon von der Vorderseite



6. Medaillons mit der Geburt Christi auf der Rückseite



8. Gestanztes Lilien-ornament des Randes, 14. Jhrdt.



7. Der hl. Apostel Markus,
Medaillon von der Rückseite



9. Kranich in Astwerk vom Rande der Vierpässe

sammen zu gehen, daß ich auch diese zweite Arbeit einem Freiburger Goldschmied zuweisen möchte. Wie im Jahre 1268 die dynastischen Beziehungen die Bestellung der einen Zähringer Stadt in der anderen bewirkt haben mögen, wie überhaupt die dauernden Handelsbeziehungen beider Orte, so dürften sie auch 1361 noch nachgewirkt haben. Viel später, aus der dritten Arbeitsperiode am Kreuz das Medaillon des oberen Kreuzendes und seine Umrahmung: es stellt graviert den hl. Ulrich, Bischof von Augsburg dar (Fig. 4) mit dem Fischgerippe und ist zweifellos im Jahre 1489 nach einer Stichvorlage gearbeitet worden. Der gleichen Zeit, vielleicht auch erst dem Jahre 1651, dürften die Scheiben von Sonne und Mond zuzuweisen sein. Ihr

gehört auch das vorzüglich gestanzte Rankenwerk des Kreuzesstammes der Rückseite an (Fig. 5), eine typisch spätgotische Arbeit, wie auch die Medaillons der Kreuzesenden dort und der Mitte, darstellend die Verkündigung, die Heimsuchung, die Anbetung des Kindes, den Jesusknaben mit der Weltkugel, und die Krönung Mariä, etwas flau getriebene Stücke (Fig. 6) von denen eines aber vielleicht einen Hinweis gibt auf den Ort dieser dritten Arbeiten an unserem Stück: derselbe Jesusknabe mit der Weltkugel und dem felsigen Hintergrund kehrt auf einem Perlmuttermedaillon eines Reliquiars von Adelshausen bei Freiburg, wie auch auf einem wohl rheinischen Stück in Berlin, nach Vöge auf Stichen des Meisters E. S. und Schongauers wieder.[2] Dazu mag es denn nicht ohne Bedeutung sein, daß der damalige Pfarrrektor Michael von Rischach von der Steißlinger Linie in Freiburg studiert hat. Viel früher und besser als diese die vier Medaillons der Segmente der Rundscheibe, mit den sitzenden Gestalten der vier Evangelisten im Profil (Fig. 7). Ihre in langen, guten Falten fließenden Gewänder, die noch alles Kapriziösen entbehren, ihre Sitze, wie der klassische Reliefstiel weisen sie der besten Zeit der hohen Gotik zu, also wohl der Renovation von 1361, obwohl das Datum beinahe fünfzig Jahre zu spät erscheinen möchte.



10. Fürstenberger Kelch im Münsterschatz zu Villingen

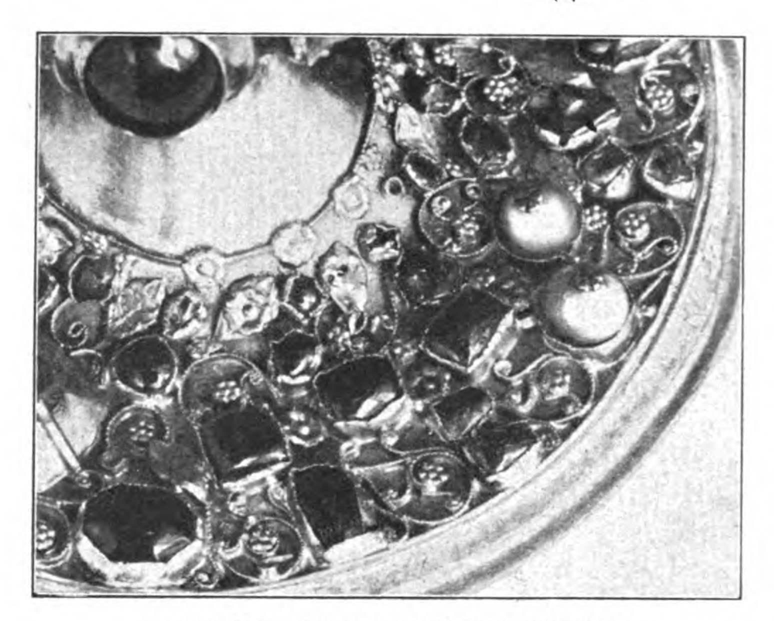
Der 4 cm starke Rand der Scheibe ist mit Silberblech bekleidet, in das ein Lilienornament (Fig. 8) gestanzt ist, wohl von 1361, während der Rand des Medaillons Kraniche oder Reiher in Astwerk (Fig. 9) gibt, aus der gleichen Zeit.

---

[1] Leider kann ich hier alle die künstlerischen Beziehungen des Stückes nicht klar legen; wenn unsere dankenswerten Mitarbeiter ihren Raum überschreiten, so darf das der Herausgeber nicht wohl tun. Ich werde an anderm Orte ausführlicher auf das interessante Werk eingehen.

[2] Katalog der Bildwerke der christl. Epochen des Berliner Museum, Band IV S. Tafel XXX Nr. 911.





11. Detail des Fußes vom Fürstenberger Kelch

So hat uns die Betrachtung dieses wertvollen Stückes schon manches verraten und auch die Heiligen, deren Reliquien in ihm eingeschlossen waren, sind nicht ohne Bedeutung. Mein Freund Sauer hat mich darauf hingewiesen, daß sie auf klösterliche Gedankenkreise hinweisen, und zwar der oberrheinischen und Schweizer Klöster, vielleicht darf man sogar bestimmter sagen, Benediktinerklöster, sei es nun, daß die Benediktiner von St. Georgen ihren Rat den Villingern erteilt haben oder die St. Blasianer, die ja ihren Hof in Freiburg hatten. Weiter aber gibt uns die Reliquie des hl. Theodorius (von Sitten), auch Theodul genannt, der als Teufelsbanner galt, den Fingerzeig, daß das Kreuz als Wetterkreuz diente und diese seine Bestimmung wurde auch im Jahre 1489 noch einmal betont durch das Medaillon des hl. Ulrich, dessen Ulrichskreuzen unter anderem die gleiche Bedeutung zukam.

Zugleich aber wirft unser Kreuz ein Licht auf die Entstehung des anderen, kostbaren alten kirchlichen Gerätes, das der Villinger Münsterschatz bewahrt, des Fürstenberger Kelches (Fig. 10)[3], der dem Münster vom Grafen Heinrich von Fürstenberg und seiner Gemahlin Agnes geb. Gräfin von Trutendingen und ihren sieben Kindern im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts geschenkt wurde, nach der am Rand des Fußes in Majuskeln eingravierten Inschrift: „ich kelch bin geiben durch grave h. von fierstenberg und durch ir Kinder siebenin". Kraus vermutet als Veranlassung die im Jahre 1282 zu Villingen gehaltene Adelsversamlung, bei der den Söhnen des Grafen der Ritterschlag erteilt wurde.



12. Antike Gemme am Knauf des Fürstenberger Kelches

Dieser Kelch (Fig. 10) ist 14 cm hoch, aus Gold gearbeitet und zeigt in seiner gedrungenen Erscheinung noch durchaus das

[3] Kunstdenkm. d. Gr. Baden a. a. O. S. 123. Katalog der Kunst- und Kunstgewerbeausstellung, Karlsruhe 1881. II Nr. 49 abgeb. Rosenberg, Alte kunstgewerbl. Arbeiten. — Fürstenb. Urkundenbuch I 510.

Formempfinden romanischen Stiles. Aus dem kreisrunden, weitausladenden, flachen Fuß erhebt sich ohne recht organische Verbindung der kurze Schaft auf glatter, in leichter Kurve ansteigendem Mittelstück mit weitausladendem, rundem Nodus, kurzen Hals und darüber die Kuppe von 9,8 cm Durchmesser. Am Rand des Fußes die Inschrift. Der Fuß ist reich mit Goldfiligran verziert, Golddraht, der mit gekörnten Kügelchen besetzt ist, in Ranken- und Spiralenlinien, teilweise in getriebenen Rosetten, die mit ihren Buckeln wie Trauben wirken, und in Blätter auslaufend (Fig. 11). In diesem Filigranwerk Perlen und Halbedelsteine in Kastenfassung, darunter auch wie ein Berg hervorragend ein offenbar als wertvolle Kuriosität angesehener, großer gelbgrüner Stein (Beryll?), mit besonderen Zähnen gefaßt. Am Kranz als Buckel sechs große Steine, darunter eine antike Gemme (Fig. 12). Die Kastenfassung der Steine ist teilweise mit getriebenen Rosetten belegt, die auch die Zwischenräume beleben, während sich von oben Epheublätter hineinlegen. Ober- und unterhalb des Knaufes ein Band mit Drachengestalten (Lindwürmern) in einem Niellofond. (Niello = eine schwarze Farbmasse aus einer Mischung von Silber, Kupfer, Blei, Schwefel und Borax.)

Die ganze Dekoration atmet noch den etwas barbarischen Geschmack mancher Goldschmiedearbeiten der romanischen Zeit, bei denen die Pracht, Kostbarkeit und Farbigkeit der Materialien wichtiger ist, wie ein organischer Aufbau, ist aber darin von großem Reiz. Von Bedeutung ist nun, daß die Filigranarbeit des Kelches dieselben Formen und dieselbe Technik aufweist, wie der Kreuzesstamm des Scheibenkreuzes. Da die Arbeit in der gleichen Zeit mit diesem entstanden ist, die Beziehungen des Hauses Fürstenberg zu der Residenz ihrer Vorfahren, der Herzöge von Zähringen, zu Freiburg enge geblieben sind, drängt sich der Schluß auf, daß auch der Kelch in Freiburg gearbeitet worden ist, vielleicht in der gleichen Werkstatt. Wir haben somit in beiden Stücken die sicheren Belege für ein vermutlich blühendes Goldschmiedegewerbe in der Breisgaustadt, die im dreizehnten Jahrhundert ihre erste Kunstblüte zu verzeichnen hat und bei der als einem Mittelpunkt der oberrheinischen Kunst, allerdings nach Basel und Straßburg, ihren Hauptstädten, ein solches Gewerbe zu vermuten war. Läßt sich unsere weitere Annahme, daß auch die beiden Renovationen des Scheibenkreuzes, 1361 und 1489, in Freiburg erfolgten, durch eine weitere Untersuchung, auf die ich hier verzichten muß, erhärten, so wären die Anhaltspunkte gegeben für eine Geschichte des Goldschmiedegewerbes in Freiburg und damit würde auf ein noch ziemlich dunkles Kapitel der Kunstgeschichte des Oberrheins, dessen Bedeutung ja in den letzten Jahrzehnten immer stärker erkannt worden ist, von Villingen aus ein neues Licht fallen.



13. Inschrift, Rand vom Fürstenberger Kelch



1. Bräunlingen (nach einem Aquarell von A. Roman)

Bräunlingen

Eine baugeschichtliche Betrachtung von J. Graf, Karlsruhe

Es ist für den kundigen Wanderer immer eine Freude besonderer Art, wenn er abseits der breiten Heerstraße in ein Städtchen tritt, das aus den Tagen glücklicher Vergangenheit seine Eigenart bewahrt hat. Ohne seinen Reiseführer zur Hand nehmen zu müssen, weiß er bald Bescheid, in welcher Zeit das Städtchen sich seiner Blütezeit erfreut, wes Art und Geistes seine Bewohner von ehemals waren und heute noch sind. Denn Charakter und Sinn einer Bevölkerung bleibt unverwischbar ausgeprägt in der Physiognomie der Straßen, Plätze und Gebäude. Die Art ihrer Beschäftigung, ihr handwerkliches Können, ihre Anpassungsfähigkeit an die Erfordernisse des Klimas, all das spricht besser wie alte Urkunden aus den erhaltenen steinernen Zeugen der Vorzeit.

Wir sind ja im Lande Baden nicht mehr im glücklichen Besitze von vielen solch verschwiegener Städtchen; was den Wechselfällen des 30jährigen Krieges, was der Zerstörungswut der Franzosen in den Raubkriegen am Ende des 17. Jahrhunderts entgangen, das fiel recht häufig verheerenden Bränden und leider dem alles nivellierenden Geiste des 19. Jahrhunderts zum Opfer.

Auch das Baarstädtchen Bräunlingen, das wir hier im Bild zeigen, weiß hiervon zu erzählen. Welch herrlichen Anblick muß das Städtchen noch vor hundert Jahren dem Wanderer geboten haben, der von der Dögginger Höhe kommend aus dem Walde trat: Eingebettet in das satte Grün des Bregtales zwischen dem

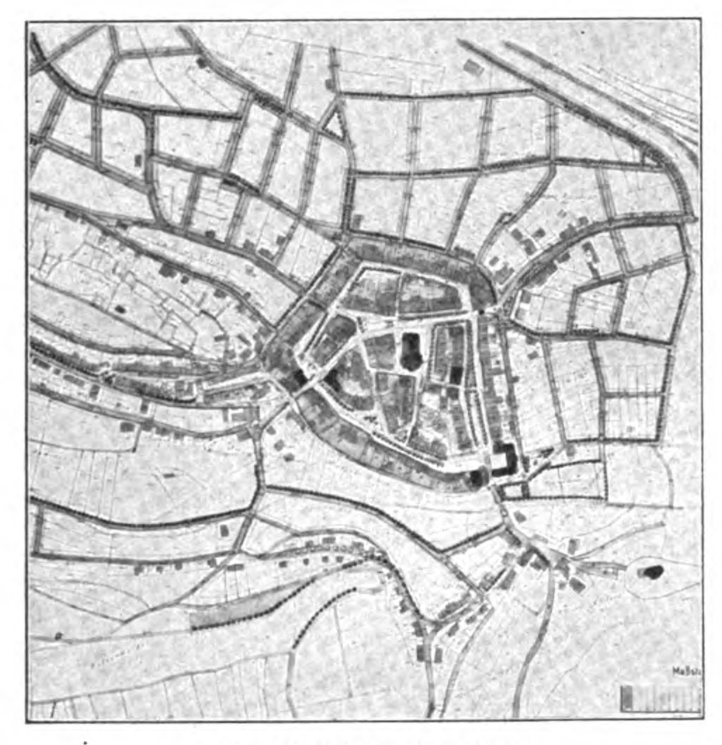


Galgenberg und dem Lützel- oder Ottilienberg, umsäumt von den Ausläufern des Schwarzwaldes, trutzig bewehrt von Mauer und Graben, die vier Stadtausgänge beschützt von stattlichen Tortürmen, die Häuserreihen mit ihren Staffelgiebeln, dem Mauergürtel und den Verkehrsstraßen sich anschmiegend, im Mittelpunkte die hochragende Kirche, das Ganze betreut von der Gottesackerkirche im Vordergrund und der Ottilienkapelle auf dem Lützelberge.



Gottesackerkirche Lorettokapelle
2. Blick von der Dögginger Höhe
von C. Reich

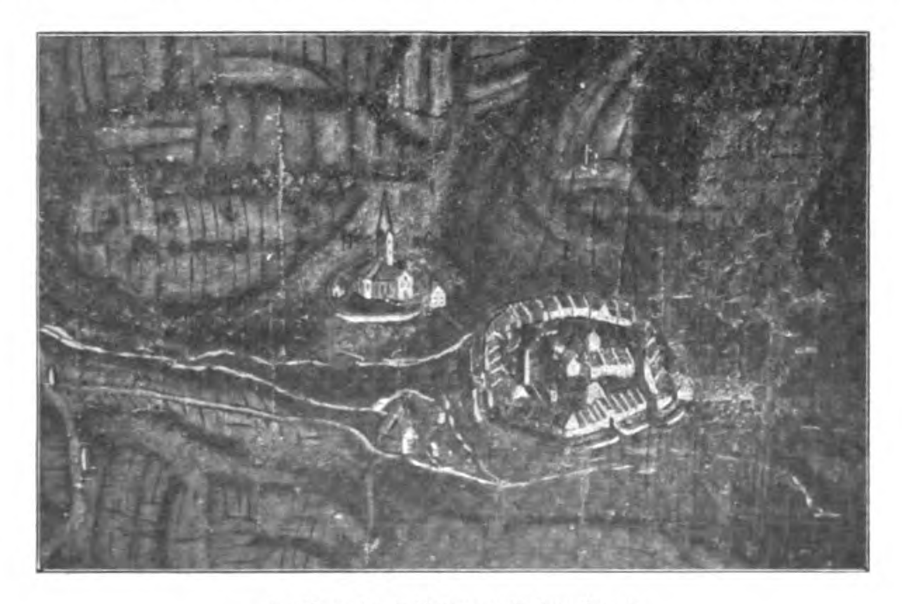
Wenn auch seither die Tore bis auf eines verschwunden sind, die Stadtmauer nur noch in einzelnen Mauerresten des äußeren Häuserrings zu finden ist, so hat Bräunlingen doch im großen und ganzen seine frühere Anlage bewahrt. Ein Blick auf den Stadtplan zeigt uns den Typ einer natürlich gewachsenen Stadt, deren Straßenzüge bestimmt sind einerseits von den natürlichen Verkehrslinien des Bregtales, andererseits von der Anpassung an die umgebende Stadtmauer. Die kleineren Verbindungswege teilen die einzelnen Stadtquartiere noch genau in derselben Aufteilung, wie wir dies schon auf dem alten Stadtbild im Rathaus (aus dem 17. Jahrhundert) sehen. Und diese Anlage geht sicherlich auf die Zeit der Stadtgründung im beginnenden 14. Jahrhundert zurück. Wohl sind die Anfänge des Städtchens wesentlich älter. Der Turm der Gottesackerkirche, die offenbar schon lange vor der Stadtgründung der religiöse Mittelpunkt für die Ansiedler der Umgebung war und bis 1694 als Stadtkirche diente, gehört mit seinen Schießscharten und gekuppelten romanischen Fenstern sicherlich zu einem aus dem 12. Jahrhundert stammenden Bau. Der Geschichtschreiber Bräunlingens Dr. Baltzer erzählt uns, daß die Herren von „Brülingen", vermutlich Fürstenberger Lehensleute, in der nordwestlichen Ecke der heutigen Stadt, auf dem sog. Buck oder Zwingel, eine Burg besaßen, die wohl beträchtlich älter war als die Stadtanlage selber. Denn die Stadtmauer mußte, um



3. Der Stadtplan von Bräunlingen

die Burg in das Weichbild mitaufzunehmen, an dieser Stelle eine Ausbiegung machen. Noch bis ins Ende des 18. Jahrhunderts waren erkennbare Reste dieser Burg vorhanden, deren Überbleibsel in verschiedenen architektonisch bemerkenswerten Tür- und Fensterumrahmungen im Zwingel zu suchen sind, deren Formen ins hohe Mittelalter reichen.

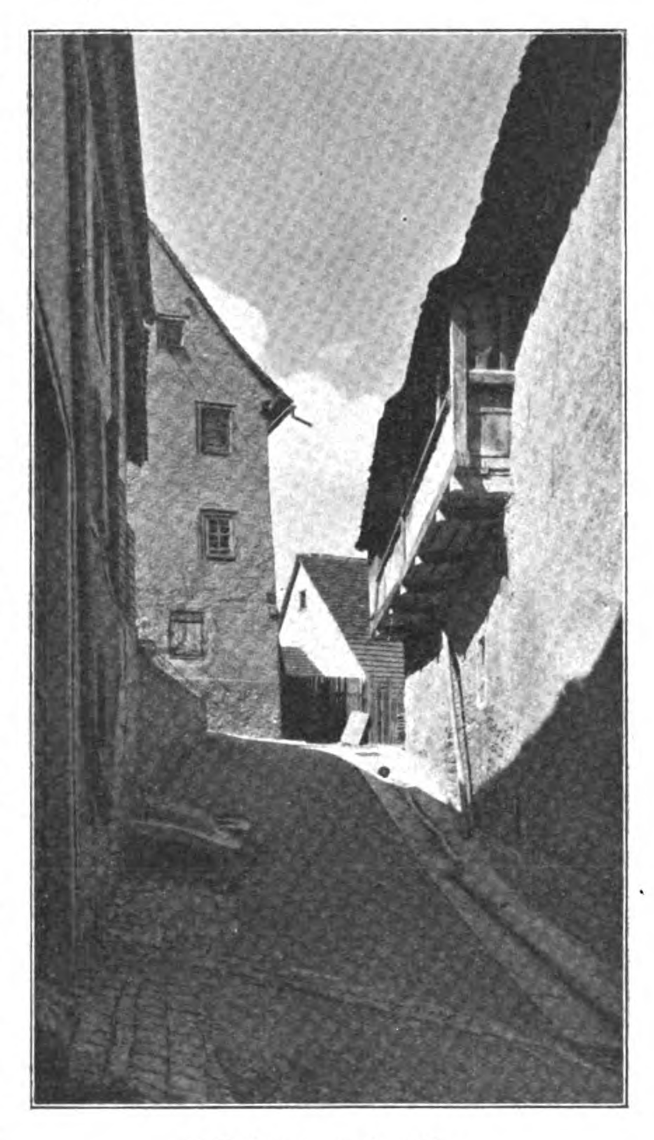
Die vier Ausgänge der Stadt waren durch Tortürme geschlossen: Das Nieder- oder Mühltor auf dem Wege nach Hüfingen, das Kirchtor nach Döggingen, das Gupfentor nach dem oberen Bregtal und das Wald- oder Obertor nach dem Walde. Von ihrer architektonischen Ausbildung geben uns die beiden Skizzen von Luzian Reich genügenden Aufschluß. Leider sind sie bis auf das Mühltor im Laufe des 19. Jahrhunderts verschwunden, und



4. Altes Stadtbild von Bräunlingen

auch letzteres mußte, da es baufällig war, um die Wende des 20. Jahrhunderts einem Neubau weichen, den Meister Merkel zwar stattlicher ausführte, der aber an intimen Reiz seinem Vorgänger erheblich nachsteht.

Die heutige Pfarrkirche aus dem Jahre 1881 ist ein romanisierender Bau von Weinbrenner, der damals fürstenbergischer Hofbaumeister war. Während das Äußere kalt und nüchtern anmutet, überrascht das Innere durch gute Verhältnisse und stimmungsvolle Bemalung. Die Vorgängerin der heutigen Kirche wurde 1694 errichtet anstelle der Liebfrauen-Kapelle, die bis da neben der verschwundenen Nikolauskapelle die einzige Kultstätte innerhalb der Stadtmauern war. Denn vorher diente die geräumige Gottesackerkirche, dem hl. Remigius geweiht, ausschließlich als Pfarrkirche.

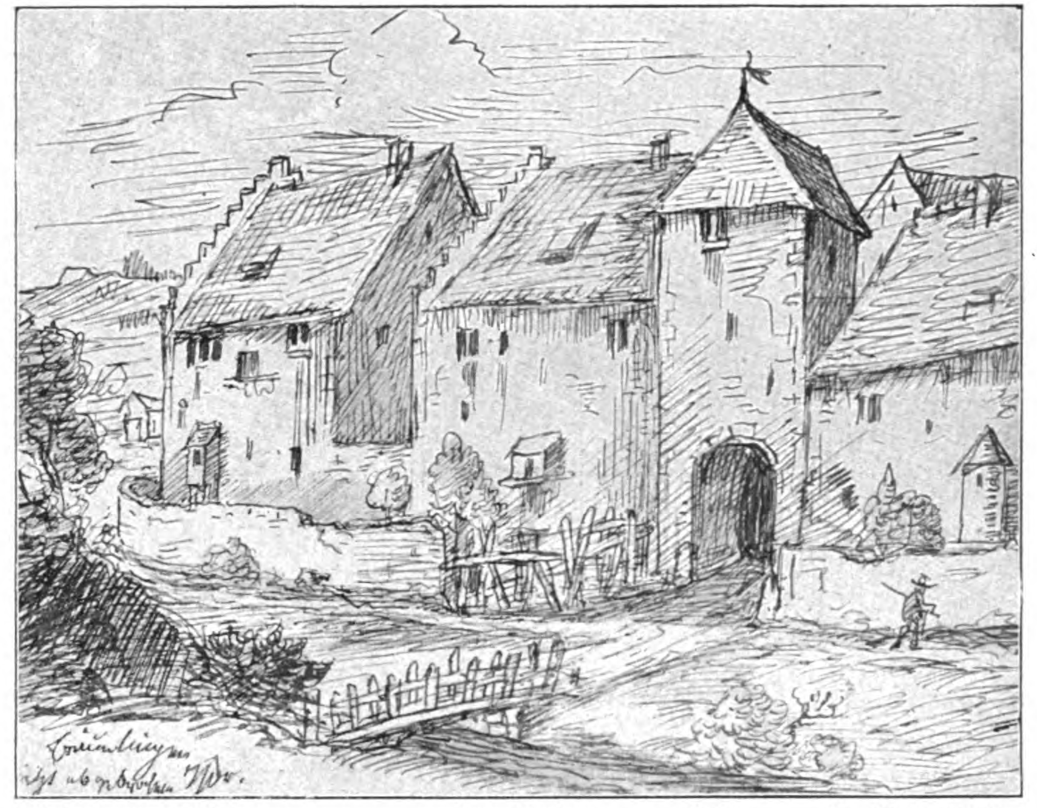


5. Aufgang zur ehem. Burg

Das Rathaus in der Kirchgasse stammt zwar noch aus dem Jahre 1590, wo es als Privathaus gebaut wurde, ist aber im 19. Jahrhundert nicht gerade glücklich restauriert worden. In ihm amtete von jeher ein gestrenger Rat; die noch zahlreich erhaltenen Urkunden des Archivs wissen von manch hitzigem Streit zu berichten, den die Bräunlinger Ratsherren insbesondere mit den Grafen von Fürstenberg auszufechten hatten. Denn Bräunlingen kam schon 1305 an Österreich und setzte trotz aller Schwierigkeiten und trotz mancher Differenzen mit der neuen Herrschaft allen Versuchen der Fürstenberger, die Oberhoheit wieder zu erlangen, hartnäckigen Wiederstand entgegen und blieb so eine österreichische Enklave in fürstenbergischen Landen.

Schräg gegenüber steht das sog. Schultheißenhaus, das im 19. Jahrhundert auch vorübergehend als Rathaus diente. Es zeigt im Innern recht bemerkenswerte,

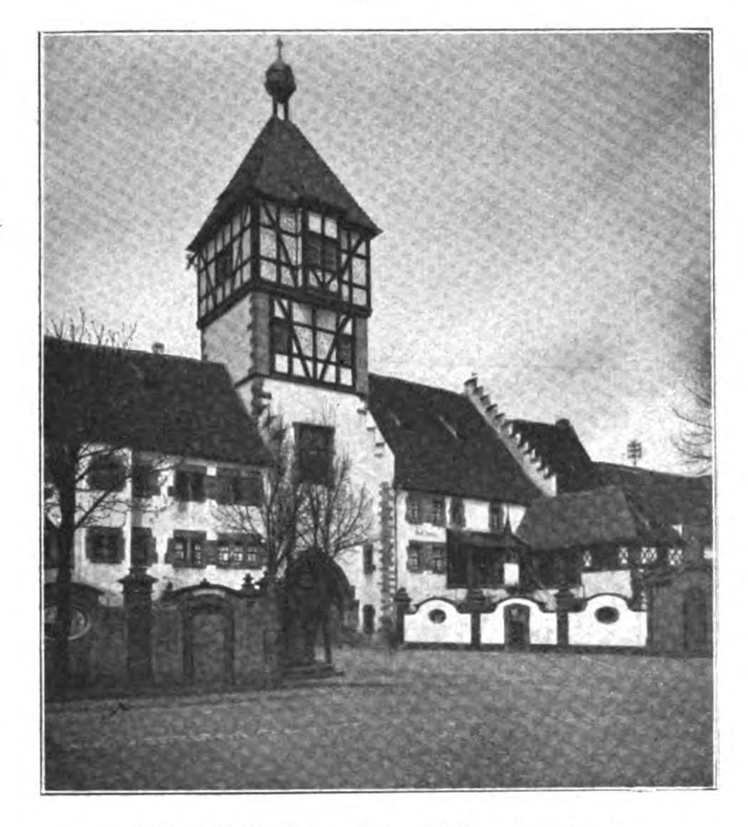




Schellenberger Schlößle — Altes Pfarrhaus — Kirchtor — Burgsäß der Stähtlin von Stockburg

6. Am Kirchtor. Von E. Reich

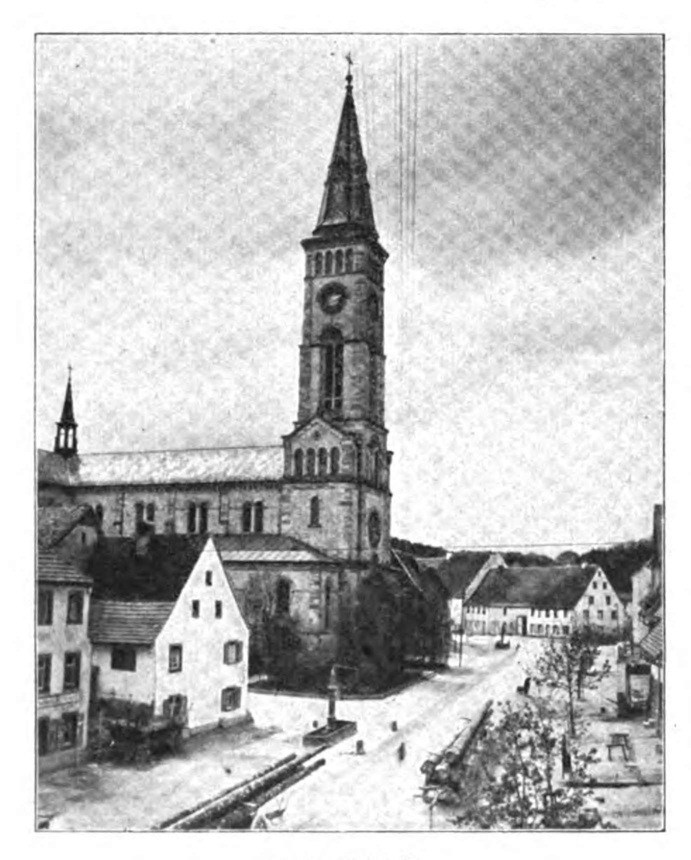
leider zum Teil beschädigte Deckenstukkaturen aus der Barockzeit. Von den zahlreichen früheren Burgsäßen Bräunlinger Adelsgeschlechter sind nur noch Reste auf uns gekommen. Auf dem Bild Nr. 6 sieht man noch die Rückseite des sog. Schlößchens der Freiherren von Schellenberg und das Burgsäß der Stähelin von Stockburg. Letzteres fiel einem Brande um die Jahrhundertwende zum Opfer. An seiner Stelle erhebt sich heute das neue Schulhaus. Das alte Schulhaus gegenüber wurde auf dem Platze des früheren Pfarrhofes errichtet. Das Schellenbergische Schlößchen sank erst im Weltkriege in Schutt und Asche und begrub mit sich eine Reihe guter architektonischer Einzelheiten, wie Holzdecken, Türen und dergl. aus der besten Renaissancezeit, wie ja auch die meisten alten Häuser Bräunlingens Blütezeit, dem 16. Jahrhundert, angehören. Noch vor 10 Jahren fand man in Bräunlingen recht viele Häuser mit den charakteristischen mittelalterlichen Gruppenfenstern. Leider sind sie heute recht selten geworden. Einmal haben die in letzten Jahren unheimlich oft auftretenden Brände manches zerstört; vieles fiel aber auch unverstandener Modernisierungssucht zum Opfer, die anstelle der alten Steinpfosten geschmacklose ganzscheibige Fenster einsetzte. Selbst der alte Reichenauer Kelnhof, heute das Gasthaus zum Rößle, einstens der Amtssitz der Reichenauer Klostervögte,



7. **Das Mühletor nach dem Umbau** (von außen)



8. **Das Mühletor nach dem Umbau** (innere Ansicht)



9. Hauptstraße



Rathaus

10. Kirchgasse

hat sein mittelalterlich Kleid abgelegt. Welch reizvolle Motive namentlich für das Innere durch diese mittelalterlichen Gruppenfenster entstanden, zeigen die Abbildungen 13 und 14. Die für die Baar so charakteristischen Treppengiebel finden sich doch noch recht häufig. Da das Deckmaterial für die Dächer in der Hauptsache Schindeln waren, so war man auf die Form des Reihenhauses angewiesen, das die Traufe nach der Straße kehrte und vom Nachbarhaus durch eine in Treppen abgestufte Brandmauer geschützt war. Abbildung 5 zeigt das deutlich. Die Häuser sind in der Regel zwei- und dreistöckig. Im Untergeschoß befanden sich die Arbeits- und Wirtschaftsräume und die Stallungen. Ernste Einfachheit und derbe Biederkeit sind die charakteristischen Merkmale der Bräunlinger Bürgerhäuser aus alter Zeit. Das rauhe Klima verbot den Bürgern, hinter dünnem Holzfachwerk zu wohnen. Gute Bruchsteinbrüche im Stadtwald lieferten das Material zu den durchweg massiven Bauten, und der ebenfalls auf eigenem Boden gewonnene harte Kalksandstein ließ nur eine einfache Bearbeitung zu, weshalb reichere Profilierungen an Fenstern und Türen, verzierte Abläufe und dergl., wie sie sonst üblich sind, fast durchweg fehlen.

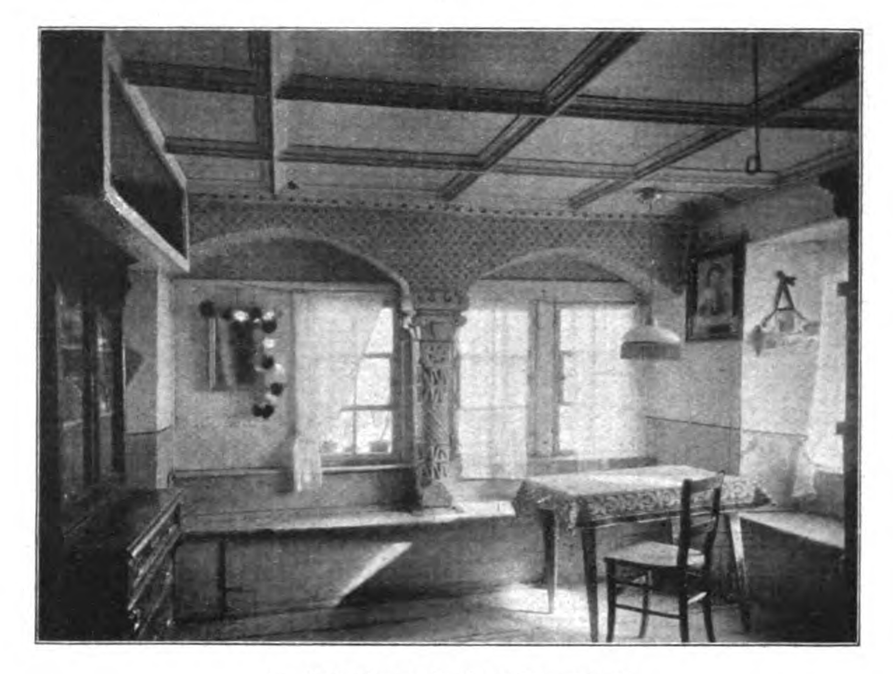


11. Das neue Schulhaus (erbaut vom Verfasser)

Wohl selten sind irgendwo die Bedingungen so gegeben wie gerade in Bräunlingen, die überkommene Bauart auch für die Neuanlagen zu übernehmen. Denn sie ist im besten Sinne modern, weil sie allen Bedürfnissen des heutigen Lebens ohne weiteres angepaßt werden kann. Bedauerlicher Weise ist sie aber bei vielen Neubauten der letzten Jahren nicht gewahrt worden. Der Holzreichtum der Stadt-



12. Der Reichenauer Kelnhof



13. Aus einem Hause auf dem Buck

gemeinde, bekanntlich das Rückgrat der städtischen Finanzen, legte es nahe, das Holzfachwerk mehr und mehr auch für Wohnbauten einzuführen. Aber die Gründe, welche den Vorfahren den Massivbau empfahlen, bestehen noch heute. Die bau-



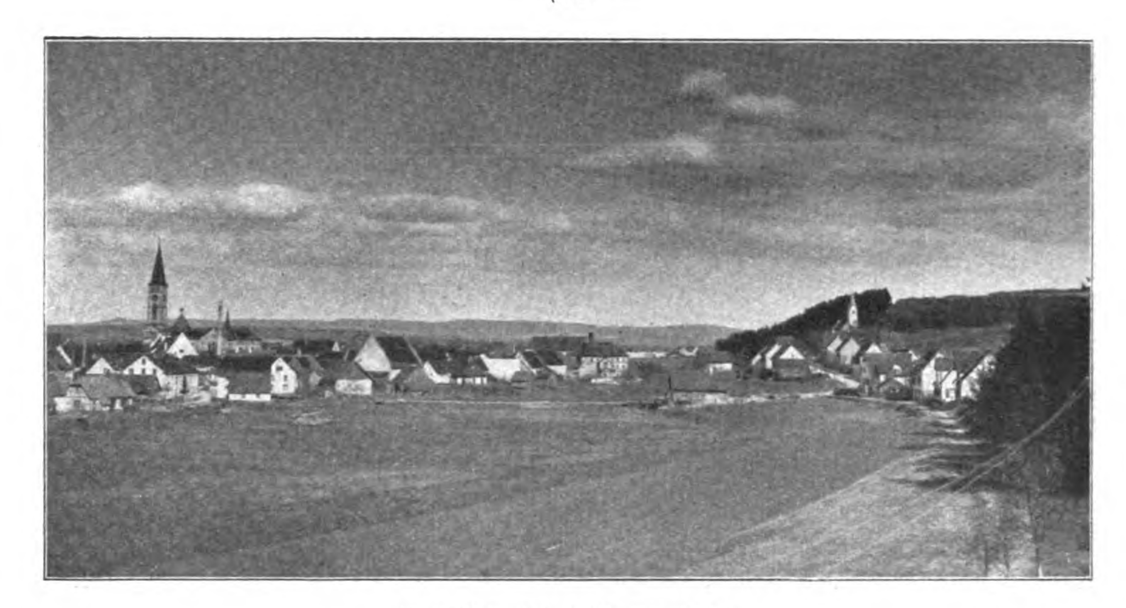
14. Aus einem Hause in der Hauptstraße



15. Überreste eines alten Burgsäßes



16. Das Elektrizitätswerk (erb. von Meckel)



17. **Ansicht von S. W.** (östl. Hälfte)

lustige Bürgerschaft wird daher im eigenen Interesse handeln, wenn sie die Lehren aus der Baugeschichte ihres Städtchens nicht unbeachtet beiseite schiebt. In anerkennenswerter Weise hat die Stadtverwaltung bei Erstellung ihrer Gebäude, zu dem der Wald die Mittel lieferte, auf möglichste Anpassung an den Charakter des Stadtbildes größten Wert gelegt und hat es auch nicht an zweckmäßigen Anregungen der Bürgerschaft gegenüber fehlen lassen. Möge ihren Bemühungen in einer glücklichen Zukunft voller Erfolg beschieden sein.



Ottilienkapelle — ehem. Burg

18. **Ansicht von S. W.** (westl. Hälfte)





Löffingen

Von Max Wingenroth

(Zeichnungen von Guido Schreiber, Villingen)

An der äußersten Westgrenze der Baar liegt die Stadt Löffingen, mit den benachbarten Dörfern Rötenbach, Göschweiler und Bachheim die urälteste Ansiedelung da oben bis weit in den Schwarzwald und die Baar hinein. Schon im Jahre 819 wird die Stadt genannt, die zur Bertholdsbaar gehörte. Als altes Erbe der Zähringer blieb sie dann bis 1806 in Fürstenbergischem Besitz. Wenn wir die Tunnels bis Rötenbach durchfahren und nach diesem letzten Anstieg die Hochfläche der Baar erreicht haben, so liegt nach wenigen Minuten der Ort vor uns da, der uralte Markt und Mittelpunkt der Gegend, in dem bei den Wallfahrten zum Witterschneekreuz die Leute der Baar und des Schwarzwaldes, aber auch viel weiterher, zusammenströmen.

Die Stadt ist im Bauernkrieg 1525 angeblich bis auf die Kirche abgebrannt; das vermutliche Holzfachwerk der Häuser bot wohl bei den damaligen geringen Löschvorrichtungen dem Feuer die Gelegenheit zur raschesten Ausbreitung. Aber wenn sich auch aus dem Mittelalter mit Ausnahme der kreuzgewölbten Sakristei der Kirche nichts mehr erhalten hat, so ist dafür der Ort im großen und ganzen von moderner Barbarei verschont geblieben und bietet er ein selten unberührtes Bild eines alten Baarer Städtleins. Der große Strom der Fremden zieht bisher achtlos an ihm vorüber; um so mehr aber freut sich der, dem solche Eigenart eines Ortes lieb und wert und wird immer wieder gerne dahin zurückkehren, wo er ein fleißiges Völklein bei des Tages Arbeit und des Tages Last und seinen einfachen, alten Festen zu finden sich freut.

Tritt ein solcher vom Bahnhof heraus, so sieht er vor sich in die Mulde geschmiegt das Städtlein und sein kundiges Auge erkennt sofort die alten Züge der Stadtmauer, an die und auf





die die Häuser mit ihren vom Alter schief gewordenen, desto malerischen Dächer gebaut sind (Fig. 1). Durch das „Mailänder" Tor mit der Jahreszahl 1580 betritt er die Stadt, die durch einen langen Platz in eine schmälere westliche und eine größere östliche Hälfte geteilt ist. Wirksam steht in der Mitte dieses Platzes, nach allen vier Seiten frei, das Rathaus, in der Geschlossenheit seiner Bauerscheinung erfreulich und den Platz gut in zwei Hälften teilend (Fig. 10). Wir sehen uns hier zunächst nicht weiter um, sondern wandern geradeaus zur Kirche: Stadtmauer, Rathaus und Kirche sind ja die Anhaltspunkte, von denen aus man die ganze Geschichte eines Ortes begreifen kann (Fig. 8). Da stoßen wir nun auf einen einfachen Bau aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, der Gott sei Dank noch nicht durch eine neugotische oder neuromanische Schöpfung ersetzt ist; wie gut der schlanke Kirchturm dem Orte steht, zeigt unser Schlußbild (Fig. 28). In der Kirche neben einer Anzahl andern Altertümern einer jener schönen Barockaltäre mit dem immer wechselnden, immer geistreichen Aufbau von Säulen, geschwungenen Giebeln, flatternden Engeln, von dem wir leider nur den unteren Teil wiedergeben können (Fig. 9). Offenbar stand also hier einmal eine Barockkirche: wir erfahren, daß dieselbe abgebrannt sei und können also ohne Bücher zu studieren, den Schluß ziehen, daß ums Jahr 1800 herum ein weiterer Brand außer dem oben erwähnten das Städtlein heimgesucht hat, denn auch das Rathaus entstammt der gleichen Zeit.



Vom Kirchplatz, der hübsch mit Bäumen umstanden ist, und an dem uns nur der Drahtzaun an seiner Rückseite stört, werfen wir einen Blick nach rechts in ein langes, gebogenes Gäßlein, wo uns einige der ältesten Häuser mit gotischen Gewänden auffallen und einer der



erfreulichen Steinbrunnen, wie sie das Bild unserer Ortschaften beleben und wir bewundern die frühere Zeit, die solchen Brunnen so hübsch in die Straße setzte (Fig. 11).

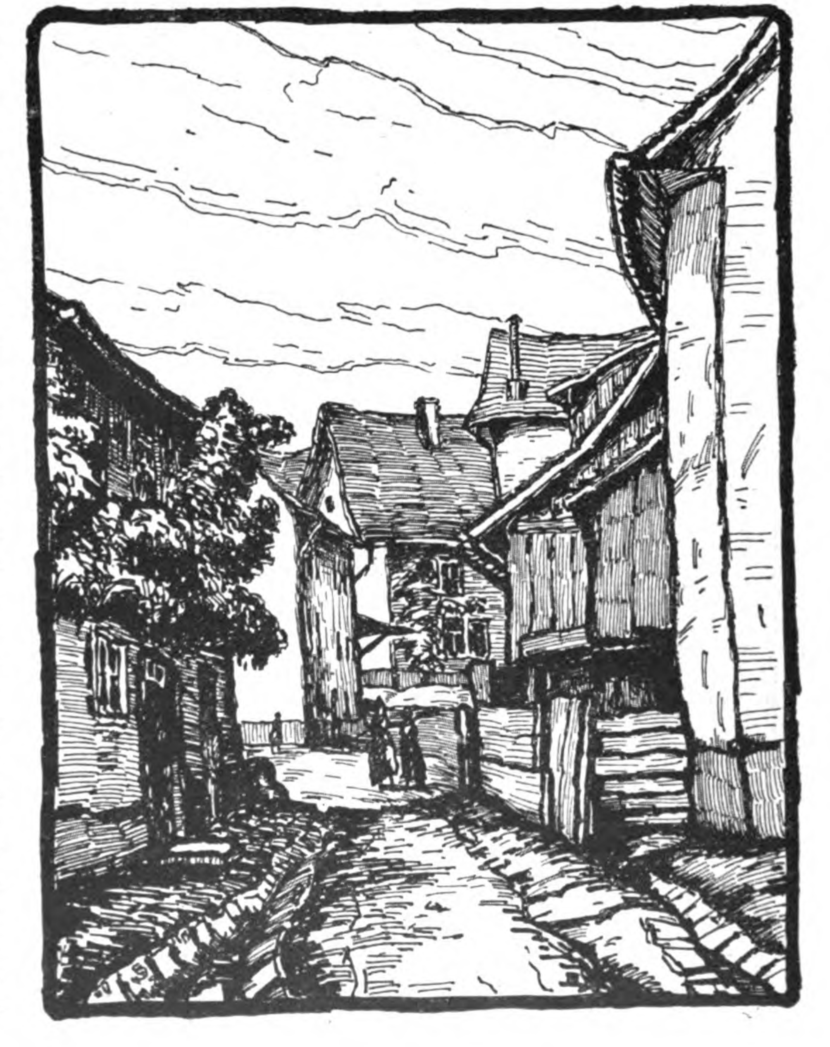
Wir dürfen indes die Neuzeit nicht schmähen, hat sie doch hier in Löffingen manch' Gutes geleistet. Wir kehren zum Mittelpunkt des Städtchens, zum Rathaus zurück und blicken von seiner Nordseite aus den ansteigenden Platz hinan, der wieder an richtiger Stelle durch einen guten Steinbrunnen mit der Figur einer Ährenleserin auf gebauchter Säule geziert ist und dessen Platzwände in ihrer unregelmäßigen Führung ein sehr gutes Bild abgeben. Dies Bild erhält einen vorzüglichen Abschluß durch die vorspringenden Häuser im Norden und den Blick in die Straße, die nach kurzer Führung durch zwei Giebelfronten geschlossen ist (Fig. 12). Von den die Straße flankierenden Häusern ist das linke die neue Gewerbeschule, die alles in allem mit ihrer Freitreppe und Portal dem ansteigenden Platz einen guten Akzent gibt und sich in Höhe und Dächern trefflich einfügt. Das Haus rechts hat leider durch einen unglücklichen Ladeneinbau gelitten, wie ein solcher auch das mit einer hübschen Freitreppe, Rundbogentür und Wappen[1] gezierte Haus auf der Westseite des Platzes entstellt (Fig. 16). Die Besitzer dieser Häuser trifft damit keine Schuld, nur den Baumeister, der sie schlecht beraten hat, mit den gleichen Mitteln hätte sich der gleiche Zweck und zugleich etwas Hübsches erreichen lassen, wie das sonst so erfreulicherweise in Löffingen verstanden worden ist. Aber nicht nur der Laden ist zu beklagen, viel mehr noch das neben dem Haus stehende Postamt mit seinen ganz aus dem Rahmen der hier ortsüblichen Bauweise herausfallenden



[1] Das Allianzwappen des Grafen Froben Ferdinand von Fürstenberg (Linie Meßkirch) und seiner Frau Maria Theresia von Sulz.



neozotisierenden Fenstern, Tür sowie der unerfreulichen Bemalung zwischen den oberen Fenstern. Indes ließe sich durch einen entsprechenden Anstrich manches mildern. Besser ist die andere Seite des Platzes weggekommen (Fig. 13), mag auch augenblicklich der Zwischenbau zwischen den Gasthäusern zum Löwen und zum Ochsen etwas stören: die Zeit wird durch Verwischung des neuen Anstriches das Ihrige tun. Doch sind all die gerügten nur leise Fehler, gegen das, was anderswo gesündigt worden. Der Platz wirkt geschlossen und anheimelnd mit dem Rathaus und dem Gasthaus zur Sonne an seinem unteren Ende. Und ebenso der andere Teil des Platzes südlich des Rathauses mit dem S. Demeterbrunnen von 1912, der aufs glücklichste in das Ortsbild hineinkomponiert ist, und der neuen Häusergruppe der Apotheke (Fig. 14), die gewiß allen Anforderungen ihres Besitzers entspricht und doch in keiner Weise stört, vielmehr gefällig wirkt. Ich weiß ja, daß der eine oder andere Architekt hier vielleicht manches anders gestaltet hätte, hielte es aber für vollkommen verfehlt, wenn man die gute Absicht und Leistung nicht freudig anerkennen wollte. Man würde dem Heimatschutz damit alle Freunde und Möglichkeit rauben. Auch der hübsche Zaun statt des anderswo üblichen schlechten Draht- und Eisengitters



soll erwähnt werden. Ebenso aber erfüllt uns die andere Seite des Platzes neben dem Mailänder Tor mit Genugtuung (Fig. 15); wie hier die Läden eingebaut sind, kann als gutes Gegenbeispiel gegen die vorhin erwähnten gelten und das läßt sich auch sagen von dem Laden des Ernst Straub (Fig. 17), vor dem stehend wir uns zugleich an der freundlichen, breiten Giebelfront des Hauses Nr. 39 erfreuen. Auch die Firmenschilder, die so oft das Innere ganzer Ortschaften verunstalten, sind hier bescheiden und anständig geblieben und zerstören nicht die Wirkung der alten Straßen in ihrer guten, gekrümmten Führung mit dem glücklichen Abschluß durch den hereinragenden Giebel eines Eckhauses (Fig. 19).



8. Blick auf die Kirche

Auch außerhalb der Mauern des alten Städtleins ist nicht so gewütet worden, wie anderwärts. Das Maschinenlager des Christian Faller an der Bahn (Fig. 20), zeugt von den gleichen guten Absichten, wie die Apotheke, während das daneben stehende Haus, ein Backsteinbau, mit dem harten Schweizerdach allerdings in unsere Gegend gar nicht passen will. Leider war es ja eine Zeitlang auf dem Schwarzwald üblich, völlig fremde Bauformen in der merkwürdigsten Mischung zu verwenden. Das Haus Nr. 74 an der Bahn ist bereits besser gemeint (Fig. 21), und doch sind die zwei Giebel mit dem abgewalmten Dach, die starre Führung des Daches ohne Aufschiebling, wie die Stichbogentür mit der gezackten Quaderung hierzulande niemals üblich. Material und Dachform sind meist bestimmender für die Bauweise noch als die Gestaltung der Fenster und Türen und so ist es recht schade, daß am Ausgang gegen Seppenhofen — Bonndorf zu — das Haus des Josef Bader steht mit dem etwas zu flachen und ohne Schweifung mit der Reisschiene geführten Dach, wie das Krankenhaus mit falschen Verhältnissen und unangenehmem Anstrich (Fig. 22), während das bescheidene Haus dazwischen der Lehrmeister der beiden andern hätte sein können. Es fehlt auch nicht die unvermeidliche Fabrik, ein Sägewerk (Fig. 23), doch liegt sie glücklicher Weise über der Bahn drüben und ist durch den Bergabhang den Blicken des von Süden Kommenden lange entzogen. Und wir wollen hoffen, daß bei Neu- und Umbauten derselben vor allem in der Gestaltung der Dächer, den Materialien des Aufbaues dem neuen Geist, der uns ohne größere Mittel zu beanspruchen in Fabrikanlagen schon so manches Gute beschert hat, künftig Rechnung getragen wird.



9. Teilansicht des Hochaltars



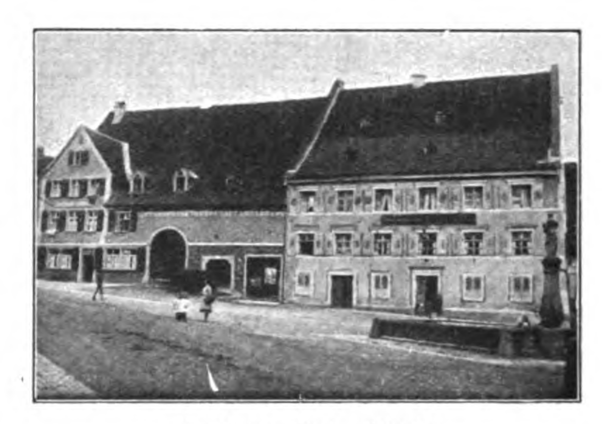
10. Rathaus und Gasthaus zum Löwen



11. Blick von der Kirche in die Seitengasse



12. Oberer Platz mit Gewerbeschule



13. Oberer Platz. Ostseite
Gasthäuser zum Löwen und Ochsen



14. Unterer Platz. Apotheke und Schuhhandlung D. Schilling



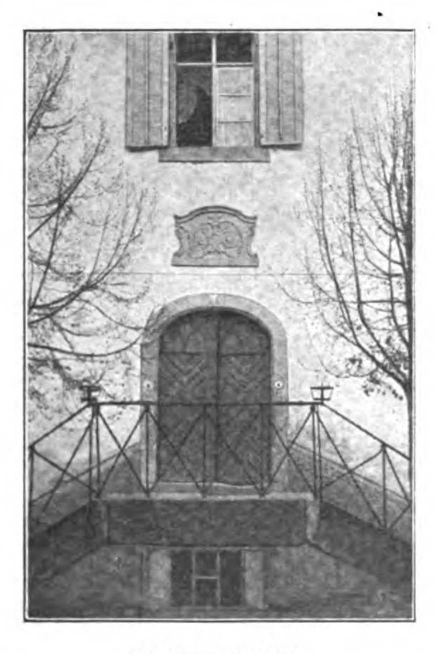
15. Unterer Platz. Mailänder Tor und Laden A. Egle



16. **Oberer Platz. Haus Nr. 2 von 1759 und Postamt**



17. **Haus Ernst Straub mit Laden**



18. **Oberer Platz Haustor mit Wappen von Haus Nr. 2 von 1759**



19. **Blick vom Demetiusbrunnen auf das Gasthaus zum Lamm**

Doch wir wollen unsere leider kurze Betrachtung mit Erfreulicherem schließen, dessen es gerade in Löffingen noch genug gibt. Dazu gehören z. B. die schönen, schmiedeeisernen Wirtshausschilde, von denen wir zwei, das zur Sonne (Fig. 26) und das zum Adler (Fig. 27) abbilden, dazu gehören in erster Linie die beiden schönen Barockhäuser, die jeder Stadt eine Zierde wären, mit den doppelt abgewalmten Dächern am Bahnübergang nach Göschweiler (Fig. 24 und 25). Und am andern Ende, in der Richtung auf Dittishausen und den Wald, der sich gegen den Bahnhof Reiselfingen hinzieht, geht das Städtlein dann in leicht gelockerter Bauweise recht anmutig in das Gelände über.



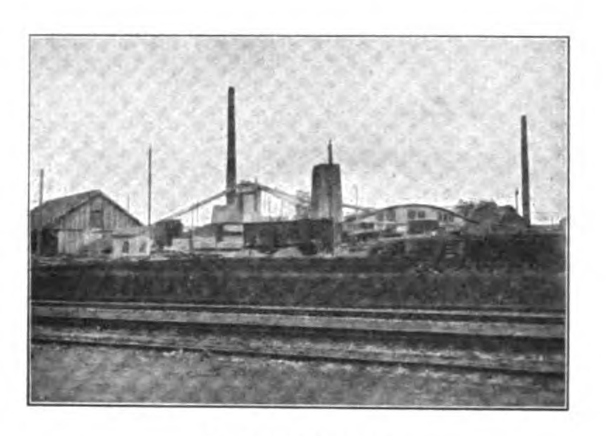
20. Maschinenlager Christian Faller am Bahnhof



21. An der Bahn. Haus Nr. 74



22. Am Ausgang nach Seppenhofen-Bonndorf



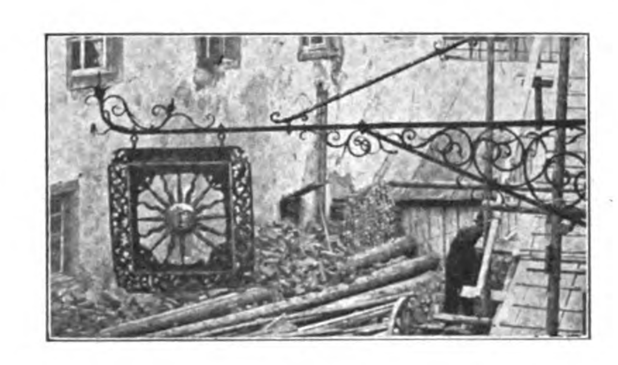
23. Das Sägewerk



24. Barockhaus am Ausgang nach Göschweiler



25. Gegenüberliegendes Barockhaus am Ausgang nach Göschweiler

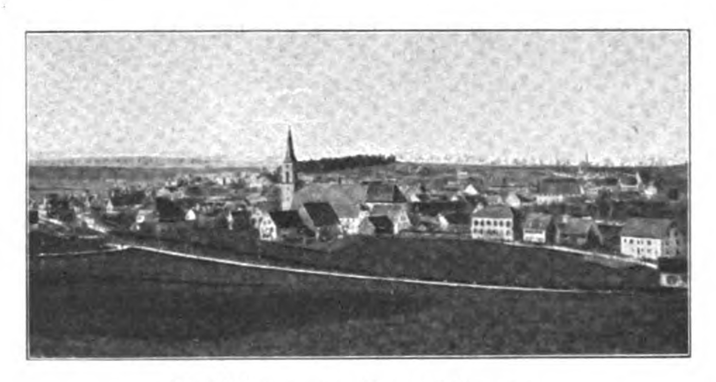


26. Wirtshausschild zur Sonne



27. Wirtshausschild zum Adler

Wir nehmen den letzten Weg, überschreiten die Bahn und schauen von der Höhe bei Reiselfingen nochmals zurück. Da liegt das Städtlein sonnenbeglänzt, von sanften Hügelrücken umrahmt, vor uns, mit seinen freundlichen Häusern, ihren altersbraunen Dächern, dem schlichten Kirchturm ein echtes Kind der Baar, das sich seine stillen Reize noch lange unverdorben erhalten möge.



28. Löffingen von Seppenhofen aus

Bibliographie der Baar

Von F. K. Barth

Wenn wir hier eine Bibliographie der Baar geben, so geschieht dies, weil bis auf den heutigen Tag für Baden noch kein ähnliches Werk geschaffen ist, wie es unsere württembergischen Nachbarn in ihren Oberamtsbeschreibungen besitzen. Dort ist alles Wissenswerte zusammengetragen und verarbeitet, während wir uns mühsam das bis heute in Einzelpublikationen Erschienene zusammensuchen müssen, wobei wir noch klaffende Lücken entdecken. Unsere Zusammenstellung soll die Literaturangaben von Kienitz und Wagner (Literatur der Landes- und Volkskunde des Großherzogtums Baden, Karlsruhe 1901) vervollständigen. Was uns erreichbar war, haben wir zusammengetragen, dürfen jedoch bei der Knappheit des verfügbaren Raumes auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen.

Was Kienitz und Wagner auf S. 188, 198, 350, unter den einzelnen Orten usw. aufführt, setzen wir als bekannt voraus und wiederholen hier nur die hauptsächlichsten Werke. Es sind dies:

Fürstenb. Urkundenbuch. Hrsg. v. fürstl. Hauptarchiv in Donaueschingen. 7 Bände, Tübingen 1877—1891. — Mitteilungen aus dem F. F. Archiv. 2 Bände, Tübingen 1894 u. 1902. — Münch, E., Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg, fortgesetzt von Fickler. 4 Bände, 1829—1847. — Riezler, S., Geschichte des fürstl. Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen bis 1509. Tübingen 1883.

I. Allgemeines

a) Allgemeine Führer

Hardtmayer, J., Die Bad. Schwarzwaldbahn. Zürich o. J. — Wais, Jul., Schwarzwaldführer. Hrsg. v. Württemb. Schwarzwaldverein. Stuttgart 1917.

b) Zeitungen und Zeitschriften

Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landesteile. I (1871) —XIV (1920).[1] — Hochfürstlich Fürstenbergischer Landkalender. 1778—1802, Donaueschingen, Mieth. — Hochfürstlich Fürstenbergischer Landkalender. 1803—1809. Donaueschingen, Willibald. — Landkalender für das Fürstentum Fürstenberg. 1811—1839. Donaueschingen, Willibald. — Fürstenbergischer Stadt- und Landbote. 1840—1856, Donaueschingen, Willibald. — Geschäftskalender, hrsg. v. Verkehrsverein Donaueschingen. 1910. — Der Baaremer Landbot', Geschäftskalender, hrsg. v. Verkehrsverein Donaueschingen. 2.—5. Jahrg. 1911—1914. — Donaueschinger Wochenblatt oder Nachrichten von allerhand Sachen usw., 1779—1807. — Fürstlich Fürstenbergisches Bezirksblatt. 1808 bis März 1814. Vom 1. März 1814 an dessen Stelle: Anzeigeblatt für den See- und Donaukreis. — Donaueschinger Wochenblatt. 1. Juli 1832—1880 in 4°, 1881—1906 in 2°. — Donaueschinger Tageblatt vom 1. Jan. 1907 an. — Der Hausfreund. 1850 ff. Beilage zum Donaueschinger Wochen- resp. Tageblatt. — Donaubote. Unparteiische Zeitung, 1896—1897, Volkszeitung, vom 1. Juli 1897 an. — Friedensglocken. Beilage zum Donauboten, vom 1. August 1920 an. — Fremdenblatt für das Gebiet der Schwarzwaldbahn. 1. u. 2. Jahrg., St. Georgen. 1913—14.

II. Vor- und Frühgeschichte.[2]

Balzer, Dr. Eug., Überreste eines Pfahlbaus und Gräberfunde bei Bräunlingen. „Schriften" XI, 1904 S. 274. — Bissinger, K., Die ältesten Nachrichten über Altertümer in der Gegend von Hüfingen. „Schriften" XII, 1909 S. 177. — Rech, Ferd., Römische Kaiser an der Donauquelle. Alemannia, Bd. 42, 1914 S. 114 ff. — Revellio, P., Brigobanne Hüfingen und die ersten Ausgrabungen 1605. „Badener Land", Beilage zur Freiburger Zeitung, 1908 4. Okt. — Revellio, P., Ein römisches Bauernhaus im Deggenreuschenwald bei Hüfingen. „Schriften" XIV, 1920 S. 92. — Revellio, P., Ein Hallstattgrab bei Grüningen. „Schriften" XIV, 1920 S. 141. — Revellio, P., Zwei (?) Alamannengräber im Bräunlinger Gemeindewald. „Schriften" XIV, 1920 S. 142. — Revellio, P., Beobachtungen über den Verlauf der Römerstraße Hüfingen-Rottweil „Schriften" XIV, 1920 S. 142. — Rieger, G., Die römischen Altertümer der badischen Baar. „Schriften" X, 1900 S. 103. — Tumbült, G., Gräberfund bei Klengen. — Derselbe, Gräberfund bei Reiselfingen, „Schriften" XII, 1909 S. 185. — Derselbe, Alamannische Reihengräber in Biesingen. „Schriften" XIII, 1913 S. 164. — Derselbe, Der Fund von Hintschingen in seiner wissenschaftlichen Bedeutung. „Schriften" XIV, 1920 S. 101. — Wagner, E., Bronzezeitlicher Fund in Möhringen. Röm.-german. Korrespondenzblatt. 6 (1913) S. 66—67. — Wagner, E., Hintschingen a. Donau (A. Engen). Alamannisches Gräberfeld. Röm.-german. Korrespondenzblatt, 9. Jahrg. 1916 S. 1 ff.

[1] Im Folgenden bezeichnet „Schriften".

[2] Siehe auch Wagner, E., Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden. I. Das bad. Oberland. Tübingen 1908.



III. Geschichte, Land und Leute[3]

A. Allgemeines

Bossert, G., Die Reformation in Tuttlingen und Umgebung. Blätter für Württemb. Kirchengeschichte, N. F. XV. Jahrg., 1911 S. 19 ff. — Derselbe, Die Heiligen des Oberamtsbezirks Tuttlingen. Ein Beitrag zur Heimatkunde. Gränzbote, Tuttlinger Tagblatt. 1920 Nr. 223—226, 228—231. — Dollinger, Vor zweihundert Jahren, Donaueschinger Wochenblatt 1904 Nr. 77. — Enderle, J., Studien über den Besitz des Klosters St. Blasien. Freiburg i. Br. 1909. — Lauer, Hermann, Geschichte der katholischen Kirche in der Baar, Donaueschingen 1921. — Derselbe, Die Glaubenserneuerung in der Baar. Freiburger Diözesanarchiv, N. F. 19, 1919 S. 81—119. — Derselbe, Die Einführung des Christentums in der Baar. Donaubote 1910 Nr. 166, 172, 178, 184, 189 u. 206. — Derselbe, Die Pfarreien der Baar nach dem Schwedenkriege. Donaubote 1912 Nr. 157 ff. — Derselbe, Die Pfarreien des Kapitels Geisingen im Jahre 1738. Donaubote 1913 Nr. 14, 17 u. 18. — Derselbe, Die Baar und das Kloster St. Gallen. Donaubote 1914 Nr. 57 ff. — Derselbe, St. Gallische Klosterfrauen in der Baar. Das. 1914. — Derselbe, Altertümer in der Baar. Das. 1914 Nr 77. — Derselbe, Städte- und Dörferbilder aus der Baar. Friedensglocken (Beilage z. Donauboten) 1921 Nr. 9 ff. — Maier, Herm., Die Amtsbezirke Donaueschingen, Villingen, Neustadt und Bonndorf im Spiegel der Geschichte. Villingen 1856. — Massinger, Das obere Donautal von Donaueschingen bis Sigmaringen. Monatsblätter des bad. Schwarzwaldvereins. XVII. Jahrg. 1914 Nr. 7. — Mattes, A., Der Amtsbezirk Donaueschingen. Bonndorf 1902. — Mayerhofer, Joh., Die bad. Baar und ihr Hauptort. Donaueschinger Wochenblatt 1383 Nr. 103 ff. — Müller, Anton, Schicksalsschläge der Baar. Donaubote 1911 Nr. 184 ff. — Schmalz, Hubert, Geschichtliches und Naturgeschichtliches aus dem Bregtal und den Seitentälern. Vöhrenbach 1917. — Sernatinger, H., Die Baar. Badner Land (Organ d. bad. Landesverbandes zur Hebung des Fremdenverkehrs) 24, 1912 S. 166/167. — W(arnkönig), A., Die Baar, Eine historische Studie. Donaueschingen, Gebr. Simon, 1902. — Welte, A., Der Ausbau der Höllentalbahn. Bad. Fortbildungsschule IV, 1901 S. 67 ff.

B. Geologisches und Botanisches

Deeke, W., Natur, Oberflächengestaltung und Wirtschaftsformen der Baar Karlsruhe 1921. — Göhringer, Dr. Aug., Die geologische Geschichte der Umgebung von Donaueschingen. „Schriften" XIII, 1913 S. 67 ff. — Buri, Th., Das Steinsalzlager von Donaueschingen-Aasen, seine Beziehungen zum geologischen Werdegang der Baar und seine Erbohrung. „Schriften" XIV 1920, S. 57 ff. — Schmalz, H., Die Nutzpflanzen der Baar und ihre praktische Verwertung. „Schriften" XIV, 1920. — Stehle, J., Verzeichnis neuaufgefundener Pflanzenstandorte in der Flora von Donaueschingen. O. J.

C. Kulturgeschichtliches. a) Landeskultur

Gutmann, K. F., Über die Bewirtschaftungs- und Ertragsverhältnisse eines mittleren Bauerngutes in der Baar. Landwirtschaftliches Correspondenzblatt für das Großherzogtum Baden. 1860. — Revellio, P., Die Hüfinger Allmende und die Landwirtschaft der Baar am Ende des 18. Jahrhunderts. Referat über einen Vortrag. Donaubote v. 4. Januar 1921.

b) Maß und Gewicht

Siehe: Tabellen zur Verwandlung der alten Maase und Gewichte des Großherzogthums Baden in die neuen allgemeinen badischen. I. Bd.: Die Getreide- und Flüssigkeitsmaase und Gewichte. Karlsruhe 1812. II. Bd.: Die übrigen Maase, nämlich die verschiedenen Längen- die Flächen- Kubik- Holzkohlen- Erz- Ziegel- und Backsteinmaase, nebst anderen die neuen Maase allein angehenden Tabellen. Karlsruhe 1812. III. Bd.: Nachtrag, enthaltend die Verwandlung alter Maase in den kürzlich von Würtemberg an Baden abgetretenen, dem Seekreise einverleibten Ortschaften Karlsruhe 1813.

c) Volkskunst

Fehrle, Schmiedeiserne Grabkreuze aus Aasen, Alemannia, 3. F. IV 1912.

[3] Siehe auch: Baier, Herm., Der Liber quartarum des Konstanzer Bischofs Heinrich von Klingenberg, Zeitschrift f. Geschichte d. Oberrheins, N. F. 25, 1910. — Franz, Herm., Alter und Bestand der Kirchenbücher, insbesondere im Großherzogtum Baden, Zeitschrift f. Geschichte d. Oberrh., Erg.-Heft I, Heidelberg 1912. — Kallen, Gerhard, Die oberschwäbischen Pfründen des Bistums Konstanz und ihre Besetzung (1275—1508), Kirchenrechtl. Abhandl., herausgeg. von Ulrich Stutz, Heft 45 u. 46, Stuttgart 1907. — Rieger, K., Das Registrum subsidii caritativi der Diözese Konstanz aus dem Jahre 1505, Freiburger Diözesanarchiv, N. F. VIII, 1907. — Cumbült, G., Die Einkünfte der jetzt nach Baden gehörigen Pfarreien und Pfründen des ehemaligen Bistums Konstanz um das Jahr 1275, Zeitschrift f. Geschichte d. Oberrh, N. F. 29, 1914. — Die Siegel der badischen Städte, herausgeg. v. d. Bad. hist. Kommission, II. Heft. Die Siegel der Städte in den Kreisen Freiburg, Villingen und Lörrach. Heidelberg 1909. — Schuster, Die Burgen und Schlösser Badens, Karlsruhe 1908, u. a.



d) Volkslied, Sitten und Gebräuche

Bertsche, Karl, Kinderspiele aus Möhringen (Amt Engen). Zeitschrift der Gesellschaft f. Geschichte, Altertums- und Volkskunde von Freiburg. 22. Bd., 1906 (Alemannia, N. F. 7). — Dollinger, Das Gregorifest und der Rutengang. Donaueschinger Wochenblatt, 1901 Nr. 76. — Fehrle, Ernst, Zwei Volkslieder aus Aasen. „Mein Heimatland", 1. Jahrg. 1914. — Goldschmidt, Alfred, Hochzeit in der Baar. Karlsruher Zeitung 1911 Nr. 301.

e) Mundart, Namen usw.

Bertsche, Karl, Die volkstümlichen Personennamen einer oberbadischen Stadt (Möhringen). Ein Beitrag zur Geschichte der alemannischen Namengebung. Freiburg 1905. — Derselbe, Die Namen der Haustiere in Möhringen (Amt Engen), Zeitschrift der Gesellschaft f. Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg. 22. Bd., 1906 (Alemannia, N. F. 7). — Bohnenberger, Dr. Karl, Die Grenze vom anlautenden k gegen anlautendes ch (mit Karte). Alemannia, N. F. Bd. 1 (28) S. 124—137. Freiburg i. Br. 1900. — Derselbe, Die Mundart von Schwenningen und Umgebung. Daselbst S. 138—148. — Gespräch zweier Bauernknaben über den Fasching zu Donaueschingen. Dialog. Donaueschinger Tageblatt 1921 Nr. 27. — Reich, Luzian, Beiträge zu einem Baarischen Idioticon. Manuskript b. d. Akten des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar usw. (F. Archiv, Donaueschingen).

IV. Adelsgeschichte[4]

v. Scheffel, Jos. Victor, Almishoven. Juniperus. Stuttgart 1867 S. 58 ff. — Balzer, E., Die Herren von Schellenberg in der Baar. „Schriften" XI, 1904. — Büchel, J. B., Geschichte der Herren v. Schellenberg. Jahrbuch des Histor. Vereins f. d. Fürstentum Liechtenstein. 7.—9. Bd. 1907/09. — Dieser, Regesten zur Geschichte der Herren v. Schellenberg. Das. 1.—6. Bd. 1901/06. — Reich, L., Die letzten Freiherrn von Schellenberg. Karlsruher Zeitung 1882 Nr. 154 Beil. u. ff. Revellio, P., Hans der Gelehrte von Schellenberg. „Schriften" XIII, 1913.

V. Personen- und Familiengeschichte

Frank, H. Adolf, Galerieinspektor, Nekrolog. Donaueschinger Wochenblatt 1890 Nr. 135. — Heinemann, Jos., Kunstmaler. Donaueschinger Tageblatt 1911 Nr. 225. — Strunz, Dr. Karl, J. W. Kalliwoda, Vorträge und Abhandlungen, hrsg. von der Leo-Gesellschaft. 32. Heft. Wien 1910 S. 6. — Burkard, H., Konradin Kreutzers Ausgang. „Schriften" XIV, 1920. — Welte, Ad., Aus L. Reichs literarischem Nachlaß. Schauinsland, 37. Jahrg., 1910 S. 63 ff. — Reich, Luzian, Blätter aus meinem Leben, Manuskript b. d. Akten des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar usw. (Fürst. Archiv Donaueschingen). — Reich, Luzian, Nekrolog. „Schriften" X, 1900. — Reich, Franz Xaver, Biograph. Skizze. Bad. Fortbildungsschule, XIV, 1900/01 S. 97. — Schelble, Joh. Nepomuk, siehe Luzian Reich, Wanderblüten. Karlsruhe 1855, S. 265. Seele, Joh. Bapt., siehe Luzian Reich, Wanderblüten. Karlsruhe 1855, S. 259. — Schaller, Hans Otto, Johann Baptist Seele, 1774—1814, Kunst und Künstler. XII. 1914 S. 598.

VI. Die Baar in Gedichten und Geschichten.

Jensen, Maina, In der Residenz zu Kleinhausen. Novelle. Leipzig 1907. — Reich, L., Hieronymus. Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwalde. Entworfen von Luzian Reich, mit der Feder auf Stein gezeichnet von J. Nepomuk Heinemann. Karlsruhe und Hüfingen 1853. — Derselbe, Wanderblüten aus dem Gedenkbuch eines Malers. Mit einem Titelblatt von Rudolf Gleichauf und Bildern von L. Reich, mit der Feder auf Stein gezeichnet von Joh. Nepomuk Heinemann. Karlsruhe 1855. — Rothmund, Toni, Das stumme Klavier. Leipzig (1919). — Scheffel, Josef Viktor v., Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers. Illustriert von Anton v. Werner. Stuttgart 1867. — Schelble, F. J., Der Wanderer aus der Baar in seiner Heimat. I. Teil, Herbststimmung. Weinheim o. J. II. Teil, Spaß und Ernst. Weinheim 1903. — Schelble, F. J., Eines Ferienbummlers Rundgang in der Baar nach der Weid des Herrn Josef Frank. Eine humoristische Dichtung. Hüfingen 1899. — Sernatinger (Herimann aus der Zelle), Blumegg-Tannegg. Eine Sage aus dem Wutachtal. Donaueschingen o. J. — Wacker, Karl, Meine Fichten. Volk und Heimat, Beilage der Bad. Presse 1920 Nr. 3.

VII. Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg[5]

Dollinger, Fr., Die Fürstenb. Münzen und Medaillen. Donaueschingen 1903. — Empfindungen eines Fürstenbergischen Jünglings bey Gelegenheit der Landmiliz-Organisierung. Rotweil, 1800. — Exerzier- und Dienstvorschrift für die Landmiliz und die daraus gestaltet Scharfschützen- und Jägerkorps. II. Auflage. Donaueschingen 1800. — Dr. Feurstein, Fürstenbergica. Beiträge zur Geschichte des Hauses Fürstenberg. „Schriften" XIV, 1920 S. 131 ff. — Die Hausgesetze des fürstlichen und landgräflichen Hauses Fürstenberg. Tübingen 1870. — Kost, Karl, Die kirchenrechtlichen Verhältnisse der früher reichsunmittelbaren Fürstl. Fürstenb. Lande im 16. Jahrhundert.

[4] Siehe auch: Kindler v. Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch. Heidelberg 1898 ff.

[5] Siehe auch: Schreiber, Alb., Die Autonomie der deutschen Standesherrschaften Badens. Miltenberg 1912, u. a.



Hagen 1908. — Eine Fürstenb. Landordnung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Donaubote 1898 Nr. 129. — Martin, Fürstenbergischer Patronats-Schematismus. 1905. — Meister, Joseph, Kirchenpolitik der Grafen von Fürstenberg im 16. Jahrh. Freiburger Diözesanarchiv, N. F., X., 1909 S. 1—64. — Fürstl. Standesherrschaft Fürstenberg. Eine Denkschrift, verfaßt im Auftrage des Fürsten Max Egon zu Fürstenberg von Fürstl. Fürstenb. Kammer in Donaueschingen. 1919. — Tumbült, G., Das Fürstentum Fürstenberg von seinen Anfängen bis zur Mediatisierung im Jahre 1806. Freiburg 1908. — Gedruckte Verordnungen der Fürstenberg. Regierung: Decretum das Laster der Unzucht betreffend vom 18. Oktober 1746. Decretum betreffend die Schuelen und das Studiren deren Unterthans-Söhnen; 4. Nov. 1746. Decretum die Sonn- und Feyrtäg betreffend; 25. Nov. 1746. Fürstlich Fürstenbergische Feur-Ordnung; 6. März 1754. Decretum betreffend das Fluchen und Schwöhren, Sacramentiren und Gottslästeren; 22. Juli 1754. Fürstlich Fürstenbergische Kirchweyh-Ordnung; 8. August 1755. Ordnung, wie es mit dem Kornmeß, Weinmaaß, Gewicht, Waagen und Ellen, auch derselben Pfächten und Visitiren in den Fürstlich Fürstenbergischen Landen gehalten werden solle; 8. Aug. 1755. Ordnung, wie es mit der so genannten Besiz- oder Vortheils-Gerechtigkeit in Ansehung deren jüngeren oder älteren Söhnen und Töchteren in denen Fürstlich Fürstenbergischen Landen zu halten seye; 2. Juni 1757. Fürstlich Fürstenbergische Becken-, Brod-, Bschau- und Kornmesser-Ordnung; 16. Juni 1757. Ordnung, wie es mit dem Hausiren deren in dem Land fabricirenden oder von denen verburgerten Handels-Leuthen führenden Waaren halber, weniger nicht mit denen so genannten Buckel- oder Hecken-Crämer, Scholterer, Riemenstecher und dergleichen, dann mit denen ausländischen Kauff- und Handwerksleuthen zu halten seye; 18. Juli 1757. Ordnung betr. den Geldkurs; 27. Febr. 1762 und 8. Oktober 1763. Ordnung betr. Hauptmängel bei dem Viehhandel; 5. März 1766. Hoch-Fürstlich Fürstenbergische Bettel-Ordnung; 20. Okt. 1770. Ordnung betr. den Chausseegeldbezug; 2. Dez. 1773. Straßenordnung; 24. Sept. 1774. Fürstlich Fürstenbergische Handwerks-Ordnung und gemeine Zunft-Articul; 7. Febr. 1776. Papierstempelordnung; 6. Juli 1777. Kartenstempelordnung; 6. Juli 1777. Ordnung betr. Brandschadloshaltungsgesellschaft; 9. Sept. 1777 (siehe auch: Hahn, G., Geschichte der Bad. Gebäudeversicherungsanstalt, Hannover 1912). Ordnung betr. die uneheliche Schwangerschaft; 22. April 1778. Waldordnung; 26. August 1782. General-Verordnung, die Einstell- und Hindanschaffung des allgemein beschwerlichen Bettels betr.; 3. Nov. 1783. Zolltarif für die Landgrafschaft Baar vom Jahre 1784 (Donaueschingen, Mieth). Erneuerter Tarif der Zoll-Ordnung für die Neu-Baarische Zöller und Zollverwalter vom Jahre 1784. Instruktion für die Zoller der Baar; 8. Juli 1786. Wanderschaftsverordnung; 5. Sept. 1786. Umgelds-, Weinschätzer- und Wirthens-Ordnung; 1. Mai 1789. Verordnung über die Stadt- und Landschulen; 27. April 1790. Gedruckt von J. Matthäus Mieth, Donaueschingen. Landespolizei-Verordnung; 28. Nov. 1796. Gedruckt daselbst. Nachtrag zur landesfürstlichen Verordnung vom 2. Juni 1757, Die Besitzgerechtigkeit auf Häusern und Gewerbe betr.; 12. Mai 1798. Erneuerte General-Feuerordnung; 2. Aug. 1798. Spezial-Feuerordnung für Donaueschingen; 16. Jan. 1799. Ordnung betr. Pferdediebstahl; 29. März 1801. — Bauordnung, vorzüglich das herrschaftliche Bauwesen betr.; 6. April 1801. Gedr. bei Joh. Matth. Mieth, Hofbuchdr. sel. Wittib. — Verordnung gegen Jauner, fremde Bettler, Landstreicher und anderes Gesindel; 30. Okt. 1801. Gedr. bei Joh. Matth. Mieth. — Ordnung betr. Obst-Kultur; 27. März 1802. — Straßen-Reparationsverordnung in der Baar; 22. April 1802. — Landespolizeiverordnung gegen das übermäßige Hundehalten durch Einführung einer Hundstaxe zum Besten des Hebammenfonds; 10. Juni 1802. Gedr. bei Aloys Willibald Donaueschingen. — Waisenverordnung für sämtliche Hochfürstlich Fürstenbergische Lande; 24. Juli 1802. Gedruckt daselbst. — Verordnung, die Beschränkung des Weiberguts und der Forderungen der Kirchenfabriken und anderer milden Stiftungen bei Ganten und die Begünstigung der allgemeinen Gütergemeinschaft unter Eheleuten betr.; 12. August 1803. Gedruckt daselbst. — Landespolizeiverordnung, die Vorsichtsmaßregeln zu Abhaltung des sog. gelben Fiebers betr.; 2. Dez. 1804. Gedruckt daselbst. — Diäten- und Schreibgebühr-Ordnung betr.; 2. März 1805. Gedruckt daselbst. — Papier- und Kartenstempelordnung betr.; 4. Juni 1805. Gedruckt daselbst. — Allgemeine Zugrechtsordnung; 6. Juni 1805. Gedruckt daselbst. — Dienstordnung, enthaltend die nähere Bestimmung derjenigen Handlungen der Herrschaftlichen Beamten und Diener, welche sich auf ihre Amts- oder Dienstverrichtungen beziehen und ahndungs- oder strafwürdig werden können; 15. Juni 1805. Gedruckt daselbst. — W(arnkönig), A., Beiträge zur Fürstenb. Landesgeschichte. Donaubote 1898 u. 1899. — Stammtafel des Hauses Fürstenberg. Systematisch geordnet von F. K. Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg, 1861, wieder durchgesehen und fortgesetzt von Dr. Georg Tumbült, F. F. Archivrat, 1915. — Lauer, H., Frauenbilder aus dem Hause Fürstenberg. Donaubote 1912 Nr. 269. — Roth v. Schreckenstein, Wolfgang Graf zu Fürstenberg, Landhofmeister des Herzogtums Wirtemberg als Oberster Feldhauptmann des Schwäbischen Bundes im Schweizerkriege des Jahres 1499. Wien 1866 (59).[6] — Baumgarten, Fritz, Der wilde Graf (Wilh. v. Fürsten-

[6] Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen die Ordnungszahl der obenerwähnten Stammtafel des Hauses Fürstenberg.

berg) und die Reformation im Kinzigtal. Halle a. S. 1895, Schriften für das deutsche Volk, hrsg. v. Verein für Reformationsgeschichte (62). — **Gmelin**, Der Kriegszug des Grafen Franz Egon von Fürstenberg gegen Württemberg im Jahre 1631, der sog. Kirschenkrieg. Württemberg. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte, N. F. 7, 1898 S. 104 ff. (115) — **Tumbült, G.**, Die kaiserliche Sendung des Grafen Jacob Ludwig zu Fürstenberg an den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz im J. 1619. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins N. F. XIX, 1904 S. 8—18 (116). — Derselbe, Karl Aloys, Fürst zu Fürstenberg, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, 1760—1799. Tübingen 1899 (226). — **Dor, Franz**, Prinzessin Elise zu Fürstenberg. Edle Frauen unserer Heimat. Karlsruhe 1917 (263). — (**Lauer H.**), Zur silbernen Hochzeit Ihrer Durchlauchten des Fürsten Max Egon und Fürstin Irma zu Fürstenberg. Donaubote 1914 Nr. 139. — Derselbe, Silberne Hochzeit des Fürstenpaares. Donaubote 1914 Nr. 140 u. 141 (279). -- (**Willibald**), Zur Silberhochzeit im Fürstenhause. Donaueschinger Tageblatt 1914 Nr. 141. — **Tumbült G.**, Prinz Friedrich Eduard zu Fürstenberg, Leutnant im Badischen Fußartillerieregiment Nr. 14. Ein Gedenkwort. Leipzig 1917 (292). — (**Sernatinger, H.**), Heldengedächtnisfeier am 29. April 1917, dem Geburtstage des Prinzen Friedrich Eduard zu Fürstenberg, gefallen auf dem Felde der Ehre am 31. Dezember 1916. Veranstaltet von der Stadtgemeinde Donaueschingen (292). — **Festakt** anläßlich der Hochzeitsfeierlichkeiten des Durchlauchtigsten Erbprinzenpaares Karl Egon und Franziska zu Fürstenberg. Veranstaltet von der Einwohnerschaft der Stadt Donaueschingen. 7. Mai 1921 (288).

VIII. Einzelne Orte

Aasen. Fehrle, Eug., Die Flurnamen von Aasen. Karlsruhe 1913. — W(arnkönig), A. Aasen, Ein Beitrag zur fürstenb. Landesgeschichte. Donaubote 1902 Nr. 100. — **Amtenhausen.** Klosterfrau Magdalena Duttle. Donaubote 1914 Nr. 39. — **Aufen.** Feurstein, Der rätselhafte Ort Suntheim. „Schriften" XIII, 1913 S. 148. — **Blumberg.** W(arnkönig), A., Blumberg. Ein Beitrag zur fürstenb. Landesgesch. Donaubote 1905 Nr. 5. — **Bräunlingen.**[7] Balzer, E., Bräunlinger Hexenprozesse. Alemannia, 3. F. II, 1910 S. 1—42. — Balzer, E., Überblick über die Geschichte der Stadt Bräunlingen. Donaueschingen 1903. — Egle, Fr., Festschrift z. Erinnerung an die feierliche Grundsteinlegung des neuen Schulhauses, 19. Mai 1912. Bonndorf 1912. — Meckel, Max und C. A., Das Mühlentor in Bräunlingen. Denkmalspflege 9. Jahrg. 1907 Nr. 1. — Rech, F., Die Stadtordnung von Bräunlingen vom Jahre 1393. Zeitschrift f. Bef. der Geschichts- Altertums- und Volkskunde von Freiburg usw., 22. Bd. 1906 (Alemannia N. F. 7). — Rech, F., Bräunlingen zu Kriegszeiten. „Schriften" XII, 1909 S. 81. — Rech, F., Beiträge zur Geschichte der Stadt Bräunlingen. „Schriften" XIII, 1913 S. 93 ff. — Sernatinger, H., Anno 1489. Ein Festspiel aus Bräunlingens Vergangenheit. Mit hist. Einleitung von Dr. Eug Balzer. Stuttgart 1905. — **Donaueschingen.** Solbad und Höhenluftkurort 700 m ü. d. M. Hrsg. vom Verkehrsverein Donaueschingen. (Mit Abb. u. 1 Karte.) Donaueschingen o. J. — Solbad u. Höhenluftkurort 705 m ü. d. M. Hrsg. vom Verkehrsverein Donaueschingen, Donaueschingen 1914. — Adreßbuch der Kur- und Garnisonsstadt Donaueschingen und der Gemeinde Allmendshofen. Donaueschingen 1913. — Verschiedene Aufsätze über Donaueschingen. Siehe: Donaubote 1910, Nr. 109. Sondernummer zur Rathaus-Grundsteinlegung. — Bauer, Karl, Unser evangelischer Männerverein. Donaueschingen 1906. — Baum, Hans, Neu-Donaueschingen. Badner Land, 25. Jahrg. 1913 Nr. 34. — Boll, Geschichte des St. Vincentius-Vereins Donaueschingen. Donaueschingen 1906. — Berndt, O., Die Gartenanlagen von Donaueschingen, Wartenberg und Neidingen, ihre Entstehung und Entwicklung. „Schriften" XII, 1909. — Dollinger, Wolfgang Amadeus Mozart in Donaueschingen. Donaueschinger Wochenblatt 1901 Nr. 121. — Festbuch zum IV. Badischen Schwarzwaldgau-Sängerfest, verbunden mit dem 60. Stiftungsfest und der Fahnenweihe der Liedertafel Donaueschingen, 12. Juni 1910. Donaueschingen 1910. — Feurstein, Dr. H., Die Donauquelle. Flugbl. d. Verkehrsvereins Donaueschingen. 1917. — Feurstein, Dr. H., Beiträge zur Geschichte von Donaueschingen. „Schriften" XIV, 1920 S. 108. — Feurstein, Dr. H, Die Madonna von 1522 in der Pfarrkirche zu Donaueschingen. Repertorium für Kunstwissensch., Jahrg. 1921. — Fischer, H., Rückblick auf das abgelaufene Jahrhundert. Rechenschaftsbericht über den Gemeindehaushalt für das Jahr 1900. Donaueschingen 1902. Die Glocken der Pfarrkirche zu Donaueschingen Hausfreund, Beilage zum Donaueschinger Wochenblatt 1860 Nr. 48—49. — Götzmann, Wilh., Zur Geschichte der Anstalt (Gymnasium). Beilage zum Programm des Großh. Progymnasiums Donaueschingen für das Schulj. 1902—03 und 1903—04. — Graf, Jos., Donaueschingen nach dem Brande 1908. Ein Beispiel modernen Kleinstadtbaues. Mein Heimatland, 1. Jahrg. 1914, S. 33—48. — Fest der Grundsteinlegung der neuen evangelischen Kirche in Donaueschingen, 29. Sept. 1912 Evangel. Gemeindebote für Donaueschingen und Diaspora, 8. Jahrg. 1913 Nr. 5. — Gutmann, C. F., Ergebnisse der Fürstlich Fürstenbergischen Hoffischerei Donaueschingen. Landwirtschaftl. Korrespondenzblatt f. d. Großh. Baden, 1861, 1. Heft. — Heinrich, Otto, Fürst Fürstenberg und seine Residenz Donaueschingen. Deutschland 4. Jahrg. 1913 Nr. 12—13. — Das Fürstlich Fürstenb. Hoftheater zu

[7] Siehe auch Schwarzweber, Die Landstände Vorderösterreichs im 15. Jahrh. Innsbruck 1908.



Donaueschingen 1775—1850. Bearbeitet von der F. Archivverwaltung. Donaueschingen 1914. — Der sog. „Große Jahrtag". Donaueschinger Wochenblatt 1891 Nr. 120. — Fischer, Dr. Erich, Ein Hort deutscher Kunst und Wissenschaft. Türmer 1915 S. 339. — Johne, E., Donaueschinger Hochzeitstage, Nov. 1912. Donaueschingen 1912. — Huber, Gottl., Geistliche aus Donaueschingen in den letzten 300 Jahren. Friedensglocken (Beil. z. Donauboten) 19. Nov. 1920. — Kupferschmid, Anna, Aus einem 100jähr. Kalender. Donaubote 1914 Nr. 109 ff. — Kupferschmid, Anna, Hinterlassenschaften zweier Pfarrer in Donaueschingen aus dem 17. Jahrh. Freiburger Diözesanarchiv, N. F. 15 S. 290/308. — Luckscheiter, K., Der Wiederaufbau von Donaueschingen. „Neudeutsche Bauztg". — Derselbe, Das neue Donaueschingen. Reclams Universum, XXVI. Jahrg. 1909/10, Heft 50. — (Riegel), Donaueschingen, Bad. Fortbildungsschule, XIV. 1900/01. — Sayn-Wittgenstein-Berleburg, Chlodwig Graf zu, Deutsche Herrensitze. II. Schloß Donaueschingen. Über Land und Meer, 48. Jahrg. 1905/06 S. 137 ff. — v. Scheffel, Jos. Victor, Episteln aus Donaueschingen (Werke herausgeg. von Joh. Franke, Leipzig 1917, VIII. Bd. S. 151—156.) — (Schelble), Zur Orts-, Bevölkerungs- und Namenskunde von Donaueschingen. „Schriften" XI, 1904 S. 174—273. — Schorn, Hans, Donaueschingen und seine Musikgeschichte. Neue Zeitschr. f. Musik, Jahrg. 82, 1915 S. 37 ff. — Sernatinger, H., Donaueschinger Spaziergänge und Ausflüge. Donaueschingen o. J. — Tumbült, G., Die Fürstlich Fürstenbergische Brauerei zu Donaueschingen 1705—1905. Stuttgart 1905. — Derselbe, Die F. F. Residenzstadt Donaueschingen. Donaueschingen 1914, III. Aufl. — Derselbe, Donaueschingen im 18. Jahrhundert. Baaremer Landbot' 1913, S. 27 ff. — Derselbe, Das Fürstlich Fürstenbergische Archiv zu Donaueschingen. „Archivalische Zeitschrift" I. Bd., 3. Folge S. 189/210. — Verzeichnis derjenigen Söhne der Stadt, welche an dem Feldzug gegen Frankreich teilgenommen haben. Donaueschingen 1896. — (Waldeck, Florian), Die Beziehungen des Fürstl. Fürstenb. Hoftheaters in Donaueschingen zum kurfürstlichen Nationaltheater in Mannheim. Mannheimer Geschichtsblätter, XX. Jahrg. 1919 S. 43. — Fürstl. Hofbibliothek:[8] Johne, E., Die Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek in Donaueschingen. „Volk und Heimat", Beilage zur Bad. Presse 1920 Nr. 51. — Valentin, Caroline, Mozartbriefe der Donaueschinger Bibliothek. Monatshefte für Musikgeschichte, herausgegeben von der Gesellschaft für Musikgeschichte. XXXI. Jahrgang 1899. — Fürstl. Sammlungen:[9] Tumbült, G., Katalog der Fürstl. Gemäldesammlung. Stuttgart 1909. — Feurstein, Dr. H., Fürstl. Fürstenb. Sammlungen in Donaueschingen. Verzeichnis d. Gemälde, 3. Auflage 1921. — Baumeister, E., Zeichnungen alter Meister im Fürstlich Fürstenbergischen Kupferstichkabinett zu Donaueschingen. München (1920). — Feurstein, Dr. H., Ein verlorener Altarflügel Grünewalds. Zeitschrift für bildende Kunst, 55. Jahrg. 1920, S. 218. — Frimmel, Theodor, Die Inschrift auf dem Eremitenbild von 1445 in der Galerie zu Donaueschingen. Blätter für Gemäldekunde IV, 53—56. — Habich, G., Über einige ältere Medaillen der Fürstlich Fürstenb. Sammlung in Donaueschingen. Frankfurt a. M. 1904, Frankfurter Münzzeitung. — 22 Handzeichnungen aus dem Fürstlich Fürstenberg. Kupferstichkabinett zu Donaueschingen in Postkartenreproduktionen. (Donaueschingen, Kupferstichkabinett.) — 20 Postkartenreproduktionen nach Gemälden der Fürstl. Fürstenb. Gemäldegalerie zu Donaueschingen. (Donaueschingen, F. Sammlungen.) — Springer, A., Hans Holbeins des älteren Passionsbilder in der Galerie des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg, mit erläuterndem Text. Nach den Originalgemälden durch Lichtdruck ausgeführt von Schober u. Baeckmann in Karlsruhe. Nürnberg, o. J., S. Soldan. — Woltmann, Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen zu Donaueschingen. Verzeichnis der Gemälde. Karlsruhe 1870. — Derselbe, Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen zu Donaueschingen. Verzeichnis der Gipsabgüße. Karlsruhe 1870. — Dürrheim. Steiger, Jos. Alfons, Dürrheim und seine Saline. Freiburg i. Br. 1910. — Friedenweiler. Beitrag zur Geschichte des Cisterzienser-Konventes Friedenweiler. Cisterzienser-Chronik XXIII, 218, 220. Bregenz. — Löffler, J., Aus der Vergangenheit des Gotteshauses Friedenweiler. Engen 1914. — Fürstenberg. A(ichele), Fürstenberg. Donaubote 1897 (Juli) Nr. 3—6. (Siehe auch: Neidingen, Ein Halbtagsausflug.) Barth, Fürstenberg. Friedensglocken (Beilage zum Donauboten) 1921 Nr. 11 und 12. — Geisingen. Die Reservelazarette in Hüfingen und Geisingen. Nachrichten des Centralkomitees des Badischen Frauenvereins. 1871, Nr. 30 u. 59. — Wacker, Karl, Mein Städtchen. Volk und Heimat (Beil. der Bad. Presse) 1920 Nr. 11. — Hardegg (Ruine bei Mundelfingen). Donaubote 1914 Nr. 136. — Hondingen. Kurze Geschichte der uralten Wahlfahrt zu Hondingen. 1821. — Hüfingen. Beiträge zur Geschichte des mittelalterlichen Hüfingen. Das Badener Land (Beilage zur Freiburger Zeitung) 1910 Nr. 25 ff. — Ecclesiastica. Versch. Pfarrer und Loretto-Kapelle. Donaubote 1914 Nr. 132 und 141 (unter Hüfingen). — Kirchliche Verhältnisse in Hüfingen vor 160 Jahren. Donaubote 1910 Nr. 178. — Welte, A., Hüfingen, Bad. Fortbildungsschule XIX, 1900/01 S. 103. (Siehe auch Geisingen.) — Immendingen. Schmitt, Rudolf, Illustrierter Führer für Immendingen und Umgebung, II. Aufl. Immendingen o. J. — Klengen. W(arnkönig), A., Klengen. Ein Beitrag

[8] Die zahlreichen Einzelabhandlungen über die Handschriften der Fürstl. Hofbibliothek, die nur sachliches Interesse beanspruchen, sind hier nicht aufgeführt.

[9] Die Abhandlungen über den Meister von Meßkirch sind hier nicht erwähnt.



zur fürstenb. Landesgeschichte. Donaubote 1903 Nr. 2. — **Löffingen.** Rögele, Dr. Heinrich von Brentano, Stadtpfarrer in Löffingen. Freiburger Diözesanarchiv, N. F. 15 (1914) S. 249—282. — Derselbe, Aus dem politischen Leben der Stadt Löffingen in den Jahren 1820—30. Mein Heimatland V, 1918 S. 50—58. — Schwarz, Bened., Vom Löffinger Scharfrichter. Badener Land (Beilage zur Freiburger Zeitung) 1911 Nr. 35. — Welte, A., Löffingen. Bad. Fortbildungsschule XIII, 1899/1900. — W(arnkönig) A., Löffingen, Ein Beitrag zur fürstenb. Landesgeschichte. Donaubote 1902 Nr. 144. — **Möhringen.** Baumann, Möhringen. Blätter des Schwäb. Albvereins, 25. Jahrg. 1913 S. 134 — Seeger, K., Der Taufstein in der Pfarrkirche zu Möhringen. Freiburger Diözesanarchiv, N. F. 15, 1914 S. 308—310. — **Mundelfingen** (siehe auch: Hardegg). Strohmeyer, Willibald, Geschichte des Dorfes und der Pfarrei Mundelfingen. Freiburger Diözesanarchiv, N. F. IX/X, 1908/09. — **Neudingen.** Ein Halbtagsausflug von Donaueschingen über Neudingen auf den Fürstenberg. Fremdenblatt für das Gebiet der Schwarzwaldbahn, I, 1913 Nr. 4. Die erste Blindenanstalt Badens in Neudingen. Friedensglocken (Beilage z. Donauboten) 1920, Nr. 7. — Lauer, H., Die Fürstl. Fürstenbergische Gruftkirche Mariahof. Der Baaremer Landbot' 1911. — (Maier), Das Kloster Mariahof zu Neudingen. Beitrag zur Fürstenb. Landesgeschichte. Donaubote 1900 Nr. 26—36. — Tumbült, G., Das Alter der Pfalz Neidingen. „Schriften" XII, 1909 S. 183. — W(arnkönig), A., Der Graf von Neudingen. Donaubote 1902 Nr. 117. (Siehe auch: Donaueschingen, Berndt.) — **Pfohren.** Ein Grafenhaus zu Pfohren. Donaubote 1913 Nr. 35. — **Riedböhringen.** Revellio, P., Heiligkreuz bei Riedböhringen. „Schriften" XIII, 1913 S. 157. — **Riedöschingen.** W(arnkönig), A., Ein Beitrag zur Fürstenb. Landesgeschichte. Donaubote 1903 Nr. 132 u. 135. — **Tannheim.** (Pfetzer), Das sankt Gallus- und Verena-Kirchlein auf dem Friedhofe zu Thannheim. In Musik gesetzt von einem alten Brummbären. (1887.) **Villingen.** Batzer E., Die Votivtafel zur Erinnerung an die Belagerung Villingens i. d. Wallfahrtskirche zu Triberg. Die Ortenau, 5, 1914 S. 110/111. — Beyerle, F., Untersuchungen zur Geschichte des älteren Stadtrechts von Freiburg i. Br. und Villingen i. Schw. Heidelberg 1910. — Fischer, Alb., Aus Villingens Vergangenheit Villingen 1914. — Ginsburger, M., Zur Geschichte der Juden in Villingen. Zeitschrift f. Gesch. d. Oberrh., N. F. 18 (1903) S. 571. — Groß, Karl, Vita sanctae Clarae. Die alemannische Sprache zu Villingen in Baden am Ende des 15. Jahrh., bearb. nach einer Handschrift der Großh. Hof- und Landesbibliothek (zu Karlsruhe). Lüttich 1904. — Eine Glockengießer-Dynastie in Villingen. Donaubote 1911 Nr. 186. — Heilmann, J., Villingen im Schwarzwald. Ein Führer durch Villingen und seine Umgebung, 2. Aufl. Freiburg i. Br. 1913. — Kling, Wilh., Münster uns. l. Fr. zu Villingen im Schwarzwald. Jllustr. Führer. Villingen 1910. — Linde, O., Die Wandmalereien im alten Villinger Rathaus. Denkmalspflege XVI, 1914 S. 85, 86. — Maier, Rudolf, Das Strafrecht der Stadt Villingen in der Zeit von der Gründung der Stadt bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Freiburg i. Br. 1914. — Neukirch, J., Der Villinger Stadtwald. Villingen 1908. — Roder, Chr., Oberrh. Stadtrechte, II. Villingen. Heidelberg 1905. — Derselbe, Der Anteil der Stadt Villingen und des oberen Schwarzwaldes an den Ereignissen in Württemberg z. Zt. der Vertreibung Herzogs Ulrich 1519—1522. Zeitschrift f. Gesch. d. Oberrh., N. F. 21, 1906. — Derselbe, Die Franziskaner zu Villingen. Freiburger Diözesanarchiv, N. F. V, 1904 S. 232—312. — Derselbe, Das Benediktinerkloster St. Georgen auf dem Schwarzwald, hauptsächlich in seiner Beziehung zur Stadt Villingen. Freiburger Diözesan-Archiv, N. F. VI, 1905 S. 1—76. — Derselbe, Ein württembergischer Bericht über die Aufhebung des Klosters St. Georgen zu Villingen. Freiburger Diözesanarchiv, N. F. VIII, 1907. — Derselbe, Zur Lebensgeschichte und Würdigung des Hafners Hans Kraut von Villingen und seiner nächsten Nachkommen. Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh., N. F. 22 (1907). — Derselbe, Zum Übergang der Stadt Villingen vom Hause Fürstenberg an Österreich. „Schriften" XII, 1909 S. 65 ff. — Derselbe, Eine bisher kaum beachtete mittelalterliche astronomische Uhr im Münster zu Villingen. Linzgau-Chronik 1911 Nr. 14. — Derselbe, Villingen und der obere Schwarzwald im Bauernkrieg. Zeitschrift für Gesch. d. Oberrh., N. F. 31, 1916. — Derselbe, Das Schulwesen im alten Villingen. Zeitschrift für Gesch. d. Oberrh., N. F. 31, 1916. — Derselbe, Ehem. Passionsspiele zu Villingen. Freiburger Diözesanarchiv, N. F. 17, 1916 S. 163—192. — Saur, Karl, Die Wehrverfassung in schwäbischen Städten des Mittelalters (Straßburg, Basel, Augsburg, Ulm, Rottweil, Überlingen, Villingen). Bühl 1911. — Schenck, Ernst, Finanz- und Steuerwesen der Stadt Villingen, Schwarzwald, in seiner Entwicklung und seinem Bestande gegen Ausgang des 17. Jahrh. Leipzig 1912. — **Vöhrenbach.** Andenken an die Wallfahrt zu dem Siebenfrauen-Kirchlein bei Vöhrenbach auf dem bad. Schwarzwald. Radolfzell, W. Moriell. — W(arnkönig), A., Vöhrenbach. Ein Beitrag zur fürstenbergischen Landesgeschichte. Donaubote 1903 Nr 11. — **Wartenberg.** W(arnkönig), A., Der Wartenberg. Ein Beitrag zur fürstenbergischen Landesgeschichte. Donaubote 1904 Nr. 113. (Siehe auch: Donaueschingen, Berndt.)

Groteskenteppich Jean Bérains aus der Komödienfolge. Beauvais

(H. Rott, Die Gobelins des Bruchsaler Schlosses)

Badische Heimat

Zeitschrift für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat- und Denkmalschutz

Im Auftrage
des Vereins „Badische Heimat"
herausgegeben von
Max Wingenroth
Freiburg i. B.

1.—3. Heft. 9. Jahrgang 1922

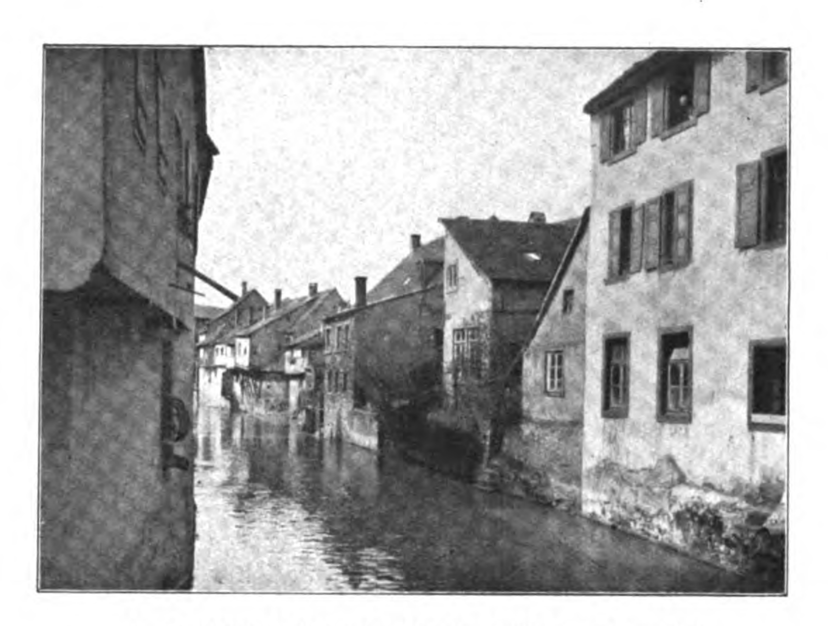


Karlsruhe i. B.
G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag
1922



Inhaltsverzeichnis





1. „Kleinvenedig“, Partie an der Saalbach in Bruchsal
(Phot. Chr. Münch, Karlsruhe)

Der Kraichgau

Von Friedrich Metz, Karlsruhe

Den unberühmten, ja jenseits der badischen Grenzpfähle beinahe unbekannten Namen des Kraichgaus trägt das Land flacher Hügel und breiter Wiesentäler, welliger, von niedrigen Bergen überragter Hochflächen, das die Senke zwischen den höheren Berglandschaften des Odenwalds und Schwarzwalds ausfüllt.

Messerscharf läßt sich, durch einen Abbruch vorgezeichnet, dessen Grenze gegen die Rheinebene im Westen ziehen, wo ein breiter Streifen sumpfiger Niederung den Hügelsaum begleitet, den die Altvordern treffend den Bruhrain genannt haben. So heißt er noch bei den Bewohnern des sonnigen Landstrichs und die Bewohner Bruchsals, namentlich die in „Kleinvenedig“ wohnen, wissen sehr wohl, warum ihre Stadt nach dem „Bruch“ genannt ist.

Ein breiter Strom, einst die gesammelten Wasser der Bäche und Flüsse des nördlichen Schwarzwalds und des Kraichgaus aufnehmend, zog hier in grauer Vorzeit gen Norden, bis sich ihm der Schuttkegel des Neckars in den Weg stellte und ihn rheinwärts ablenkte.

Nur bei Hochwassereinbrüchen lebt das Bild, das bereits der geologischen Vergangenheit angehört, noch einmal auf und es ragt dann wie eine Berginsel der Michelsberg über einer wogenden See in die Lüfte.

Im Osten ist die Trennungslinie minder scharf und es reichte der Ritterkanton des Kraichgaus in heute württembergisches Land hinüber und manche der Adelsgeschlechter des Kraichgaus sind heute in zwei Ländern beheimatet. Aber es heben sich



doch als weithinsichtbare Grenzmarken die waldigen Höhen des Stromberg und Heuchelbergs aus einem Lande niedriger Hügelwellen heraus. Und wo die Naturgrenzen verfließen, stehen die staatlichen Hoheitszeichen und weisen hüben und drüben die Bevölkerung an andre geistige, politische, manchmal auch andre wirtschaftliche Mittelpunkte.

In Nord und Süd verliert der Kraichgau seinen Namen, wo der Buntsandstein die jüngeren Schichten ablöst, wo der Wald die unbestrittene Herrschaft über die Feldflur davonträgt, wo die Wirtschaft auf andere Grundlagen gestellt und die Kultur jünger ist, soviel altertümlicher sie auch dem flüchtigen Beobachter zunächst erscheinen mag.

Den Kraichgauer selber aber darf man nicht fragen und den Odenwälder noch viel weniger, wenn man sich über den Grenzverlauf unterrichten will. In Wiesloch wird man meinen, in Baiertal finge der Odenwald an, aber in Baiertal würde man entrüstet noch einige Stunden weiter nordwärts gewiesen. Jedenfalls muß es der Kraichgauer weit von sich weisen, ein Hinterwäldler genannt zu werden. Seit Jahrtausenden führen die Völkerwege durch den Gau, das große Tor in der Gebirgsmauer im Osten der oberrheinischen Ebene.

Wie heute der Orienterpreß seinen Weg durch den Kraichgau nimmt, so führte einst die erste große Überlandpost, die niederländisch-österreichische Schnellpost, hier durch. Noch ziert daher der österreichische Adler das Schild manches ehemaligen Postwirtshauses. Die Landschaft selber ist wegsam fast nach allen Richtungen der Windrose und heute von einem dichten Netze normal- und schmalspuriger Bahnen durchzogen. All das muß die Menschen hierzulande gewürfelter machen, als es anderwärts geschieht.

Der Kraichgau ist nach einem Bach benannt und das zu Recht. Es ist ein Land ruhig fließender Bäche und es sehen dem Kraichbachtal die andern Täler oft zum Verwechseln ähnlich.

Törichte Schulbücher nennen unser Land das Neckar-Hügelland, aber der Neckar, der es allerdings so bequem gehabt hätte, das niedere Hügelland zu durchqueren, hat es vorgezogen, seine Kraft an den Felsquadern des Gebirges zu erproben und durchbricht es in vielgewundenem, malerischem Tal. Auch die Elsenz fand noch die Kraft, scheinbar den Naturgesetzen zum Hohn, in ein höheres Land hinein zu fließen. Die anderen Kraichgaubäche aber finden in kurzem Lauf den Weg hinaus in die weite Ebene. Keine Felsriegel sperren den Weg und rauschende Wasserfälle sucht man hierzulande vergebens; es tönt vom Tal herauf nur die Melodie des Mühlwehrs und in den Erlen und Weiden und Pappeln am Bachufer spielt der Wind.

Eine bunte Folge von Gesteinen baut die Landschaft auf und immer jüngere Schichten verzeichnet die geologische Karte, je weiter wir uns von den Gebirgen in Nord und Süd entfernen. Aber selten tritt in der Natur das Felsgerüst zutage. Steile Böschungen, und felsige Wände fehlen nicht ganz, bestimmen aber das Landschaftsbild nicht. Man wandert im engen Muschelkalktal des Insenbachs zwischen Steinsfurt und Grombach und von steiler Höhe schaut das Schloß Neuhaus in den schmalen Wiesengrund. Auf einer hochaufragenden Kalkscholle liegt das malerischste der Kraichgau-

städtchen, Gochsheim. Eine Verwerfung hat die steilere Talwand auf dem östlichen Elsenzufer von Rohrbach bis Richen geschaffen. Von felsiger Anhöhe schaut das Belvedere über Bruchsal ins Land hinaus.

Aber wie selten sind doch, von dem Abbruch gegen die Ebene abgesehen, solche Bilder. Wer es unternehmen wollte, etwa von der Höhe des Steinsbergs, an der Farbe des Gesteins, die Grenzen der geologischen Schichten festzustellen, selbst zu einer Zeit, wo die Landschaft das bunte Pflanzenkleid abgelegt hat, würde bald enttäuscht diesen Versuch aufgeben. So weit das Auge reicht, herrschen gelbe und braune Farben in allen Schattierungen und geben dem Bild einen warmen Ton. Wir sind im Lößland. Gewaltige Stürme haben den gelben Staub in das hügelige Land aus der Ebene hineingetragen. Nun liegt er in starken Polstern vor und hinter den Anhöhen und überzieht auch diese noch mit einem dicken Mantel. Jede Wanderung, die von der Ebene in den Kraichgau hineinführt, mag davon überzeugen, wie die Lößmassen an Mächtigkeit dort wachsen, wo die Tragkraft der bewegten Luft im Windschatten der Hügel erlahmte, wie der Löß schwerer, sandiger ist vor dem Steilanstieg, der sich dem Winde entgegenstellte. „Schneckenhäuslesboden" nennt der Bauer die Erde, in der Versteinerungen nicht zu finden sind, wohl aber die merkwürdigen Gebilde der „Lößmännle", die da und dort für eine etwas absonderlich wirkende Gartenkunst Verwendung fanden. Der Löß hat sich wie eine Schneedecke dem Gelände angeschmiegt und erfüllt so manche Unebenheit des Untergrunds, aber insgesamt hat er, da auch er der Verwitterung anheim gefallen ist, das Landschaftsbild noch unruhiger gestaltet, als es vordem schon war.

Es ist ein eigentümlich stilisiertes Land, das Lößland dort, wo die Kultur ihre Züge ins Antlitz der Erde eingegraben hat. Feld- und Weinbergterrassen in wirrer Anordnung, Hohlwege mit steilen Wänden treffen wir allerwärts im Bruhrain an. Nicht Gießbäche haben die Schluchten geschaffen, sondern sie höchstens vertieft. In ihrer Anlage gehen sie vielmehr auf einen alten Verkehr zurück und besser als urkundliche Aufzeichnungen mag uns das der Name der „Posthohl" bei Heidelsheim beweisen.

Auf dem hellen, heißen Boden — der „Weiße Berg", „die Weiße Hohl", „Im Staubbühl", „Im Mehl", sind häufige Flurnamen — blühen Kinder südlicher und südöstlicher Steppenländer und sind Zeugen dafür, daß auch hier einmal das Wetter ganz anderer Art war, als es heute der Fall ist.

Damals war der Kraichgau waldarm und das hat die Menschen, die nur mit einfachen Werkzeugen und geringem Kulturbesitz ausgestattet waren, in das Land gelockt. War doch zudem sein Boden leicht zu bearbeiten und lohnte die auf ihn gewandte Mühe reichlich.

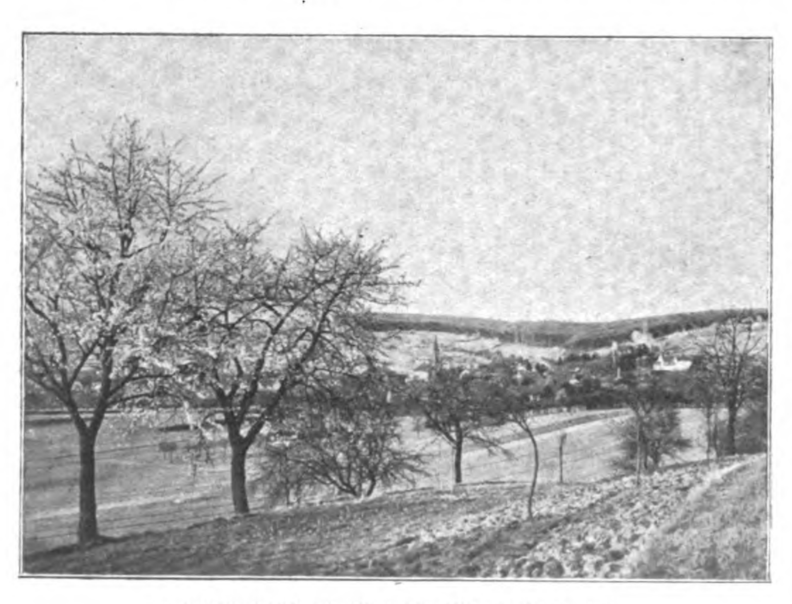
Kaum ein anderer badischer Gau weist eine solche Fülle von Denkmälern der Vorzeit auf und kaum eine Zeitepoche hat nicht hier eindrucksvolle Spuren hinterlassen. An seinem Nordrande wurde — in den Löß- und Sandgruben vom „Grafenrain" bei Mauer — das älteste Denkmal des Menschengeschlechts, der homo heidelbergensis, gefunden; zahllos sind die Überreste der vorrömischen Zeit; römische Hochstraßen zogen über die wasserscheidenden Rücken hin, Landhäuser entstanden an sonnigen Höhen; bei

Steinsfurt wurde im Elsenzbett die steinerne Furt gefunden, die dem Dorf den Namen gegeben hat. Eine Unzahl von Flurnamen erinnert an die Zeit römischer Herrschaft. Germanischen Klang haben die Namen vieler Kraichgaudörfer, Reihengräber fränkischer und alemanischer Krieger wurden da und dort aufgedeckt. Oftmals finden sich an einer Erdstelle die Zeugnisse der ältesten Zeit und die jüngerer Zeitläufte in ununterbrochener Reihenfolge.

Was die Menschen früher und später in den Kraichgau lockte, das waren nicht die Bodenschätze. An Erzen — den geringfügigen Silber- und Bleibergbau bei Wiesloch ausgenommen — ist das Land arm. Wertvoller ist das Salz von Rappenau, doch das ist erst spät erbohrt worden und es gehören die kleinen Bäder und Salinen von Bruchsal und Langenbrücken ebenfalls der Neuzeit an. Das Bad gar von Zaisenhausen, das in Biederkeit der Flehinger Schulmeister Samuel Friedrich Sauter anno 1832 besungen hat, war eine Miniaturausgabe und nur in einer Zeit, der Hotelbetrieb und lärmende Feste unserer eleganten Bäder völlig unbekannt waren, lobens- und erwähnenswert gewesen. Ganz neu und ungewohnt ist das Bild der Erdölbohrtürme, die sich bei Bruchsal erheben.

Wir wollen auch der schönen Bausteine aus den Schilfsandsteinbrüchen von Odenheim und Mühlbach nicht vergessen und der Kalksteine, die Zement und Mauerkalk und Schotter liefern. Aber all das war auf den Gang der Besiedlung nicht bestimmend gewesen.

Der Ackerboden, in einer Steppenzeit gebildet, wurde die Grundlage des wirtschaftlichen Lebens und macht auch heute noch den Kraichgau zu einer der wichtigsten Kornkammern des Landes. Zugegeben soll dabei werden, daß die fruchtbarsten Böden für die moderne, hochentwickelte Landwirtschaft im Kraichgau nicht die Lößböden sind, sondern die dunkeln Keuperböden, von denen der Schwarzerdhof bei Bretten seinen Namen hat. Nach ihm hatte sich dann ja auch das Geschlecht genannt, aus dem der berühmteste Sohn Brettens hervorgegangen ist. Diese Böden waren dem früheren Landwirtschaftsbetrieb zu schwer, und lange blieb die Welt der Keuperberge, die mauergleich ein flaches Vorland überragen, der Kultur verschlossen. Und sie steht heute noch in



2. **Obergrombach** (Phot. Chr. Münch, Karlsruhe)

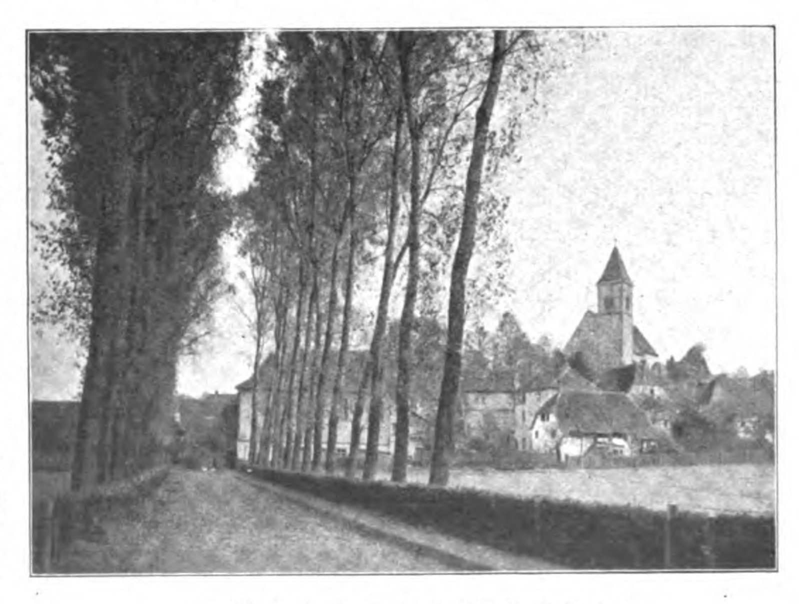
merklichem Gegensatz zu dem Leben draußen im altbesiedelten Lößland. In Terrassen buntfarbiger Gesteine baut sich das Keuperbergland auf. Man möchte fast glauben, die Bauleute hätten in dem grellfarbigen Dach der Kapelle auf dem Letzenberg das Profil, das in so mancher Mergelgrube drunten im Angelbachtal aufgeschlossen ist, nachahmen wollen.

Spät erst ist die Rodeart in den Keuperwäldern, im Eichelberg und Kreuzberg westlich Hilsbach, im Strom- und Heuchelberg erklungen und auch heute umfängt den Wanderer noch auf Stunden der kühle Waldesschatten, den er im heißen Lößland im Sommer nur zu sehr vermißt. Stattliche Buchen schmücken die Höhen; daß das aber nicht immer so gewesen ist, sagen uns die Bergnamen, die von der Eiche genommen sind. Fremd dagegen ist das Bild des Tannenwaldes, Fichten finden sich nur in Schlägen jüngeren Datums, und nur gelegentlich grüßt von einer steilen Halde eine Forle, oder ist eine Tanne oder Fichte wie ein Flaggenmast an den Dorfeingang postiert.

Im Walde bergen sich alte Ringwälle, Fliehburgen des oft bedrängten Volkes im „offenen" Land. Dort sucht die Phantasie des Volkes den Boden der Siegfriedssage und glaubt an der Siegfriedsquelle bei Odenheim den Schauplatz der schaurigen Tat des Hagen Tronje gefunden zu haben. Die Wälder der Keuperberge sind Klostergut geworden, hier dem Ritterstift Odenheim, dort dem mächtigen Kloster Maulbronn gehörend. Die Walddörfer sind stets anders geartet gewesen, wie draußen die Dörfer im alten Bauernland und oftmals scheidet sie von diesen noch der Glaube. Immer aber sind sie gering an Volkszahl, bescheiden an Vermögen und anspruchslos in ihrer Lebenshaltung geblieben.

In den alten großen Bauerndörfern, die dem Siedlungsbild des Kraichgaus den Stempel aufdrücken, lebt ein anderer Menschenschlag, verläuft das Leben geräuschvoller, ja fast zu laut, wo das pfälzische Blut die Oberhand gewinnt.

In den wasserreichen Tälern reiht sich Dorf an Dorf. Der Löß hat keine wasserhaltende Kraft, Quellen gibt es dort auf der Höhe nicht und die Brunnen sind trügerisch. Anders in den Tälern; hier fanden Franken und Alemannen, was sie suchten: Wasser und Weide, und es ragten in die Täler hinein Lößzungen, auf denen das Brot gebaut werden konnte.



3. Königsbach (Phot. Chr. Münch, Karlsruhe)

„Wannen" haben treffend die Deutschen die runden backkorbähnlichen Bückel genannt, die in unaufhörlicher Folge einander im Kraichgau ablösen.

Hier liegen die zahllosen „heim"- und „ingen"-Dörfer, von denen wir wissen, daß sie ein ehrwürdiges Alter aufweisen.

Wie ganz anders ist da die Welt in den angrenzenden Tälern des Schwarzwalds und Odenwalds. Dort liegen die eigentlichen Bauernorte auf den Hochflächen und die Täler sind oftmals menschenleer und was an Siedelungen besteht, trägt im Namen schon den jungen Ursprung auf die Stirn geschrieben.

Krumme, winkelige Gassen zeichnen die alten Dörfer aus, eine heimelige Welt, freilich nicht immer bequem für den Fuhrwerksverkehr und ein lebhaftes Getriebe. Unregelmäßig wie der Bauplan der alten Dörfer ist die Feldflur zerteilt. In Tausende, ja Zehntausende von Parzellen sind die Dorfgemarkungen zersplittert, und das Landschaftsbild gliche einem buntgewirkten Teppich, beschränkte nicht der Flurzwang bei dem Mangel an Feldwegen die Menge der Farben.

Auch in den Feldfrüchten ist noch ein Stück vergangener Zeiten hier erhalten. Noch ist hier die altalemannische Brotfrucht, der Winterspelz, der Dinkel, die überwiegend angebaute Getreideart, obwohl das Land längst fränkisch geworden ist und die Böden vielfach sehr wohl den Weizenbau gestatteten. — Hätten nicht die Kriegsstürme das Land so oft durchtobt, hätten nicht Brände gar so oft die Bauerndörfer zerstört, es wäre noch vieles altertümlicher, als es ohnehin anmutet. Alle Regelmäßigkeit in Dorf und Feldflur, die wir da und dort antreffen, läßt vermuten, daß hier jüngere Gründungen vorliegen, daß spätere, mehr oder minder planmäßige, Veränderungen vor sich gegangen sind.

Deutlich aber lassen sich immer noch die alten Gewann- und Haufendörfer von den jüngeren Rodungen und gar den ganz jungen Waldenser-Kolonien unterscheiden. Und mit Neid sehen die Filialdörfer und Rodungsdörfer auf die Mutterdörfer und deren Waldbesitz. Welch stolze Rathäuser weisen manche alten Orte auf, es sei nur an das von Bauerbach erinnert.

Jüngeren Datums sind auch die großen Gutshöfe, die in stattlicher Zahl, namentlich in den Ämtern Eppingen, Sinsheim und Bretten zu finden sind. Auf ganz schweren Böden, auf wasserloser Kalkhochfläche, in Waldgebieten, da sind die natürlichen Standorte dieser, meist grundherrlichen, Höfe. Wenige gehören dem Staat als dem Rechtsnachfolger der Klöster.

Von den meisten dieser Höfe, die oft mächtige Gebäude, von Wetterbäumen umstanden, aufweisen, kann gesagt werden, daß sie mustergültig umgetrieben werden. Möge es gelingen, hier deutschen Taglöhnern Arbeit zu schaffen und polnisches Volk dauernd fern zu halten. Es ist ein nicht groß genug auszudenkender Gegensatz in Denkweise und Arbeit und Lebensart dieser einsamen Höfe einerseits und der volksreichen, oft überfüllten Bauerndörfer andererseits. Nur die gemeinsame Bauernarbeit eint sie alle wieder, mögen sie arm oder reich, Hofpächter oder Kleinbauern, Knechte oder freie Eigentümer sein und es bleibt dem Kraichgau fremd die Gutstagelöhnerbevölkerung des Ostens. Es wohnen auch hier unter dem Bauernvolk




4. Bauschlott, Garten des Markgräfl. Schlößchens
(Phot. Chr. Münch, Karlsruhe)

adelige Geschlechter; sagt doch Sebastian Münster 1537, der „Kraichgau ist fast der edelleut". Hier ist das Stammland des Unterländer Adels, kaum ein Dorf ist hier, das nicht eine adelige Familie beherbergt und ihre Geschicke mit dem des Dorfes verflochten hat.

Manche der Geschlechter des reichsfreien Adels schauen auf eine tausendjährige Geschichte zurück. Wir nennen die Grafen von Helmstatt, die Gemmingen und die Göler v. Ravensburg. Da die Latifundien des Ostens hier nicht zu finden sind und nicht entstehen konnten, war ihre wirtschaftliche Macht nie eine Gefahr für den Bauernstand. Die große Mehrzahl hat dem badischen Staat Beamten- und Offiziersdienste geleistet und mit Wehmut gedenkt der Verfasser des furchtlosen Kommandeurs aus dem Geschlechte der Gemmingen-Guttenberg, der in seiner Nähe in schwerem Kampfe vor Verdun fiel. Er hat sich so an Opfermut von seinen Landsleuten aus dem Amte Eppingen nicht übertreffen lassen, das den 4. Teil seiner wehrfähigen Männer auf den Schlachtfeldern gelassen hat.

Wohl hat dann die Revolution da und dort in das freundnachbarliche Verhältnis zwischen Adel und Bauernschaft Zwietracht zu säen versucht, zerstören hat es das Band gemeinsamer Interessen und Überzeugung nicht können.

Die kriegerische Wehr, die einst die Adelsschlösser umgab, haben die meisten abgelegt und das Schwert, das einst Franz von Sickingen geführt, ist verrostet. In beschaulicher Ruhe stehen sie, umschattet von hohen Bäumen, als Landsitze da, deren schönster wohl das untere Schloß von Menzingen sein dürfte. Andere sind Pächterwohnungen geworden und Schulhäuser, einige gar Fabriken — es gab ihrer ja genug. — Das markgräfliche Schlößchen endlich in Bauschlott nimmt die Kinder der benachbarten Industriestadt zur Erholung auf.

Felsennester gab es im Kraichgau nur ausnahmsweise; am Strombergrand saßen die Herren von Sternenfels. Plätze wie sie die Ravensburg bei Sulzfeld fand, gibt es nicht viele und mächtig ragt der „Weilerturm" auf dem vulkanischen Steinsberg empor und findet ein Gegenstück im ganzen Bereich des Gaues nicht.



Die Ritterschaft saß und sitzt in Wasserschlössern, wie draußen in der großen Stromebene. Leicht waren im Löß Wallgräben auszuheben und unschwer das Wasser eines nahen Baches dorthinein zu leiten.

Was von den Burgen und Schlössern gilt, trifft auch für die Städte zu, soweit ihr Charakter als Feste in Betracht kommt. Hochragende Städte, wie sie das württembergische Frankenland in so großer Zahl aufweist, gibt es hier nur ausnahmsweise. Unvergleichlich ist die Lage des Städtleins Gochsheim auf steilem Kalkfels. Die Regel ist aber vielmehr, daß die Städte und Städtchen bequem erreichbar in den Tälern liegen als natürliche Mittelpunkte für einen räumlich begrenzten Verkehr. Das Urteil, das der pfälzische Historiograph Widder am Ende des 18. Jahrhunderts über den Kraichgau gefällt hat, daß er „ein Land stattlicher Dörfer und mittlerer oder gar geringer Städte" sei, gilt auch heute noch in vollem Umfang.

Nahezu zwei Dutzend Städte gibt es und gab es in dem Gau, der heute an 200 000, im Mittelalter aber wohl noch nicht 50 000 Einwohner beherbergt hat. Es ist weniger verwunderlich, daß große Arbeiterdörfer im Gebiet der Tabakmanufaktur, im Bannkreis der Pforzheimer und Karlsruhe-Durlacher Industrie manche kleine, vergessene Städtlein an Volkszahl übertreffen, aber auch reine Bauerndörfer weisen so viel und oft mehr Einwohner auf, als die Städte. Und doch haben auch die kleinsten Städte Züge, die sie bezeichnend von den Dörfern unterscheiden; Bauplan und Bauweise, Beschäftigung und soziales Gefüge. Einige aber sind wieder Dörfer geworden, was sie früher waren. Daß sie allesamt klein geblieben sind, liegt in ihrer übergroßen Zahl begründet. Der Reichtum des Landes an landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die Verkehrsbedeutung und große Zahl der Straßen verlockte zur Städtegründung und zu Konkurrenzunternehmungen. Oftmals sind Dörfer mit Stadtrecht begabt worden, ihren Namen sieht man den dörflichen Ursprung von weitem an. Andere sollten nur Sperrfesten sein, wie Rotenberg und Obergrombach. Aber auch Hilsbach, in dem der Adel seine festen Häuser hatte, ist mehr als Feste, denn als Markt gedacht.

Anders ist die Entstehung der größeren Landstädte: dem Sitz der Kraichgaugrafen verdankte Bretten, einem Königshof Bruchsal, dem Kloster mehr als der Grafenburg Sinsheim und anscheinend bischöflichem Besitz Neckarbischofsheim ihren Ursprung als Stadt. Ihre Lage war glücklicher gewählt und sie haben die Jahrhunderte überdauert. Im Jahre 965 wird Wiesloch als Markt erwähnt und so waren auch in den anderen Städten die Wochenmärkte ein Quell städtischen Lebens. Mag manches spießbürgerlich in ihnen sein, im ganzen wohnt doch in ihnen ein tüchtiges Bürgertum und sie bleiben doch auch Mittelpunkte geistiger Kultur und nicht nur bequeme Märkte für die jetzt so gern gesehene Landkundschaft.

Es hat doch sehr den Anschein, als lebte in den Kraichgaustädten mehr wieder das Gefühl, etwas zu bedeuten und teilzunehmen an dem wirtschaftlichen und geistigen Leben der Nation, ein Gefühl, das vor dem Kriege fast völlig verloren gegangen war. Das gilt auch von den Städten, wo die Bauernschaft noch einen erheblichen Teil der Stadtbevölkerung ausmacht. Städtischer Geist und Bauernsinn verträgt sich nicht, den Stadtbauern sagt man nach, daß sie schlechte Bauern, aber auch keine Bürger mit



städtischem Bürgersinn wären. Nur Eppingen macht da eine rühmliche Ausnahme mit seinem vortrefflichen Bauernstand.

Wenn manche der Städte arm geblieben sind, so mag man bedenken, daß die Städte jünger sind als die Dörfer. Sehr zu unrecht werden die Bruchsaler in den Nachbardörfern „Holzlumpen" genannt. Bruchsal hat keinen Wald zum „Versaufen" gehabt und führt die silberne Kugel im Wappen nicht als „Schandfleck", sondern zur Unterscheidung von dem ähnlichen Wappen der Stadt Speyer.

Es ist betrübend für den Heimatfreund, wenn er feststellen muß, daß der Kraichgau mehr des „Hamsterns" wegen als des Naturgenusses halber aufgesucht wird. Und doch ist noch keiner ohne Gewinn von dem Steinsberg, den ein Chronist des Bauernkriegs „den Kompaß uff den Kraichgau" genannt hat, herabgestiegen. Es legt sich doch dem Deutschen nichts mehr ans Herz, als das Bild wogender Ähren, das Gold des Rapsfeldes, des Dörfleins, das hinter Obstbäumen und Gärten versteckt ist, der grüne Wiesengrund und das Herbstlaub des Waldes. All das ist in reicher Fülle über das Land gebreitet und es stören kaum häßliche Fabrikbauten das einheitliche Bild. Und es lebt hier ein tüchtiges Geschlecht, zäh festhaltend an dem überlieferten Glauben und Sitte. Mag auch äußerlich davon nicht viel festzustellen sein — eine Tracht gibt es nicht und gab es kaum —, so bleibt doch das Volk konservativ wie der Boden, auf dem es wächst. Und auch die Arbeiterschaft, die hier in großer Zahl unter dem Bauernvolk wohnt, verspürt etwas von dem Erdgeruch der Scholle. Wohl fehlt es auch hier nicht an Reibung und Zwist, aber die Auseinandersetzungen sind doch nicht auf einen gar so feindseligen Ton gestimmt. Gar wo das leichte Pfälzer Blut in den Adern rollt, geht der politische Streit unter in dem lärmenden Wesen, das in allzu lauten und allzu häufigen Festen sich kund tut.

Mag der oder jener sich dort stoßen an dem manchmal nicht sehr ernsten Ton der Unterhaltung auf der Straße und im Wirtshaus, den Bruhrain wird er doch liebgewinnen. Ihn haben die Fürstbischöfe von Speyer zu ihrer Residenz auserkoren und hier unvergängliche Schöpfungen hinterlassen. In ein Blütenmeer getaucht sind hier die Hänge im Frühjahr und im Herbst leuchtet das Rot des Kirschlaubs von den Hügeln. Von der Milde des Klimas redet der Name des Dorfes Nußloch = Nußwald; ja weiter landeinwärts ist noch eine Ortschaft — Nußbaum — nach dem anspruchsvollen Baum genannt. Der Reben sind es wenige geworden, aber mit Genugtuung konnte im Herbst 1921 der Rebbauer feststellen, daß in Rotenberg und Mingolsheim, in Ubstadt und Bruchsal, aber auch in Sulzfeld, der Wein von besonderer Güte war.

Die schönsten Punkte im Bruhrain aber bleiben stets die Höhen, die die Frömmigkeit des katholischen Landvolkes mit Kapellen und Bildstöcken geschmückt hat. Aber auch der Judenfriedhof auf dem Eichelberg gehört zu den stimmungsvollen Plätzen des Landes.

Vom Letzenberg über der Langenbrückener Senke, vom Michelsberg über Untergrombach schweift das Auge über üppige Fluren, aber auch über die unabsehbaren Wälder der Lußhard und des Kammerforstes in der Ebene. Und der Blick bleibt haften an dem Streifen nasser Wiesen und sumpfiger Niederungen, übersät im Früh-





5. Judenfriedhof auf dem Eichelberg b. Bruchsal
(Phot. Chr. Münch, Karlsruhe)

ling von dem Violett des Wiesenschaumkrauts und im Herbst belebt von dem Rostbraun der Riedgräser. Es wird noch lange der „Bruch" das Paradies der Entenjäger bleiben und ein Tummelplatz der Jugend, die dort Rohrkolben sucht und in strengen Wintern über die Eisflächen dahineilt. Freilich dem Landtagsabgeordneten und dem Staatsbeamten, dem es zur Pflicht gemacht ist, die Ödländereien aus der Welt zu schaffen, bleibt der Bruch ein Dorn im Auge. Aber schon wiegen sich bei Bruchsal die Ähren im Winde und wenn das Wetter für die Wirtschaft im Bruch günstig ist, ist hier ein schönes Stück Geld zu verdienen. Aber nicht immer sind — glücklicherweise müssen wir im Interesse der Landwirtschaft im Hügelland sagen — die Sommer so trocken wie 1921 und es ist eine gar eigene Sache in einem Landstrich arbeiten zu müssen, wo die Bäche so wenig Gefälle haben, daß sie manchmal übereinander weggeführt werden müssen. Im inneren Kraichgau wird der Wanderer nicht immer so belohnt wie im Bruhrain, aber gerade da, wo das Land scheinbar langweilig wird, da findet es der Bauer unübertrefflich schön. Hier kann er nach Herzenslust den Pflug führen und braucht sich nicht an kurzen, steilen Bückeln schinden und plagen.

Was aber auch der landschaftlich manchmal einförmigen Gegend einen besonderen Reiz verleiht, das ist der Hauch geschichtlicher Erinnerungen, der über dem Gau liegt. So bunt wie hier sah kaum an anderer Stelle die Landkarte in Baden aus — den Hegau vielleicht ausgenommen — und zu der politischen Zerstückelung und Verwirrung kam, zum Teil in deren Gefolge, die kirchliche. Rein katholische und rein evangelische Dörfer wechseln mit gemischten und 3 Kirchen in einem kleinen Dorf anzutreffen, gehört zu den zweifelhaften Vorzügen des Landes. Dazu kommt eine zahlreiche Judenschaft. Wie viele Juden in den Großstädten weisen in ihren Namen auf den Kraichgau hin, die Münzesheimer, Gochsheimer und Sinsheimer, die Flehinger und Bruchsaler, um nur einige zu nennen. All das erzeugte manche Reibungen, die aber auch dem Leben wieder neue Antriebe gaben.

Ein gutes Stück der Geschichte des Kraichgaues ist Kriegsgeschichte. Im arg zerstückelten Bruhrain zündete zu leicht das Feuer des Bauernkriegs und in Fritz

Jost von Untergrombach hatte die Bauernschaft einen leidenschaftlichen Wortführer gefunden. Aber auch im Elsenztal flogen die Brandfackeln in die Adelsburgen.

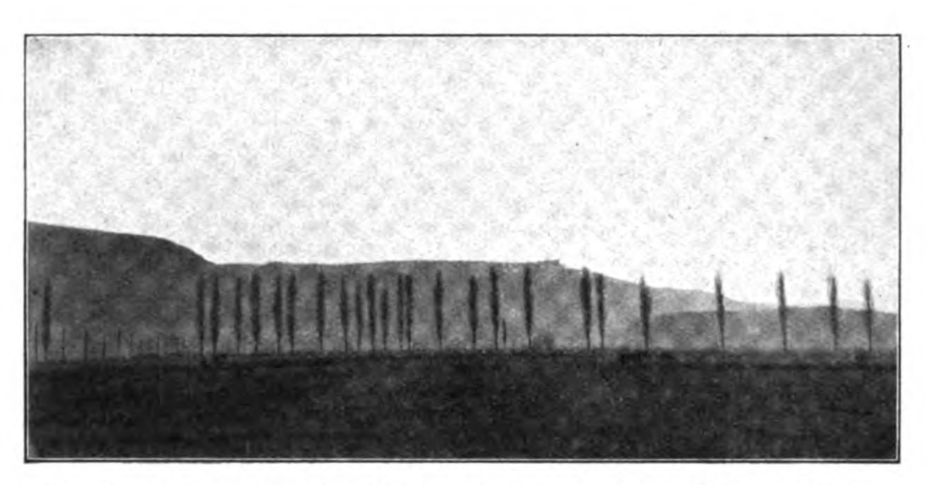
Gefährlicher waren die Kriege, die von außen in das Land getragen worden sind. Mehr mit Zähigkeit, denn mit roher Gewalt suchte Württemberg von jeher seine Grenzen hier gegen den Rhein vorzuschieben. Die einigende politische Macht der Ebene und ihrer Randlandschaften blieb stärker. Die Treffen bei Mingolsheim und Sinsheim, die Schlacht bei Wimpfen, die Zerstörung von Bruchsal und Bretten, von Eppingen und Wiesloch und Sinsheim, bezeugen nur allzu deutlich, daß dieses offene Land sich nur allzu sehr als Kriegstheater empfahl. Vor der Kraichgaupforte sollte am Rhein die Reichsfeste Philippsburg das Land decken. Ihre kriegerische Rüstung ist zerbrochen; bestände sie noch, so würde ein erbarmungsloser Feind sie besetzt halten und erneut den friedlichen Gau bedrohen.

Wann wird der Tag kommen, wo wir den Frieden des Landes genießen können, wie es Friedrich Ratzel in glücklicher Jugendzeit in Eichtersheim konnte, wann der Tag, wo der Blick vom Bruhrain wieder ungetrübt nach den blauen Bergen im Westen schweifen kann? Mögen unsere Waffen, die geistigen zumal, nicht stumpf werden und lassen wir uns das Bild deutscher Heimat nicht aus der Seele reißen.

So wenig Aufhebens die Kraichgauer von ihrem Lande machen, das Gefühl verläßt den nie, der das Land erwandert, daß die Landleute hier wissen, daß ihre Kraft in der Heimaterde wurzelt und daß sie wert ist, das beste und höchste für sie zu wagen.

Im Einzelnen hat der Verfasser Land und Leute und die Zusammenhänge zwischen dem Boden und der Kultur in der 2. Aufl. seines Buches „Der Kraichgau", G. Braun, Karlsruhe 1922, geschildert.





1. Westrand des Kraichgaus zwischen Bruchsal und Untergrombach (Phot. Grimm)

Die Oberflächengestaltung des Kraichgaus

Von Albert Grimm, Bruchsal

Das südwestliche Deutschland zeigt auf beschränktem Raum einen ungemein reichen Wechsel reizvoller Landschaftsformen, von denen jede ihr individuelles Gepräge hat. Den Reiz dieser „natürlichen Landschaften" kann jedoch nur in vollen Zügen genießen, wer sich mit ihrer Entstehungsgeschichte vertraut macht und die heute vorhandenen Oberflächenformen als Resultat der im Laufe langer Zeiträume daran tätig gewesenen und immer noch weiter arbeitenden Naturkräfte verstehen lernt. Dann erst gewinnt der tote Erdboden Leben, die Formen der Landschaft geraten in Fluß, und die ästhetische Betrachtung des Geländes wird vertieft durch das Verständnis von Ursache und Wirkung. Leider gehören die Grundtatsachen der Erdgeschichte noch nicht zum Wissensstoff der breiten Schichten; denn es ist noch nicht lange her, seitdem die Erdgeschichte begonnen hat ihren naturgemäßen Platz im Schulunterricht einzunehmen. Immerhin aber ist ein erfreulicher Anfang gemacht, der insbesondere auch erkennen läßt, welch großes Interesse Jung und Alt der Erörterung geologischer Fragen im Anschluß an die Verhältnisse der näheren und weiteren Umgebung des Wohnorts entgegenbringen.

Die Umgebung von Bruchsal gehört zwei sich scharf voneinander abhebenden Landschaftsformen an: dem Kraichgau und der Rheinebene. Durch den Einbruch des Rheintalgrabens in der Tertiärzeit ist diese Gliederung geschaffen worden.

In dem der Tertiärzeit vorangegangenen geologischen Zeitalter, im Mesozoikum, wurden gewaltige Massen von Sedimenten als mächtige Decke auf dem Grundgebirge abgelagert, einer flachwelligen Abtragungs- oder Abrasionsfläche, die damals fast ganz Mitteleuropa einnahm, deren Entstehung hier aber nicht näher besprochen werden soll. Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper und Juraschichten kamen nach und nach zur Ablagerung. Die Beschaffenheit dieser Sedimente und die in ihnen sich findenden Versteinerungen zeigen, daß der Boden Südwestdeutschlands in der Ent-



2. Steinbrüche im Hauptmuschelkalk (Trochitenkalk) am Weiherberg b. Bruchsal
(Phot. Grimm)

stehungszeit dieser Ablagerungen Meeresboden gewesen sein muß. Schon bei der in der Zechsteinzeit beginnenden Senkung schob sich ein Ausläufer des mitteldeutschen Binnenmeeres gegen Süden bis in die Gegend von Heidelberg und Eberbach vor. Immer weiter drang dann in der darauffolgenden Triaszeit das Meer von Nordwest gegen Südost hin vor; an seinen öden und vegetationslosen Ufern lagerten Stürme und Flüsse mächtige Sandmassen ab, die bei der immer weiter fortschreitenden Senkung des Bodens immer wieder vom Meere bedeckt wurden. So entstand unser Buntsandstein, das herrschende Gestein des nördlichsten Schwarzwalds und südlichen Odenwalds.

In der folgenden Muschelkalkzeit hat wohl zunächst nur ein flaches Randmeer unsere Gegend bedeckt; in demselben kamen die Wellenkalke zur Ablagerung, deren Fauna litorales Gepräge zeigt. Als sich aber der Hauptmuschelkalk bildete, der in der Bruchsaler Gegend eine Mächtigkeit bis zu 100 m hat und in zahlreichen Steinbrüchen aufgeschlossen ist, muß ein Meer von fast ozeanischem Charakter unsere Gegend überflutet haben. Eine bunte Reihe von Ablagerungen der verschiedensten Art, die man unter dem Namen Keuper zusammenfaßt, folgte auf den Muschelkalk. Der Keuper bildet das herrschende Gestein des inneren Kraichgaus. Seine untersten Schichten, die Lettenkohlenschichten, zeigen, daß unser Gebiet damals wieder Festland gewesen sein muß, bedeckt mit großen Waldsümpfen; die bunten Mergel des mittleren Keupers und die dazwischen gelagerten Sandsteinbänke sind wohl Sedimente, die sich auf dem Boden kleinerer und größerer Süßwasserseen und Brackwasser abgesetzt haben. Die mächtigsten und technisch wichtigsten Sandsteinbildungen dieser Zeit sind die Schilfsandsteine, welche ihren Namen den in großer Zahl in ihnen vorhandenen Abdrücken



und Resten eines großen Schachtelhalms verdanken und als Bausteine neben dem Buntsandstein in ganz Nordbaden größte Bedeutung erlangt haben.

Nach der Festlandsperiode der Keuperzeit hat abermals eine positive Strandlinienverschiebung stattgefunden. Von Südosten her scheinen diesmal die Meeresfluten eingedrungen und nach Nordwesten bis zu den Ardennen vorgedrungen zu sein. Vielgestaltig und artenreich muß die Tierwelt dieses Jurameeres gewesen sein. Darauf läßt die Menge der Versteinerungen in den Lias- und Doggerschichten schließen, die wir in der sogenannten Langenbrückener Senke beobachten können. Die Schichten des oberen Dogger und Malm fehlen im Kraichgau. Unser Gebiet scheint noch während der Doggerzeit inselartig aus dem zurückweichenden Meer herausgetreten zu sein. Damit begann die heute noch andauernde Festlandsperiode.

Je höher die abgelagerten Schichten über den Meeresspiegel emporgehoben wurden, desto mehr waren sie den nagenden und zerstörenden Kräften der Atmosphärilien, d. h. den Einflüssen der Luft, des Wassers, der Sonnenstrahlung und des Temperaturwechsels ausgesetzt. Wind und Flüsse führten das durch mechanische, chemische und organische Verwitterung entstandene Material wieder dem Meere zu und erzeugten dadurch auf der einförmigen aus dem Meere emporgestiegenen Gesteinstafel mancherlei Unebenheiten und Talformen.

In der nun folgenden Tertiärzeit erfolgte dann aus Gründen, die hier nicht näher erörtert werden sollen, eine Aufwölbung der Landschaft in der Richtung des heutigen Rheintals mit sanfter Abdachung nach Westen gegen das Marne- und Seinegebiet und nach Osten gegen das heutige Donautal. Dadurch wurden die ehemals horizontal gelagerten Trias- und Juraschichten in der Gewölbeachse gehoben. Infolge innerer Spannungen platzte dann das Gewölbe auf und brach allmählich von Süden nach Norden fortschreitend ein. Einzelne Süßwasserseen bildeten sich zunächst in dem so entstandenen, anfangs noch flachen Graben. In diesen lagerten sich eozäne sandige Süßwasserkalke und tonige graue und bunte Mergel, wie wir sie in den Feldern nördlich von Ubstadt beobachten können, ab. Als dann im Mitteloligozän der Rheintalgraben sich vertiefte, wurde er Meeresarm, an dessen Küste sich zunächst Sande und Konglomerate ablagerten (zu sehen an der Bohne bei Wiesloch), und später als das Meer tiefer wurde, auch Tone (Septarienton) und Mergel (Cyrenenmergel), die wir an der Landstraße von Bruchsal nach Ubstadt und bei Wiesloch nördlich der Bohne sehen.

Am Ende der Oligozänzeit trat das Meer wieder zurück; in der Miozänzeit entstanden durch Aussüßung der zurückgebliebenen Salzwassertümpel wieder Süßwasserseen, in welchen sich weiße und gelbe, zum Teil sandige Kalke (Corbiculakalk) absetzten. Am Heubühl und Hochgericht zwischen Bruchsal und Ubstadt sind sie zu beobachten. In den gebildeten Graben drang dann in der Diluvialzeit der Rhein ein und lagerte seine Sande und Kiese auf den tertiären Sedimenten ab. Eine Tiefbohrung, die vor Jahren westlich vom Bahnhof Bruchsal an der jetzigen Talstraße gemacht wurde, hat gezeigt, daß dort unter einer 55 m mächtigen Decke von Rheinsand und Kies noch eine gegen 110 m mächtige Schicht buntfarbiger Mergel vorhanden ist, die den petroleumfüh-

renden Pechelbronner Schichten anzugehören scheint. Tiefbohrungen an andern Stellen der Rheinebene ließen erkennen, daß der Rheintalgraben bis 1000 m Tiefe mit tertiären Sedimenten angefüllt ist.

Ein Teil der Randgebiete des Rheintalgrabens, unser heutiger Schwarzwald und Odenwald, Wasgenwald und Pfälzer Wald, wurden bei dem Einbruch wahrscheinlich emporgepreßt — im Süden mehr als im Norden —, ein anderer Teil, nämlich die Zaberner Bucht und der Kraichgau sanken dagegen ein. Diesem Umstand ist es wohl auch zuzuschreiben, daß wir die Schichten des Deckgebirges, welche auf dem nördlichen Schwarzwald und Odenwald schon längst wieder bis auf den Buntsandstein herab abgetragen sind, im Kraichgau noch erhalten sehen.

Da die Senkung in der Mitte bei Östringen am stärksten war, erhielten hier die Triasschichten ihre tiefste Lage. Die obere Grenze des Muschelkalks liegt dort 330 m unter dem heutigen Meeresspiegel. Nimmt man für den Buntsandstein eine Gesamtmächtigkeit von 200 m in unserer Gegend an, so muß die obere Grenze desselben bei Östringen 530 m unter dem Meeresspiegel gesucht werden. Da sie bei Durlach 250 m und auf dem Königstuhl bei Heidelberg 560 m ü. M. liegt, beträgt das Gefäll seiner Schichten längs der rund 22 km langen Luftlinie Heidelberg—Östringen nur etwa 5 % und längs der 28 km langen Linie Durlach—Östringen rund 2,6 %, wenn man einzelne kleinere diese Luftlinien schneidende Verwerfungen bei der Berechnung unberücksichtigt läßt.

In der Zeit der Entstehung des Rheintalgrabens, in welcher so umfassende Bodenbewegungen erfolgten, wurden auch die vulkanischen Kräfte der Tiefe entfesselt. In der Freiburger Bucht entstand das Vulkangebiet des Kaiserstuhls, in der Verlängerung des Rheintalgrabens nach Norden das Vogelsgebirge als gewaltigstes, eine Fläche von 2000 qkm bedeckendes Vulkangebiet Deutschlands. Auch an andern Stellen brach sich das glühendflüssige Magma nach oben durch die feste Erdkruste Bahn und bildete beim Erstarren die Basaltkegel des Katzenbuckels bei Eberbach und im Kraichgau als weithin sichtbare Landmarke den 335 m hohen Steinsberg bei Sinsheim, der von alters her als „Kompaß des Kraichgaus" bekannt ist.

Nach dem Gesagten ist also das Kraichgaugebiet eine zwischen dem nördlichen Schwarzwald und südlichen Odenwald gelegene tektonische Mulde, die nach Westen gegen die Rheinebene durch die Hauptrheintalspalte scharf begrenzt wird, nach Osten bis zum Strom- und Heuchelberg und der Heilbronner Mulde reicht.

Von Durlach bis Bruchsal steigt der Gebirgsrand 140—160 m steil über die Ebene empor und erreicht im Michaelsberg bei Untergrombach 274 m Meereshöhe. Von Bruchsal abwärts ist der Abbruch am Gebirgsrand kein einheitlicher mehr. Er erfolgte in einer 1—2 km breiten Zone staffelförmig. Einzelne weniger tief abgesunkene Schollen bilden eine Vorbergszone vor dem dahinter stehenden höheren Gebirge. Heubühl und Hochgericht sind solche aus tertiären Gesteinen bestehende Vorberge zwischen Bruchsal und Ubstadt.

Die von Durlach bis Ubstadt fast geradlinig nach NNO ziehende Rheintalspalte biegt zwischen Ubstadt und Stettfeld plötzlich in die Nordrichtung um und zieht in





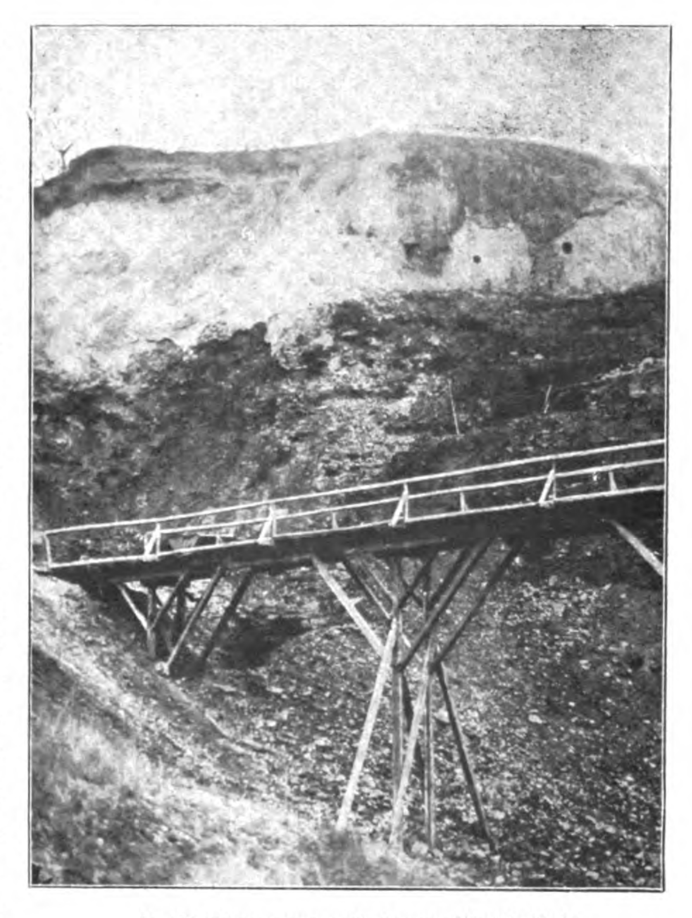
3. **Der Letzenberg als nördl. Abschluß der Langenbrückener Jurasenke.** Von Süden gesehen
(Phot. Grimm)

dieser dann weiter bis Heidelberg. In der ersteren Richtung aber zieht eine ganze Reihe von Verwerfungen weiter in den Kraichgau hinein. In der zwischen diesen und der nach Norden laufenden Verwerfung gelegenen dreieckigen Scholle ist das Gebiet am tiefsten abgesunken. Hier sind deshalb auch die im übrigen Kraichgau längst abgetragenen Juraschichten erhalten geblieben. Man bezeichnet dieses zwischen Stettfeld, Zeuthern, Oestringen und Malsch gelegene Gebiet, das sich an seinem Westrand kaum noch über die Ebene erhebt, als Langenbrückener Jurasenke. Einen guten Überblick über dieselbe und den nördlichen Kraichgau hat man von dem kapellengeschmückten 247 m hohen Letzenberg, der sie nördlich von Malsch abschließt. Mit seinen westlichen, aus Keuperschichten bestehenden Gehängen reicht er bis an die Rheintalspalte.

Sowohl die mit der Rheintalspalte parallel laufenden Spalten (die Wössingen—Gochsheim—Hilsbach—Steinsfurter und Wöschbach—Heidelsheimer Verwerfung), als auch die nordsüdlich und von Südosten nach Nordwesten einzelne Teile des Kraichgaus durchsetzenden Verwerfungen treten im Gelände wenig hervor und haben nur für die Anlage einzelner Täler Bedeutung erlangt.

Ausschlaggebend für die Modellierung der heutigen Geländeformen des Kraichgaus ist der Löß. Als eine an vielen Stellen mehr als 10 m mächtige Decke legt er sich über das ganze Hügelland mit Ausnahme der Jurasenke. Er verdeckt die durch Erosion in der Tertiär- und älteren Diluvialzeit geschaffenen schroffen Geländeformen und gibt dadurch dem ganzen Gebiet seine sanftgerundeten, flachwelligen Formen. Etwa drei Viertel des Hügellands zeigen diese Lößbedeckung; nur an den steilen Westhängen fehlt er. Am mächtigsten ist die Lößdecke im mittleren Teil des Gebietes; gegen den höheren Schwarzwald und Odenwald hin keilt sie aus. Von Westen nach Osten zu wird das abgelagerte Material allmählich feiner. Die Hügel sind nach Osten oder Nordosten hin in lange zungenförmige Lößrücken ausgezogen, zwischen

denen flache, mit späteren Abschwemmungen erfüllte Rinnen sich befinden. Deutlich lassen sich an vielen Stellen mehrere übereinander liegende, durch Lehmschichten voneinander getrennte Lößschichten unterscheiden. Bei den Schilfsandsteinbrüchen nördlich vom Stifter Hof sind vier Lehmschichten eingeschaltet, so daß man deutlich fünf Lößschichten unterscheiden kann. Trotz seiner leichten Zerreiblichkeit ist er ein sehr widerstandsfähiges Gestein. Da er das Wasser begierig aufsaugt und in die Tiefe weiterleitet, ist er weniger dem Einfluß der Verwitterung an seiner Oberfläche ausgesetzt. Das Wasser sägt sich im Löß senkrecht in die Tiefe. Enge, schluchtenartige Hohlwege, die von fast senkrechten, bis zu 10 m hohen Wänden begrenzt werden, sind deshalb in großer Zahl vorhanden und entstehen immer wieder neu.

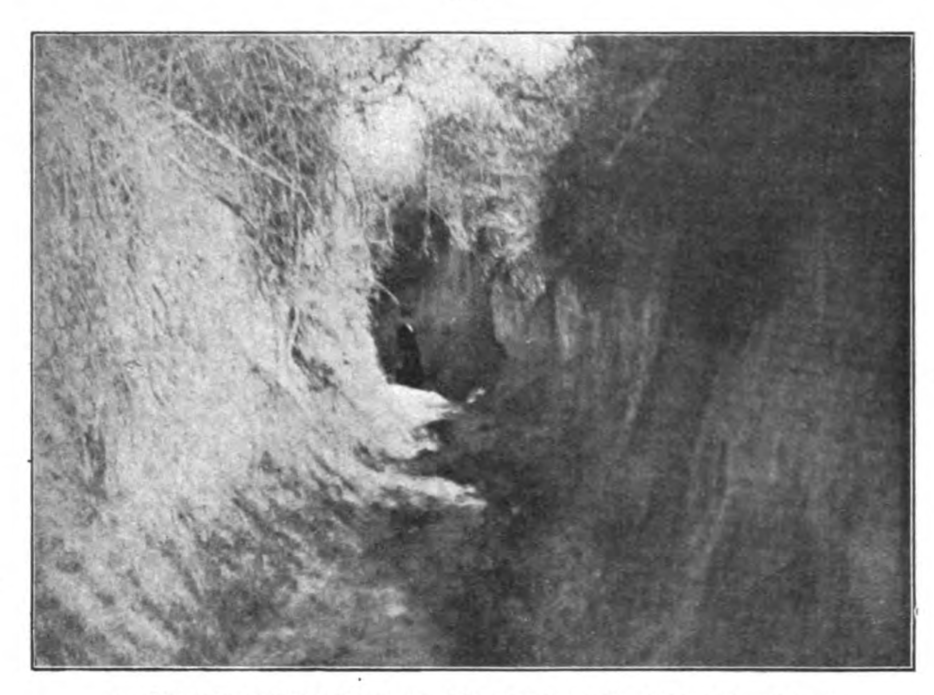


4. Lößablagerung auf oberem Muschelkalk im Steinbruch am Aubergweg in Bruchsal
(Phot. Grimm)

Alle diese Erscheinungen lassen erkennen, daß der Löß äolischen Ursprungs ist. Gewaltige Staubstürme haben ihn in den Trockenperioden gegen Ende der Diluvialzeit aus der Rheinebene nach Osten oder Nordosten getragen und im Hügelland abgelagert.

Der Kraichgau ist reich bewässert. Die tonigen und mergeligen Schichten des Muschelkalkes bilden gute Quellhorizonte. Die starken Quellen im Steinbruch an der Hochstraße in Bruchsal, welche zur Anlage des Wasserwerks dort geführt haben, gehören hierher. Im Keupergebiet haben wir gute Quellhorizonte im Lettenkohlensandstein und Grenzdolomit (Quellen im Saalbachtal unterhalb Heidelsheim und im Rohrbachtal bei Bruchsal), ferner im Gipskeuper (Quellen bei Unteröwisheim, Münzesheim, Oberacker usw.) und Schilfsandstein (Siegfriedsbrunnen bei Odenheim, Quellen bei Odenheim, Tiefenbach, Landshausen und Neuenbürg. Das Wasser dieser Quellen ist das frischeste und weichste der ganzen Gegend).

Die Haupttäler öffnen sich mit Ausnahme des Elsenztales alle nach Westen zur Rheinebene. Lagerungsstörungen der Gesteinsschichten scheinen zum Teil wenigstens



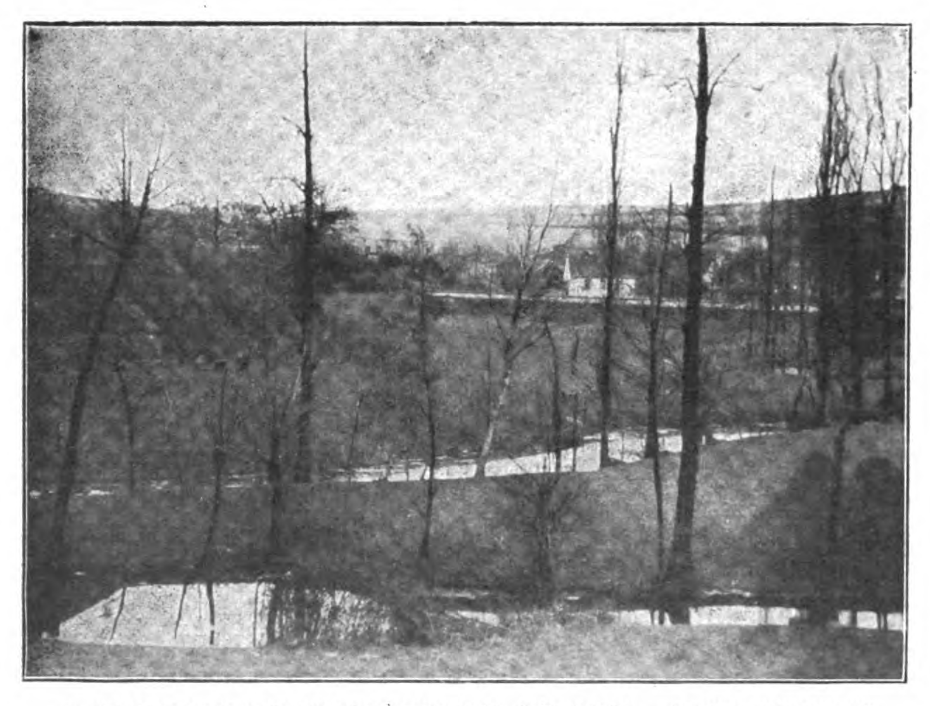
5. Lößhohlweg (Vogelhohle am Scheelkopf) bei Bruchsal (Phot. Grimm)

ihre Entstehung veranlaßt und ihre weitere Ausbildung beeinflußt zu haben. Als die Lößablagerungen in der Diluvialzeit einsetzten, waren sie schon ausgebildet. Die Blöcke von rhätischem Sandstein, welche wir jedoch in großer Zahl auf den Höhen zwischen dem Katzenbach- und Kraichbachtal und Katzenbach- und Leimbachtal, aber nirgends in den Tälern antreffen, zeigen, daß diese Täler erst nach der Verbreitung dieser Gesteinsmassen ausgetieft worden sein können. Nördlich von Neuenbürg auf der Höhe „Beim großen Stein" ragt ein solcher Block 1,5 m aus dem Boden. Da diese Geschiebemassen auch auf Lias und Dogger, also auf jüngeren Gesteinen liegen, können es keine an Ort und Stelle entstandenen Verwitterungsreste sein; sie müssen vielmehr von einer höher gelegenen Gegend, jedenfalls vom Eichelberggebiet aus durch irgend eine Kraft an ihre jetzigen Lagerstätten transportiert worden sein. Fließendes Wasser kann dies wohl nicht gewesen sein; für die Annahme einer zeitweisen Vereisung fehlen im Kraichgau alle Anhaltspunkte, weshalb auch an einen Transport durch Eisströme nicht gedacht werden kann. Muckle[1] vermutet, daß diese Blöcke in den Schutt der leicht zerfallenden Keupermergel verpackt hauptsächlich vom Eichelberggebiet aus nach allen Seiten hangabwärts infolge der Kriechbewegungen der Mergelböden verfrachtet worden seien. Die transportierten Gesteine seien durch ihre Schwere auf den Boden des Kriechschuttes geraten und ähnlich wie in der Grundmoräne eines Gletschers mitbewegt worden. Danach wären also diese „hochliegenden Geschiebeanhäufungen von rhätischem Sandstein" als pseudoglaziale Bildungen zu betrachten.

[1] Muckle, Morphologie des Kraichgaus. S. 36—38.



Im Keuper- und Juragebiet zeigen die wiesenbedeckten Talböden eine erhebliche Breite, ein Zeichen, daß die erodierende Kraft des Wassers zum Stillstand gekommen ist und seine Arbeit in die Breite schon längst begonnen hat. Nur im Muschelkalkgebiet der Umgebung von Bruchsal finden wir enge Täler mit steilen Wänden. Einzelne kleine typische Erosionstäler sind in den westlichen Gebirgsrand südlich von Bruchsal eingeschnitten, so z. B. die Ungeheuerklamm zwischen Untergrombach und Weingarten.



6. Partie aus dem Saalbachtal unterhalb Heidelsheim, „Schwallenbrunnen"
(Phot. Grimm)

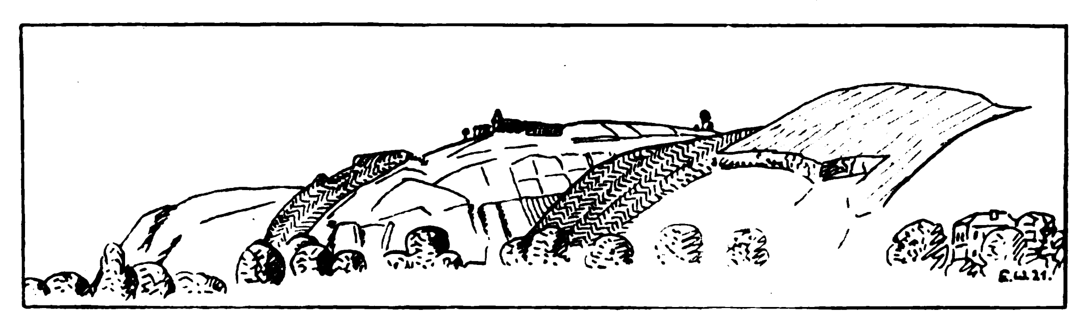


Abbildung 1

Das Steinzeitdorf auf dem Michelsberg

Von Emil Wahle, Heidelberg

Wenn der Wanderer die Bergstraße entlang nach Norden pilgert, dann begleiten ihn zur Rechten von Ettlingen bis Bruchsal Hügelrücken, welche bis 160 m hoch über die Oberrheinische Tiefebene sich erheben. Neben dem Turmberge bei Durlach ist es besonders einer, welcher in der Reihe dieser wenig Abwechselung bietenden Höhen seine Aufmerksamkeit erregt: der Michelsberg über Untergrombach. Schon von weitem grüßt ihn der spitze Turm des Gotteshauses auf der Höhe, welches die Wallfahrer herbeizieht (vgl. die Ansicht über dem Titel; sie bietet den Blick vom Gewann Dörnig 1 km westlich Weingarten, rechts am Rande der Bahnhof dieses Dorfes). Und hat er den Rücken erstiegen, dann lohnt ihn eine weite Aussicht über die Ebene hin mit den stattlichen Dörfern und den großen, dunklen Wäldern, mit Deutschlands Strom im Westen, der sich als ein silberhell in der Sonne scheinendes Band zu erkennen gibt. Wendet er aber den Blick nach Osten, dann empfängt ihn eine andere Welt: nur beschränkt ist die Aussicht, welche ein von vielen Tälern gegliedertes Hügelland bietet, ein ständiges auf und ab der Hänge, welche zumeist waldbestanden sind und die in den Tälern liegenden Siedelungen verdecken. Das ist der Kraichgau. Der Michelsberg, welcher eine so stattliche Erhebung von Westen aus gesehen darstellt, ist einer der westlichen Ausläufer dieses Hügellandes, welche alle längs der oben genannten Strecke der Bergstraße steil zur Tiefebene hin abfallen.

Die schöne Aussicht entschädigt den Wanderer für die Mühe des Aufstieges; denn die Kapelle selbst bietet nicht viel. Ob sie, die 1346 erstmalig genannt wird, an der Stätte eines römischen oder gar noch älteren Kultes steht, wie angenommen worden ist, bleibt vorläufig zweifelhaft. Die Möglichkeit dessen soll nicht bestritten werden; doch erst bestimmte Fundstücke — etwa römische Inschriftsteine — können uns darüber Gewißheit bringen.

Dagegen ist der Berg nach Ausweis zahlreicher Funde in einem frühen Abschnitt der Vorzeit die Stätte einer blühenden Siedelung gewesen. Damals, d. h. im dritten Jahrtausend v. Chr., in der jüngeren Steinzeit, war ein großer Teil des Kraichgaues nicht mit dichtem Urwald bestanden — wie nach einer immer noch weitverbreiteten Meinung unser ganzes Vaterland in der Vorzeit ausgesehen haben soll —, sondern

eine sogen. Parklandschaft. Baumbestände, Gebüsch und grasbestandene Flächen wechselten bunt miteinander ab. Das Klima war damals etwas anders als das heutige; wärmere und trockenere Sommer hatten die Einwanderung einer Reihe von süd- und südosteuropäischen Pflanzen veranlaßt, welche teilweise heute noch an trockenen Hängen und Ackerrainen sich finden. Gerade der Michelsberg ist dem Botaniker als ein guter Standort derselben bekannt, zu denen u. a. Küchenschelle und Karthäusernelke gehören. Ebenso wie große Teile des Kraichgaues müssen wir uns die trockenen, sandigen Flächen in der Ebene, welche heute die großen Kiefernwälder tragen, als Parklandschaft vorstellen, während die jetzt von Wiesen eingenommenen, zum Teil sumpfigen Striche derselben mit Urwald bedeckt gewesen sind.

In dieser Landschaft lebt der Mensch auf der Kulturstufe der jüngeren Steinzeit. Nicht unstet und ohne Vorsorge für die Zukunft fristet er sein Dasein. Der Feldbau mehrerer Getreide, nämlich Gerste, Hirse und Weizen, sowie die Zucht bereits unserer sämtlichen Haustiere bieten ihm den Unterhalt. So sehen wir ihn seßhaft und darum stattliche Hütten erbauen, in denen während der unwirtlichen Jahreszeit von den Vorräten gelebt wird.

Wenn wir die Zeugnisse der Anwesenheit dieses Menschen in Gestalt von Gräbern und Gruben, welch' letztere die in den Boden eingetieften, mit Kulturresten gefüllten unteren Teile der Behausungen darstellen, im Kraichgau des öfteren beobachten, während sie auf den Sandflächen der Rheinebene fast ganz fehlen, dann ist das in dem Unterschied des Bodens begründet. Denn die Hügel des Kraichgaues sind zum größten Teil mit dem warmen und fruchtbaren, sowie auch mit einfachen Geräten leicht zu bearbeitenden Löß bedeckt, einer gleichmäßig feinen, hellbraunen Masse ohne Steinbeimengung, die während einiger Steppenperioden innerhalb des Diluviums vom Winde angeweht worden ist. Unvergleichlich sind die Vorzüge dieses Bodens gegenüber dem unfruchtbaren Sande in der Ebene, welcher bezeichnenderweise auch heute nicht als Ackerboden genutzt wird, sondern einförmige Kiefernwälder trägt. Diesen großen Unterschied in der Bodenbeschaffenheit hat der Mensch der jüngeren Steinzeit als ein feiner Beobachter der Natur sofort festgestellt; und wenn er auch nach Ausweis mancher Einzelfunde von geschliffenen Steingeräten gelegentlich diese Sandflächen durchstreifte, so ist er im allgemeinen doch nicht auf ihnen seßhaft geworden. Wenn wir aber insgesamt den Menschen nur im Bereiche der ehemaligen Parklandschaft beobachten und nicht auch in den Urwaldzonen, dann ist das eine Erscheinung, welche überall auf der Erde und für fast jede Stufe menschlicher Entwickelung nachgewiesen werden kann. Der Urwald stellt im allgemeinen einen Feind des Menschen auf niederer Kulturstufe dar. Nur gezwungen dringt dieser in das keine Übersicht bietende und an pflanzlicher wie tierischer Nahrung arme Dickicht ein, dessen Rodung eine schwere Aufgabe ist. In erster Linie sehen wir deshalb die lichter bestockten Landschaften besiedelt, in welchem Erdteil wir uns auch befinden mögen.

So verstehen wir die Verbreitung der Bevölkerung der jüngeren Steinzeit als eine Folge des damaligen Pflanzenkleides, oder anders gesagt: der natürlichen Daseinsbedingungen.



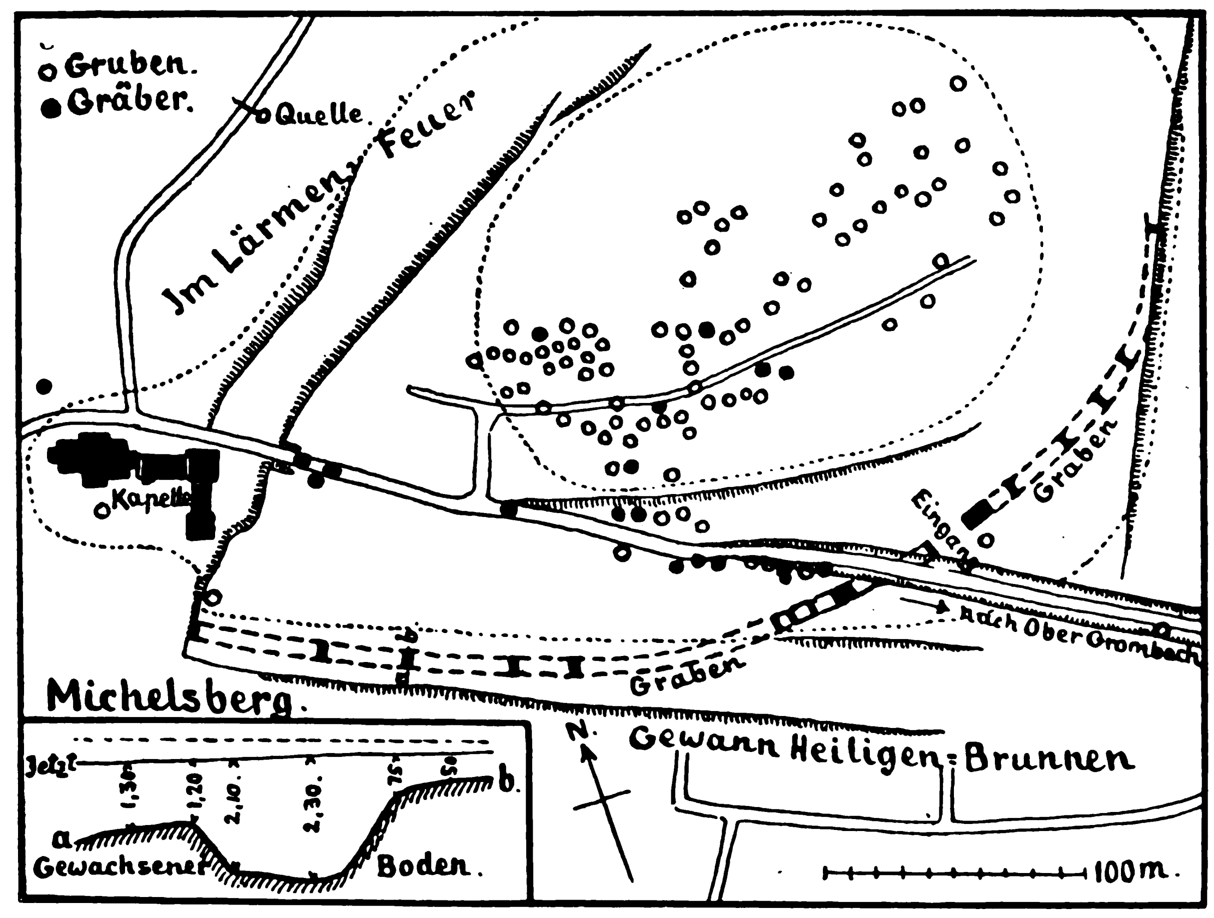


Abbildung 2 (Aus dem Denkmälerarchiv des Bad. Landesmuseums)

Wenn wir aber die stattlichste Siedelung dieser Menschen, welche uns bis heute aus dem Kraichgau bekannt ist, gerade auf der Höhe des Michelsberges finden, dann ist nicht nur dessen damals lichte Bestockung die Ursache davon. Nach drei Seiten hin fällt dieser Berg — eben als einer der Ausläufer des Kraichgauhügellandes — steil ab, während er auf der vierten durch eine Einsattelung mit diesem verbunden bleibt. Auf ihm bot die Natur ganz anders Schutz als anderwärts, und solchen hat man nötig gehabt, denn sonst wäre nicht die mühevolle Arbeit der Umwehrung jener Siedelung unternommen worden.

Umfangreiche Grabungen entrollen uns bis in die Einzelheiten hinein ein Bild von diesem befestigten Bauerndorf.

Östlich von der Kapelle nimmt auf der Kuppe des Berges die Siedelung einen Raum von etwa 400 : 200 m Größe ein (vgl. die Abb.; auf der oben gebotenen Ansichtsskizze des Berges erstreckt sich der Fundbereich auf dem von der Kapelle gekrönten Höhenrücken nach rechts bis zu dem einsamen Baum mit Gebüsch daneben). Im Süden und Osten ist sie durch einen Graben begrenzt, welcher 5—6 m breit ge-

wesen ist. Längs des Südostabschnittes konnte dieser Graben auf etwa 370 m Länge nachgewiesen werden; da, wo er auf etwa 20 m vollständig aussetzt, hat offenbar der Eingang sich befunden. Gegen Westen hin verschwindet er unter einer später entstandenen Ackerterrasse, um jedoch südlich der Kapelle im Anschnitt wieder deutlich zutage zu treten. Den Aushub aus diesem Graben müssen wir uns hinter ihm als Wall aufgeschüttet denken, auf welchem ein Palisadenzaun den Verteidigern Schutz bot; der Eingang wird schnell zu versperren gewesen sein. Längs der anderen Fronten sind noch keine Reste der Umwehrung nachgewiesen. Vielleicht werden sie dort noch gefunden, so daß als Grundriß derselben etwa ein Oval sich ergibt; es ist aber ebenso gut möglich, daß dort kein solcher Schutz vorhanden war, dieser sich vielmehr im wesentlichen auf den Abschnitt beschränkte, längs dessen die Bergkuppe mit dem Kraichgauhügelland in Verbindung steht. Denn dieser letztere Abschnitt war der gegebene Punkt für den feindlichen Angriff, und wir finden oftmals vorzeitliche Befestigungen auf den schwachen Teil einer natürlichen Verteidigungsstellung beschränkt.

Innerhalb des so umrissenen Raumes sind etwa 90 Gruben von teils flacher, teils mulden- und teils kesselförmiger Gestalt ausgegraben worden, die bald dicht zusammenlagen oder auch bald mehr zerstreut liegend gefunden wurden. Diese Gruben stellen den unteren Teil von Behausungen dar, deren Oberbau, aus Hölzern, Reisiggeflecht, Schilf und Lehm errichtet, der Zeit natürlich zum Opfer gefallen ist, aber in Form von Abdrücken in den mehr oder weniger großen Klumpen gebrannten Tones deutlich noch sich zu erkennen gibt. Dieser sogenannte Hüttenbewurf bildet zusammen mit Tierknochen, zerbrochenen und verloren gegangenen Geräten aus Stein, Geweih und Knochen, zahlreichen Topfscherben, Holzkohlenresten und eingeschwemmter Erde die Füllung der Gruben. Entsprechend dem mitunter etwas verschiedenen Inhalt werden sie in Wohn-, Herd-, Vorrats- und Abfallgruben geschieden. Ferner fanden sich zwischen diesen Gruben etwa ein Dutzend Gräber; die Frage, ob für diese die Gruben eigens ausgehoben wurden, oder ob man die Toten unter der Sohle ihrer einstigen Behausung bestattete, entzieht sich im vorliegenden Fall mangels entsprechender Beobachtung unserer Beantwortung. Mit der Möglichkeit des letzteren Brauches muß bei seinem häufigen Auftreten sowohl in der Vorzeit wie bei den heutigen Primitiven gerechnet werden, wie auch die Lage der Gräber zwischen den Wohnhütten für diese Menschen nichts außergewöhnliches ist.

Die mannigfachen Fundstücke an Gefäßen und Geräten (vgl. die Abb.), heute ein wertvoller Besitz des Landesmuseums in Karlsruhe, sowie die pflanzlichen und tierischen Reste entrollen uns ein vortreffliches Bild der materiellen Kultur der jüngeren Steinzeit.

Aber darüber hinaus ermöglichen uns die Feststellungen auf dem Michelsberg noch eine weitere Schlußfolgerung. Die Siedelung war befestigt, und zahlreiche Arbeitskräfte haben an der Befestigung gearbeitet. Es sind ihrer nicht wenige gewesen, welche mit einfachen Geräten den Graben aushoben und die Hölzer für den Palisadenzaun schlugen und setzten. Ein einziger Wille ist es gewesen, dem sie alle gefolgt sind, dem



sie sich untergeordnet haben, — einerlei, ob sein Träger auf das Vertrauen der Gesamtheit sich stützte, oder auf seine Macht. So gibt uns dieses große Werk einen wertvollen Einblick in die gesellschaftlichen Verhältnisse jener Zeit und wir können das Vorhandensein geschlossener, fester Dorfgemeinschaften feststellen, wenn auch leider die Frage offen bleibt, ob das demokratische oder das aristokratische Prinzip in ihnen Geltung hatte. —

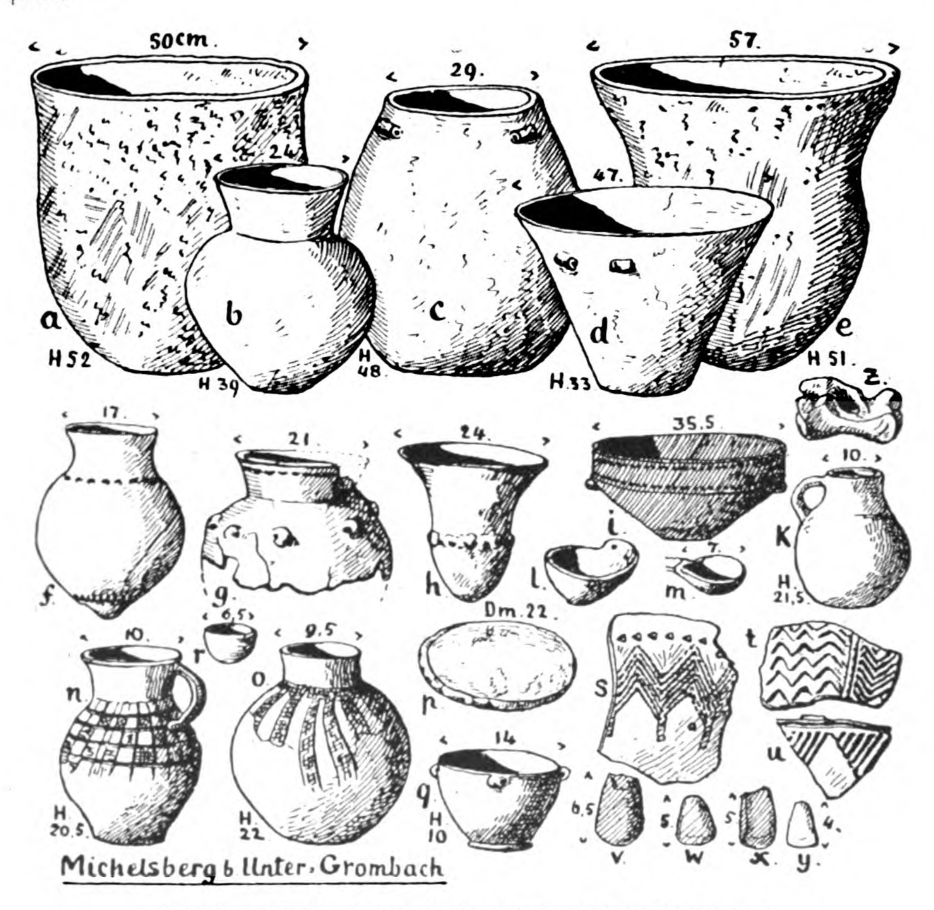


Abbildung 3 (Aus dem Denkmälerarchiv des Bad. Landesmuseums)

Funde von der Art der auf dem Michelsberg gehobenen, insbesondere dieselbe Keramik, sind im Rhein- und Neckargebiet nicht selten. Zum Unterschied von anderen Stilgattungen auch der jüngeren Steinzeit, welche in den gleichen Gebieten angetroffen werden, wird erstere als Michelsberger Typus bezeichnet. Denn der Michelsberg war der erste Fundort dieser Gattung, welche von der Pfahlbautenkultur des Bodensees und der Schweiz abgeleitet wird und einen Vorstoß der Träger dieser Kultur den Rhein abwärts bis in die Gegend von Köln zu erkennen gibt. Immer zahlreicher werden die Siedelungen dieser Bevölkerung, welche im Gegensatz zu denen der Träger anderer Stilgattungen zumeist befestigt sind; in Rheinhessen und der Nähe von Koblenz wurden erst jüngst wieder solche festgestellt. Es darf aber nicht verschwiegen werden,

daß dieses uns heute bekannte Siedelungsnetz noch recht erhebliche Lücken zeigt. Wenn die Lößgebiete Rheinhessens und der Wetterau nicht wenige derselben aufweisen, wenn wir am Westrand des Kraichgaues auf dem Michelsberg dieses oben beschriebene Dorf und bei Bruchsal die Anzeichen eines zweiten haben, wenn am Neckar bei Heilbronn mehrere dieser Art gefunden sind, warum ist dann aus dem ganzen übrigen Kraichgau noch keine einzige bekannt, obwohl doch daselbst die natürlichen Daseinsbedingungen ganz die gleichen sind wie in den anderen eben genannten Gebieten? Die Möglichkeit einer tatsächlichen Lücke in der Besiedelung ist vorläufig natürlich nicht abzuweisen, aber es muß ebenso mit der Möglichkeit einer Lücke in unserer Kenntnis gerechnet werden. Und dies letztere liegt umso näher, als fast alle anderen steinzeitlichen Funde aus dem Kraichgau Hügelgräbern entnommen sind — sie gehören sämtlich der schnurkeramischen Gruppe an — und auch die Mehrzahl der Funde aus den späteren Kulturperioden Grabhügeln entstammt. Diese aber hat, weil ohne weiteres auffindbar, eine frühere Forschung bequem untersuchen können, während von den Gräbern und Siedelungsresten, welche, unter ebener Erde liegend, dem Auge entzogen sind, nur wenig bisher bekannt geworden ist. Planmäßig auch nach diesen Resten zu suchen, ist nun unsere Aufgabe, damit die Lücke, welche der Kraichgau offenbar bietet, geschlossen werde.



1. Epuna aus Stettfeld
(Aus dem Denkmälerarchiv des Bad. Landesmuseums)

Die Römer in Bruhrain und Kraichgau

Von Emil Hirsch, Heidelberg

Vom Sumpf hat der Bruhrain seinen Namen, der tiefliegende Landsaum von Weingarten bis Wiesloch zwischen dem Rhein und den vordersten Kraichgauhügeln, sogut, wie Bruchsal die sala, den Herrenhof im Sumpfgelände bedeutet, von den Franken in dem den Alamannen abgenommenen Lande auf die gleiche Art bezeichnet wie ehedem nahe dem Stammland Brüssel in Brabant. Auch die Lußhardt mitsamt der Ansiedlung an ihrem ehemaligen Beginn (Alt)Lußheim hat als ersten Bestandteil ein altes deutsches Wort für Morast, die Molzau bei Huttenheim weist nicht minder auf glitschigen, klebrigen Boden hin, wie wenn Schnee zergeht, und endlich heißen Orte wie Hambrücken (im Hag), Bahnbrücken (ban Weg) und Langenbrücken (an der l. B.) nach den Prügeln und Knüppeln, die das Überschreiten sumpfiger Stellen ermöglichen sollten. Darnach könnte man meinen, daß des Römers Tacitus Worte, Germanien erfülle jeden mit Schauder durch seine Wälder und stoße ab durch seine wüsten Sümpfe, gerade für unsere Gegend zutreffe und ehedem hier nur für wenig menschliche Ansiedlungen Raum gewesen sei. Und doch ginge eine solche Auffassung schon für die jüngere Steinzeit (5000—2000 v. Chr.) fehl.

Die Wissenschaft des Spatens, eine der großen Errungenschaften des letzten Jahrhunderts, hat die kargen Angaben der Schriftsteller und die im Vergleich zur einstigen Unmenge gar spärlich erhaltenen schriftlichen Urkunden überraschend gewaltig erhellt und ergänzt. Unser Landsmann, Direktor Dr. Schumacher vom Römisch-Germanischen Centralmuseum in Mainz hat schon vor 20 Jahren (1902: Festschrift des R. G. C. zu M. Zur Besiedlungsgeschichte des rechtsrheinischen Rheintals zwisches Basel und Mainz) gerade an Stellen, die heute oft vom



Wasser bedeckt oder durchzogen werden, frühgeschichtliche Wohnungen und Gräber festgestellt und auch für unsere Gegend im ganzen dieselbe Trockenheit und Unbaufähigkeit wie heute verfochten. In seinem neuen Buche (1921 Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande von der Urzeit bis in das Mittelalter I. Bd. Vorrömische Zeit) weist er z. B. in der Nähe von Huttenheim nahe dem uralten Rheinübergang bei Germersheim nach, wie den Pfahlbauleuten der Steinzeit dort die Menschen des Bronzezeitalters (2000—1000) folgten, Ackerbauer, die ihre Toten in Urnenfeldern bestatteten, und wie ebenda Grabhügel aus der ersten Eisenzeit (—500), römische Überreste und frühfränkische Gräber für die ununterbrochene Besiedlung der Stätte zeugen, die erst im Mittelalter verödete.

Die Stämme der Eisenzeit sind die ersten, die sich geschichtlich genau benennen lassen; es waren Gallier oder Kelten. Sie wohnten links und rechts des Rheins bis nach Mitteldeutschland hinein. Ihre zahlreichen Ansiedlungen vom Einzelgehöft bis zur großen Festung, die einen ganzen Stamm mit den Herden aufnehmen konnte, waren durch viele Wege verbunden. Als kunstfertige Handwerker, Schmiede für eiserne Waffen und Werkzeuge und als Töpfer, konnten sie ihren germanischen Nachbarn in vielem Lehrer sein. Doch als diese im 3. Jahrhundert, durch Landnot getrieben, sich süd- und westwärts in Bewegung setzten, mußten die Gallier, so tapfer sie sich wehrten, zurückgehen, und die damaligen Bewohner unseres Landes, die Helvetier, wichen vor den Andrängenden sogar bis in die Schweiz zurück. Ihre Gegner sind ihnen nicht gefolgt; außer am Neckar hat man keinerlei sichere Spuren von ihnen. Um den Beginn unserer Zeitrechnung war das Land rechts vom Rhein wenig bewohnt; in der Helvetierwüste, wie die alten Schriftsteller es bezeichnen, mochte der Wald sich immer mehr ausdehnen: da wurde es anders im letzten Drittel des ersten Jahrhunderts; es erschienen die Römer. Sie lockte nicht die zweifellose Fruchtbarkeit des Gebietes, nicht das Klima oder wie in Badenweiler und Baden heiße Quellen, auch nicht Bodenschätze, wenn sie auch bald das Galmeibergwerk in Wiesloch ausgebeutet haben, sie hatten das Land nötig, um durch es ihre Heerstraßen zu führen.

Als G. Julius Cäsar den Suebenkönig Ariovist im Oberelsaß besiegt hatte (58), siedelte er deutsche Stämme aus dessen Heerbann am Oberrhein an, im Elsaß um Brumath die Triboker, um Worms die Vangionen, um Speyer die Nemeter. Für das gewährte Land hatten die Germanen den Schutz der Grenze zu übernehmen: sie sollten ihre Stammesgenossen am Überschreiten des Flusses hindern. Der Erbe von Cäsars Namen, Macht und Plänen, der spätere Kaiser Augustus, ließ durch seine Stiefsöhne Drusus und Tiberius das Land von den Alpen bis zum Oberlauf der Donau erobern und an Mittel- und Niederrhein einen Germanenstamm nach dem andern Roms Gewalt unterwerfen. Aber allen Träumen von der Gewinnung der Elblinie als Reichsgrenze machte des Arminius Sieg im Teutoburger Walde ein Ende.

Kaiser Tiberius rief seines Bruders Sohn Germanikus aus Deutschland zurück: der Waffenehre der Römer sei Genüge geschehen; man könne die Germanen ihrer eigenen Zwietracht überlassen. Das war just vor 1900 Jahren!

Rhein und Donau bildeten nun die Reichsgrenze; hinter dem Rhein standen in (Windisch am Zusammenfluß von Aar und Reuß und später in) Straßburg und Mainz, in Köln und Xanten Roms waffenstarrende Legionen. Bald stellten sich schwere Unzuträglichkeiten heraus. Truppen aus dem Ries (Rätien), von Augsburg her, mußte man erst nach Basel-Augst schaffen und um das Rheinknie herum rheinabwärts, wenn sie nach Mainz oder Köln sollten, Truppenaufstände, die nicht rasch gedämpft werden konnten, brachten alles ins Wanken, zumal die Germanenangriffe sich häuften — so suchte man den rechten Winkel von Oberrhein und oberer Donau durch eine Querlinie von Mainz bis Ulm zu verbinden. Das ging nicht mit einem Male.



Im Jahr 73/74 begann der General Pinarius Clemens (Zangemeister Westd. Zeitschr. III. 1884) den Bau einer Straße von Straßburg über Offenburg und durch das Kinzigtal und dem Schwarzwald über Rottweil zum Donauufer bei Tuttlingen. Damals herrschte Kaiser Vespasian. Sein zweiter Sohn, Kaiser Domitian, erschien 83 selbst in Mainz und zog von dort aus zum Kampf gegen die Chatten. Im Anschluß an diesen Krieg wurden mehrere Straßen gebaut. So noch in den achtziger Jahren die Rheintalstraße von Straßburg über Kehl, Hügelsheim, Rastatt, Mühlburg, Graben nach Neuenheim bei Heidelberg; das schließt man aus einigen bei Hockenheim gefundenen Ziegeln der 14. Legion, die nur bis 90 in Germanien ihren Standort hatte. Bei Neuenheim lag ein Kastell zur Deckung des Flußübergangs und der Straßen, die dort zusammenstießen. Die allerwichtigste entstand ebenfalls in der angegebenen Zeit. Sie lief von Mainz-Kostheim über Großgerau, Gernsheim, Lorsch nach Ladenburg und Neuenheim; von hier zog sie schnurgerade nach Mingolsheim, verließ bei Stettfeld die Ebene und führte südwestlich zwischen den beiden Owisheim über Flehingen und Vaihingen nach Cannstadt und Plochingen am Neckar, durch das Filstal nach Geislingen und über Urspring nach Faimingen an der Donau, östlich von Ulm. Die bei Stettfeld ins Gebirge eintretende Straße erhielt am Fuß der Berge eine Fortsetzung nach Süden unter Kaiser Traian. Ein Meilenstein, der sich in Bühl als Grenzstein erhalten hatte, gibt nicht nur die Entfernung von der Provinzhauptstadt Mainz (seit 90 ist Obergermanien von Niedergermanien und der Belgika getrennt) mit 120 röm. Meilen, sondern auch als Jahr der Errichtung das dritte Konsulatsjahr des Traian, das ist das Jahr 100. Markus Ulpius Traianus war die Jahre vorher Kommandant des Rheinheeres gewesen und hatte am Rhein den Tod seines Adoptivvaters Nerva erfahren, der ihn zum Kaiser machte; er ordnete erst die Verhältnisse in Obergermanien, ehe er nach Rom zurückkehrte. Nach seinem Namen hieß nun der Vorort der Gaugemeinde der Neckarschwaben, Ladenburg, Civitas Ulpia. (Die Bergstraße zieht, oft über uralten Wegen, an Bruchsal vorbei nach Durlach, Ettlingen, Oos, Bühl, Offenburg, Lahr, Riegel und Baselaugst in die Schweiz.) Wahrscheinlich ist damals auch der Limes, die Grenze, und damit die Grenzwehr in den Odenwald, von der Mümling bis zum Neckar vorgeschoben worden (die Funde passen in die Zeit der Jahrhundertwende). Dann gehört auch die vierte Stettfelder Straße in diese Jahre. Sie führt über Eppingen nach dem Kastell Böckingen am Neckar, Heilbronn gegenüber. Auf der Übersichtskarte von Fabricius (Besitznahme Badens durch die Römer, Badische Neujahrblätter 8, 1905) muß man sie sich westlich über Stettfeld nach dem Rhein zu verlängern; sie geht dann über Weiher und Hambrücken geradewegs nach Germersheim. Endlich fehlte auch nicht die Verbindung mit Speyer: die sechste Straße von Stettfeld aus zog am linken Kraichbachufer entlang und mündete in die Querstraße nach Speyer, die von Walldorf—Wiesloch herkam, östlich aber über Wiesloch zur Elsenz bei Hoffenheim und weiterhin über Sinsheim, Babstadt, Rappenau nach dem Kastell Wimpfen lief.

Zwischen Kraichbach und der Straße Stettfeld—Speyer wurde in den Fundamenten der alten Kirche von St. Leon ein Stein gefunden, den ein Hauptmann der 24. Freiwilligenkohorte, der Centurio Lucius Antonius Maternus, der Minerva und dem Herkules geweiht hat. Dies Bataillon der Hilfstruppen lag anfangs in Neuenheim und wurde mit der Vorschiebung der Grenze um 100 zuerst nach Benningen bei Marbach und in der Folge nach Murrhardt verlegt. Vielleicht hatte die Abteilung (ein Stempel auch in Walldorf) mit dem Straßenbau etwas zu tun und befand sich einige Zeit dort; in St. Leon sind nicht wenig Römerreste. Weitaus die meisten aber sind begreiflich in Stettfeld als dem Hauptverkehrsplatz der Gegend zutage getreten.[1] Rein römische Gottheiten wie eben beim Stein aus dem 1. Jahrhundert sind seltener, in Stettfeld z. B. nur ein Relief aus Sandstein mit Apollo, Minerva und Merkur. Fast alles andere weist auf gallische Götter. Am Kreuzweg ist es nach dem Glauben der Ver-

[1] Alle röm. Inschriften gesammelt im 13. Bd. d. Corpus inscriptionum latinarum von Zangemeister, v. Domaszewski. Finke, Die Münzen in Baden bei Bissinger, Karlsruhe 1889 u. 1906, alle Funde behandelt (dadurch treten Mone, Urgesch. d. bad. Landes 1845, L. Feigenbutz, Der



gangenheit nie recht geheuer. Den dort waltenden Mächten opferten auch die Römer, aber statt der lares compitales hat man in Obergermanien die 3 Mütter am Kreuzweg (Ihm, Bonner Jhrb. 83) verehrt, bald Soldaten, die an solchen Straßenknotenpunkten die Aufsicht hatten, die sogenannten Beneficiarier (v. Domaszewski, Westd. Zeitschr. 21), bald Zivilisten, wie hier in Stettfeld ein Ursinus, des Cocceius (oder nach Mommsen des Cassius) Sohn, mit der Gattin Ursinia, der Tochter des Gaianius, den deabus Quadrubis einen Stein wohl nach glücklicher Reise durchs wilde Land (ex voto) gesetzt hat. Der Stein, bei den Ausgrabungen des Mannheimer Altertumsvereins 1866 an der Straße nach Bruchsal gefunden, gehört nach seinem Eingang (in honorem domus divinae zur Ehre des göttlichen Kaiserhauses) frühestens nach 160. An die Straßen und den Verkehr auf ihnen läßt auch das unsern Zeilen vorgesetzte Bild der Epuna denken, der Beschützerin der Maultiere, Esel und Pferde.

Eine ältere Frau reitet, rechts sitzend, die Füße auf einem Brett oder Schemel, auf einem rechtshin im Paßgang schreitenden Pferde; ihre Linke faßt die Zügel, die Rechte hält eine Schale oder ein Körbchen. Anderswo sitzt oder steht die Göttin zwischen Pferden, die sie pflegt oder streichelt, oder sie füttert, wie in Stettfeld reitend, Pferde und Füllen, die von rechts und links zu ihr kommen (Bregenz; Haug, Bonner Jahrb. 99). Haartracht, Kleidung, Fußbrett — alles gallisch. Dementsprechend finden sich diese Denkmäler meist im gallischen Gebiet, wenn auch Soldaten die Pferdegöttin weit darüber hinaus verehrt haben. Von den rund 100 wieder entdeckten sind 5 allein in unserm kleinen Bezirk gefunden, außer in Stettfeld in Wiesloch, Ubstadt, Büchig (A. Bretten) und Königsbach (A. Durlach; hier, wo der Stein noch in der Außenmauer der Kirche steckt, wurde die Reiterin bis ins 19. Jahrhundert von den Einheimischen als hl. Dorothee bezeichnet). Auf den römischen Straßen, die wenig Rücksicht auf das Gelände nahmen, waren viel Steigungen zu überwinden (manche verdienten gewiß den Namen Eselschinder oder Kniebis); so verwendete man viel mehr Saumtiere als Wagen. Begreiflich, daß die Treiber und Fuhrleute in den Nischen der Ställe oder über den Krippen zur Göttin um die Erhaltung ihrer Tiere flehten, ihr Bild bekränzten und ihr Weihrauch und Getreidekörner opferten. Auch die anderen Reste von Inschriften und Bildwerken (um die Bewahrung von nicht wenigen hat sich Pfarrer Stratthaus in Stettfeld verdient gemacht) weisen auf gallische Gottesverehrung, die Diana Abnoba (A. ist der keltische Name des Schwarzwalds), der Merkurius Cissonius, die Matronen in Neidenstein. Und die geschuppte Säule in Stettfeld gehört so gut wie der Viergötterstein in der Kirche zu Stein bei Bretten zu einer Jupiter- und Gigantensäule, wie sie bereits über 250 mal zwischen Neckar und Maas festgestellt sind. Nimmt man nun hinzu, daß eine Unzahl von Funden auf regen Verkehr über den Rhein hinweist (die bessere Tonware stammt fast ganz von dort; eine Menge von Töpfernamen auf den Bilderschüsseln, Avitus, Cerialis, Juvenis, Magio, Sedatus, Tasgillus sind in den Töpfereien von Rheinzabern bei Speyer zuhause; der noch unerklärte Stempel LPL in Stettfeld, Weiher, Ubstadt und Karlsdorf gehört ebendorthin), so wird man mit uns glauben, daß *Gallier* den Hauptteil der Bevölkerung ausmachten, abgesehen von den *Soldaten*, die aus dem ganzen Römerreich gekommen sein mochten. Ihnen gesellten sich ja zuerst Marketender, Wirte zugleich und Händler (von caupo Schenkwirt unser Wort kaufen); dann kamen Handwerker und Großkaufleute; zuletzt überwog die Zahl der dauernd Ansässigen, der Siedler. Fast in jedem alten Ort unseres Gebiets sind römische Fundstücke erhoben worden, Münzen, Tonwaren und Gefäße aller Art, geringe Scherben und jene Stücke aus rotglasiertem, wie Siegellack glänzendem Ton, die nach den bildlichen Darstellungen terra sigillata heißen und in ihrem Farben-

---

Kraichgau; Stocker, Bruchsal, zurück) von W. Schnarrenberger in zwei Bruchsaler Gymnasialprogrammen 1898 und 1902, von Ernst Wagner im 2. Bd. der Fundstätten und Funde in Baden 1911, in den Kunstdenkmälern von Baden (VIII, 1, Sinsheim, Eppingen, Wiesloch, von A. v. Oechelhäuser, IX, 1 und 2, Bretten und Bruchsal, von Hans Rott). Unentbehrlich das Badische topographische Wörterbuch von Krieger. Einst und Jetzt der Landschaft im 4. Heft der Abhandlungen zur badischen Landeskunde: Der Kraichgau, von Fr. Metz, Karlsruhe 1914.



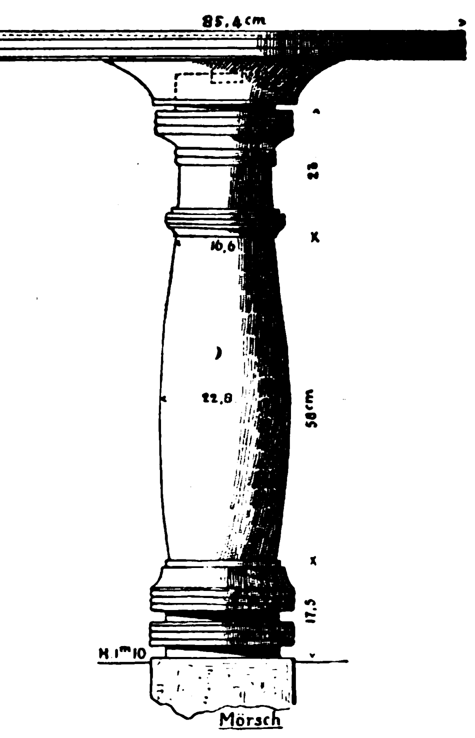
2. Keller des Gutshofs im Rußgraben bei Ubstadt
(Aus dem Denkmälerarchiv des Bad. Landesmuseums)

glanz bis heute noch nicht wieder erzeugt werden konnten, Mühlsteine, Ziegel, die verschiedensten Gegenstände aus Bronze und Eisen. Mauerwerk ist wiederholt an mehreren Stätten eines Ortes festgestellt worden, nahe den alten Straßen oder Bachläufen, an sonnigen Hängen, nicht weit von einer Quelle. Alle genauen Beobachter sprechen von auffallend gleichen Abständen der Reste ländlicher Niederlassungen, Revellio im Baarheft der Badischen Heimat gar von einer verblüffenden Regelmäßigkeit der Entfernungen; er heißt die Niederlassungen Kriegerheimstätten. Das von den Heerstraßen durchzogene Land an der Reichsgrenze mit seinen Wäldern, Weiden und Äckern gehörte dem Kaiser, war Domäne (saltus Caesaris), schon um der Verpflegung der Truppen willen; es ist später, als der Limes vorgeschoben wurde, vermessen und in Kleinpacht gegeben oder den Veteranen nach der Entlassung zugewiesen worden. Ob unsere Gegend in der Folge dann einen besonderen Gau bildete mit einer größeren Ortschaft als Vorort wie Ladenburg im Norden, Baden-Baden, dessen Bezirk bis über Pforzheim reichte, im Süden, und vielleicht Wimpfen im Osten, ist noch nicht zu sagen, auch nicht, ob es noch so ein Dorf (vicus) wie Stettfeld, etwa bei Wiesloch, gegeben hat.

Dagegen darf man neben sehr vielen kleinen landwirtschaftlichen Betrieben eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Gutshöfen oder Farmen annehmen. Am frühesten ist wohl eine solche villa rustica bei Sinsheim ausgegraben worden, 1831 unter Dekan K. Wilhelmi. Schumacher (Westdeutsche Zeitschr. 15, Neue Heidelberger Jahrb. 8) zählte bereits vor 20 Jahren mehr als ein Viertelhundert auf; genauer untersucht wurden die Villen bei Königsbach durch Bonnet 99, bei Wössingen (2) 93 und Ubstadt 1908 durch Wagner, bei Obergrombach 1911 durch Rott (Hans Rott, Die römischen Ruinen bei Obergrombach in Baden, Karlsruhe 1912).

Was die Stürme der Völkerwanderung verschont hatten, ist über dem Erdboden in anderthalb Jahrtausenden bestenfalls zu Steinhaufen zusammengesunken; oft haben Flurnamen die Erinnerung an uraltes Mauerwerk bewahrt und die Forscher aufmerk-

sam gemacht (Heunenäcker Karlsdorf, Schelmenäcker Kronau, Hühnerbrünnle Langenbrücken, Heidenkern Mingolsheim, Steinhausen und Römerich Obergrombach). Die Landwirtschaft war bei den Römern hochentwickelt; sie sorgten für den Ablauf der Bäche und selbst für gute Feldwege; inmitten ihrer Gärten, Getreidefelder und Weiden mögen sich die Gutshöfe mit ihren Ziegel- und Schieferdächern gar stattlich ausgenommen haben. Eine Mauer umschloß eine recht ausgedehnte Anlage. Durch eine Vorhalle kam man zu den mannigfachen Bauten des Herrenhauses, das von den zahlreichen Wirtschaftsgebäuden, Scheunen und Ställen getrennt lag; auch die Küche und das Bad mit seiner Heißluftheizung waren gesondert aufgeführt. Nach außen schön verputzt hatten die Wände des Wohngebäudes im Innern ein gar farbenfrohes Aussehen, nicht bloß Streifen oder Bänder in rot, grün, gelb oder Ranken, auch Fresken, wie z. B. in Wössingen: ein gebratenes Huhn in einer Schüssel, andere Vögel, Früchte, ein Schinken. Am besten erhalten ist der immer sehr sorgfältig massiv gebaute Keller; meist gelangte man über eine Treppe durch ein steinernes Türgestell in einen Vorraum und darnach in den (z. B. in Obergrombach 2 m) hohen, geräumigen, mit Lichtschächten versehenen Keller; er war gewiß vor allem Vorratsraum (in Wössingen fanden sich im Keller der durch Brand zerstörten Villa 30 vollständige Gefäße und die Reste von mehr als 40 zerbrochenen), aber die Sorgfalt, mit der er jedesmal gebaut erscheint, die Nischen und endlich der Tisch in der Mitte lassen vermuten, daß sich in ihm die Menschen öfters länger aufgehalten haben. Wiederholt, so daß man es als Regel annehmen darf, wurden inmitten des Kellers Reste eines Tisches (Säule und Tischplatte) angetroffen (am besten erhalten in Mörsch (A. Ettlingen). Der Tisch ist fast immer auffallend hoch; ob man in den Kellern nicht nur wohnte und arbeitete, sondern auch Opfer darbrachte? Die Münzen und die Erzeugnisse der Töpfer lassen die Zeiten erkennen, in denen die Gebäude bewohnt waren; über 260 oder 270 gehen sie gewöhnlich nicht hinaus: damals sind die Alamannen ins Land eingefallen und Sieger geblieben. Vieles, sehr vieles ging in Flammen auf, aber nicht alles. Obwohl Heiden, waren die Alamannen nicht so wie die Franzosen des allerchristlichsten Königs oder die Polen von heute. Von den zwei in Wössingen untersuchten Villen zeigt die eine keine Spur von Brand. — Gewiß konnte das alamannische Volk die römischen Steinbauten gar nicht gebrauchen; sie wohnten noch in



3. Steintisch aus einem römischen Keller bei Mörsch
(Aus dem Denkmälerarchiv des Bad. Landesmuseums)

Holzhütten mit Stroh- oder Rohrdächern; mehr Viehzüchter als Ackerbauer suchten sie die Nähe des Wassers auf, um ihr Vieh zu tränken, und den Eichenwald, der ihre Schweine mästen sollte. Aber sie haben doch nicht bloß römische Münzen als Anhänger benutzt (eine durchlochte Münze des Magnentius — um 350 — vom Halsschmuck einer Alamannin in Eichtersheim, desgleichen ein Mittelerz in einem Alamannengrab auf der Reserve in Bruchsal): in den Gräbern bei Eichtersheim fanden sich Gefäße, die wie Nachahmungen von römischen erscheinen (Wagner, Fundstätten, II S. 339).

Wohl haben viel Römer und Gallier ihr Leben im Kampf lassen müssen, nicht wenige, zumal die wohlhabenden, sind geflohen. Was aber hatte die niedere Bevölkerung zu verlieren, die überall von einem Herrn abhing? Ob in der Ebene (im Gebirge darf man es hie und da bereits fast für sicher annehmen) geschlossene Siedlungen von Welschen geblieben sind (Weiher — 803 als Wilare im Lorscher Kodex genannt — käme am ehesten in Betracht und etwa noch (Wal(l)dorf), ist fraglich. Doch erbeutete Frauen und Kinder und den niederen Schichten Angehörige haben sich auch sonst den neuen Herren mannigfach nützlich machen können und römisch-gallische Kunstfertigkeit weiter geübt.

Von neuem ward viel Römisches lebendig, als Chlodwigs Franken (um 500) sich die Alamannen unterwarfen, war ihnen doch seit Jahrhunderten römische Lebensführung wohl bekannt. Gerade im Militärischen vielfach gelehrige Schüler der Römer haben sie die römischen Straßen z. T. instand gesetzt und erhalten (Heer-Hert-weg zwischen Alteburg-Karlsdorf und Forst, bei Weiher; Mone, Urgeschichte des Bad. Landes 1845, I. S. 176). Auf römischen Straßen sind die Mönche von Weißenburg zum Königshof Bruchsal gewandert, der sich in deren Nähe vom Saalbachtal die Hänge hinaufzog, wo jetzt die Peterskirche steht, zweifellos über römischen Siedlungen (Reste von mindestens 2 Villen, Karl Pfaff 1903), auf Römerstraßen auch die Lorscher zu dem Dutzend Kraichgaudörfer, wo sie ihrem Kloster reichen Grundbesitz erwarben und von wo aus sie dem Christentum zum Siege verhalfen. In ihren Mutterklöstern war die Überlieferung nie abgerissen; nun haben sie im deutschen Land den Zusammenhang mit der Vergangenheit im Wirtschaftlichen überall bewußt erneuert. Aber Esel und Pferd, Maul- und Saumtier brauchten nicht erst mit ihnen in den Kraichgau zu kommen, so gut wie Nußbaum, Mispel und Buchs vor ihnen da waren samt Kohl und Kerbel, Linsen und Wicken. Die Funde von Handwerkszeug und Geräten aller Art auf der Saalburg im Taunus und anderswo haben nur bestätigt, was die Sprache schon lange vorher ahnen ließ, daß die Namen von Tisch und Schrein, Becher und Flasche, Schüssel und Pfanne, Kessel und Wanne, Korb und Kiste früh mit den Sachen übernommen worden sind. Wohl ist manches noch unsicher und dunkel. Aber jeder neue Fund kann eine Lücke füllen und uns weiter gehen und sehen lassen. Wer mit dem Boden zu tun hat, vermag da viel zu helfen, der Landmann zuvörderst, dann die Grünröcke im Forst, die Mannen vom Wasser- und Straßenbau, schließlich jeder Wanderer. Im Jammer unserer Tage wächst bei den Nachdenklichen mehr und mehr die Anteilnahme an der deutschen Vergangenheit. Wer sich ernstlich mit ihr beschäftigt, sieht dank der besseren Erkenntnis des Gewordenen die verworrene Gegenwart viel klarer vor sich und wird mit neuem Mut bereit sein zum Dienst für die Badische Heimat.





Abbildung 1

Zur Baugeschichte der Stadt Bruchsal

Von Roman Friedrich Heiligenthal, Berlin-Halensee

Die Not der Gegenwart hat den Siedlungsgedanken erweckt. Die unbestimmte Sehnsucht des Volkes nach einer neuen, glücklichere Zeiten verheißenden Wirtschaftsform verdichtete sich für den Einzelnen zu dem Wunsche, in ein neues Verhältnis zu treten zum vaterländischen Boden als Stätte seiner Arbeit und seines Lebens. Allenthalben regt es sich in deutschen Landen; das hohe Ziel liegt klar vor Augen, aber die Wege sind dunkel und das richtunggebende Vorbild fehlt. Wir wollen es nicht in fremden Ländern und bei fremden Völkern suchen, wir wollen uns Rates holen in der unerschöpflich reichen Vergangenheit unserer Heimat. Dort finden wir Gemeinwesen, gleich weit entfernt von der Gebundenheit rein ländlicher Verhältnisse wie von der Losgelöstheit unserer Großstädte, dort treffen wir geordnete Wirtschaftsformen frei von den Auswüchsen einer internationalen ewig um die Absatzmärkte kriegenden Privatwirtschaft. Unserer Auffassung von den Pflichten des Einzelnen gegen die Allgemeinheit entsprechen jene alten aus germanischen Quellen geflossenen Rechtsformen und unser Sehnen nach einer großen, alle Zweige des Schaffens umfassenden Kulturform sehen wir dort erfüllt durch die Hingabe jedes Einzelnen an seine Arbeit. Die genossenschaftlich organisierten Zünfte haben Kunstwerke geschaffen, welche der größenwahnsinnige Individualismus des 19. Jahrhunderts nicht einmal nachzuahmen vermochte.



I. Wirtschaft und Siedelung.

Als der Ort Bruchsal in die Geschichte eintrat, lebten seine Bewohner in der sogenannten geschlossenen Hauswirtschaft, das heißt, der gesamte Bedarf einer Familie an Nahrungsmitteln, Kleidung und Geräten wurde im Hause selbst gewonnen; ein Güteraustausch fehlte beinahe ganz. Einen völlig in sich abgeschlossenen Wirtschaftsbezirk bildete auch der Königshof der Ottonen, den wir im späteren Mittelalter unter der Bezeichnung Kammerhof wiederfinden. Hier war naturgemäß die Arbeitsteilung weiter fortgeschritten als im Hause des Gemeinfreien; dem Kämmerer unterstanden leibeigene Handwerker, und fronpflichtige Hübner übten neben der Landwirtschaft bestimmte gewerbliche Tätigkeiten für den Herrenhof aus.

Im Gegensatz zu den großen Klosterfronhöfen, wie etwa Sankt Gallen, scheint bei diesem Königshofe — wie auch bei dem im Jahre 980 zu Bruchsal erwähnten Fronhofe der Abtei Weißenburg — der Schwerpunkt der gewerblichen Tätigkeit nicht in dem Herrenhofe selbst, sondern bei den fronpflichtigen Hübnern gelegen zu haben. Wir finden nämlich im Bruchsaler Handwerk des Mittelalters keinerlei Organisationsformen, welche auf eine Weiterbildung des Hofhandwerkes hindeuten.

Während sich in Speyer seit der Freiung der Handwerker im Jahre 1111 die Wandlung zur Stadtwirtschaft mit außerordentlicher Raschheit vollzog, lösten sich in Bruchsal die Hofrechtsverbände nur langsam. Die Entwicklung war hier getragen von den halbfreien landwirtschaftlich und gewerblich tätigen Hübnern, welche außerhalb ihres grundherrlichen Dienstverhältnisses über ihre Arbeitskraft verfügen konnten. Ihnen gelang es nach und nach, ihre hofrechtlichen Verpflichtungen durch Geld abzulösen.

Der Zusammenschluß der Handwerker erfolgte wohl zunächst in freien Vereinigungen auf religiöser Grundlage; denn wir finden die Bruchsaler Gewerbe im späteren Mittelalter ohne Ausnahme in der Form von Bruderschaften organisiert. Für die allmähliche Entwicklung des freien Handwerks, des Marktverkehrs und des städtischen Lebens ist bezeichnend, daß wir keinerlei Nachrichten haben, wann und wie diese Handwerkerbruderschaften Zünfte geworden sind. Noch im späteren Mittelalter treffen wir halbfreie und freie Handwerker in Bruchsal nebeneinander; Meister Lorenz beispielsweise, der im Jahre 1444 den Liebfrauenchor erbaute, war ein Hintersasse des Bischofs. Im Gegensatz zu andern Städten war der Zuzug auswärtiger Höriger, welche sich der Verpflichtungen gegen ihre Grundherren entziehen wollten, gering; die stetige und enge Abhängigkeit der Stadt vom Landesherrn und ihre geringe Machtfülle verhinderte, daß Eigenleute gegen den Willen ihrer Herrschaft als Bürger angenommen wurden. Der Übergang zur Stadtwirtschaft vollzog sich langsam, getragen von den halbfreien Handwerkern der heimischen Hofrechtsverbände, welche ihre volle Freiheit durch ihrer Hände Arbeit nach und nach errangen. Dieses Bevölkerungselement war nach seiner Herkunft gewohnt, sowohl landwirtschaftlich als gewerblich tätig zu sein. Die ersten Bruchsaler Bürger trieben nicht nur Gartenbau und Viehzucht neben ihrem Gewerbe, sie hatten nicht nur Anteil an Wald und Weide wie überall im Mittelalter, sondern sie widmeten sich auch im beschränkten Umfange dem Acker- und Weinbau. Diese glückliche Mischung in der Hantierung ihrer Bewohner



hat der Stadt das Gepräge gegeben, welche um die Wende des 12. Jahrhunderts zwischen Angelbach und Saalbach entstand, getrennt von der rein ländlichen Siedlung auf der Südseite des Flusses.

Wir haben keinerlei Urkunden über die Gründung der Stadt Bruchsal; das einzige Denkmal, das uns Rückschlüsse auf die erste Anlage des Ortes gestattet, ist ihre Grundstückseinteilung. Während im westlichen Viertel der Altstadt, wo große Höfe überwogen, wenige charakteristische Spuren zu finden sind und während die Stadtmitte durch den Neubau der Liebfrauenkirche und durch Marktplatzerweiterungen wesentlich verändert erscheint, zeigt die Einteilung der östlichen Altstadt heute noch das frühmittelalterliche Gepräge. Die Grundstücke an der alten Marktstraße sind hier durchweg 14—15 Meter breit, wo wir kleinere Grundstücke finden, ergibt ihre Breite mit der des Nachbargrundstückes zusammen ebenfalls 14—15 Meter. Diese wenigen schmalen Grundstücke sind also durch nachträgliche Unterteilung der alten Parzellen entstanden. Die ursprüngliche Breite der Grundstücke hat unzweifelhaft 50 Speyrer Schuh betragen, die Tiefe rund 100 Speyrer Schuh. Alle Grundstücke gingen von der Marktgasse nach Hintergassen durch; während die nördliche Hintergasse am Vorhof der Bischofsburg entlang lief, war die südliche, die heutige „Alte Straße" mit Gebäuden besetzt, deren Höfe an die Krottbach stießen. Die ursprüngliche Siedelung, später erster Teil der Stadt genannt, reichte nur bis zur Krottbach; das im Volksmunde „Bahnschlitten" genannte Haus steht offenbar auf einer Abschlußmauer gegen die Krottbach.

Diese alte Stadtanlage war ebenso einfach wie praktisch. Beiderseits der erbreiterten Landstraße von Bretten nach Speyer, welche dem Marktverkehr diente, standen die für Gewerbe und Wohnung bestimmten Häuser, während die zugehörigen Stallungen und Scheunen an den Hintergassen lagen. Das Maß von 50 zu 100 Schuh für städtische Grundstücke wurde übrigens schon bei der Gründung von Freiburg im Jahre 1120 und von Diedenhofen im Jahre 1172 verwandt; es scheint ein in Südwestdeutschland gebräuchliches Maß gewesen zu sein.

Für eine Stadt halbländlichen Charakters wie Bruchsal war die gewählte Parzellengröße sehr zweckmäßig. Sie wurde übrigens durchaus nicht schematisch angewandt; denn die Juden, welche keine Landwirtschaft betreiben konnten und auch in der Viehhaltung beschränkt waren, weil sie keinen Anteil am Gemeindeland hatten, erhielten bedeutend kleinere Parzellen zugewiesen. Die alte Judengasse (Rathausstraße) zeigt daher heute noch Hausgrundstücke, welche nur den notwendigsten Hofraum aufweisen.

Die Bebauung des zweiten Teils der Stadt südlich der Krottbach fällt in eine Zeit der entwickelten Stadtwirtschaft; die Arbeitsteilung war weiter fortgeschritten, manche Einwohner lebten nun ausschließlich vom Gewerbe. Die Parzellen dieses Stadtteils wurden den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechend um etwa ein Viertel kleiner gehalten als im ersten Teil der Stadt; Hintergassen wurden hier überhaupt nicht angelegt, wir finden hier durchweg die entwickelte städtische Blockform, jedes Grundstück ist nur von einer Straße zugänglich.



Bei der Kleinheit der Häuser war die Bebauung aber trotzdem sehr weiträumig, öfter werden Gärten am Krottbach erwähnt, im Westen schloß die Stadtmauer die sehr ausgedehnten Gärten der hier gelegenen Adelshöfe ein. Wer innerhalb der Mauer keinen Platz fand, schuf sich vor dem Tore eine Parzelle in Gartenland um. Auf allen allerdings späteren Zeiten angehörenden Plänen ist die Stadt Bruchsal von einem Kranze schön angelegter Gärten umgeben.

Wir sehen in den Bruchsaler Niederlassungen des Mittelalters Ideale verwirklicht, welche uns im neunzehnten Jahrhundert abhanden gekommen sind und welche im zwanzigsten Jahrhundert die Gartenstadtbewegung wieder aufgegriffen hat. Rein ländliche, halbländliche und rein gewerbliche Tätigkeit mit Gartenbau und Tierhaltung für den Eigenbedarf waren hier in glücklicher Weise vereinigt. Die Möglichkeit einer derartigen natürlichen und harmonischen Lebensform war gegeben durch die Ordnung der gewerblichen Produktion auf genossenschaftlicher Grundlage. Als die Zünfte die Bürgschaft für die Qualität der Handwerkserzeugnisse übernahmen, machten sie ein gegenseitiges Unterbieten der Zunftgenossen unmöglich; sie sicherten so dem Einzelnen den freien Lebensraum und gaben zugleich dem Erwerbstrieb den edelsten Inhalt, nämlich das Streben nach qualifizierter Leistung.

Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hat in Wirtschaft und Siedelung nur wenige Wandlungen für Bruchsal gebracht. Die Zusammenfassung der Stadtwirtschaften zur Staatswirtschaft, welche die Landesherren erstrebten, konnte in den kleinen Territorien nicht gelingen. Die Hausmachtpolitik der Fürsten hatte die alten um die Flüsse als natürliche Transportwege gruppierten Stammesherzogtümer zerrissen, so daß die meisten Territorien der natürlichen Verkehrsmittel entbehrten. So blieb denn der Austausch der einzelnen Stadt mit dem nächstgelegenen Landgebiet wie im Mittelalter die Grundlage aller Tätigkeit; die ragenden Denkmale des Merkantilismus in Bruchsal, die Saline und die Tabakfabrik, sind Symbole einer Wirtschaftspolitik, die zum Scheitern verurteilt war, weil ihr alle Voraussetzungen fehlten. Siedlungstechnisch hat das achtzehnte Jahrhundert das Erbe des Mittelalters übernommen und gepflegt. Als Beispiel einer ländlichen Siedelung sei das völlig erhaltene Dorf Huttenheim erwähnt, als Beispiel städtischer Siedlungsweise die Huttenstraße in Bruchsal, eine Anlage behäbiger zweigeschossiger Reihenhäuser mit schönen terrassenförmig am Steinsberg aufgebauten Gärten.

II. Die Baukunst des Mittelalters

Die mittelalterlichen Wohnbauten des Bruhrains wurden wie überall in Holz aufgeführt, während die Wehrbauten und die Monumentalbauten in Kalkbruchsteinen mit Architekturgliedern aus Keupersandsteinen hergestellt wurden. Da in einem Sonderabschnitt dieses Heftes die Fachwerkhäuser in Eppingen besprochen werden, erübrigt es sich, auf den Holzbau, der in Bruchsal nur wenige Denkmale zählt, einzugehen.

Unter den Bruchsaler Wehrbauten beansprucht die alte Burg der Bischöfe und der Mauergürtel der Stadt unser Interesse. Burg und Umwallung der Bischofsstadt haben das gleiche Schicksal geteilt. Entstanden um die Wende des zwölften Jahrhunderts sind sie in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zerstört und nach 1330



wieder aufgebaut worden; der Ausbau zog sich bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hin.

Um 1180 begann Bischof Ulrich mit der Anlage einer Wasserburg am Angelbach gegenüber dem Steinsberg. Der Bau war mit großen Kosten verknüpft, die wohl auf umfangreiche Gründungsarbeiten in dem sumpfigen Gelände zurückzuführen sind. Wegen der Schwierigkeiten der Fundierung unterließ man anscheinend auch die Errichtung eines Berchfriets und begnügte sich mit dem Bau eines wahrscheinlich dreigeschossigen festen Hauses mit umwehrtem Hofe. An diese Wasserburg schloß sich die älteste Stadtumwallung an, die wahrscheinlich nur das Gelände bis zur Krottbach einschloß und keinen durchlaufenden Zwinger besaß. Abgesehen von den Befestigungen der beiden Tore waren wohl keine Zwischenwerke vorhanden. — Der Neubau der Burg in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts begann mit dem Bau eines Berchfriets und einer Schildmauer an der Außenseite, eine Ringmauer mit Torturm wurde an der Stadtseite angefügt. Mit der Errichtung eines Palas, der bequemere Unterkunft bot als das alte Haus, wurde im 15. Jahrhundert begonnen, der Ausbau fällt aber erst in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

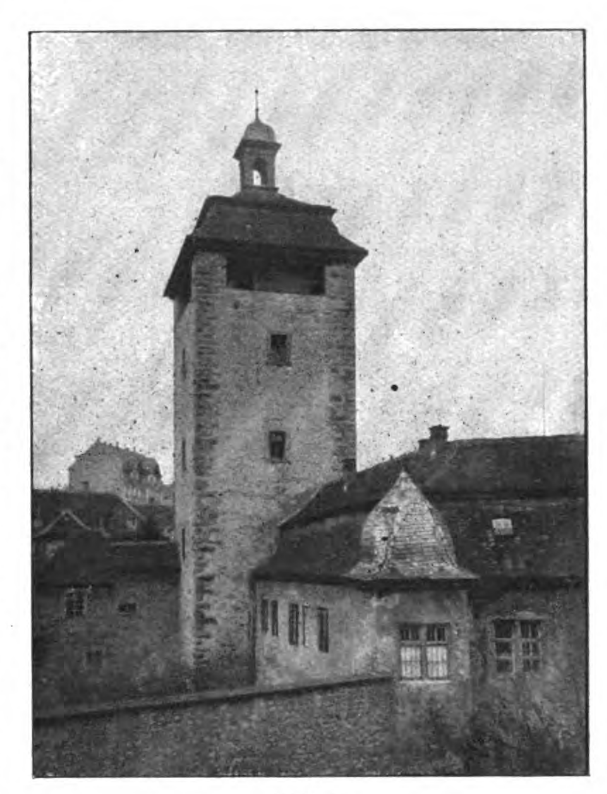


Abb. 2

Der Berchfriet und die anschließende Schildmauer deckten das Schloß gegen den am Nordufer des Angelbachs jäh ansteigenden Hang des Steinsberges. Die Geländegestaltung bedingte eine so große Höhe der Schildmauer, daß das von ihrem Wehrgang aus zugängliche Geschoß des Turmes in 14 Meter Höhe über die heutige Talsohle zu liegen kam. Um nicht zu viel Raum unter dem Eingangsgeschoß zu verlieren, wich man von der üblichen Anlage des Verließes in ganzer Höhe ab und legte ein Zwischengeschoß zwischen Verließ und Eingangshalle, das natürlich nur von oben zugänglich war. Über dem Eingangsgeschoß befand sich noch ein weiterer Raum, der durch die Wehrplatte abgeschlossen wurde.

Der Berchfriet und der Palas des sechzehnten Jahrhunderts bestehen in ihren wesentlichen Teilen heute noch, ebenso ist der Burgzwinger mit den Trennungsmauern gegen den Stadtzwinger erhalten, der einst die Wasserzuführung vom Angelbach zum Schloßgraben sicherte. (Abb. 2.)

Diese Werke bildeten den Kern der zweiten Bruchsaler Stadtbefestigung.

Als man zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts mit dem Neubau der Stadtmauer begann, hatte sich das ältere Befestigungssystem, das wir noch in der Umwallung des Städtchens Heidelsheim und in der Ringmauer des Klosters Odenheim finden, überlebt. Dieses ältere System war dadurch charakterisiert, daß die Mauer unmittelbar hinter dem Graben errichtet wurde und daß in großen Zwischenräumen nach Art der Berchfriete gebaute Mauertürme als selbständige Festungen ohne Verbindung mit dem Wehrgang in die Ringmauer eingefügt waren. Der Diebsturm und der Katzenturm in Heidelsheim, starke, nur durch hochgelegene Eingangsgeschosse zugängliche Rundtürme zeigen diesen Typ. Der Wehrgang der Mauer war am Katzenturm unterbrochen, am Diebsturm aber auf Konsolen umführt. In dieser Umführung liegt der Anfang der organischen Verbindung von Mauer und Turm, welche sich zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts herausbildete. Das neue Befestigungssystem fügte zwischen Mauer und Graben einen Zwinger ein, um die Annäherung an die Mauer zu erschweren und stellte die Türme so dicht, daß sie die einzelnen Mauerabschnitte flankierten. In großen Städten wie Nürnberg standen sie etwa 50 Meter auseinander, so daß die Zwischenräume von den Armbrustschützen beider Türme bestrichen werden konnten, in andern Gemeinden begnügte man sich mit einseitiger Flankierung und ordnete die Türme in Abständen von 80—90 Meter an. Der einzelne Turm bildete nun keine selbständige Festung mehr, der Wehrgang der Stadtmauer wurde durchgeführt.

Offenbar war beabsichtigt, der Stadt Bruchsal ein derartiges Befestigungssystem zu geben. Der Turm am Einflusse der Krottbach in die Stadt wurde entsprechend angelegt und beiderseits mit dem Wehrgange verbunden, der hier auf Verstärkungspfeilern der Ringmauer ruhte. Ein neun Meter breiter Zwinger mit steingeböschtem Graben wurde vor die Mauer gelegt.

Beim Weiterbau mußte man aber von diesem System erheblich abweichen, weil die Kosten für die Stadt unerschwinglich wurden. Der Zwinger kam zwar überall zur Durchführung, die Mauer wurde aber an der Westseite erheblich niedriger gebaut, erhielt keine Verstärkungspfeiler, sondern nur eine ziemlich primitive Holzkonstruktion zur Aufnahme des Wehrgangs. Die Türme mußten so weit auseinandergelegt werden, daß weite Strecken der Befestigung keine Flankendeckung erhalten konnten. Einschließlich des Berchfriets und der beiden Stadttore kamen zehn Türme im Zuge der elfhundert Meter langen Mauer zur Ausführung, die durchschnittliche Entfernung betrug also einhundertzehn Meter, was für die Reichweite der Armbrust und der ersten Feuerwaffen zu weit war. An Stellen, wo die Mauer nur geringe Höhe hatte, mußte man überdies auf die Verbindung von Wehrgang und Turm verzichten, so daß schließlich ein Befestigungssystem zustande kam, das nur die Nachteile, nicht die Vorteile der neuen Manier zeigte.

Der zuletzt errichtete Mauerturm, der einzige, der heute noch besteht, ist der 1444 erbaute Pulverturm. Er war nach der Stadtseite offen, besaß aber keine Verbindung mit dem Wehrgang. Er konnte daher weder als selbständiges Bollwerk noch als Flankierungswerk der Mauer dienen. Nach der Anordnung seiner Schießscharten,



welche bereits den Einfluß der Feuerwaffen zeigen, war er nur für die Bestreichung des Vorlandes bestimmt. Offenbar hatte man die Hoffnung aufgegeben, einen Feind, der den Graben genommen hatte, am Fuße der Mauer noch aufhalten zu können.

Man kann sich schwer vorstellen, welche Mühen und Sorgen der Mauerbau dem Rate der Stadt bereitete. Da der Eingang der für die Werke bestimmten Steuern und Strafgelder sehr unregelmäßig war, konnten nur wenige Arbeitskräfte dauernd beschäftigt werden. Maurer waren in den kleinen Städten überdies nicht zahlreich; der Holzbau überwog derart, daß 5—6 Zimmermeister neben einem Maurermeister ihr Auskommen fanden. Bei dem großen Mangel an Geld wie an technischen Arbeitskräften kann es nicht wundernehmen, daß der Bau der Werke beinahe 100 Jahre in Anspruch nahm und daß die Anlagen veralteten, ehe sie vollendet waren.

Als die Stadt Bruchsal ihren Mauergürtel fertiggestellt hatte, begann man mit dem Neubau der Liebfrauenkirche. Es erging aber bei diesem Unternehmen ähnlich wie beim Bau der Befestigung; man fing das Werk großartiger an, als man es fortsetzen konnte.

Die typische gotische Kirche des Bruhrains bestand aus einem polygonal abgeschlossenen Chor im Ausmaße von etwa 7 zu 9 Meter, der mit Kreuz- oder Netzgewölben gedeckt war. Die einfach profilierten Gewölberippen ruhten auf Konsolen mit Wappen oder Köpfen als bildnerischem Schmuck. Das Langhaus war stets einschiffig, flach gedeckt und hatte annähernd das doppelte Breitenmaß als Länge. Der quadratische Turm schließlich trug meist eine achteckige Glockenstube mit hohem spitzem Helm.

Die größte ältere Kirche des Bruhrains St. Peter zu Bruchsal wich nur in der Größe, nicht in der Form von diesem Typ ab; der Chor erreichte hier das stattliche Maß von 8,5 zu 14 Meter. Nirgends im Bruhrain finden wir aus älterer Zeit mehrschiffige Kirchen, nirgends ein gewölbtes Langhaus. Es bedeutete daher ein großes Wagnis, daß man beim Neubau der Liebfrauenkirche in Bruchsal über die Maße der St. Peterskirche hinausging und einen Chor von 10,6 zu 17,6 Meter plante, es bedeutete ein noch viel größeres Wagnis, daß man beabsichtigte, diesem Chor ein entsprechendes Langhaus mit drei gewölbten Schiffen anzufügen. Bedenkt man, daß manche Dome wie St. Stephan in Wien keine größere Breite im Chor und Hauptschiff aufweisen, so erkennt man, welche Leistung sich das kleine Landstädtchen zutraute.

Tatsächlich konnte nur der Chor um die Mitte des 15. Jahrhunderts in den geplanten Abmessungen errichtet werden. Als man gegen 1480 mit dem Bau des Langhauses begann, mußte ein wesentlich vereinfachtes Projekt zugrunde gelegt werden. Das Mittelschiff erhielt nicht die Breite des Chores, sondern wurde auf 7 Meter eingeschränkt, die Seitenschiffe auf 3,5 Meter. Ohne die einbezogenen Nischen zwischen den Strebepfeilern hätte das Langhaus mit drei gewölbten Schiffen kaum die Grundfläche der einschiffigen flach gedeckten St. Peterskirche erreicht. Um den Anschluß an den hohen Chor zu ermöglichen, mußte das Mittelschiff überdies 3 Meter höher geführt werden als die Seitenschiffe, worunter die Einheitlichkeit des Werkes litt.

Alle diese Unvollkommenheiten vergißt man aber über der malerischen Raumwirkung. Eine rhythmische Gliederung in Flächen und Nischen, in große und kleine





Abb. 3

Fenster belebt die Seitenwände immer neue Motive erscheinen in dem künstlich geschlungenen Netz der Gewölbe. Um die Maßwerkgalerien spielt die Sonne, lichtumflutet ragen die massigen Pfeiler, während die Gewölbe des hohen Mittelschiffs sich in geheimnisvoller Dämmerung verlieren. Durch wechselnde Durchblicke wird der Besucher über die geringe Größe des Langhauses hinweggetäuscht, so daß er den großen Raumeindruck des Chores als organische Fortsetzung hinnimmt. Wesentlich trägt hierzu allerdings der feinfühlig eingegliederte Rokokoaltar bei, der die strenge Feierlichkeit des Chorraumes mildert und die gefühlsmäßige Verbindung mit dem malerischen Langhaus erleichtert. Auch das Äußere der Liebfrauenkirche ist durch die Verbindung von Spätgotik und Barock charakterisiert. Die dem Chor gegenüber unbedeutende Erscheinung des Langhaufes ist geschickt verdeckt durch die gewaltig gesteigerte Wirkung des Turmes, den eine reich gegliederte Haube krönt (Abb. 3). Besonders wuchtig erscheint das Turmbild von der Kögelgasse aus, wo vorgelagerte niedrige Bauten die Größe des Werkes noch zu steigern scheinen.

III. Renaissance und Barock

Das Mittelalter kannte das Wort Kunst in unserm Sinne nicht. Alle Erzeugnisse der Handfertigkeit wurden lediglich darnach beurteilt, ob sie „handwerksgerecht“ waren oder nicht; die Grundlage der Beurteilung ruhte also ausschließlich in der durch die Zunft verkörperten Handwerkstradition, ein Gegensatz von Kunst und Technik war daher unmöglich. Die Werke des Mittelalters sind im höchsten Grade material- und formecht. Aus den verfügbaren Materialien und Werkzeugen wurde herausgeholt, was herauszuholen war; kein fremder Gedanke und keine vorgefaßte Meinung

wurde in die Werke hineingetragen, ihr Maßstab war ein absoluter. Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts bereitete sich eine Änderung vor und zwar zunächst in den Gewerben, welche mit der Ausstattung der Bauten betraut waren und welche in dieser Zeit vielfach nach italienischen Ornamentstichen arbeiteten. Die im Jahre 1576 erlassene Ordnung der Schreiner zu Bruchsal ist ein interessantes Dokument dieser Übergangszeit. Während die mittelalterlichen Zunftordnungen keinerlei Angaben oder Vorschriften über die technisch-künstlerische Seite des Handwerks enthielten, spricht diese Urkunde von der „rechten proporz des Hobel und theilung", worunter unzweifelhaft die Anwendung des Verhältnismaßstabes der Renaissance zu verstehen ist. Es sollte allerdings noch ein Jahrhundert dauern, bis dieser Maßstab sich in der Außenarchitektur durchsetzte.

Die stilistischen und städtebaulichen Wandlungen vom 15. bis zum 18. Jahrhundert lassen sich an einigen Bruchsaler Baudenkmalen sehr gut verfolgen.

Das gotische Stadthaus des Bruhrains war ein Giebelhaus, gleichgültig, ob es sich um den schlichten Fachwerksbau eines Handwerkers oder um ein massives Herrenhaus handelte. Derartige schmale Fachwerkgiebel stehen noch in der Rathausgasse, während ein Steinhaus mit gotischen Fenstern unter leider vermauertem Treppengiebel im sogenannten „Tempel" erhalten ist.

Ein größeres Werk des 16. Jahrhunderts, der „Hoheneggerhof" zeigt uns, wie wenige Wandlungen die Renaissance zunächst noch im Organismus der Gebäude verursachte, auch dieses umfangreiche Bauwerk war ein Giebelhaus mit angebautem Treppenturm. Die heute ausgebrochenen Pfostenfenster, die geschweiften Giebel und die Hauben auf Treppenturm und Erkervorbau sicherten dem Hause eine stattliche Wirkung. (Abb. 4.) Das Portal von 1552 zeigt reiche Renaissanceformen, die im Gegensatz zu einem noch ganz willkürlich dekorierten Wappen aus den dreißiger Jahren, das wohl aus dem alten Schlosse stammt, stark horizontal gegliedert sind Der Palas der Bischofsburg, dessen Obergeschoß ebenfalls dieser Zeit angehört, ist in seiner Dachform so verändert, daß keine sicheren Rückschlüsse auf die ursprüngliche Erscheinung möglich sind. Das Hoheneggerhaus und dieser Palas scheinen nach alten Plänen in ihrer innern Einteilung ziemlich ähnlich gewesen zu sein. Das Erdgeschoß beider Gebäude enthielt Küche, Keller und Vorratsräume, während im Obergeschoß die Wohnräume an einem breiten, die ganze Rückseite einnehmenden Korridore lagen.

Das Giebelhaus gab den Bruchsaler Straßen und Plätzen im 16. Jahrhundert ebenso das Gepräge wie im Mittelalter; die Renaissanceformen trugen nur dazu bei, das Stadtbild noch malerischer zu gestalten. Die Häuser standen straßenweise Giebel neben Giebel, durch 3 Schuh breite Traufgassen getrennt, die Eckgebäude entwickelten sich in gleichen Formen auf einfach rechteckigem Grundrisse und kehrten einer Straße den Giebel, der Nebengasse meist die Traufe zu. Tore, Mauertürme sowie kirchliche und profane Monumentalbauten schlossen die durch Brunnen belebten Straßen wirkungsvoll ab.

Nach der ersten großen Zerstörung Bruchsals im Jahre 1676 erließ Bischof Hugo von Orsbeck eine Bauordnung, in welcher das Überbauen und die Anlage von



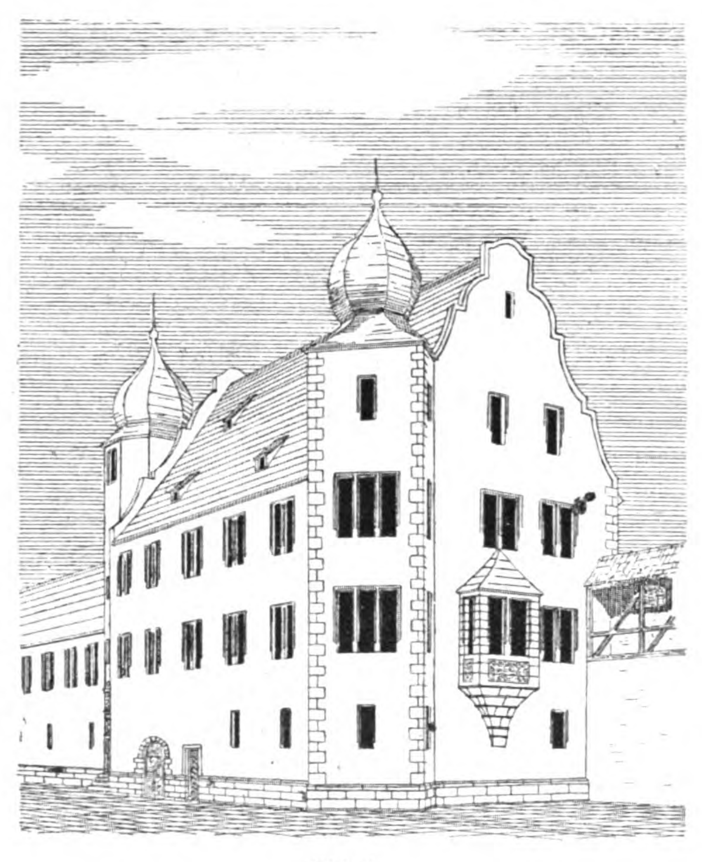


Abb. 4

Erkern verboten wurde. Diese Ordnung ist das erste Denkmal des neuen Zeitgeschmacks, sie ist auch der erste Versuch einer Regelung ästhetischer Fragen durch behördliche Vorschrift. Da das Überbauen für den organischen Verband des Fachwerks notwendig war, konnte die Verordnung nur den Erfolg haben, daß die Holzhäuser nach und nach verschwanden.

An Stelle des schmalen Giebelhauses bevorzugte man im 17. Jahrhundert das breitgelagerte Haus mit allseits abgewalmten Dach, für welches wir ein Beispiel in der ehemaligen Amtskellerei (St. Peterspfarrhof) besitzen. Die Einzelformen der alten Amtskellerei wurzeln noch völlig in der vorhergehenden Epoche, die Gesamterscheinung des Geländes ist aber durchaus horizontal gerichtet im Gegensatz zur vertikalen Wirkung der alten Giebelhäuser. Diese breiten, mit hohen Walmdächern abgeschlossenen Häuser kehrten der Straße wie den Nachbarn Trauflinien zu, die Traufgassen zwischen den einzelnen Gebäuden blieben daher bestehen, die altgermanische Sitte, jedes Haus für sich ohne Anlehnung an das Nachbarhaus zu errichten, erhielt sich das ganze 17. Jahrhundert hindurch.

Erst der Beginn des 18. Jahrhunderts brachte den Sieg der von Frankreich eingeführten Bauweise Giebel an Giebel mit durchlaufenden Gesimsen und Dächern. Eine wohl von Schönborn erlassene Bauordnung befahl, alle Häuser mit der Traufseite gegen die Gasse zu stellen und die „schändliche Art, die Giebel herauswärts zu bauen" schlechterdings abzustellen. Alle Häuser sollten mit den Dächern dergestalt aneinanderstoßen, daß es scheine, als wäre es ein Haus.

Die Bedeutung, welche das organisch gegliederte Einzelhaus für die Baukunst des Mittelalters und der Renaissance gehabt hatte, schwand nun mehr und mehr. Das Element der Stadtgestaltung wurde die einheitlich behandelte Blockfront, der sich der einzelne Bauherr durchaus unterzuordnen hatte. Die Residenzvorstadt, vor allem die Huttenstraße, bietet ein ausgezeichnetes Beispiel dieser in allen Einzelheiten reglemen-

tierten Bauweise. Nur die Zahl der Fensterachsen der Häuser wechselte, was bei einheitlichem Anstrich aber lediglich in der Verteilung der Türen und Tore zum Ausdruck kam. Gesimse und Dächer, Sockel, Tür- und Fenstergewände stimmten vollkommen überein, dem Bauherrn war nur die Wahl des Musters für die gespundeten Doppeltüren gelassen. Schmerzlich muß es den Verfasser der Bauordnung berührt haben, daß er an steigenden Straßen die gewünschte Einheitlichkeit nicht völlig zu wahren vermochte; Sockel und Gurten konnten nicht durchgeführt werden, man mußte sich damit begnügen, die Hauptgesimse zu schleifen, um wenigstens die Dächer anschließen zu können.

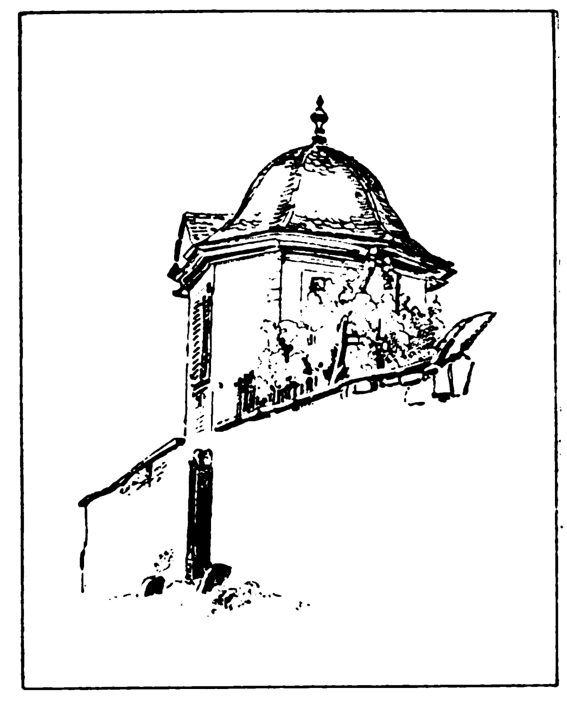


Abb. 5

Nach der genannten Bauordnung sollten auch die bestehenden Gassen erweitert und regulär bebaut werden; das scheiterte aber an den Kosten. Es gelang zwar am Markte, die Traufgassen zu schließen und die hohen Giebelhäuser abzuwalmen und zu maskieren, die verschiedenen Geschoßhöhen und die verschiedene Geschoßzahl konnten aber nicht beseitigt werden. Trotz dieser „Irregularitäten und Unfüglichkeiten" bot der Marktplatz mit dem wuchtigen Giebel des Rathauses, dem an Stelle des Speyerer Torturmes erbauten anmutigen Rokokoportal und der im Hintergrunde erscheinenden St. Peterskirche ein wirkungsvolles Städtebild. Es hätte auch bei vollkommener Regulierung im Sinne des 18. Jahrhunderts kaum schöner ausfallen können. (Abb. 1.)

Freier als beim Bau seines Hauses konnte sich der Bruchsaler Bürger bei der Ausstattung seines Gartens betätigen. Die Sommerhäuser, welche rings um die Stadt entstanden, sind ein Beweis, daß die Phantasie der Architekten trotz aller Reglementierung noch blühte. Auf dem Quadrat, dem Sechseck, Achteck, Kreis oder Oval entwickelten sich diese Bauwerke meist in zwei Geschossen mit geradem oder geschweiftem Zeltdach, Kuppel oder Haube. Das untere Geschoß diente als Geräteraum, darüber lag, von einer Freitreppe zugänglich, das Gartenzimmer. In diesen kleinen Werken, deren Aufbau durch die Zweckbestimmung wenig gebunden war, lassen sich alle Wandlungen im Geschmack dieser vielbewegten Architekturperiode verfolgen. Die Einflüsse Ostasiens, der Ruinenkultus und die feinen Übergänge zum Klassizismus und zur Romantik spiegeln sich nirgends klarer als in diesen Denkmalen der Gartenarchitektur. (Abb. 5.)

Die Klischees verdanken wir dem Verlag C. Winter, Heidelberg.





Jubiläumsmedaille von Heinrich Ehehalt, Karlsruhe

Kardinal Schönborn auf Reisen

Von Fritz Hirsch, Karlsruhe

Wenn man die Mittelallee des Bruchsaler Schloßgartens hinuntergeht, die sich als Straße in gerader Linie bis Graben fortsetzt, sieht man linker Hand Karlsdorf liegen, das erst im Jahre 1813 zu Ehren des Großherzogs Karl diesen Namen erhalten hat, nachdem der Ort Dettenheim, dessen Gemarkung immerwährend durch Überschwemmungen des Rheins gelitten hatte, hierher verlegt worden war. Vorher hat der Ort Altenbürg geheißen (die alte Burg bi Bruchsel im Jahre 1337 erstmals erwähnt). Von der ehemaligen Wasserburg war nur ein Meierhof übrig geblieben, den Damian Hugo von Schönborn alsbald nach seinem Regierungsantritt als Schloß ausbaute, dessen übrig gebliebener Torbau heute als Rathaus benützt wird. Ein hier angebrachtes, von Heinrich Ehehalt gefertigtes Reliefbildnis des Großherzogs Karl, das im Jahre 1913 in Anwesenheit des Großherzogs Friedrich II. enthüllt worden ist, wird kommenden Geschlechtern die Erinnerung an die Namensentstehung des Ortes wach halten.

Seit Juli 1720 wird in den Kammerprotokollen erwähnt, daß der Bauadjutant Mayer in Altenbürg die Aufsicht über das Bauwesen führt. Im Dezember 1720 hat er die beendigte Arbeit des Maurers Kretz ausgemessen. Zur Arrondierung des Besitzes ist Allmendgut der benachbarten Gemeinde Neithart hinzugezogen worden gegen Abgabe anderer Stücke. „Damit aber in Sachen gerecht gehe, so ist nöthig, daß unser HofRath dem BauMeister Rohrer gleich befehle, einen Riß von dem zu machen, was wir am Altenbürger Hof von der gemeinschaftlichen Beth nach und nach fortgenommen haben. Alsdann wolle er auch einen accuraten Riß von dem machen, was sie begehren.“ (G. L. A. Kammerprotokoll Nr. 7333 vom 13. Jan. 1725). Am 25. Mai 1732 konnte Schönborn über das Gedeihen seines Altenbürger Gestütes freudig mitteilen, daß er schon über 100 Fohlen dort habe, „ohne die diesjährige, so auf 25—30 mit den Maul-Eseln kommen wird. Ich ziehe schöne Maulthier von meinem Esel, so vorm Jahr mit von Welschland gebracht habe“. (Wo nichts anderes bemerkt, sind die Mitteilungen Schönborns Briefen entnommen, die im Gräfl. Schönbornschen Familienarchiv in Wiesentheid aufbewahrt sind.)



Diesen Ort, der von Bruchsal aus mit den heutigen Verkehrsmitteln in wenigen Minuten erreichbar ist, hat Damian Hugo zur Luftkur gebraucht! „Ich habe ein Tag 7 bis 8 frische Luft zu Altenbürg geschöpfet„ schreibt er am 27. Juni 1739. In einem Brief vom 13. Juni 1739 heißt es: „Ich bin gestern abends spath von Altenbürg, woheselbsten mich etliche Tag aufgehalten und morgen abends wieder dahin gehen werde, umb so besser und ruhiger meine Arbeit fertigen zu können, allhier angekommen." Es war soeben wieder alles in guten Stand versetzt worden. Am 15. Juli 1734 hatten der Hofrat von Karg und der Kammerrat Duraß berichtet, daß „durch die französischen Marodeurs alle Fenster außer wenige im Corps de Logis völlig zertrümmert und ausgeschlagen seien, wie denn in allen Gebauen kein einziges Thürschloß mehr befindlich".

Es gab aber, so klein auch das Ländchen war, auch noch etwas entferntere Orte, nach denen gelegentlich die Hofhaltung verlegt werden konnte. Am 19. Sept. 1722 schreibt Damian Hugo: „Ich bin einige Tage hero hier auf meinem Ambdt Kislau. Vormittag thue mein Arbeidt, nachmittag gehe hinaus und schieße Wachteln und Feldhühner. Die Jagdt ist noch mein eintzige Freydt undt das Bauen. Ich bin nun in meinem Richtweeg machen, wohedurch das ganze landt wie ein Garthen wirdt." Am 28. Juli 1739 geht er nach Kislau in der Hoffnung, „in dasiger Nähe ein gutes Hirsch-Jagen zu haben."

Anderer Art waren die Beweggründe, die zu den häufigen Reisen nach Waghäusel Veranlassung gaben. Am 12. Januar 1723 schreibt der Weihbischof von Speier an die durchlauchtigste Frau Markgräfin Augusta Sibylle nach Rastatt: „Wollen Ew. Hochfl. Dl. in festo purificationis zu Waghäusel deren Andacht verrichten, so wollten seine hochfürstl. Eminence das alldasige Wirtshaus, so gut sie immer können, zurichten lassen. Es wollten seine hochfürstl. Eminence den ersten Februar zeitlich zu Waghäusel sein und bey denen Capucinern logiren." (Haus- und Staatsarchiv Personalien Baden-Baden 11 A Correspondenz 1722—1733.) Die unzulängliche Unterbringung des hohen Besuches mag die schon im Jahre 1721 gehegte Absicht zur Reife gebracht haben, ein besonderes Schlößchen, die herrliche Eremitage, zu erbauen, in welchem für die von Damian Hugo hochverehrte Frau Markgräfin ein besonderer Flügel eingerichtet wurde. Am 11. Oktober 1732 schreibt Schönborn von dort aus: „Ich bin hier zu Waghäusel auf Meiner Eremitage schondt einige Tag undt erwarthe heidt die Generalin [seines sel. Bruders hinterlassene Witwe, geborene Gräfin von Montfort] mitt ihren Kindern undt will ich sie bis Montag hier mein ersten herbst machen lasen, den Dienstag sollen Sie hier Meine weiher fischen undt den Mittwoch wollen wir nach Bruchsal fahren undt alsdan wollen wir sehen, wie wir uns noch bis Martini auf dem landt divertiren." Am 19. Juli 1738 schreibt Damian Hugo von Waghäusel aus an seinen Bruder Franz Georg nach Trier: „Ich bin seit Dienstag abends hier und profitiere der guten Zeit, wohe es dann sehr angenehm ist, wann nur die stechende Musikanten von der schnocken- und mucken-Zunft nicht so gar sehr musicierten und zugleich baader seyn wollten. Ich habe es



bey Zähn ausbrechen verbotten, allein der ungehorsamb Kecke und Frechheit ist so groß, daß sie kein Gebot achten, ja sich wohl gar einfallen lassen, auf die Nasen zu sitzen. Dieses ist ein Rätsel, wer kann es errathen? Sollte es aber nicht zu errathen seyn, so darf man sich nur bey der Charlotte von der Leyen [Schönborns Base] hier melden, die wird die beste und mehrere Nachricht davon geben." Am 3. Juli 1739 berichtet der Graf von Seinsheim per expressum von Schwetzingen, „daß des Herrn Churfürsten von Pfalz Liebden [der damals 78jährige Karl Philipp], von dero sehr gefährlichen febrilischen Krankheit Gott seye Dank wieder besser und die baldige vollkommene Genesung angehofft werde, so forth heut die 3 Princessinnen [Karl Philipps Enkelinen] mit Ihrer Obristhofmeisterin, etlichen Dames und Cavalliers ect. ect. nach Wagheusel zu dasigem Gnaden Bild kommen wolten, umb vor sothane Genesung Gott dem allmächtigen zu danken, alsdan auch zugleich ihn gern sehen möchten. Also bin gestern anher kommen, sie allhier zu empfangen, alsdann meyne heyl. Meß zu lesen und sie so gut immer möglich mit einer fasten Supp in meiner Eremitage bedienen zu lassen."

Diese und andere Besuche haben Veranlassung zu Gegenbesuchen gegeben, die dann natürlich außer Landes geführt haben, am häufigsten an den Baden-Badenschen Hof, nach Scheibenhard, Ettlingen, Rastatt und Favorite, zuweilen zur Verrichtung von Amtshandlungen, so z. B. im Jahre 1723 zur Einweihung der Schloßkirche zum heiligen Kreuz in Rastatt, bei welchem Anlaß er „nach gehaltenem Hoch Ambt in Solenenen Pontificalibus in eigener Hocher Persohn die Heilige Communion außtheilte" und auch an drei aufeinanderfolgenden Tagen das heilige Sakrament der Firmung vornahm, und im Jahre 1733 zur Einweihung der Schloßkapelle zum heil. Nepomuk in Ettlingen, wo er in 4 Tagen jeden Tag von 9 bis 12 Uhr 2000 Personen gefirmt hat. Im Mai 1739 sind in Ettlingen 5358 Personen von ihm „confirmiret benebest 27 Glocken geweyhet und die Pfarrkirch mit denen darinn sich befindenden 3 Altären consercriert worden". Meistens aber hatten die Reisen privaten Charakter. Im Mai 1731 hat Schönborn „zur Chur das Carlsbader Wasser in geheimb gesagt zu Ettlingen getrunken."

Einen fröhlichen Besuch an des Kurfürsten Karl Philipps Hof in Schwetzingen beschreibt Damian Hugo im Vollgefühl der ihm dort gewordenen Ehrung am 24. Oktober 1727 seinem Onkel, dem Churfürsten Franz Lothar von Mainz. Der Brief gibt ein so anschauliches Bild des damaligen Hoflebens und eine so treffliche Charakteristik des Briefschreibers, daß jede Änderung oder Kürzung einen Verlust bedeuten würde.

„Schwetzingen liegt nur 3 Stund von Waaghäusel und bin ich es in 1/4 Stund gefahren. Wir haben mit einander abgeredet, daß keine Caeremonien sein sollen. Ich bin umb 11 uhr dahin gekommen und stunden im ersten Hof die Grenadier wacht ohngefähr 50 Köpf mit einem Hauptmann, Lieutenant und fändrich. Man salutirte mich mit der Trumm, die 2 officiers mit ihren Piquen und der fändrich mit der flügenden fahnen, boge zu letzt die Spitz gegen der Erd, wie es sonsten auch bräuchlich. Am 2ten Hof unten ahn der thür stunden des H. Churfürsten von Pfaltz lbden der Prince von Sultzbach [der Schwiegersohn

Karl Philipps, Josef Karl Emanuel von Sulzbach, der präsumtive Thronerbe] und der Hof. Im Heraussteigen embrassierte mich der Churfürst gleich mit ohnerhörten obligeanten Expressionen, und nach abgelegten Curialien begleitete er mich mit Gebung der Hand in mein Zimmer mit dem Prinzen von Sultzbach, bliebe über $^3/_4$ Stund bey mir und retirirte sich alsdann in sein Zimmer, wollte nicht leiden, daß bis in mein Anticamer mit gehen sollte, meldend, Er wollte ahnrichten lassen undt mich holen. Ich raccomodirte mich ein wenig und gienge alsdann gleich zu Sr. Liebden, welche mir dann gleich bis mitten Ihrer Anticamera, wie sie mich sahen, entgegen kamen und mit mir in das Zimmer gungen, wo dann auch gleich die Pfaltzgräfin [die lebhafte und anmutige Tochter Karl Philipps, Elisabeth] mit denen Damen hineinkamen, sehr dick schwanger. Eine Kurtze Zeith darnach gienge mann zur Taffel, der Hoff gienge vorahn, alsdann der Churfürst, und ich führete die Printzeß so gingen wir durch den Garten in die Orangerie [das von Karl Philipp erbaute, nicht mehr vorhandene Orangeriehaus, das an der Stelle des großen Bassins lag und später durch die Zirkelorangerie ersetzt wurde]. Da ware eine Taffel von 16 bis 18 Persohnen fast 4 Ecket, außer die Ecken waren ein wenig abgeschnitten. Ahn der oberen Seithen ware nur vor die 4 fürstlichen Persohnen gedecket, in der mitten lagen 2 Deller, gleich ich mögte wollen oder nicht, so saße die Printzeß auf die linke seith, auf der rechten saß ich, nebst mir der Churfürst und nebst der Printzeß der Prince von Sultzbach, ahn dem einen Eck die Ober HoffMeisterin nebst dem Churfürst, auf der anderen seith die General Hazfeldin nebst dem Prince von Sultzbach, alsdann auf den beyden seiten nebst der Ober Hoffmeisterin mein Ober-Marchall, auf der andern gegen ihm über die fräwlein von Trap, nebst meinem Ober Marchall die fräuwlein von Taxis und gegen dieser herüber mein geheimbder rath und Capitain von der Garde von Benserath, so eine Schnellenberg hat. Unten ahn der 4. seith saße nebst der fräwlein von Taxis der Oberhoff Meister Graf von Manderscheid, gegen Ihm über die fräwlein von Wolkenstein, alsdann der Comte de la Mark, gegen ihm über ein Cöllnischer Cammerherr von Ambotten genannt, alsdann der Cammerherr, so vorlegte, und der General Taxis [der Bruder der Gräfin Violante Theresia von Thurn und Taxis, die, wie Karl Philipp nach ihrem Tode erklären ließ, seine dritte Gemahlin gewesen war]. Ich sahe, daß der Churfürst sich gleich ein Deckelglas geben liese. Ich forderte auch eines, Er warthet, bis ich auch das meinige hatte, und als ich dem Prince von Sultzbach des H. Churfürsten gesundheit brachte, brachte Er zugleich der Pfalzgräfin die meinige und tranke mit mir gantz zu gleich, und ware es ein alter Ungarischer Wein. Ich ließ mir Kurtz darauf ein Deckelglas geben und wollte der Printzes und des Pfaltzgraffen gesundheit drinken, so liese Er gleich ein glas mit einem Deckel sich geben und trunkt mit überaus vielen Contestationen Ewer Churfürstl. lbden gesundheit, ich setzete die gleich von Chur Trier auch darauf und kame alsdann noch ein deckelglas, so er dem von Ambotten brachte, Chur Cölln, und dieses waren die Staatsgesundheiten [auf die franzosenfreundliche Koalition!], diesen folgeten noch einige Deckelgläser als eine ohnzerbrechliche Ewige freund- und Nachbarschafft, die nimmer zertrennet werden sollte, was einander von Hertzen liebte und ehrete einmahl all Zeith bis in Todt alles, was von Hertzen wohl mit einander meinet und Hänsgen im Keller von der Pfaltzgräfin, die 3—4 letztere giengen im ungarischen Wein, aber kein Glas größer als ein ordinari Caroffin, was mich ahnbelanget, wie mir dann der Churfürst alle libertät lasse. Herentwegen hatte Er meinen OberMarchall im Gesicht, der wurde so zu gedecket, daß man ihn diesen Morgen, nachdeme er ausgeschlaffen, in einer Hoffchaise nachbrachte nach Waaghäusel, und weylen der von Benserath auch in etwas sein theil hatte, so setzete der Churfürst den Teutschen Herrn von Recordin zu mir, daß wenigstens jemand nüchtern bey mir sein mögte. Nach dem Tisch retirirte sich der Churfürst fast auf einen augenblick, die Pfaltzgräfin aber setzete sich zu mir undt gabe mir Caffe in der Orangerie, so bald der Churfürst kame, setzete er sich zu mir und redete lang mit mir von allerhand sachen mit ohn Endlichen Contestationen, worüber mich in einem P. Sto. expliciren will. Man gienge also



gesambter hand im Garten spatzieren und fienge die Pfaltzgräfin ahn, ob die Frau Marggräfin wittib [Augusta Sibylle] nicht doch bald einmahl nach Waaghäusel käme, sie verlangte so herzlich, sie zu sehen, ich sagte, ich wüßte es nicht gewiß, sie antwortete, daß sie so eine große freundin von ihrer Frau Mutter seel. gewesen, dahero verlangte sie von Hertzen, sie vor ihrer niederkunft [die am 30. Januar 1728 erfolgte und der 35jährigen Prinzessin den Tod brachte!] noch zu sehen, allein sie ware so bekümmert, bis Mittwoch giengen sie auf Mannheim undt weylen sie so hoch schwanger, so könnte sie alsdann nicht wieder vor dem KindBett herauf, wann ich doch machen könnte, daß die Frau Marggräfin bis Montag zu mir auff Waaghäusel kommete, ich würde sie überaus verbinden, sie wollte ohne dem auch gern einmahl zu mir dahin. Ich sagte, ich machete mir eine Freyd daraus, ich wollte der frau Marggräfin davon Nachricht geben, Jhro lbden aber müssen vorlieb zu Waaghäusel nehmen, denn sie wisseten, daß das Haus weder mit Decken Fusböden oder fenster versehen seye, sie antworthete, Sie frage einmahl nichts darnach, ein Wasser, ein Zimmer da, wo ich logierte, das wäre ihr guth genug, ich antworthete, es seyen in des Jägers Haus 2 Stuben, das seye alles, Sie: alles dieses seye ihr recht, sie verlange nichts anderst. Ich: Seye auch der Montag ein Fastdag und Vigilia Simonis et Judae. Illa: Es wäre nichts daran gelegen, sie esse Fisch und Mehlspeisen. Ego: Wann Jhro lbden befehleten, so wollte ahn die frau Marggräfin schreiben und gleich wissen lassen, ob sie kommen wollte. Ista: Ich mögte es thuen, allenfalls, wann sie auch nicht kommete, so wollte sie doch dann zu mir dahin kommen. Ego: Mir seye es eine überaus große freyd, Jhro lbden müßten aber in einer noch nicht fertigen Eremitage vorlieb nehmen. Hierauf sagte sie Jhro gden Papa: Darf ich zu dem H. Cardinal bis Montag nach Waaghäusel gehen? Der Churfürst antworthete: Ich auch. Ego: Es wäre mir eine ohn Endliche consolation, Jhro lbden wisseten aber und hätten gesehen, daß mein haus allda noch in einem gar ohnausgebawten weesen seye, zumahlen würde es in einer Eremitage auf einen Fasttag sehr schlecht hergehen. Der H. Churfürst sagte: Ich esse alles, was man mir vorstellet. Ich bin hierauf bis halb 6 abends noch bey ihnen in garten blieben, undt ist der Churfürst und Pfaltzgraf auch immer mit mir herumgangen und haben wollen, ich sollte da bleiben, wie aber es nicht thuen wollte, so hat mich der H. Churfürst und die Prinzeß, auch der Prince von Sultzbach ahn Wagen begleitet, noch 1000 schöne contestationen, und bin also fortgefahren, ohne daß ich sie habe bewegen können, daß sie haben forth gehen wollen. Wie ich hin bin, hat der H. Churfürst mir einen Cammer Herrn entgegen geschicket bis auf seine Gräntzen, undt ein reithknecht hat denen postillionen die weeg weisen müssen. Ich bin darauf umb halb 8 zu Waaghäusel wieder gewesen, und habe gleich den ahnstallt gemacht, daß wenigstens den Speiß Saal und 5 Zimmer bis auf den Montag mit fuesböden und fenstern so beleget bekomme, daß ich sie taliter qualiter beherbergen kann, ich habe fast alle meine schreiner vom gantzen land auf dieser seith beschrieben und jedem Meister sein Zimmer mit seinen leyden gegeben. Da ich auch noch viele fues Tafflen hier [in Bruchsal!] habe bey dem bauweesen, so habe ich gleich alles dahin geschicket undt die fenster hier in meiner Kirch und haus ausheben lassen, so die nembliche grös haben, also daß der saal undt die Zimmer so zu sagen wohnbar nun undt das gantze haus in fenstern bringen kann, ich werde mich bemühen, so guth zu bewürthen, als ich kann, auch des H. Churfürsten lbden alle nur menschenmögliche Ehr und consideration zu bezeigen, das sie ohnfehlbar mit allem werden zufrieden sein. wie ich dann zu Gott hoffe, daß vielen bösen buben das maul werde gestopfet werden undt dadurch auch andere böse streich pariert sein. Ich küsse p. p."

Der Reise hat also ein politischer Gedanke zugrunde gelegen, den aufzuhellen hier nicht der Ort ist. Besonders beachtenswert erscheint das zur Anwendung gekommene Typisieren der Bauteile, dessen heute erkannte Zweckmäßigkeit uns Schönborn hier vor 200 Jahren vorgemacht hat.



Zu diesen kleinen Ausflügen, durch die das Einerlei der täglichen Amtspflichten aufgelichtet wurde, kamen ab und zu aber auch recht große Reisen.

Aus dem Kammerprotokoll vom 26. August 1728 (G. L. A. Nr. 7383) geht hervor, daß Schönborn einmal in Paris war. Er hat dort den Wein mit Seine-Wasser gemischt, trotzdem er allen Ablauf in diesen Fluß hat laufen sehen. „Was ware das End vom lied? Kaum waren wir ein paar monath zu Paris, so hatten wir ein hitziges fieber am hals."

Zu seiner Erziehung ist Damian Hugo in seiner Jugend nach Würzburg und Aschaffenburg zu den Jesuiten gebracht worden. Im Collegium Germanicum in Rom hat er seine Studien im Jahre 1693 begonnen und 1695 vollendet. Im Jahre 1702 erhielt er die Deutschordens Ballei zu Marburg. Im Jahre 1706 wurde er vom Hochmeister des Deutschordens nach Wien gesandt. Im Jahre 1714 treffen wir ihn in Braunschweig, 1717 zur Kur in Karlsbad, 1720 in Schlangenbad. Im Jahre 1709 wurde er zum Landeskomtur der Deutschordens-Ballei Altenbiesen bei Maastricht gewählt. Im Herbst 1719 dort vom Fieber befallen, begab er sich am 27. Okt. 1719 nach Maastricht, wo er als Deutschordens-Komtur einen Palast besaß, „umb gesundere Luft zu genießen". Im Juli 1731 hat er noch einmal und zwar mit großem Gefolge eine Reise nach den Niederlanden unternommen. Am 6. Nov. 1731 schreibt er an den Gouverneur der Reichsfestung Philippsburg Graf von Seckendorf Exzellenz „gestalten ich in der visitation meiner Balleyen begriffen und von einer Commende zur anderen gezogen bin". (G. L. A. Kammerprotokoll Nr. 7420.) Als sein Onkel von Mainz ihn im Frühjahr 1729 in Bruchsal besuchen wollte, wurde es — was uns von heute eigenartig anmutet — für notwendig erachtet, den Weg genau anzugeben. „Ihr negster Weech ist, weillen Sie Mannheimb sehen wollen, 1) von Maynz auf Oppenheim wohe die post ist, 2) von Oppenheim bis Wormbs wohe abermals ein post, 3) von Wormbs bis Mannheim wohe wieder die post, 4) von dahe gingen sie in ein pahr stundt bis St. Leon, so schon Mein ist, dahe werden sie im Pfarrhaus zu essen und die Relais finden, alsdann gehen sie in puhren alleen bis hierhero in das Haus, so über 5 stundt weech sindt. Wann man zu Mannheim nicht wissen sollte, wohe St. Leon ist, so sagen Ew. Eminenz, es läge zwischen Roth und Hockenheim."

Eine Reise hat Damian Hugo unfreiwillig unternommen, die Flucht vor den Franzosen. Schon am 8. März 1727 ahnt er die kommenden Dinge. „Ich weiß nicht, ob ich werde bey land und leuth bleiben können, mithin darauf bedacht seyn muß, daß ich ein stück geld in handen behalte, um allenfalls anderwerts davon leben zu können." Am 24. August 1728 bittet er in bewegten Worten seine Familie, ihm für eventuelle Fälle das Schloß Gaibach bei Wiesentheid als Asyl zu überlassen, damit er wenigstens einen Ort habe, wo er das, was er „in privato" habe, mit Sicherheit hinlegen und sich allenfalls im Alter, wenn es nötig, retirieren und ruhig sterben könne. Am 29. August 1733 schreibt er noch, er wolle in Bruchsal bleiben, so lange es möglich sei. Am 24. Okt. 1733 schreibt er, daß man schon schießen höre, man wisse aber

noch nicht wo es sei. In einem Brief vom 10. November 1733 heißt es: „wann der Aufbruch der Armée herunter gehet, so ich nicht hoffe, so werde mich nicht lange mehr alhier aufhalten können". Am 23. März schreibt er seinem Bruder nach Trier: „Euer lbden verhalte ich nicht, in brüderlichem geheimb und vertrauen, daß ich bis sambstag gantz in der stille und sicherheidt und pfältzischer Vertrüslichkeidt halber von hier nach Heusenstamb auf zu brechen gedenke, gestalten meine Sicherheit hier nicht länger sehe", ungeachtet der König von Frankreich vom Papst Clemens XII. gebeten war, darauf Rücksicht zu nehmen, daß der Kardinal von Schönborn nicht gedrängt werde, seine geliebte Herde zu verlassen. (Remling.) Am 13. April 1734 schreibt er von Heusenstamm aus: „Zu Mainz ist nun alles in allarme und packet alles ein. Ich lasse heut alles nach Würzburg zu Wasser gehen." Von Waghäusel aus wird ihm am 10. April berichtet, „daß kaiserliche Truppen angekommen und bey dahiesigem herrschaftlichen Wirtshaus abgestiegen seien, und daß morgen etliche 50 Compagnien Kayserl. Cavallerie zwischen Waghäusel und Philippsburg campieren werden. Weilen das Wirtshaus dahier viel zu eng, wollten Se. Durchl. der Prinz von Bevern in der Eremitage sich einlogieren. Den übrigen bey sich habenden H. H. officiers sei ihr logement in denen 4 neuen Pavillonen angewiesen."

Im Kirchenbuch der Bruchsaler Stadtpfarrei vom Jahre 1734 findet sich der Eintrag: „a Decimo Maij mars potissimum furebat et nunc Galli, nunc Germani prope urbem et in urbe Bruchsaliensi castra metati subsistebant". Eheschließungen sind in jener Zeit nicht eingetragen worden. Am 11. Mai 1734 geht er von Heusenstamm nach Frankfurt. Er wollte dort nur so lange bleiben, bis seine „paccage" über Aschaffenburg fort ist. Am 18. Mai schreibt er von Frankfurt aus: „ich sitze als noch hier, bis sehe, wohin mit sicherheidt mich wenden könne. Wir arme Schönborn seindt haldt ohnglückliche leydt respectu der weldt; vor Gott hoffendtlich aber andersten angesehen, denn unser fehler ist, daß wir mit forchdt Gottes, mit Vernunft, mit treu und aplication regieren, daß wir das guthe und rechte befördern und das böse nicht dulten wollen." Am 13. Juli schreibt er wieder von Frankfurt aus: „In meinem ahrmen landt gehet es gahr hardt her undt unter uns gesaget hausen die Kayserlichen harth. Ich mögte so gehrn hier forth, daß mihr das herz weehe thut, ich kann aber nicht, bis weiß, ob ich auch in franken sicher bin." Am 31. Juli 1734 übergibt der Kammerrat und Hofkeller Duraß ad regimen eine schriftliche Anzeige folgenden Inhalts: „Es hätten des Hern Hertzogen von Bevern Cfrstl. Dchl. Ihr quartier mit der hohen Generalität Mittwochs den 21ten curr. dahier in der St. Damiansburg genommen, worauf besagten herrn hertzogen Stall-leuthe sich sogleich deren herrschaftlichen Borden in dem Hof hinter der Hofkirchen gewaltsamer weis Meister gemacht und davon in hochfürstl. lustgarthen langs der mauer Schoppen und Ställe aufgerichtet, wie auch mit solchen borden den boden, worauf die Pferdt stünden, beleget. Der daselbst befindliche hainbuchene Haag sei 38 Schritt lang gänzlich ruiniret und die Maronien-Bäume beschädiget." (G. L. A. Prot. 7449.) Die Ankunft Schönborns „cum tota aula sua" in Gaibach erfolgte laut einem ausführlichen Bericht im



dortigen Pfarrbuch am 15. Sept. 1734. Auf dem Altarblatt der dortigen Kirche ist Damian Hugo als „Conservator familiae" umgeben von seinen Brüdern in ganzer Gestalt verewigt. Am 8. Nov. 1735 schreibt er von Gaibach aus nach Bruchsal: „Es ist ohnverantwortlich, daß Ihr zugebet, daß in dem Pavillon nebst den Wachtstuben am Haubt Thor unserer residenz, wo ehedessen unser verstorbener haubtmann Wunderlich gewohnet hat, ein Marquetenter mit einer jungen Dirn einlogiret worden." Am 15. Nov. 1735 wendet er sich von Gaibach aus an den nun in Bruchsal stationierten Herzog zu Württemberg: „Ich kann Euer lbd. mit schwehrem Gemüth nicht bergen, daß mir sehr bekümmerlich falle, daß bishero meine Residenz in bruchsal gleichsamb wie ein öffentliches Würtshaus einem jeden, so sich nur darein logiren will, zu diensten stehen solle. Mir ist eine rechte freude gewesen, daß solche Euer lbden und des Herrn Printzen Eugenij lbd. hat zu diensten sein können, allein, daß ein jeder solcher sich bedienen will, das thut mir sehr wehe, zumahlen da man ja sogar gräfl. Residenzien und Cavalliershäuser überall zu schonen suche, auch weder zu Schwetzingen noch zu Carlsruh oder Rastatt die landesherrschaftlichen häuser beleget worden sind. Euer lbden thun dardurch ein löbl. Werk vor die Fürsten des Reichs, die ja sonsten denen gemeinen Bürgern und Bauren gleich gehalten würden." (G. L. A. Prot. 7463.) Am 25. Febr. 1736 schreibt er von Gaibach aus an den Comitialgesandten Baron v. Karg: „Ich hätte freylich viel zu Wien anzubringen, allein da die H H Franzosen noch mein gantzes land jenseits rheins in confiscation halten und tagtäglich noch bis auf den letzten Blutstropfen aussaugen, so getraue mich nicht wegen noch härterem tractament, micht gegen sie zu rühren." Am 4. Sept. schreibt er seinem Bruder nach Trier, in Wien beurteile man die Verhältnisse nicht richtig. „Mir muß es genug seyn, daß wenigstens Ich als ein getreüer Reichsstand aus Teutsch patriotischem Herzen und Gemüth das Meinige jeder Zeit gesaget und erinnert habe, was nöthig zu seyn geglaubet." Am 30. Okt. 1736 läßt er an dieselbe Adresse seinem politischen Herzen freien Lauf: „Die Mutter des reichs schlafet in sanfter Ruhe. Zu denen Potentioribus lasset sich kein recours nehmen, dann sie bestehen mehrestentheils in protestanten. Die Catholischen potentiores aber seynd entweder zu schwach zur hülff oder in solchem Crisi, daß sie sich fast selbst nicht mehr zu helfen wissen, also daß unser dermahliges teutsches reichs Systema sehr mißlich undt schlecht aussiehet." Diese tief traurigen Zustände im Römischen Reich deutscher Nation mögen die Konflikte erklären und entschuldigen, die in dem deutsch patriotischen Herzen Schönborns und anderer deutscher Fürsten entstanden sind.

Mit freudigem Jubel begrüßt konnte Damian Hugo am 11. März 1737 wieder seinen Einzug in Bruchsal halten. Beim Durchzug von 1077 Mann französischer Rekruten der 12. Division im Jahre 1743 durfte der alte kranke Fürst in seiner Residenz bleiben. Es war ihm zwar auch damals sehr betrüblich, daß auf seine Residenz-Stadt „gar keine Reflexion gemacht werden wolle, da doch Reichs-Constitutions-mäßig solche billig in reguard des Landes Herrn in bedacht gezogen werden solte", aber es ist damals wenigstens „gute ordre und Manns-Zucht" gehalten worden und

beim „Todtschlag und Schießung zahmen geflügels und einiger Haasen" verblieben. Am 28. Mai 1743, also kurz vor seinem Tode, hat Damian Hugo seinem Bruder nach Trier als Beweis dafür, daß der gegen ihn erhobene Vorwurf, er sei ein Feind Frankreichs, nicht zutreffe, einen an ihn adressierten Brief des Königs von Frankreich gesandt, der im Schönbornschen Archiv in Wiesentheid in Abschrift sich erhalten hat:

„A Mon Cousin le Cardinal Schoenborn, Prince du Saint Empire.

Mon Cousin! Les noveaux temoignages, que j'ai recus par votre lettre du 2 decembre de vos sentiments pour ma personne, me sont très agreables et vous ne devez pas douter, que je ne sois bien aye de vous donner aussi a toutes occasions des marques del' estime, que j'ai pour vous. Sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait, Mon Cousin a Sa Ste et digne garde.

Ecrit a Versailles le 18 fevrier 1743.

Louis".

Der Intendant bei der Kgl. französischen Armee, Mr. Chauvlin hatte den Fürstbischof „gleichsam vor ein Feind des Königs declarirt". Damian Hugo hat in dieser Sache an den Freiherrn von Karg am 5. Mai 1743 geschrieben: „Ich habe alles was nur mögliches an mich verlanget worden, gethan, auch nicht anderster thuen können, weilen ja unvernünftig von einem alten langwirigen und in der Welt gewesenen Regenten gethan wäre, wann er sich einem so mächtigen großen König widersetzen solte. Ich bin ein Cardinal, Bischoff und Priester et non Erubesco Evangelium, mithin ist mir nicht schwehr in Meiner Persohn nach dem Exempel Christi zu leyden, mithin auch mich Gott in meinem unschuldigen leyden nicht verlassen wird." In einer „Relatio ad Imperatorem", d. d. Bingelsheim, den 17. Martii 1727, hat es geheißen: „Er [Schönborn] wäre sich jeder Zeit seiner Reichs Ständischen Schuldigkeit eingedenk. Er werde bis in sein Grab Allerhöchst dieselbe und dero durchl. Ertz-Hauß mit vollkommener Treue und Devotion zu gethan verbleiben."

Im Jahre 1713 ist Schönborn Cardinal geworden. Von den 4 Papstwahlen, die er als solcher erlebte, haben nur zwei in sein Leben eingegriffen. Bei derjenigen von 1724 hat er aus mir unbekannten Gründen nicht teilgenommen. Bei dem am 7. Febr. 1740 stattgehabten „Todtsfall Sr. päbstl. Heiligkeit Clementis XII." hat er trotz einer ihm gewordenen sehr schmeichelhaften Aufforderung von Seiten des Kaisers sein Fernbleiben mit Alter, mangelhafter Gesundheit und Winterszeit" entschuldigt. Zweimal aber, nämlich beim Tode Clemens XI. im Jahre 1721 und beim Tode Benedicti XIII. im Jahre 1730 ist er zur Ausübung der Kardinalswürde nach Rom gezogen. Die Vorbereitungen dazu haben einer Mobilmachung geglichen. Am 8. April 1721 hat er an seine Regierung eine besondere Instruktion gerichtet, in der es u. a. heißt: „und weilen wir bekantlich von schwacher gesundheit auch von vieler arbeit und großen schweren reisen und fatiquen sehr ausgemergelt und schon entkräftet seint, mithin leicht sein könnte, daß der allmächtige Gott uns auf dieser langwürigen schweren reiß zu sich forderen dörfte." Am 16. April 1721 „umb 4 Uhr" (wohl morgens) hat er die erste Konklave-Reise angetreten. Am 7. April hatte er seinem Bruder in Wiesentheid Mitteilungen über die Kostspieligkeit einer solchen Reise gemacht.

„Mit Vier Tausend Ducaten gehe in Gottes Nahmen forth. Nun kostet mich die Reise hinein bis 3000, nur wie ich jetzt mit kleinem hofstatt gehe, 2000 wird monatlich von meiner Cammer zugeschickt.“ Am 21. April 1721 schreibt er von Augsburg aus an seinen Onkel nach Mainz: „Ich wil gehrn nicht der Magnifiqueste sein, aber doch muß ich schauen unter den Mittleren wenigstens passiren zu können; wollte mich gern nach der Decken strecken, allein zu Rom mehr zu einem Gelächter als Ehr zu stehen, fallet mihr gar schwer mich zu überwinden.“ Aus einem Brief an seinen Bruder in Wiesentheid geht hervor, daß er in Rom sehr aestimiert wurde, „wie ich dann versichern kann, daß klein und groß mich hier zu behalten sehnlich verlanget. Ich aber will wieder zu meinen Schafen gehen, die mir Gott anvertrauet undt dahe mein Himmel verdienen.“ Am 24. Mai 1721 konnte er von Rom aus das Ergebnis seiner Reise mitteilen: „. . . . . und habe das Glück gehabt, daß so baldt in Conclavi eingetretten bin, man den andern tag gleich zur einstimmigen wahl getretten, wobey dan wohl von Glück sagen kann, indeme nur ein nachdt im conclavi habe bleiben müssen. Es ist nicht zu beschreiben, was dieses vor ein miserabele gefängnus ist, wohe man wohl zu wünschen hatt, daß man nicht lange bleiben müsse. Bey der Crönung habe nicht erscheinen können, weillen Mich mein ohnglückliches fieber wieder Ueberfallen hatt.“ In einem post scriptum bittet er noch um einen guten Rat, wie er, „mit bester Commodität wieder herausgehen könne den gerahdesten weech mit Veturinen, dan ich kan nicht sagen, wie das post fahren mich im beydel und Kräften mitgenommen hat. Ich bin über Chiusa undt Mantua auff Modena undt Bolognia, alsdann auf Loreto gangen, ich halte aber alles dieses sehr um. Meine grose landauer Chaisen habe zu Bolognien müssen stehen lassen undt habe 8 sedien Kauffet also, daß die vetturini nuhr pferdt undt keine gefährt nötig haben.“ Am 14. Okt. 1721 bricht er von Rom wieder auf, am 18. ist er in St. Cassiano, am 19. passierte er Florenz. Am Dienstag, den 21. Okt. zu Mittag, ist er in Bologna angelangt und hat von dort am 22. geschrieben: „Hier logire bey dem Marchese Monti, der einen überaus schönen Palast hat.“ Nach ein paar Tagen ging es weiter über Trient, Bozen, Brixen nach Augsburg, wo er am 13. Nov., und nach Bruchsal, wo er am 16. Dez. gesund und wohl wieder eintraf.

Bei seiner zweiten Konklave-Reise konnte der unterdessen zu Wohlstand gelangte Kirchenfürst sein Bedürfnis nach repräsentativem Auftreten schon besser befriedigen. Er ist diesesmal mit großem Gefolge auf die Reise gegangen, wie der folgenden Aufstellung entnommen werden kann.

„Specification
Was mit Sr. Hochfürstl. Eminenz nach Rom abgehen wirdt.

Leibwaagen

1. Se. Hochfstl. Eminenz
2. H. Oberkämmerer Freyherr v. Boineburg
3. H. Hof Marschall Frh. v. Bentzerath
4.} 5.} stehen auff, silber Diener und läuffer

Leib rother waagen

6. H. v. Ehrenfels Cammerjunker
7. H. von Cortenbach „ 8. Vacat
9. geheimbder Secretarius H. von Nentwich
10. stehet auff, H. OberCämmerer u. H. Hoff-Marschalls diener.

Leib blauer waagen

11. Beicht Vatter
12. leib Medicus H. Dünnewaldt
13. Cabinet Secretarius H. Keill
14. H. Capellan Günther.
15. Cavaliers Bedienter.

Blawer reys waagen

16. H. von Wick } page
17. H. von Lüderitz } page
18. Zahlmeister Flaischmann
19. Kuchenmaister Schaaff
20. Cammerdiener Merkel
21. Leib Barbierer
22. H. von Nentwichs u. Doctors diener
23. gehaimbder Cantzlist Schäffer
24. Cammer Laquay Friderich
25. } zwei Köche
26. }
27. Schenk
28. Cammer fourier
29. } zwey Trompeter
30. }
31. Courier."

Dr. Kellermann („Georgius Udalricus Kellermann SS. Theol. Dr. Consiliarius aulicus, protonot. apostol." wie er sich als Zeuge unter dem am 28. August 1737 aufgestellten Testament Schönborns unterzeichnet), der in dieser Spezifikation nicht aufgezählt wird, teilt uns d. d. Rom in Conclavi den 29. April 1730 weitere anschauliche Einzelheiten mit.

„Also seynd Eminentissimus mit einer sehr großen und prächtigen suit von 20 und mehr Kutschen bey zulauff eines sehr großen Volkes aus dero quartier nacher S. Peter gefahren, allwo sie sanctissimam sacram adoriert, sepulchrum Sanctorum Apostolorum Petri et Pauli verehrt und des letzgelebten pabsts begräbnis orth besuchet haben, darauff seynd sie mit ihren 3 Conclavisten in das conclave eingegangen .... hirnach begaben sie sich in ihr Logirung, welche sehr eng ist und hat nur ein fenster, das ganze Zimmer hat in der breite 20 schuh in der länge 32 schuh; hierin ist Eminentissimi logierung zum schlaff und audienz ad 13 schuh breid und ad 16 schuh lang, dann ein kleiner orth bey dem fenster, worin Eminentissimus speisen, schreiben und betten. Zwischen diesem orth und schlaff Zimmer Eminentissimi ist ein Durchgang für andere, das übrige ist für die 3 Conclavisten. Mich wundert, daß die H. H. Cardinäl sich so lang aufhalten mögen mit machung eines pabst, sich dadurch aus der finstern und auch stinkenden gefangenschafft zu erledigen, ich halte mich für einen armen gefangenen, der in einem orth eingesperrt ist, kein Nonn in ganz teutschland ist so hart eingesperrt, da diese für die natur nothwendigkeiten ein heimlich orth hat, uns aber dergleichen abgehet, und einer dem andern zusehen muß essen, trinken, schloffen ect. muß in ein orth geschehen, Gott wolle uns gesund erhalten."

In einer beigefügten Grundriß-Skizze ist der mittlere Teil des Zimmers durch punktierte Linien als „Eminentissimi audienz u. Schlafzelle" mit in einer Ecke eingezeichnetem Bett markiert. In einem längs der Fensterwand verlaufenden ebenfalls durch eine punktierte Linie abgegrenzten schmalen Streifen steht „hier speisen schreiben und betten Eminentissimus, des nachts aber schlaf ich darin auf dem boden auf einer madraz, welche ich hin und her tragen muß —". In einem Nebenraum steht: „die garderobe und schlafen darinn 2 Cammerdiener".

Auf der Hinreise ist am 9. April die Ankunft in Mantua erfolgt. Am 6. Mai erfahren wir aus Rom, daß es Schönborn die vorige Woche miserabel mit seinen Augen gegangen ist. Am 1. Juli schreibt er: „ich habe mich heidt aus dem Conklave müssen tragen lassen, nicht so viel wegen einer gefehrlichen als wegen einer sehr incommoden Krankheidt, das ist ein völliger Ausschlag". Am 27. September reiste

Schönborn von Rom wieder ab, am 4. Oktober hat er in Bologna „die Opera" besucht.

Damian Hugo, der seit 1722 Coadjutor des Bistums Konstanz war und als solcher ein Interesse haben mußte, den Sitz seines zukünftigen Wirkens zu besehen, hat auf der Rückreise vom Konklave dem Bischof Johann Franz Schenk von Stauffenberg einen Besuch abgestattet. Am 16. Oktober schreibt Dr. Kellermann von Meersburg aus: „gestern Abend seynd Celsissimus am hiesigen Hof ankommen, wo gute rasttäg werden gehalten werden, ut rectificantur vires corporis, welche auf der reyß ziemlich geschwächet worden." Am 7. Nov. erfahren wir von demselben Gewährsmann von Bruchsal aus: „den 25ten October nachmittag seynd Eminentissimus von Mörsburg wo wir ein gut quartier hatten ab über den see gegen stadten [Staad] und bis nach Engen gegangen, allwo wir erst um Mitternacht ahngetroffen. Den anderen Tag haben wir regen und sehr böse weeg gehabt, seynd weither nicht kommen als bis Villingen. Den 27ten ging die reys durch den schwarzwalt über hornberg und haussach bis Gengenbach, allwo Eminentissimus erst nachts um 11 Uhr mit dem mohr und ein heyduck allein angelangt, der Cavallier- und Cammerdiener-wagen seynd zu haussach 4 stund zurück geblieben und den anderen Tag einer morgens um 8, der zweyte mittags um 11 Uhr zu gedacht Gengenbach ankommen. Die reyß von Villingen bis Gengenbach ware wegen bergich und steinigte weeg, auch wegen der durch viele regen angeloffene Kinzig und andere gewässer die allerschlimmste, herbeste und gefährlichste. Da Eminentissimus nachts durch ein wasser setzt, zerbrach im wasser an dero wagen ein rath, doch weillen der hinden darauff sitzende heyduck es zeitlich gewahr worden und dem fuhrman mit großem schreyen zugesprochen, seynd Eminentissimus glücklich durch kommen. Ohnweit davon seynd des H. Praelaten [von Gengenbach] pferdt mit einer Kutsch entgegen kommen, welche Eminentissimus eingenohmen. An der Cavallier Kutsch ist gleich außer Hornberg ein hindere Art abgebrochen und war zum unglück kein wagner in orth. Da wir zu hausach an das wirtshaus kamen, zerbrach die andere hindere art. Zu obberührtem gengenbach haben des H. Marggrafen zu Baaden hochfürstl. Durchlaucht [Ludwig Georg], welche wegen verdruß mit dero Frau Gemahlin sich in dero Oberland aufhielten, Eminentissimum erwartet und nach angehörter heil. meß und genohmenen frühstück durch dero Land bis Acharach [alte Bezeichnung für Achern] den 29ten passati von da bis Ettlingen begleitet und große Ehre bezeichet. In allen Badischen Orthen stund die Landmilitz in gewehr und wurde aus pöllern geschossen, welches auch die Herren Offenburger gethan. In Ettlingen seynd Eminentissimus verblieben. Den 2ten Nov. ist die Badische Prinzessin aus Frankreich von ihrer Chur zu Ettlingen glücklich angelanget zur großen freud des fürstl. hauses, in welchem Eminentissimus auch die einigkeit zwischen H. Marggrafen undt seiner gemahlin herstellen werden."

Über die hier erwähnte Störung im Eheglück des Jägerlouis — so nannte der Volksmund den Sohn des Türkenlouis —, mit seiner ersten Gemahlin Maria Anna von Schwarzenberg, die ihm kurz zuvor im Jahre 1728 nach siebenjährigem heißen

Sehnen den Erbprinzen Karl Ludwig geschenkt hatte, schreibt Damian Hugo am 18. Nov. 1730 von Bruchsal aus: „Freylich ist der Eheteuffel in bekanten orthen erwachsen, so mir viele arbeith machet, inzwischen hoffe, wan die Eltern secundiren, diesmahl die sach noch zu heben, dann sie sich noch mit reputation heben lasset; die mutter hat bishero die sachen nicht verbesseret, hoffe aber daß der Vatter tieffer einschauen werde." Des Markgrafen Mutter, die verwitwete Augusta Sibylle, mag in diesen wie in so vielen anderen sorgenvollen Stunden dankerfüllt die hilfreiche Hand ihres fürstbischöflichen Freundes ergriffen haben.

Im Jahre 1740 zum Bischof von Konstanz erhoben hat Schönborn am 2. Nov. dieses Jahres die Reise nach seinem neuen Bistum angetreten. Am 12. Nov. 1740, abends 5 Uhr, ist er in Meersburg mit 120 Pferden und Maultieren eingetroffen. „Den 26ten März 1741 haben des Cardinalen und Bischoffen von Constanz Eminenz sich mit dero ganzen Hofstatt von Etlich 60 Persohnen auf Bürnau begeben [d. i. Altbirnau!], bey dem Gnaden Bild celebrirt und über 3 stunden im Pfleeghaus aufgehalten."

Die offizielle Antrittsvisite in Salem selbst hat erst am 30. Oktober 1741 stattgefunden.

„Die H. H. P. P. Secretarius, Großkeller und H. Canzler nebst H. Oberambtmann sind in einer Kutschen dem Cardinalen und Bischoffen von Costanz bis Mihlhofen endtgegen gefahren, disselbe complimentiert und umb ½2 Uhr sind seine Eminenz hier eingetroffen und bey der Kürchhoff Thür od. Chor außgestügen, allwo H. P. Prior eine kleine red- und Beneventierung machte, bey daselbe stuende ds gesambt Convent in cuculen in 2 rayen bis an die Kürch, durch welches seine Eminenz giengen und sich auf dem mit Einem roten Tepich gleich an der erst od. undsten Staffl gegen dem Hochaltar zubereuteten Stuol hinder welchem der roth Samete Säßl stund nider knietten, worauf von dem Convent das Tedeum abgesungen wurde, hierauf begaben sich seine Eminenz neher hinzu gegen dem Hochaltar, welcher mit allem Silber aufgemacht war und besichtigten dasselbe, hierauf verfüegten sie sich zu denen 4 Heyl. Leiberen und denen 3 neuen Altären, besahen und belobten alles; zuletzt haben selbe sich auf den andern bey der Muetter Gottes an der Säulen zu bereütteten Stuol nider gelassen und gebettet; nach diesem ist mann durch den Creyzgang bey denen Noviciat Stiegen hinauf durch das Auditorium in das Fürstenzimmer, allwo vor dem Zimmer auf dem Gang Mein gnädiger Herr [Abt Constantin] int dem Mantel und Pectoral angethan in dem Trag Säßl sitzend, weill sie nit stehen kuntten und etwas schmerzen leydeten, seiner Eminenz eine kurze anred teutsch machten, worauf seine Eminenz sich in das Zimmer begaben und auch mein gnädiger Herr hineingetragen sodann über eine virtl stund in dem Zimmer aufgedeckt wurde, wonach auf seiner Eminenz Verlangen mein gnädiger Herr H. P. P. Prior und Secretarij umb ½3 Uhr mit speisseten. Ich der rechnungsrath hat die Gnad zu tranchiren, die H. H. Bursambtschreiber und Canzlist Christa zu credenziren. Cammerdiener, Cammer Laquai Kutscher und Vorreütter wartheten in der neu und hatschier Livre auf. Under dem speisen wurde im Zimmer eine auf seine Eminenz gemachte Composition abgesungen und Music gemacht, welche hinach bey der Cavaliers Taffl repetirt worden. Abends umb ½7 Uhr besuechten seine Eminenz meinen gnädigen Herren in der Abbtey auf eine halb stund, und als sie sich wider in dero Zimmer verfüegten, berüeffen sye die beede geistl. Räthe den H. Doctor Weinbach und Seminarij Regens pto des Seminarij und hielten mit selben eine Conferenz biß ½10 Uhr, worauf sie ein kleines Nachtmahl in dero Zimmer ganz allein einnammen und umb 11 Uhr zur ruehe gingen. Zuvor aber ließen seine Eminenz durch dero Cammerdiener



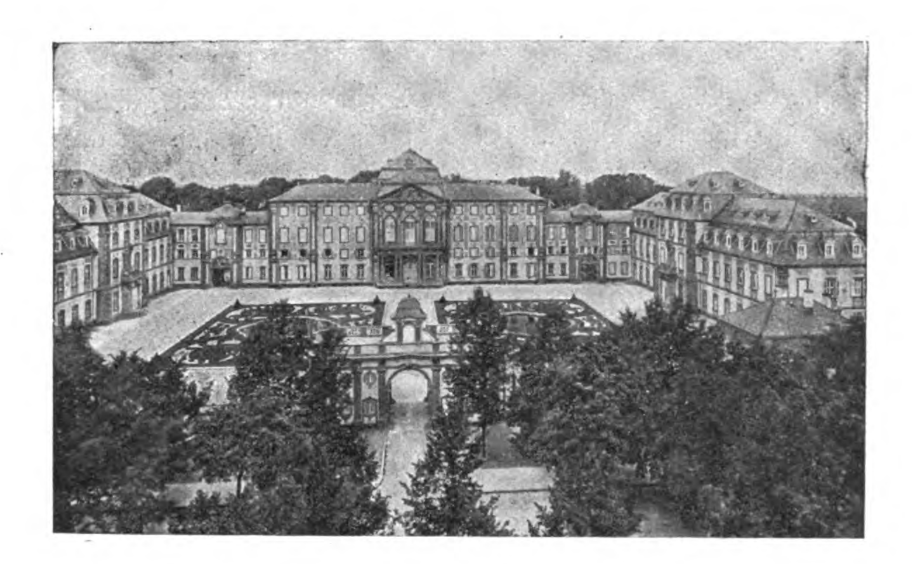
meinen gnädigen herrn ein Compliment- und Anwunsch guetter Ruehe machen, worauf der H. Canzler eine Danksagung und gegencompliment zu machen Befelch erhalten. Seine Eminenz haben dero eigenen Wein, nemblich rheinwein mit halb Selzer Saurbronnen getrunken. Den 31ten Octobris als Zinstag stuend seine Eminenz umb 7 Uhr auß der ruehe auf, ohneracht selbe umb ½6 Uhr aufzustehen und umb 6 Uhr abzureißen abendts endtschlossen waren; umb 8 Uhr hörtten sie in der Hof Capellen auf der Abbtey die Heyl. Meß, welche von dem Hofcaplan gelesen wurde, nach deren Vollendung ließen sich mein gnädiger Herr auß dero Zimmer auf den Gang bey der Uhr tragen und erwartheten seine Eminenz auß der Capellen, wodann seine Eminenz zu denenselben sich verfuegten, einen Dank für empfangene Ehren abstatteten, bessere Gesundheiten anwünschten und dieselbe embrassierten, sodann sich in di Kürch verfüegten, bey der Muetter Gottes an der Saullen ein Kurzes Gebett verrichteten und über den Kürchhof hinauß zur Kutschen giengen, vor derselben sich umbwendeten und allen denen Ihnen nachgegangenen den Seegen gaben, in die Kutschen stiegen und abfahrten. Höchst dieselben wurden mit hiessigen Pferdten benandtlich 18 für 7 Kutschen und 6 reütter also 24 Pferdten biß Stockach abgefüehrt und bedient, allwo denen hiessigen Leuthen 19 fl Trinkgeld geraicht wurde. Den 30ten bey dem Herkommen, sobald seine Eminenz über der aach bey der Casernen [in Mimmenhausen!] erscheinten, wurde mit dem bey dem Fohlen Stall an der Aach [d. heutige Stephansfelder Hof] hinunter gepflanzten geschütz der anfang des schießens gemacht und damit bis nach dem Absteigen continuirt. Der Zug gienge nicht durch das Hard sondern über die wissen herauf. Bey dem Thor stunden alle Soldaten im gewehr. Bey dem Fürsten Summer Taffl Zimmer waren doppelt, bey dem Portal aber eine einfache, auch bey den Kutschen Tag und Nacht eine Wacht; Bey dem abgehen ist das geschüz auf der Verenen halden gepflanzt gewesen und wurde auch lang geschossen. Weder bey dem Herkommen noch abraiß wurde nicht geläuthet und in der Kürch kein weihwasser gereicht. Seiner Eminenz 12 Hussaren seind nicht mit hierher gekommen sondern erst bey dem Hermarch seind disse zu Mühlhoffen nach Stockach zu gehen und allda zu warthen befelcht worden. Seiner Eminenz Suite bestund in dem H. Obrist Stallmeister Baron v. [der Name fehlt], Obrist Kammerer Baron Löhrbach, Hof Cavallier Baron v. Spiegl, zwey Edelknaben als Baron v. Crasciet und Baron von [der Name fehlt] 2 H. H. P. P. Benedictiner als Hofcaplaen, H. Bereuther, 2 Cammerdiener, 2 Mundschenk, 2 Läuffer, 2 Heuducken, Herr Hof Cammerrath Duraß und noch mehr andere Bediente also daß die Bruchsalische und Mörspurgische Suite in etwa 50 Personen bestuende. Nach seiner Eminenz abreiß namb der rückgebliebene Mörspurgische Hof ein Frühstück und reiste umb 11 Uhr auch ab."

Der Salmansweilische Rechnungsrat Johann Martin Vogler, dessen handschriftlichen Aufzeichnungen die Schilderung dieses Aufenthalts Damian Hugos in Salem entnommen ist, läßt an einer unserem raschlebigen Geschlecht vielleicht langweilig erscheinenden Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig. Aber gerade dadurch ist es ihm gelungen, ein nicht nur wahres, sondern zugleich lebendiges Bild der vom Hofzermoniell beherrschten Zeit der gepuderten Perücken vor unserem geistigen Auge zu entrollen.

Vergleicht man das Programm der Salemer Reise mit demjenigen, das beim Besuch am Pfälzer Hofe abgewickelt wurde, dann wird man erkennen, daß Damian Hugo von Schönborn die köstliche Gabe besessen hat, sich dem jeweils gegebenen Milieu trefflich einzufügen. Es wird von ihm gesagt, daß sein Lebenswandel „heiligmäßig" gewesen sei. In der anderen Welt der Entfaltung heitersten Lebensgenusses war er kein Spielverderber!

Als am 18. August 1743 abends die Uhr, die unweit von seinem Bett hing, die achte Stunde schlug und nach kurzer Zeit, ohne daß jemand dieselbe berührte, die acht Schläge repetierte, sagte Damian Hugo mit heroischem Geist: „Ich erkenne schon, was dieses wiederholte achte schlagen bedeutet. Ich danke dir zwar liebe getreue Uhr, daß du mir mit deinem wahrsagenden repetirten achte schlagen hast andeuten wollen, daß ich morgen um diese Zeit nit mehr acht Uhr schlagen höre. Aber diese Warnung ist um so weniger vonnöthen, um mehrer ich bereit bin, alle Stund und Augenblick meinem kommenden Gott entgegen zu gehen. Welches auch, wie er vorgesagt, ist erfolget, da Er den anderten Tag eben noch vor acht Uhr abend gantz sanfft und seeligt entschlaffen den Neunzehnten August-Monats des verflossenen 1743 Jahr im 67ten seines Alters." (Aus der Trauerrede, die P. Thaddaeus Kofler S. J. im Jahre 1744 in Wiesentheid gehalten hat.) So hat er auch seine letzte Reise mit einer freundlichen Miene angetreten, und wenn die Geschichte mit hartem Griffel die markanten Züge des ausgezeichneten Kirchenfürsten, wie er uns in Ausübung seines Amtes entgegentritt, im Schatten eines tiefernsten „Memento mori" hinterlassen hat, mögen die Bruchsaler, die ihn den zweiten Gründer der Stadt nennen, ihr „Vergißmeinnicht" auf das heitere Bild reinen Menschentums legen, das uns vorführen soll

den Kardinal Schönborn auf Reisen!



Das Bruchsaler Schloßmuseum

Von Anton Wetterer, Bruchsal

Eine Aufgabe von der Qualität und dem Umfang der Schloßrenovation in Bruchsal bringt, wenn sie richtig angefaßt und durchgeführt werden soll, eine Menge Fragen wissenschaftlicher und technischer Art in Anregung und ihre Bearbeitung fördert mancherlei zutage, was für die Wissenschaft bleibenden Wert hat. Dies trifft hier in erhöhtem Maße zu, dank der gründlichen Methode seiner Renovatoren, besonders des Herrn Dr. Fritz Hirsch. Er überzeugte sich sofort von der Notwendigkeit, das nicht geringe, aber noch wenig gesichtete Akten- und Planmaterial durchzuarbeiten. Dazu besaß er die nicht zu überbietende Energie und Akribie.

Am Schlusse der Renovation war eine stattliche Sammlung von alten und neuen Zeichnungen vorhanden, verschiedene Modelle und Versuche, mancherlei, das sich in den zahlreichen Gebäuden fand usw. Da erhob sich die Frage: sollen diese Dinge nicht ein dauerndes Heim in einem der Schloßräume erhalten, um sowohl vor Verschleuderung beschützt zu bleiben, und anderseits denen, die in der näheren und ferneren Zukunft sich für die Geschichte und die Kunst des Baudenkmals interessieren, an Ort und Stelle dienen zu können. So ergab sich die Idee eines Schloßmuseums.[1] Hirsch hat sie entworfen und mit Zustimmung des Ministeriums in die Tat umgesetzt.

Die Wahl eines passenden Raumes bot keine Schwierigkeit. Das Zimmer links vom Haupteingang an der Hoffront mit vier Fenstern wurde dazu bestimmt. Ursprünglich waren es drei gewölbte Zimmer, das zweifenstrige nächst dem Eingang diente dem Hofmarschallamte, das andere dem Haushofmeister und im dritten wohnte ein Kanzlist. Im Jahre 1782 machte Nikolaus Schwartz aus diesen drei Zimmern einen Raum mit einer glatten Decke, die Stuckornamente erhielt, und bestimmte ihn zum „Kavalierspeisezimmer". Ein zierlicher Wandnischenbrunnen bereitete den ehe-

[1] „Schloß Bruchsal" erscheint als besonderes Heimatblatt.

maligen Hofjunkern beim Mahle frische Kühle. In den 1850er Jahren diente der Raum als „Militärspital“. Damals hat man den Brunnen mit Brettern verschalt und Bilder und Spiegel entfernt. Bei der Renovation ließ Hirsch die Wandspiegel aus der Hauskapelle zurückbringen, ebenso die Bilder der vier letzten Fürstbischöfe, wobei Rollingen durch einen neuen Wilderich von Walderdorf ersetzt wurde.

An älteren Plänen sind vorhanden: die Residenz um 1726, das Damianstor, das Wachthaus, das Corps de logis, Veränderungen von Thomann (Mainz), das Treppenhaus, vielleicht von Neumann, die Chorwand der Kirche, die Portalbauten von Leonhard Stahl 1753, Pläne von der Reserve, der Tabakfabrik, dem Stirumspital und dessen Kapelle, dem alten Schloß, der St. Pauluskirche u. a. Dazu kommen alte Lichtdrucke verschiedener Ansichten von Bruchsal.

Aus Anlaß der Renovation wurde eine Menge neuer Zeichnungen geschaffen, namentlich jene, aus denen die Schnitte auf den herrlichen Platten in Hirsch's Schloßwerk gewonnen wurden, und die zum Zweck der äußeren Bemalung. Sie halten das Bild fest, wenn es am Schloß nach Jahren verblaßt sein wird. Viele Photographien, darunter solche, welche das Bild einzelner Schloßteile vor und während der Renovation festgelegt haben.

Wertvoll ist die Sammlung sämtlicher Literatur über das Schloß, die wir haben. Sie bedingt die Pflicht für eine gewissenhafte Fortführung.

Im Hinblick auf den genannten Bestand erfüllt das Museum zugleich die Zwecke des Archivs und der Bibliothek.

Es enthält aber auch eine überraschende Menge von Gegenständen, deren Sammlung sofort als ein hohes Verdienst um das kulturelle Interesse des Residenzbaues zutage tritt. Wir sehen hier einige Autographe von Schönborn, sein goldenes mit Email geschmücktes Ordenskreuz, das er in den Sarg mitgenommen hat, ebenso einen goldenen Ring; von Hutten eine Messingtafel vom Deckel seines Sarges mit Inschrift und eingravierter Ahnentafel, Wappen Schönborns aus Stein, Gußeisen und Holz, die Siegelstöcke, die man ihm in den Sarg mitgab, ein kunstfertiges großes Türschloß mit Schönborns Wappen, ein gußeiserner Baluster, nach dem die neuen Decken am Wachthaus 1905 gefertigt wurden, kleine Blechlämpchen vom Speicher der ehemaligen Dragonerkaserne beim Damianstor, kleine Fläschchen aus der fürstbischöflichen Hofapotheke usw. Modelle von den Gartenfiguren der vier Jahreszeiten, von dem Wappen am Giebel des Portals auf der Gartenseite von Bausen, für den Parkabschluß von Ebehalt, zu den Kandelaberpfeilern im Ehrenhof, zum Amalienbrunnen und zu den Schnecken an demselben von Ebehalt u. a. An sonstigen Figuren zwei kleine Hellebardiere aus Stein, stark verwittert, deren Kopien auf der Westseite des Bezirksbauamtes aufgestellt sind, eine Brunnenfigur von Hofbildhauer Günther, alte Backsteine, eine Äolsharfe, ein Porzellan-Tintenfaß mit Figuren u. a.

Mit der Einrichtung des Schloßmuseums ist ein Denkmal geschaffen, das in hohem Maße geeignet ist, der Erkenntnis der Kunstwerte unseres Schlosses und der Vertiefung seiner Wertschätzung zu dienen.

Die Gobelins des Bruchsaler Schlosses im Zusammenhang mit den Bildteppichen der übrigen badischen Schlösser

Von Hans Rott, Karlsruhe



1. Rococosessel mit Savonneriebezug im Bruchsaler Schloß

Trotz seines bescheidenen Umfanges besitzt das badische Land und das großherzogliche Haus in seinen Schlössern einen ansehnlichen, in wissenschaftlicher Hinsicht freilich noch fast unbekannten Schatz an köstlichen Wirkteppichen, Erzeugnissen der niederländischen und französischen Bildweberei von der Mitte des XVI. bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts, die aus altmarkgräflichem wie ehem. bischöflich-Speyerischem, -Konstanzischem und Straßburgischem Besitz stammen und durch Erbschaft, Säkularisation, Kauf und auf anderem Weg in den Besitz des badischen Hofes und Staates gelangten.

An der Spitze dieser langen Reihe von Gobelins steht die Monatsfolge der sog. „Jagden Kaiser Maximilans", vlämische Bildteppiche aus dem „goldenen Zeitalter der Tapisserie", die nach Bernaerts van Orleys Louvrezeichnungen um 1530 von dem Brüsseler Wilh. Geubels für Karl V. gewirkt wurden und deren berühmte Originalfolge heute im Louvre aufbewahrt wird. Auf einem dieser kostbaren Teppiche, die in Wirklichkeit Jagden Karls V. in dem großen Wald von Soignes bei Brüssel wiedergeben, erkennt man in getreuer Nachbildung die berühmte Abtei Groenendael, in der einst der Augustinerprior und Mystiker Ruysbroek seine Abhandlungen schrieb.[1] Für die Beliebtheit dieser Maximiliansjagden spricht der Umstand, daß sie in der

[1] Abbildung des Klosters um 1620 von Jan Brueghel d. A. in Trésor de l'art Belge II (1913), p. 54.



2. Aus der Folge der sog. Jagden Kaiser Maximilians

Pariser Gobelinsmanufaktur noch im XVII. und XVIII. Jahrhundert mehrfach nachgebildet wurden.[1]

Nach leicht variierenden Kartons oder Patronen der Originalserie wurden bald nach der Mitte des XVI. Jahrhunderts die kostbaren Jagdteppiche nachgewirkt, die sich heute im Besitz des Großherzogs von Baden auf der Insel Mainau befinden und auf keinen Geringeren als Damian Hugo von Schönborn, den Fürstbischof von Bruchsal und Bischof von Konstanz-Meersburg, zurückgehen. (Abb. 2.) Aus einem im Anhang abgedruckten Schreiben des Kardinals an seinen Oberstallmeister von Lüderitz geht hervor, daß diese berühmte Jagdserie von Schönborn schon als Landkomtur der Ballei Altenbiesen bei Maastricht erworben, in seinem Palais zu Aschaffenburg und nachher im Bruchsaler Schloß aufgemacht worden war. Als der Kardinalbischof sich 1721 nach Rom zum Konklave begab, nahm er als „ein Liebhaber von allen solchen Sachen", wie sich sein Hofkeller Duras ausdrückt, außer andern heute noch vorhandenen Zimmer-

[1] A. Wauters, B. van Orley 1893, mit Abb. von Vorlagen u. M. Fénaille, Etat général des tapisseries de la manufact. des gobelins II (1903), p. 299 ff. mit näherer Beschreib u. Abbild. — Friedländer, im Jahrb. der Preuß. Kunstsamml. XXX (1909), p. 155 f., 162, 166. — H. Schmitz, Bildteppiche (1919), p. 226.

hoteli̇ßen so viel Stück von der „schönen Tapet, wo die Jagdten und Pferden auf stehen" mit, als noch Platz vorhanden war in den mit Kalbsfellen sorgfältig verpackten Kisten. Wie an anderer Stelle nachgewiesen wird, gelangte dieser umfängliche Jagdbehang mit dem Erwerb des Konstanzer Bistums 1740 nach Meersburg und verblieb auch dort nach Schönborns Tod 1743.[1] Bis ins XIX. Jahrhundert hinein schmückten die „Jagden Maximilians" die Prunkzimmer der Beletage im dortigen Neuen Schloß, rechter und linker Hand vom großen Hauptsaal der Mitte, kamen 1865 mit andern Bildteppichen — zusammen 21 Stück — in die Hauskämmerei nach Karlsruhe und von hier 1871 auf höchsten Befehl nach der Mainau, nachdem die Domänenkammer sie dem Hof unentgeltlich überlassen hatte.[2]

In gleichem Besitz befindet sich heute ein Jagdteppich mit der Marke des bekannten Brüsseler Wirkereiunternehmers Anton Leyniers aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts, ebendaselbst ein Waldteppich mit wildem Getier nach niederländischer und einer Groteskenbordüre nach italienischer Vorlage, der gleichen Epoche belgischer Hochrenaissance angehörig. Im dritten Viertel dieses Jahrhunderts entstand die David-Abigailserie des Bruchsaler Schlosses mit der noch ungedeuteten Brüsseler Kleeblattmarke (Abb. 3), bald darauf die dort befindlichen Bildteppiche mit alttestamentlichen Darstellungen aus Martin Reymbouts Manufaktur.[3]

Eine Reihe namhafter Gobelins aus der Mitte und der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts schmücken heute die großherzoglichen Schlösser: Ein Wirkteppich aus jener Monatsfolge, die um 1650 nach Wiener Vorlagen von Jan van den Hoecke, dem Kammermaler des niederländischen Statthalters Erzherzog Leopold Wilhelm, in Brüssel gewirkt wurde und in vorzüglichen Originalexemplaren in der Wiener Hofburg und im Schloß zu Stockholm vorhanden ist;[4] ein in diese Zeit und Kreis fallender Gobelin mit dem Parisurteil; ein Wirkteppichpaar aus der Titusfolge, von dem Brüsseler Tapissier Gerard Peemans († 1680), einst im Arbeitszimmer Großherzog Friedrichs I. zu Karlsruhe aufgehängt; zwei Gobelins der Alexanderserie nach Le Brun-Edelinck, aus der betriebskräftigen Manufaktur des Brüsseler Jan François van den

---

[1] Über Schönborns Aufenthalt u. Schloßbau zu Meersburg vergl. Obser, in Schriften d. Vereins f. Gesch. d. Bodensees 1913, p. 45 ff. — Rott, Bruchsal. Quellen, Nr. 357, 379.

[2] G.L.A. Meersburg, Akten, Stadt, conv. 19. — ib., Repos. der Hofbehörden. Inv. Karlsr. Nr. 35; ebenso der bemerkensw. Bericht des Oberstkammerherrn von Ende über die bad. Schlösser, Abteien usw. von 1817 in fasc. 1242. — Die „Gobelins-Tapeten mit Jagden u. idyllischen Vorstellungen" erwähnt bei Staiger, Meersburg a. B. (1861) p. 33. — Hiernach sind die Angaben über den Verbleib von Schönbornschen Wirkteppichen in Rom zu berichtigen. Wille, Bruchsal[2] p. 64 u. Anm. 81.

[3] Über M. Reymbouts, neben Geubels, Leyniers u. van den Guchte der betriebsamste Wirkereiunternehmer Brüssels um die Wende des XVI. Jahrh., vgl. A. Wauters, Les tapisseries Bruxelloises, 1878, p. 207 u. 295 f. und die Skizze J. Guiffreys im Trésor de l'art Belge au XVII siècle II (1913).

[4] J. Böttiger, Svenska Statens Samling af Väfda Tapeter II (1895) p. 76. — v. Baldaß, in Kunstchronik 1920, p. 445. — H. Schmitz, Bildteppiche p. 252.



Hecke (ca. 1662—94 nachweisbar).[1] Am gleichen Ort wirkte das Atelier des Marcus de Vos (ca. 1650—1680 tätig) zwei von prächtigen Blumenborten umrahmte Bildteppiche, eine Hufschmiede à la Teniers (Abb. 5) und die sog. „Spanische Jagd" mit herrlicher Gartenarchitektur im Hintergrund, eine Bildtapete, die jahrzehntelang während des verflossenen Jahrhunderts im obersten Mezzanin des Bruchsaler Schlosses und hernach im Großh. Palais der Residenz hing. Ein Behang von 5 Falkenjagden, mit M. de Vos Ateliersignatur bezeichnet, schmückte bislang das erste Zimmer rechter Hand neben dem Marmorsaal des Karlsruher Schlosses.

Um die Wende des XVII. zum XVIII. Jahrhundert entstand in einer Brüsseler Wirkerei, vermutlich nach Ludwig van Schoors Entwurf, die „Geburt der Venus", heute im Karlsruher Schloß und die hier und im Thronsaal des Bruchsaler Schlosses aufgemachte sog. Alexanderfolge, in Wirklichkeit eine Reihe inhaltlich nicht zusammengehöriger, wohl aber nach Kartons desselben Meisters gewirkter Gobelins bezw. Bruchstücken von solchen. Zeitlich gehören dahin drei Bildteppiche mit Götterdarstellungen (Flora mit Zephir und Amor, Merkur mit Bacchusknaben und Nymphen, Venus und Adonis), umschlossen von reizenden Blumen- und Rankenbordüren und signiert mit dem Namen des Jan van der Borcht, einem Vertreter der bekannten großen Brüsseler Gobelinmanufaktur[2]. Aus diesem Haus, mit der gleichen Wirkermarke bezw. auch der latinisirten a Castro gezeichnet, entstammen die kostbaren, laut eingewebter Inschrift auf Kartons des Mechelners Lambert de Hondt zurückgehende Gobelins mit den eindrucksvollen Szenen aus dem Kriegs- und Lagerleben und den reichen, aus Trophäen, Arkebusieren und Fouragieren zusammengesetzten Bildrahmen (Abb. 8). Wohl von dem Türkensieger Markgraf Ludwig Wilhelm oder dessen Gemahlin Sibylle erworben, gelangte diese Folge, im Volksmund als „Bauernkriege" betitelt, im XIX. Jahrhundert nach Karlsruhe und wurde 1883 im dortigen Schloß als Wandschmuck aufgebracht.[3]

Unbekannt ist bis jetzt die Herkunft der 1867 erstmalig im Bruchsaler Schloß auftauchenden berühmten, zwischen 1700—1710 entstandenen Groteskenteppiche nach Jean Bérains Zeichnungen, Erzeugnisse aus der Manufaktur von Beauvais, die 1714 teilweise auch in der Berliner Hautelissefabrik von Jean Barraband genau nachgewirkt wurden (s. Vorsatzbild).[4] Zu der Folge des „Neuen Testaments" von Jean Jouvenet und Jean Restout (1711) gehören die vier früher in Mannheim befindlichen Bilderwirkereien,

---

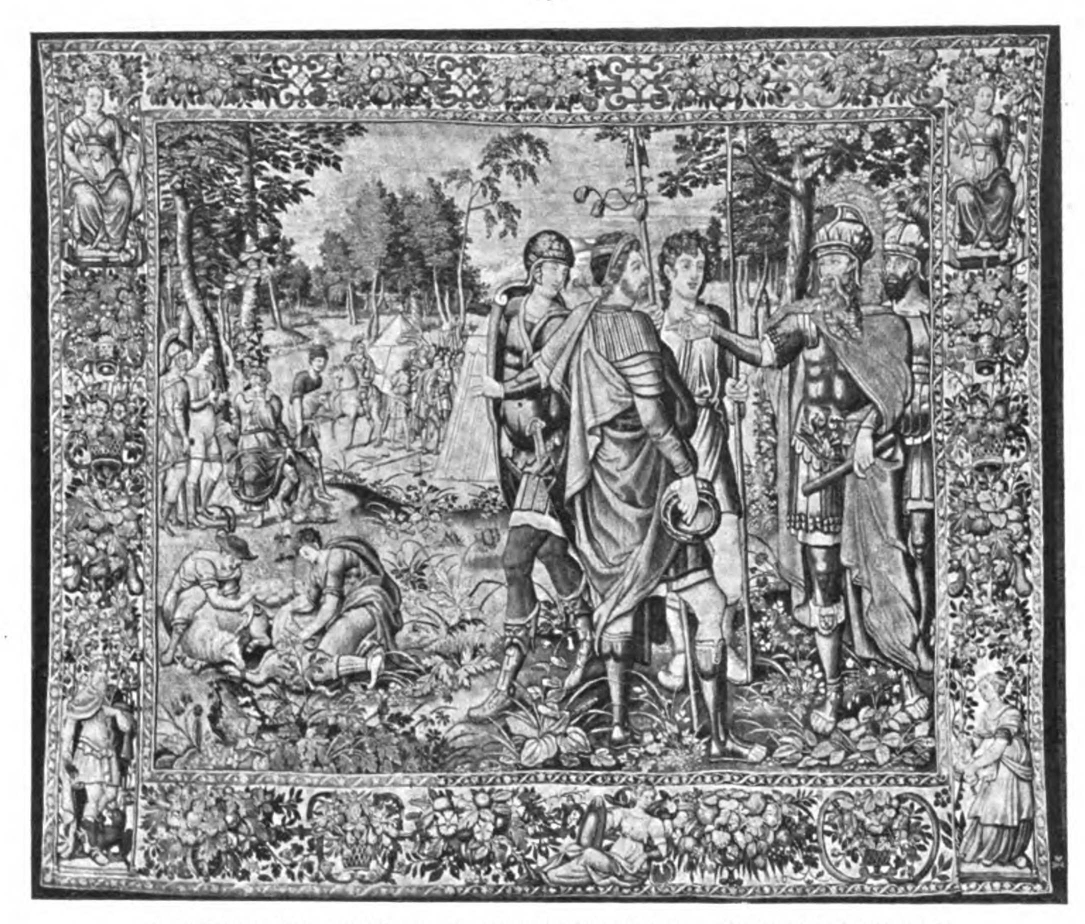
[1] Vgl. auch Fénaille, l. c. II, p. 166.

[2] Bessere Repliken dieser Großherz. Stücke in den Wiener Staatssammlungen.

[3] Über den Brüsseler Landschafter und Schlachtenmaler L. de Hondt, einen Schüler Dav. Teniers, vgl. J. Destrée u. P. van den Ven, Tapisseries des musées royaux du Cinquantenaire. 1910, p. 17. — W. G. Thomson, A history of tapestry (1906) p. 398, 407. — A. Wauters, Les tapisseries Bruxelloises 1878, p. 268 f. — Das Todesdatum bei A. v. Wurzbach, Niederl. Künstlerlexikon I (1904) p. 709 unrichtig, da L. de Hondt 1679 als Maler in Brüssel genannt wird. — Hautelissen mit seiner Signatur auch in den Münchener Sammlungen.

[4] J. Badin, La manufacture de tapisserie de Beauvais 1909, p. 11 f. — J. Guiffrey, Les Gobelins et Beauvais (1907 p. 126. — H. Schmitz, Bildteppiche, p. 168, 308 f.





5. Brüsseler Bildteppich aus der David-Abigailfolge mit der Kleeblattmarke
Im Bruchsaler Schloß

die sicherlich aus der Hinterlassenschaft des Kardinals Rohan zu Ettenheim herrühren. Aus dem gleichen Nachlaß wurden 1803 im Auftrag des badischen Hofes die einst von dem jungen Goethe in Straßburg bestaunten Jason-Medeagobelins erworben. Von der vollständig erhaltenen Serie, zu der J. Fr. de Troys 1743—47 in Rom entstandene Gemälde die Vorlagen bildeten, entstammen 5 Stück dem Atelier Audran d. A., 2 der Manufaktur Cozettes.[1] Am gleichen Ort hing früher ein Wirkteppich aus Charles Natoires 1741 begonnener und 1757 vollendeter Serie der Geschichte Marc Antons, aus Audran d. A. Werkstatt.[2] Gleich diesem sind Rohanscher Herkunft die sog. Calecutischen Landschaften, nach Modellen A. Fr. Desportes (von 1737) in

---

[1] Inventaire général des richesses d'art de la France. Mon. civils. IV (1913), p. 138 ff. — Der 7. der mit 1745, 1747, 1762, 1767 datierten Teppiche ist der mit „Les taureaux de Mars" bezeichnete, auf dem Jason mit dem Zauberzweig die beiden Stiere bändigt. — F. Hirsch, in Zeitschr. für Gesch. der Archit. VII p. 190 f.; K. Obser, in Mannh. Geschichtsbl. XX (1919), p. 42 f; M. Netter, ib. IV (1903), p. 124 ff., wo viel Konfusion angerichtet ist.

[2] Vgl. Inventaire général p. 143.

Jacques Neilsons Basselisseatelier zu Paris 1778 nachgewirkt.[1] Den Beschluß der ehem. Gobelinssammlung im Mannheimer Schloß bilden die vier „Tenières" mit den Pfalz-Zweibrückener Wappen, angeblich während Carl Theodors Regierungszeit in Frankenthal entstanden, aber zweifellos Brüsseler Bildwebereien. Auch die noch wenig bekannte Königl. Gobelinmanufaktur zu Straßburg lieferte dem Durlacher Hof einige Wirkteppiche mit den badischen Wappen, sog. Portières aux armes, die bis vor kurzem die Eingänge des ehem. „Türkenzimmers" im Karlsruher Schloß zierten und laut Akten 1763 durch den badischen Hof von dem Straßburger Gobelinhändler Trombert um 593 Gulden erworben wurden. Die reizenden Rocailleteppiche tragen die Marke Straßburgs und die des Meisterwirkers Richard.[2]

Nach dieser summarischen und Vollständigkeit zur Zeit ausschließenden Übersicht über die wertvolleren Gobelins im Besitz des badischen Großherzogs und Staates versuchen wir, eine Reihe historischer Notizen über Herkunft, Umfang und Verbleib der in den badischen Schlössern, besonders in Bruchsal, früher und jetzt noch vorhandenen Bildteppiche zu geben.[3] Eine abschließende Geschichte der in Baden vorhandenen Gobelins kann erst geboten werden, wenn die Durchforschung der in großherzoglichem Besitz und in der Registratur des Finanzministeriums befindlichen Akten und Inventare erfolgt ist.

Es ist kaum bekannt, daß die alten markgräflichen Häuser von Durlach und Baden im XVII. und XVIII. Jahrhundert eine sehr stattliche Zahl von Bildteppichen besaßen und daß schon im Ausgang des XV. Jahrhunderts ein Gobelinwirker im Dienst der Markgrafen auf Schloß Rötteln beschäftigt war. Höchst anschaulich schildert uns der Hallenser Hans von Waltheim in seinem Pilgerbericht von 1474/75 die Tätigkeit des Rötteler Meisterwirkers: „Der wergkit heydenisch Wergk vor yme legende, und her hatte den Bildener[4] undir deme Zettel, und her hatte dorundir vile Schemele, eynen an deme andern, und her trad das Werg mit den Fußen, das man sust an den stenden Remen mit den Henden griffit. Item derselbe Meister furte uns in des Marggraven Kemmenate unde wisete uns so vile großer Tepte, domete man die Kemmenate obene und an allen Muren obirczuhit, und vile andere Tepte mehir, die her gewirgkit hat. Das was das hobischte Werg von Bilden, von Angesichten, von Cleydunge, von Thiren, von Blumen und von anderm Wergke, glich als ab es lebitte, desglichen ich nicht vile gesehin habe."[5]

Am Baden-Badener Hof sind für das XVI. Jahrhundert „Seidensticker" nachweisbar, und Schweizer Besucher berichten 1612 von der Karlsburg zu Durlach, wie

---

[1] Gute Abbild. u. Text der Jasonfolge und der Nouvelles Indes bei Fénaille l. c. IV, p. 41 ff. u. 102 ff.

[2] G.L.A. Reposit. d. Hofbeh. Inv. Karlsr. Nr. 1 (1759) mit Nachträgen.

[3] Eine ausführlichere Darstellung mit Abdruck der archivalischen Quellen erfolgt später an anderer Stelle.

[4] Karton oder Patrone genannt.

[5] Werminghoff, Das oberbad. Land im Pilgerbuche des Hans v. Waltheim aus den Jahren 1474/75, in Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins XXXVII[2] (1922), p. 72 ff., 79 f.



die Wände der dortigen Schloßzimmer mit Tapisserien behangen sind. In der Trauerrede anläßlich des Todes Markgraf Friedrichs VI. (1677) erwähnt der Ephorus Keck die zahlreich vorhandenen Wandteppiche der Durlacher Residenz. Und ein Jahrzehnt später wurden angesichts der ausbrechenden Kriegsfurie von hier allein über 40 Stück „niederländtische Tapeten" in den markgräflichen Hof nach Basel geflüchtet, darunter zwei Wirkteppiche „mit großen Figuren" und eine aus sieben feinen Seiden- und Woll-Gobelins bestehende Folge, „die Polische Tapet genant".[1] Diese Serie wie eine ansehnliche Reihe vlämischer Wirkereien finden wir 1712 nach der Rückkehr des Durlacher Hofes in die Karlsburg wieder vor, darunter einen Bildteppich von David und Abigail, ferner eine „gewürckte niederland. Tapet, darauf die Historia von David vorgestelt", Stücke, die vermutlich mit den betr. Folgen im Bruchsaler Schloß identisch sind. In dem Durlacher Schloßinventar von 1712 werden über 36 Gobelins aufgezählt, wobei unter einer „altniederl. gewürckten Tapet" öfters eine „Kammer", d. h. ein ganzer Zimmerbehang zu verstehen ist.[2]

Unter den Kostbarkeiten, die das Kodizill der Markgräfin Sibylle 1733 hervorhebt, befanden sich in einem Schloßzimmer zu Rastatt „6 Stück fein Niederländische Spallier, worauf römische Geschichten gewürckt".[3] Das dortige Schloßinventar von 1772 führt unter der badischen Verlassenschaft 34 große und über ein Dutzend kleiner Bildteppiche auf, darunter einen mehrteiligen Behang, „das sogenannte Fourage Stück", also die Gobelins mit den oben erwähnten Kriegs- und Lagerdarstellungen Lamberts de Hondt. (Sie hingen 1772 im Hauptgeschoß des Corps de Logis, Zimmer 52.)[4] In den Jahren 1801/02 wurden eine größere Anzahl von Wandteppichen, darunter Folgen „mit heidnischen Geschichten" und solche „mit Ovidischer Historie" aus der Karlsruher Hauskämmerei ins Rastatter Schloß abgegeben. Noch 1817 fand der Oberstkammerherr von Ende die Zimmer der beiderseits an den Prachtsaal angrenzenden Apartements „sämtlich tapeziert mit sehr kostbaren Tapeten . . ., zwey mit sehr schönen Gobelins und die übrigen mit Hautelissen".[5] Von diesem Bestand wandern dann 1862/63 wieder 17 Wandteppiche in die Hauskämmerei nach Karlsruhe zurück. Der Speisesaal der Markgräfin-Witwe im Ettlinger Schloß ist 1762 mit Hautelissen behängt; das Verzeichnis der Mobilien im Schloß zu Baden von 1772 zählt über 30 Bildteppiche auf. Leider werden sie dem Inhalt nach nicht näher gekennzeichnet, so wenig wie im Rastatter Inventar.[6]

[1] G.L.A. Repos. d. Hofbeh. Inv. Basel, Nr. 1 (von 1688), fol. 19 ff., fol. 105.

[2] Ib. Inv. Durlach, Nr. 2 von 1712. — Das Verzeichnis beginnt: „Carolsburg, Hauskammerey Inventarium an Tapeten, Niderlandische Gewürck."

[3] G.L.A. Großh. Haus- u. Staatsarch., II Haus- u. Hofsachen. Samml. d. Großh. Hauses Nr. 53 (1733).

[4] Ib. Großh. Haus- u. Staatsarch. I, Personalien B.-Baden 13 (Verlassenschaft 1772) fol. 129. — Auf einer Hautelisse, „ganz gut", stand nach dem Inventar der Wirkername „Jan van Rottom", wohl ein Vertreter des bekannten Brüsseler Ateliers Reydams.

[5] Ib. Repos. d. Hofbeh. Inv. Karlsr. Nr. 29 (1776) u. fasc. 1242. — In den Wandfüllungen, des mittleren Hauptsaales befanden sich damals noch die großen Familienporträte.

[6] Über Gobelins oder „Spallier", bes. niederländische, im Schloß zu Baden 1737, 1762, 1770/72, 1802 vgl. Haus- u. Staatsarch., I Personalien B.-Baden 13; II Haus- u. Hofsachen.





4. Brüsseler Bildteppich mit David und Saul von dem Meisterwirker Martin Reymbouts
Im Bruchsaler Schloß

In dem Neubau des Karlsruher Schlosses aus der zweiten Bauperiode, d. h. in dem zunächst vollendeten rechten Flügel waren 1759 bereits eine Anzahl Gobelins aufgehängt, die im Inventar teilweise inhaltlich näher bezeichnet sind: Im heutigen ersten Kaiserzimmer „eine gewürckte Tapete von heidnischen Geschichten" zu 6 Stück, zu denen sich 1771 noch eine „Hautdelice Tapete mit biblischen Historien" hinzugesellte; im jetzigen, seit 1855 eingerichteten Thronsaal, eine aus 3 Behängen bestehende „Tapete Davidischer Historie", möglicherweise wieder die Reymboutsfolge des Bruchsaler Schlosses. In der Hauskämmerei wurden 1776, wohl durch Rastatter Bestände bereits vermehrt, 65 große und 10 kleine Hautelissen, darunter Serien „mit heidnischen und biblischen Geschichten" aufbewahrt, ein Stück „mit Ovidischer Historie", vielleicht die

Hofökonomie Nr. 86 u. Rep. d. Hofbeh. fasc. 362. — G.L.A. Ettlingen, Hofökonomie, Schloßinventar 1762.

Metamorphosen Jupiters im Schloß zu Bruchsal, ferner Bildteppiche „mit herculianischer Geschichte" und solche „mit Mosaischen Historien", auch eine „sogenante Weinlese" zu 6 Stück, sicherlich Jan van den Hoeckes Monatsfolge auf der Mainau. Eine stattliche Reihe von Gobelins war 1787 im fertigen Residenzbau aufgemacht, darunter ein aus drei Stücken bestehender Bezug, „ländliche Lustbarkeiten vorstellend". Aus der Hauskämmerei wurden dann viele dieser Teppiche 1782, 1798/99, 1801/02 an die Landschreiberei, an die Schlösser in Rastatt (besonders zahlreiche), in Karlsruhe und wohl auch in Bruchsal abgegeben. Im Jahr 1811 waren 46, und 1865 noch 62 Gobelins in diesem „Vorrat" untergebracht.[1]

Die frühesten mir bekannten Nachrichten über Bildteppiche im Mannheimer Schloß seit dem Anfall an Baden stammen aus dem Jahr 1804. Damals hing im ersten Vorzimmer rechts vom Marmorsaal — der Rittersaal des Königsquartiers genannt — eine Hautelissetapete, „die freie Künsten vorstellend", eine Folge, die zunächst nicht nachweisbar ist; in den beiden folgenden Sälen bereits die bekannte Jasonserie, während mehrere Gobelins mit der Alexandergeschichte Saal III (damals sog. II. Vorzimmer) und Saal XVI, das erste Vorzimmer der Markgräfin-Witwe Amalie im sog. „Churfürstl. Quartier" des linken Schloßflügels, zierten.[2] Neben den genannten und einer ansehnlichen Anzahl damals im Schloß verwendeter, inhaltlich aber nicht näher bezeichneter Hautelissen wurden 1804 im „Schloß-Verwaltungs-Vorrat" noch „20 Stück Goblin Tapete . . . von Ettenheim gekommen", aufbewahrt, ein Beweis, daß weit mehr Bildteppiche als die bisher bekannten aus Rohans Nachlaß stammen und vom badischen Hof erworben wurden.

In der Tat schrieb Geheimrat von Roggenbach nach erfolgtem erstem Ankauf der bekannten Rohanteppiche (vom 1. August 1803) unterm 10. August 1803 von Mahlberg aus an den badischen Oberhofmarschall Marquis von Montperny, daß er außer den unterm 9. für Mannheim ersteigerten Broncegirandols weiter erwerben wolle: „1. das Lustre von Malabarischem Cristall . . . 2. die uebrige Goblins Tapeten, die Teppiche und Paravans, die erst den 17ten dieses versteigert werden. . . . Es bleibet mir dermahlen nichts uebrig, als dero Weisung zu erwarten, wohin ich das vermutlich zu erhaltende Lustre und die annoch zu ersteigernde Tapeten, Tepichen und Ecrans spedieren solle."[3] In dem Mannheimer Depot wurden 1804 drei Teppiche aus der „Teniersfolge" aufbewahrt, weiter zwei Gobelins „vom Jud Aberle", einem bekannten

[1] Ib. Repos. d. Hofbeh. Inv. Karlsr., Nr. 1, 2, 29, 33 u. fasc. 350. — Von Rastatt kamen 1862 63 zahlreiche Gobelins nach Karlsruhe.

[2] Ib. Repos. d. Hofbeh. Inv. Mannh. Nr. 1 (1804).

[3] G.L.A. Repos. d. Hofbeh., fasc. 363 u. Churf. bad. Geh. Ratsprot. von 1803 Nr. 4313. — Zu Rohans Gobelinsammlung gehörten jedenfalls die 4 Entrefenêtres mit Darstellungen aus Lafontaines Tierfabel im untern östl. Ovalsaal des Karlsr. Schlosses, die sämtlich das eingewirkte Wappen des Kardinals aufweisen. Ähnl. Wirkereien, Pariser Manufaktur, abgeb. bei Böttiger, l. c. III pl. LXXXIV f. — Der betr. Lustre mit franz. Lilien in der Lichtkrone hängt heute im Turmzimmer des Galeriesaals. — Ib. Rep. Inv. Mannh. Nr. 1 (1804).





5. Die Hufschmiede. Brüsseler Gobelin aus dem Atelier Marcus de Vos

damaligen Mannheimer Kunsthändler,[1] 15 Stück „alte Hautelisse Tapeten", zur Verwendung an Fronleichnam und schließlich „2 alte ditto zu Wagen Decken". Der Gobelinbestand des Mannheimer Schlosses von 1804 ist mithin ein anderer als der von 1918.[2]

Gegenüber dem Reichtum der in den markgräflichen Schlössern und deren Depots im XVIII. Jahrhundert vorhandenen Bildteppichen finden wir in den Verzeichnissen des Bruchsaler Schlosses aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts verhältnismäßig nur wenig Bildteppiche und diese stets in stereotyper Wiederkehr erwähnt. Es sind dies zwei Alexanderserien im Thronsaal des Corps de Logis und in den beiden östlich an den Musiksaal des Kammerflügels anstoßenden Zimmern;[3] die letztere, die mit der Einrichtung des Hofgerichts im Kammerflügel 1847 entfernt wurde, scheint identisch zu

---

[1] Walter, Gesch. Mannheim II, 12, 238.

[2] 1855 kamen 6 alte Gobelins aus dem Mannheimer „Schloßvorrat" nach Karlsruhe. — Die bis 1919 dort vorhandenen Wandteppiche abgeb. in dem Werk: Gobelins 21 Blatt im Großh. Schloß zu Mannheim, Graß, 1886.

[3] Jb. Rep. d. Hofbeh., fasc. 305 u. 1246; Inv. Bruchsal von 1817, 1834, 1858; vgl. auch Hirsch, Bruchsal im XIX. Jahrh., p. 33, 37.

sein mit der dem Brüsseler Atelier Jan François van den Hecke entstammenden, die sich heute im Besitz des badischen Großherzogs befindet, wo auch die sog. „Spanische Jagd", jener prächtige Gobelin mit interessanter Gartenarchitektur aufbewahrt wird, der jahrzehntelang im IV. Stock des Corps de Logis hing, 1874 nach Karlsruhe und dann in das dortige großherzogliche Palais kam, gleich der zugehörigen „Hufschmiede". Neben der in den Inventaren seit 1813 immer wiederkehrenden, im Zimmer 110 neben dem Fürstensaal hängenden „Hatz", die 1889 nach Karlsruhe abwanderte, begegnen uns stets die Ovidischen Verwandlungen Jupiters im oberen Mezzanin, ebendort die zahlreichen Verduren und seit 1808 die „Vestonstapet" im Pagenzimmer (Abb. 7). Von diesem heute noch im gleichen Gemach aufbewahrten Kammerbehang können wir urkundlich mit Gewißheit, bei den Audenarder Verduren, 2 unbedeutenden Bauernstücken nach Teniers und einer der beiden Alexanderfolgen mit ziemlicher Sicherheit nachweisen, daß Schönborn sie einst in den Niederlanden erworben. Bei allen übrigen jetzt in Bruchsal vorhandenen Gobelins können wir hinsichtlich ihrer Herkunft zunächst nichts Sicheres behaupten, am wenigsten, daß sie einst zum Garde-meuble der dortigen Residenz gehörten, also Bruchsaler Gobelins im eigentlichen Sinne darstellen, Fragen, die heute für den Forscher und Kunstfreund von untergeordneter Bedeutung sind.

Gleichwohl möchten wir wissen, ob die prächtigen Tierbändiger- und Komödienteppiche à la Bérain gleichbedeutend sind mit den französischen Tapeten die Kardinalbischof von Hutten 1761 um die damals ansehnliche Summe von 245 fl. erwarb. Nicht näher nachzuweisen sind „die gewürckte Tapeten oder Werdiren zu einem Saal und zwey Zimmer", die Stirum 1770 der Hof- und Rentkammer zu 400 fl. käuflich überließ, ebenso wenig, ob die „Tapeten", die er 1775 von der Freiin von Bettendorf zu Mainz um 300 fl. erstand, wirkliche Gobelins waren. Auch kann der Nachweis nicht geliefert werden, ob der Ankauf von Hautelissen mit figürlicher Darstellung zustande kam, die Baron von Dietrich in Straßburg 1776 in Stirums Auftrag zwecks Ausschmückung eines und anderen Schloßzimmers in Paris oder Straßburg um möglichst billigen Preis vermitteln sollte.[1]

Schreiten wir nunmehr zur näheren Betrachtung der heute in der ehem. fürstbischöflichen Residenz aufgehängten Bildteppiche. Die älteste und zugleich wertvollste Serie ist die David- und Abigailfolge zu vier Behängen, die z. Zt. in einem der Zimmer (Nr. 113) links vom Fürstensaal aufgemacht sind. Auf dem ersten Gobelin entsendet David um die Zeit der Schafschur eine Abordnung an den reichen, aber geizigen Nabal, der sie unfreundlich empfängt (Abb. 3). Um den hierüber ergrimmten David zu besänftigen, eilt Abigail, Nabals kluges und

[1] Rott, Bruchsal. Quellen z. Kunstgesch., p. 129 Nr. 495, p. 132 Nr. 512, p. 141 Nr. 546 u. 549. — Bereits 1805 gelangte ein Gobelin, 1861 sechs aus dem Kammerflügel, 1862 weitere sechs Stücke, 1874 die „Span. Jagd", 1889 die „Hatz" in die Hauskämmerei nach Karlsruhe. — 1834 wurden in Bruchsal Gobelins verkauft, darunter 4 aus der „Vestonsserie" u. eine „Hatz" aus der Jagdfolge des Zimmers 110. G.L.A., Rep. d. Hofbeh., Inv. Karlsr. Nr. 35, fasc. 367 und Bruchsal, Inv. Nr. 8. — Vgl. auch Hirsch, Bruchsal im XIX. Jahrh., p. 27 zu 1874.





6. **Einzug Marc Antons in Ephesus.** Im Thronsaal des Bruchsaler Schlosses

schönes Weib mit Brot, Wein und Fleisch ihm entgegen und wendet auf diese Weise die ihrem Manne drohende Strafe ab. Der dritte Bildteppich erzählt die 1. Samuel 25 entnommene Geschichte weiter, wie der nach verpraßter Nacht schwertrunkene Nabal am Morgen von der zurückgekehrten Abigail über das Vorgefallene unterrichtet und zur Rede gestellt wird, „daß er ward wie ein Stein".[1] Nach zehn Tagen trifft ihn die göttliche Strafe: er stirbt. David, von Nabals Tod benachrichtigt, läßt um sie werben, wobei die Szene der mit ihren Mägden dahinreitenden Braut — echt niederländisch — novellistisch bis zu den Stadttoren ausgesponnen wird, vor denen sich David und Abigail zum Empfang küssen.[2] Eine von Blumen- und Fruchtkränzen übersponnene feine Groteskenbordüre, in der Zeus, Juno, Venus und Athene stehen und kauern, umrahmt die biblischen Darstellungen. Auf zwei Teppichen ist unten am blauen Saum der rechten Borte die Wirkermarke, ein noch ungedeutetes gelbes Kleeblatt eingewebt (vgl. die Abb.), während

[1] Von dieser Darstellung ist noch eine jüngere Wiederholung vorhanden.
[2] Abb. im Bad. Denkmälerwerk, Bruchsal, fig. 66.

die seit 1528 vorgeschriebene Stadtmarke der unzweifelhaft Brüsseler Wirkereien jedesmal fehlt. Die Gobelinfolge gehört dem dritten Viertel des XVI. Jahrh. an; der Karton- oder Patronenmaler ist ein Nachfolger jener Generation hochbegabter niederländischer Romanisten, die mit Bernaert van Orley und Pieter Coecke van Alost in der ersten Jahrhunderthälfte gerade als Teppichentwerfer ihr Bestes leisteten.[1]

Der Bruchsaler Abigailfolge sind, namentlich in der Bordürenzeichnung, am nächsten zwei Brüsseler Bildteppiche aus der Serie der 7 Tugenden verwandt, die anläßlich der Wiener zweiten Gobelinausstellung wieder zu sehen waren, die noch dem zweiten Viertel des XVI. Jahrhunderts angehören und dem Atelier François Geubels und eines zweiten unbekannten Brüsseler Meisterwirkers entstammen.[2] Auch hier finden wir die baumreiche Landschaft mit dem reichen, sorgfältig gezeichneten Pflanzenwerk im Vordergrund und ähnlich gehaltene heidnisch-allegorische Figuren der Bordüre. Weitere verwandte Webarbeiten sind: der oben erwähnte, im Besitz des Großherzogs befindliche, mit Anton Leyniers Wirkermarke bezeichnete Jagdteppich, ein Leo van den Hecke zugeschriebener Gobelin mit einer Hirtenidylle in der Wiener Staatssammlung, eine Groteskenfolge der Madrider Bestände[3] und die Wiederholung einer Tapisserie nach Raffaels berühmten Originaltapeten, die im letzten Viertel jenes Jahrhunderts von einem uns nicht näher bekannten Brüsseler Tapissier nachgewirkt wurde und zur Zeit in Wien aufbewahrt ist.[4]

Um die Wende des XVI. Jahrhunderts entstanden zu Brüssel in der Werkstatt Martin Reymbouts die 6 Bildteppiche mit alttestamentlichen Szenen, die heute einen besondern Schmuck des sog. Gelben Zimmers im Bruchsaler Schloß bilden (Abb. 4 u. bei Hirsch II. Bl. 72). Mit dieser Reymboutsfolge ist wohl jedesmal identisch die „Tapet von Hautelice, einen Teil der Geschichten Moyses vorstellent", die aus altbadischem Besitz stammt, 1798 im sog. Zweibrücker Zimmer des Karlsruher Schlosses hing und 1808 erstmalig im Zimmer 110 links neben dem Fürstensaal zu Bruchsal, d. h. im neu eingerichteten Apartement der Markgräfinwitwe Amalie genannt wird.[5] Auch bei diesen Teppichen fehlt die Brüsseler Marke, während das aus M, R und der damals vorgeschriebenen gotischen ꝛ gebildete Wirkermonogramm fast auf sämtlichen Stücken vorhanden ist. Dargestellt ist auf den Bildtapeten, die im Lauf der Zeiten durch überstarke Belichtung und unsach-

---

[1] Friedländer im Jahrb. d. Preuß. Kunstsamml. XXX (1909) p. 9 ff., 89 ff. u. bes. 155 ff.; XXXVIII (1917) p. 73 ff.

[2] Jahrb. d. Kunsthist. Samml. d. österr. Kaiserh. I (1883) Abb. XVII 1—7 u. Wiener Gobelin-Sammlung, Kat. d. II. Gob.-Ausstell. 1921, Nr. 22 mit näheren Angaben.

[3] H. Göbel, in Cicerone XIV (1922) p. 17. — Tapices de la corona de España, ed. Viudo de Valencia-Hauser y Menet II (1903), Taf. 107—112 u. Jul. Guiffrey, Les tapisseries du XII à la fin du XVI siècle (1911) p. 143.

[4] Wiener Gob.-Samml. Kat. l. c., Nr. 10, Abb. III. — Teppiche mit ähnlichen Bordüren in den Versteigerungskat. von Helbing-München 14. Dez. 1896 u. 25. Okt. 1909.

[5] G.L.A., Repos. d. Hofbeh. Inv. Karlsr., Nr. 29 u. ib. fasc. 305.



7. Verdüre im Pagenzimmer des Bruchsaler Schlosses

gemäße Behandlung sehr gelitten haben[1]: 1. Abraham, der auf Jahwes Geheiß nach Ägypten zieht; 2. David mit Zitherspiel vor Saul; 3. der Hirtenknabe vor Saul tretend, um Goliath zu erschlagen; 4. der über Davids Vorhaben erzürnte Bruder Eliab; 5. Salomo und die Königin von Saba; 6. Esther, von Ahasveros zu königlichen Ehren erhoben. Auf den Bordüren sind zwischen Frucht- und Rollwerk regellos allegorische Figuren eingestreut: Astronomie, Fides, Abundantia, die neue Welt, der Handel u. a.

Martin Reymbouts, ein Vertreter der niederländischen Spätrenaissance in der Bildwirkerei, wird bereits 1576 als Brüsseler Marchand-Tapissier genannt und noch 1615 als solcher erwähnt. Seine Witwe Marie Swaen und sein Sohn Nicolaus führen das Hautelissegeschäft weiter, und wir hören von ihnen 1619, als sie eine Forderung an die Brüder Robiano zu Antwerpen stellten wegen Bildteppichen, die ihnen das Haus Reymbouts schon vor Jahren, wohl noch zu Lebzeiten des Vaters, geliefert hatte.[2] Aus Reymbouts Atelier, einer der leistungsfähigsten damaligen Bildwebereien in Brüssel, ging eine Reihe von Gobelinserien hervor, darunter die Schlachtendarstellungen des Erzherzogs Albrecht von Österreich — heute in der Madrider Sammlung —, die von Reymbouts anfangs des XVII. Jahrhunderts wahrscheinlich nach Entwürfen Lamberts van Noort hergestellt wurden; eine um 1613 gewirkte, damals sehr beliebte Scipiofolge, eine Wiederholung der berühmten „Fructus belli“ nach Giulio Romanos Kartons, mehrere Gobelins aus dem Leben des Erzvaters Jakob, die Geschichte von Vertumnus und Pomona (1611) und ein dazumal oft nachgebildeter „Triumph des Petrarca“.[3]

[1] Über die Farbenveränderungen bes. der Brüsseler Gobelins des XVI. Jahrh., namentl. die sog. Blaukrankheit, vgl. Schmitz im Cicerone 1920, p. 156.

[2] W. G. Thomson, A history of tapestry, p. 226, 400, 475. — A. Wauters, l. c. 207, 295 f.

[3] Tapices de la corona de España l. c. II (1903) p. 85. — Schmitz, Bildteppiche, p. 242 — Jahrb. d. Kunsthist. Sammlungen d. Kaiserh. II, p. 176 ff., 187, 201. — Weiteres über ihn und



8. Aus der Schlachten- u. Lagerfolge Lamb. de Hondts. Gobelin der Brüsseler Manufaktur Jan van der Borcht

Verglichen mit den Wirkarbeiten aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts bekunden die Reymboutsteppiche wie alle gleichzeitigen Gewirke einen gewissen Rückgang in der glänzenden niederländischen Bildwebekunst, sowohl in Stil, Komposition wie in der Technik. Es war die Folge der 1566 offen zum Ausbruch gelangenden religiösen wie politischen Kämpfe der Niederlande, welche die besten Kräfte teilweise ins Ausland trieben. Erst mit Rubens Auftreten sollte eine neue Blütezeit für die niederländische Teppichkunst anheben, die bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts hinein andauerte.

Zeitlich folgt den Reymboutsteppichen die Serie des „Jupiter transformatus" nach den Metamorphosen Ovids — in letzterer Bezeichnung werden sie in den Bruchsaler Inventaren stets aufgeführt —, eigentlich nur noch Bruchstücke eines größeren Zyklus, der ursprünglich sich wohl in altbadischem Besitz befand und erst 1805 vom Hoftapezier Janelle im Schlafzimmer der Reichsgräfin von Hochberg

seine Webereien bei Donnet, Annales de la société d'archéologie de Bruxelles V p. 455 u. X p. 283 f. — Reymbouts Witwe zog sich später von dem Geschäft nach Antwerpen zurück; ihr zweiter Sohn Franz lebt noch 1648 als Meisterwirker in Brüssel.

zu Bruchsal aufgemacht wurde.[1] Die Bildteppiche, die keinerlei Wirkermarken aufweisen, gehören der Mitte des XVII. Jahrhunderts an und weisen mit ihrem Baumschlag, ihren Hintergründen und den Umrahmungen augenscheinlich nach Audenarde, das bekanntlich seine Stadtmarke selten verwendete. Die reiche Bordüre ist gebildet von den seitlichen Hermen des Zeus und der Diana samt deren Attributen, von Putten, Vögeln und Fruchtkränzen.

Wir übergehen die zeitlich folgenden, die Wirkersignatur des Brüsseler Marcus de Vos (c. 1660—80) tragenden Gobelins, die „Hufschmiede" in Teniers Art und die „spanische Jagd", die wie oben geschildert, sich jetzt im Besitz des Großherzogs befinden. Im Thronsaal des Bruchsaler Schloß, den noch zu Beginn des XIX. Jahrhunderts der Thronhimmel und -Sessel Stirums zierten — Huttens Fürstenthron stand im sog. roten Zimmer — wird schon 1808 eine „Tapete von Hautelice, die Jugend und das Wachstum des großen Alexanders vorstellend" genannt, möglicherweise Teile einer Alexanderfolge, die Kardinal Schönborn höchstwahrscheinlich 1731 durch Vermittlung des Hofmalers F. Meskens in der bestens empfohlenen Hautelissefabrik der Madame Vegelburg zu Antwerpen um 1360 fl. erworben hat.[2] Zu dieser Serie gehören: Die Vorkrönung des kleinen Alexander, des Knaben Ringkampf, des Helden Opfer am Grabe Achills, sämtliche 3 Stücke im Thronsaal bezw. ehemaligen fürstbischöflichen Audienzzimmer zu Bruchsal; der Reigentanz des jugendlichen Alexander im Karlsruher Schloß, wo noch weitere Teppichteile aus anderen Folgen, aber aus dem gleichen Atelier und von demselben Kartonmaler aufgehängt sind, wie ja auch der Einzug Marc Antons zu Ephesus im Bruchsaler Thronsaal (Abb. 6), bisher irrtümlich als Triumphzug Alexanders des Großen angesprochen, diesem Kreis beizuzählen ist, worauf schon die reichen Veduten und die gleichen Bordüren aller dieser Teppiche hinweisen. Es sind typische Brüsseler Wirkereien, meisterhaft in Komposition und Farbgebung und unabhängig von der gleichnamigen Pariser Folge Le Bruns, die damals so oft nachgebildet und von der Exemplare durch den Würzburger Fürstbischof Friedrich Karl aus dem Hause Schönborn (1729—46) von der Brüsseler Manufaktur des Jan François van den Hecke und Gerard Peemans für das dortige Schloß erworben wurden.[3]

Die Vier Jahreszeiten und zwei „Tenières" — ein Bauerntanz zu 5 Figuren und Bauer und Bäuerin auf einem Bottich, aus einem Krug trinkend — sind nur

---

[1] G.L.A., Rep. d. Hofbeh., fasc. 367. — Abb. bei Hirsch II, Bl. 72. — Bildteppiche mit ähnlicher Bordüre bei J. Böttiger, Svenska Statens-Samling III (1896), pl. XXIII. Hier als Brüsseler Arbeiten angesprochen.

[2] Ib. Rep. d. Hofbeh., fasc. 305. — Rott, Bruchsal. Quellen, p. 68 ff., Nr. 281, 284, 286. — Der Antwerpener Maler Joh. Siebrechts empfiehlt dem Kard. Schönborn das Atelier der Madame Vegelburg, „so selbst fabricieret, u. tut rechte schöne Farben darzu u. machet sie perfect wohl".

[3] Die Kunstdenkmäler Bayerns. Würzburg, p. 442 ff., 451 u. Göbel, im Cicerone XIV (1922) p. 17 ff. — Sowohl von den Bruchsaler wie den Karlsr. Stücken sind die Borten mit den Webmarken abgetrennt.



deshalb bemerkenswert, weil wir mit ziemlicher Sicherheit deren Erwerbung in Antwerpen durch Kardinal Schönborn nachweisen können.[1]. — Das Reizvollste indessen im Bruchsaler Schloß aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts ist die Groteskenfolge in Zimmer 110 neben dem Fürstensaal, 6 prächtige Gobelins mit Tierbändigern (3 Stück), Figuren der italienischen Komödie (2 Stück) und der Darstellung des Herbstes (Bacchusteppich), Schöpfungen von seltener Schönheit und Leuchtkraft der Töne, besonders von Rot und Blaugrau vor einem satten Goldgrund (Abb. 9 und Vorsatzbild). Es sind Wirkstücke jener berühmten, nach Entwürfen Jean Bérains entstandener Originalfolgen, hervorragende Denkmäler französischer Ornamentik des späten Louisquatorze, die zuerst in Philipp Behagles Atelier zu Beauvais hergestellt, hernach aber auch in andern Manufakturen, z. B. in Paris und Berlin wiederholt wurden.[2] Die unerschöpfliche Formensprache, die heitere Anmut und das prachtvolle Kolorit dieses Behanges kann nur mit den Augen genossen, nicht durch weitschweifige Worte begriffen werden.[3]

Außer den Gobelins mit figürlichen Darstellungen befinden sich im Bruchsaler Schloß noch zahlreiche Waldteppiche oder Verdüren, von denen die besten, die 7 großen „Audenarder", z. Z. im Jagdzimmer aufgebracht sind, typische Wirkstücke mit gewundenen Baumpaaren und großblätterigen Blumenstauden im Vorder- und einem lichtvollen mittleren Durchblick über Tümpel und Wasserrunsel nach einer kleinen Architektur im Hintergrund.[4] Kennzeichnend für diese Audenarder Verdüren sind die kompakten Blattbüschel der Baumkronen, die durch breit auffallendes Sonnenlicht zusammengehalten werden, während ein gedämpftes Blaugrau die

---

[1] In dem Preisverzeichnis der Madame Vegelburg zu Antwerpen, das Schönborn vorlag, sind angeführt: „Die vier Jahrszeiten in großen Figuren vorstellent". Preis 1517 fl. — Am Rand notierte Meskens: „Der beste Kauf". — Im Tapetenverzeichnis J. Fr. Segers, „marchand en tapisserie et dentelles à Anvers", heißt es: „Erste Cammer von 7 Stück, soll Antwerper Arbeit sein. 1mo 1 Stück, ein Baur mit einer Frawen trinkend aus einem Pott, das übrige von Bäumen u. Landschaften". Karlsr. G.L.A. Bruchsal gen. 147.

[2] Der „Dompteur des lions" im Besitz der Gebr. Löwengard in Paris, ausgeführt in der dortigen Gobelinfabrik und dem Bruchsaler fast völlig entsprechend, abgebildet in „Portefeuille des arts décoratifs", ed. A. Calavas-Paris, pl. 186. — Die Borten der Bruchsaler Exemplare sind leider abgetrennt.

[3] Die Firma Phil. Behagle bestand von 1684—1711. — Nach Behagles „Memoire" wurden vor seinem Tod (1705) Originalteppiche der „tenture grotexte" hergestellt und an den duc Duras und den Herzog von Sachsen verkauft. Die „Grotesques de Bérain" oder „Grotesques chinois à fond jaune du dessin de Bérain" scheinen nach Teppichentwürfen noch weiterer Maler, wie Vernansal, Blin de Fontenay, Du Mons u. a. entstanden zu sein; denn eine Stelle in Behagles Denkschrift lautet: „Autre dessin de Chinoise faict par quatre illustre peintre." — Die Groteskenfolge wurde in den 20er Jahren des XVIII. Jahrhunderts in Beauvais mehrfach gewirkt. Jul. Badin, La manufacture de tapisserie de Beauvais (1909), Einl. VII u. p. 11 ff., 15, 19, 23. Hier auch die Abb. des Bacchus- und des Elefantenteppichs.

[4] Audenarder Verdüren gleicher Art abgeb. bei J. Destrée u. P. van den Ven, Tapisseries des musées royaux du Cinquantenaire à Bruxelles. 1910 pl. 42—44.





9. Bachusteppich (Herbst) aus der Groteskenfolge Jean Bérains. Beauvais
Im Bruchsaler Schloß

Landschaftsstaffage verbindet.[1] Wir berühren nur kurz eine Reihe sog. „Audenarder" Teppiche, deren Vordergrund mit prächtigen Wasservögeln, Truthähnen und anderem farbigen Federvieh belebt wird, während die Ferne eine phantastische Architektur abschließt. Die fabrikmäßig hergestellten Aubussonteppiche mit exotischer Vegetation tragen meist die Signatur der königl. Manufaktur und Meisterwirkernamen wie F. Grellet, P. Picon, F. Plon u. a.

Mit der schönen „Vestonstapet" im Pagenzimmer beschließen wir die Reihe der Verdüren, die alle dem Ende des XVII. und dem Anfang des XVIII. Jahr-

[1] In den Kaufverhandlungen des Schönbornschen Maleragenten Meskens mit dem Antwerpener Tapetenhändler Jacques de Bock 1731 werden diese um 500 Pattacons erworbenen Verdüren ausdrücklich „erste Claß Audenar, so in lauter Bäum, etwas Blumen u. Landschaften bestehendt" genannt u. die „Kammer" zu 6 Stück um 330, 371 u. 453 fl. angeboten. Karlsr. G.L.A. Bruchsal gen. 147 u. Rott, l. c., p. 68 f., bes. Nr. 282.

hunderts angehören.[1] Zwischen den gewundenen Säulen dieser schon 1721 in Schönborns Besitz befindlichen und von diesem eingehend beschriebenen Zimmer-Hautelisse (Abb. 7) hängen vor weißem Grund reiche Frucht- und Blumenkränze herab, abwechselnd von roten und blauen Bändern durchflochten und von schnäbelnden Taubenpaaren belebt. Schönborn schätzte diesen — ursprünglich umfangreicheren — Wandbehang seines Audienzzimmers derart, daß er die „Vestonstapet" mit anderen kostbaren Gobelins 1721 nach Rom mitnahm und sorgfältige Anweisungen für ihre Verpackung gab (vgl. sein Schreiben im Anhang). Bei diesem Zimmerbehang sind immer 3 zusammengehörige Bahnen mit einer eingewebten laufenden Nummer bezeichnet. — Mit den Savonneriebezügen der Möbel, Knüpfarbeiten in geschorenem Samt mit liebreizenden Chinoiserien auf goldgelbem Grund, von Rocaille, Blumen- und Blattwerk lustig umsponnen, sind die Bildwirkereien des Bruchsaler Schlosses erschöpfend aufgezählt (Abb. 1 u. 10).

Von dem ehemaligen Reichtum der zu Bruchsal und in den übrigen badischen Schlössern einstens vorhandenen Tapisserien ist im Lauf der Zeiten infolge Flüchtung, Verschleiß, Verkauf und unrichtiger Behandlung manches verloren und zugrunde gegangen. Im Mannheimer Schloß wurden alte Hautelissen bald „zu einem Fußteppich" in die Theatergarderobe abgegeben (1814), bald zu Portieren zerschnitten oder als Wagendecken benützt. Noch im Karlsruher Hauskämmerei-Inventar von 1859 heißt eine Rubrik: „Hautelisse und Wagentücher". Als man 1833 mit dem Verkauf des Neuen Schlosses zu Meersburg und seiner Innenausstattung umging, schrieb das Hofdomänenamt unterm 3. Juli an das Oberhofmarschallamt in Karlsruhe: „Wir glauben unsere Ansicht dahin aussprechen zu müssen, daß die Gobelins, Tapeten und Spiegel im eigentlichen Sinne als Verzierungen zum Ameublement gehören mochten, auf erstere aber in Betracht der durch ihre Wegnahme entstehenden Verunstaltung der Zimmer sowohl als ihres gegenwärtigen geringen Wertes im Interesse des Staates verzichtet werden dürfte."[2] Gemeint waren damit die berühmten „Jagden Kaiser Maximilians". Man mag sich die Folgen ausdenken, wenn 1804 angeordnet wurde, im Audienz-, Compagnie- und großen Aussprachzimmer Karl Friedrichs zu Mannheim die Hautelissen, darunter auch „jene mit den Landschaften mit Bauern-Belustigungen" — die Tenières Karl Theodors — von den Wänden abzunehmen, „zu benähen, vom vielem Schmutz zu reinigen, am Rhein auszuwaschen und mit einer approbirten Beizen die Farben wieder auflebend zu machen".[3]

Und trotz aller dieser Schicksale und Wechselfälle sind heute noch gegen 150 Gobelins, Bildteppiche und Verdüren in den badischen Schlössern vorhanden, ein

[1] Eine ähnliche um 1700, aus der Pariser Manufaktur, abgebildet bei Schmitz, Bildteppiche, p. 293.

[2] G.L.A. Meersburger Akten, Stadt. conv. 19.

[3] Jb. Repos. d. Hofbeh. fasc. 367. — Der letzte Karlsruher Schloßinspektor weiß heute noch von seinen Vorgängern zu erzählen, daß die Wandteppiche früher in vereinfachtem Verfahren mit einer — Handfeuerspritze gereinigt wurden.

reicher Kunstschatz, dessen sorgsame Erhaltung wir dem badischen Fürstenhaus verdanken und auch weiterhin von diesem erhoffen dürfen.

Beilage

Kardinal Schönborn an den Oberstallmeister von Lüderitz. Augsburg, 20. April 1721.

„Haben wir [uns] endtschloßen, daß folgendes nacher Rom genommen werden solle: Als 1mo. Unsere schöne tapet, so zu Mastrich gekauft worden, solche muß in die küst gethan werden, worinnen sie von Mastrich herauf geführet worden. Und weillen selbigmal selber die kist nicht vollgemacht hat, also kann so viel von der andern schönen tapet, wo die jagdten undt pferden auf stehen, so wir zu Aschaffenburg in unserem Audienzzimmer gehabt habe, noch darzu hienein gelegt werden, als hinein gehen, der überrest von dieser tapet wird

2do. zu der Vestons tapet, das ist, die so in unserem jetzigen Audienzzimmer zu Bruchsal und meiner retirada, wo der runde tisch stehet, hanzet und die tapet ist, worvon der grundt weyß undt säulen darauf seyndt, zwischen denen säulen aber teils blumen undt teils obst herunder hanget, gepackt und also von diesen 3 zimmer hotelis tapeten 2 kasten gemacht werden. Es ist aber wohl zu besorgen, daß alles sauber undt wohl hienein gelegt undt gepackt werde, daß es sich nicht ruiniere, wann alles wohl ausgestaubt ist, und daß über dise 2 kasten ohnversaumbt kalbfäll gezogen werden, damit sie ja nicht naß werden, welches wir auf das höchste hier an recommendiren, dann der schaden wäre gar zu groß." — Karlsr. G.L.A., Bruchsal gen. 1614.



10. Rokoko-Kanapée mit Savonneriebezug im Marmorsaal des Bruchsaler Schlosses

Zwei Prachtschränke im Bruchsaler Schloß

Von A. R. Maier, Karlsruhe (Landesmuseum)

An Möbelformen hat das 18. Jahrhundert zahlreiche neue Typen geschaffen, zu denen neben der Ausstattung des „Appartements" nach dem Vorbilde von Versailles, namentlich die Kommode, der Glasschrank, Eckschrank und Schreibschrank gehören. Dieser ist die Verbindung eines kommodeartigen Unterbaus mit einem Schrankoberteil und einem pultartigen Zwischenglied mit aufklappbarem Deckel. Gerade dieses Möbelstück war für den süddeutschen Geschmack geschaffen und fand die größte Verbreitung. Es entstanden zahlreiche Varianten, wie der Schreibschrank mit Kastenuhr, mit Doppeltüren, hinter denen kleine Kabinettfächer angebracht sind oder es tritt eine Dreiteilung des Oberbaues ein mit einem Türfach in der Mitte und seitlichen Schubladen. Im Gegensatz zu norddeutschen Möbeln, die ganz aus Eiche mit Schnitzereien aus dem vollen Holz bedeckt sind, hat man in Süddeutschland Nußbaumfurnier mit zahlreichen Einlagen von bunt gebeizten Hölzern, Bein und Perlmutter bevorzugt. Namentlich beeinflußte die von Charles André Boulle (1642—1732) am Hofe Ludwig VIX. begründete Einlegetechnik auch die süddeutsche Möbelkunst. Der berühmte Ebenist der Kgl. Manufaktur verkleidete die geschwungenen Möbelflächen mit einer Furnier, die aus ausgesägten und ineinander gelegten Platten von verschiedenfarbigem Holz, Elfenbein, Schildpatt, Messing, Zinn, Silber und Perlmutter besteht. Auch nach deutschen Fürstenhöfen gelangten diese kunstvoll eingelegten Möbel und reizten die deutschen Kunstschreiner zur Nachahmung. Daß die Einlegearbeit dabei andere, teilweise selbständige Formen annahm und in der Beschränkung zu einfacheren, künstlerisch bedeutenderen Lösungen gelangte, gibt ihr einen besonderen Vorzug. Eine Pflege fand diese Einlegetechnik namentlich am Mittelrhein, in Mainz, wo die wechselnden Einflüsse von Holland und aus Frankreich sich begegneten. Um 1720 vollendeten hier zugewanderte Meister und Gesellen das prachtvolle Chorgestühl der Karthäuser-Kirche, das nach dem reichen Schnitzwerk und den Einlagen von vielfarbigen Hölzern, Elfenbein, Perlmutter und Zinn eines der bedeutendsten Werke des 18. Jahrhunderts war und bis auf dürftige Reste, jetzt im Dom zu Trier, der Verschleuderung anheimfiel.

Die kunstfertigen Schreiner gingen auf Empfehlungen des Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn wieder auseinander, namentlich nach Wien. Der Mainzer Intarsienstil hat in Süddeutschland rasch weite Verbreitung gefunden. Insbesondere aber finden wir diese Technik in Unterfranken in Kirchen und Schlössern verbreitet und es läßt sich nachweisen, daß gerade die dort ansässigen Mitglieder des Hauses Schönborn dem Vorbilde des Mainzer Oheims Lothar Franz gefolgt sind.

In diesen Zusammenhang müssen die beiden Prunkschränke gebracht werden, welche wohl schon von Damian Hugo von Schönborn in den 40er Jahren für seine Residenz in Auftrag gegeben und dann von seinem prunkliebenden Nachfolger Franz Christoph von Hutten angeschafft wurden.[1] Die beiden Schreib-

[1] Kurz erwähnt bei Hirsch, Das Bruchsaler Schloß 1910, S. 33 und Lichtdrucktafel 62, und bei Rott, Kunstdenkmäler Badens, IX (1913), Bruchsal, S. 109.



schränke sind von wuchtigem Aufbau, mit Nußbaumfurnier belegt und mit kunstvoller Einlegearbeit aufs reichste geschmückt. Ihre äußere Gestalt entspricht der im 18. Jahrhundert beliebten Mischform, die sich im unteren Teil als Kommode, in dem mit Klappe versehenen Zwischengeschoß als Schreibtisch und im oberen Teil als zweitüriger Schrank mit zahlreichen Fächern darbietet.

Der zeitlich frühere Schreibschrank (Abb. 1) hat im Unterbau, zu beiden Seiten des als Sitzplatz ausgesparten Mittelstücks je fünf geschweifte Schiebladen mit ausgewählter Nußbaumfurnier, Holz- und Beineinlagen und ciselierten, broncevergoldeten Hängegriffen. Dazwischen ist oben eine Mittelschieblade und zurückliegend (vor dem Sitz) ein Schrankfach mit gewölbtem Türchen, das hauptsächlich Ebenholzfurnier trägt. Das Ganze ruht auf kräftigen Volutenfüßen. Seitlich hat der ganze Schrank abgeschrägte Ecken mit aufgelegtem Ebenholz und aufgemalten Architekturmotiven mit Blüten, Ranken und Putten in Goldlack. Auf dem Untergeschoß liegt die geschweifte Platte, auf welcher der Pultkasten mit schrägliegender Deckplatte ruht. Zu beiden Seiten des Deckels sind noch je zwei kleine Schiebladen übereinander mit reizenden Broncegriffen angeordnet. Die Klappe ist reich mit Laub- und Bandelwerkintarsien und in der Mitte mit dem Monogramm des Fürstbischofs Franz Christoph von Hutten zu Stolzenberg in Perlmuttereinlage geschmückt. Der Kabinettschrank trägt ein geschweiftes, nach der Mitte zu erhöhtes, zweimal gebrochenes Zwischengeschoß, das als großes Fach mit aufklappbarem Deckel eingerichtet ist und seitlich kleinere Fächer hat. Das Zwischenstück gleicht in der Form dem oberen Abschluß des zweitürigen Schrankes. Dieses Schließfach ist ebenfalls furniert und eingelegt und hat in der Mitte das Speierer Bischofswappen (Speier-Weißenburg und Hutten) nebst Fürstenhut, Stab und Schwert. Auf dem linken Türflügel ist der hl. Johann von Nepomuk dargestellt, wie er mit erhobenen Händen auf Wolken von einem Engel emporgetragen wird. Von dem geöffneten Himmel schwebt ein Engel herab und ist im Begriff ihm den Lorbeerkranz aufs Haupt zu setzen und die Palme zu reichen. Andere Engel umgeben ihn. Die ganze Darstellung ist in wunderbar großflächiger Einlegearbeit mit Gold- oder Silbermalerei einzelner Partien gegeben. Der hl. Nepomuk trägt ein dunkles Untergewand aus verschieden gebeiztem und gelegten Nußholzfurnier, ein weißes Chorhemd aus Perlmutter und Schulterkragen aus Elfenbein. Das Inkarnat des Heiligen und der Engel ist wieder aus graviertem bzw. punktiertem Elfenbein gebildet, in das schwarzer Firnis eingelassen ist. Wolken und Himmel sind in Gold oder Silbermalerei gebildet.

Auf dem rechten Flügel sehen wir den hl. Kardinalbischof Karl Borromäus auf Wolken schwebend, in Anbetung des Cruzifixus versunken, während drei Engel ihm die Symbole seiner Würde (Mitra und Stab, Doppelkreuz und Kardinalshut) entgegenbringen. Die Einlegetechnik ist gleichartig. Im Innern des Schreibschranks sind 22 offene „Repositurgefache" angebracht; nur die Innenseiten der Flügel tragen Intarsia, wiederum figürlichen Schmuck. (Abb. 2.) Zur Linken ist auf fein gemaserten Furnier ein Kreuz eingelegt aus dunklem Holz, der Cruzifixus aus graviertem und punktiertem Elfenbein. Die rechte Seite zeigt das reizvoll behandelte Bild der Gottesmutter als Immaculata, wie sie — die Hände erhoben — mit dem Fuß der Schlange den Kopf zertritt. Um das gegürtete Gewand legt sich in reichem Faltenwurf der flatternde Mantel aus hellerem Holzfurnier, das in den Schattenpartien dunkel gebrannt ist.[2] Die messingvergoldeten Scharniere der Türen haben durchbrochene Bandverschlingungen mit feiner Gravierung ähnlich dem Schloßblech der Türe und des Deckels. Die Abflachung der Ecken sind am ganzen Schrank mit Ebenholzauflagen, die nach unten sich aufrollen und an den Türen C-förmig geschwungene Voluten bilden.

[2] Es sind also auf den Außenflügeln die Heiligen des Altars der Priesterbruderschaft der Diözese Speier dargestellt, innen Kruzifix und Immaculata, die in besonderer Verehrung bei Damian Hugo stand. Er erhält 1738 ein sonderbar schönes Bildnis Immaculata in Elfenbein von Joh. Val. Götz (Rott. S. 101).



1. Schreibschrank mit reicher Intarsia und den eingelegten Bildern der Hl. Johann Nepomuk und Carl Borromäus
Um 1750, Schloß Bruchsal (Photo Ohler, Bruchsal)

Das „Ebenholz" ist nur gefärbtes Birnbaumholz und enthält aufgemalte Goldlackverzierungen nach dem Vorbild der chinesischen Lackmöbel. Der äußere Aufbau des Schrankes trägt in den wuchtigen Formen noch ganz Barockcharakter zur Schau.

Der *zweite Schreibsekretär* (Abb. 2) ist von ähnlicher Anordnung, nur fortgeschrittener und leichter in der Durchbildung der Einzelteile im Sinne des Rokokostiles. Die am Unterbau beiderseits angebrachten fünf Schiebladen sind in der Schweifung stark gebrochen, um die Reflexwirkung zu steigern und mit eingelegten Bandverschlingungen und Rocaille-Kartuschen aus Maserfurnier, von C-förmigen Perlmuttereinlagen mit Spuren von Goldmalerei umgeben und haben zierliche Rokokogriffe aus vergoldeter Bronce. Vor dem Sitz sind nach innen vertieft zwei konvex gewölbte Schubladen und darüber ein schräg ansteigendes Schließfach angebracht. Die inneren Schmalseiten haben einfaches Würfelmuster als Furnier. Der Deckel des Schreibpultes ist schachbrettartig gemustert aus reich gemasertem Furnier, dessen Maserung in gleichen Strichlagen zum Teil durch künstliches Brennen erzielt ist. Die Mitte trägt wiederum das eingelegte Monogramm von Huttens, von Engeln flankiert, die Stab- und Schwert halten. Darunter ist das Wappen Speier-Weißenburg-Hutten mit reicher Helmzier. Seitlich sind noch zwei Schildkrot-Kartuschen mit Perlmutterrahmung eingelegt, die früher aufgemalte Ahnenwappen trugen. Das Ganze ist von einem Band aus Goldranken und eingestreuten Perlmutterrocaillen umrahmt Der Kastenauffatz hat geschweiftes, reichprofiliertes Abschlußgesims mit Mittelkartusche. Dieser Abschlußform entspricht das zwischen Pult und Schrank eingefügte Zwischengeschoß mit 5 kleinen, verschieden großen Schiebladen und den Huttenschen Familienwappen in Goldmalerei auf Schildkrotkartusche mit Perlmutter. Die Doppeltüre des Aufsatzes ist mit prächtiger Einlegearbeit geschmückt, welche eine kunstreiche *Barockinnenarchitektur* von großer Tiefenwirkung dem Beschauer vorzaubert. Säulenpaare, über denen hohe Bogen sich spannen mit Scheinkuppeln und Galerien, verjüngen sich perspektivisch nach hinten und gewähren reizende Durchblicke auf Häuser und Plätze. Die Säulenschäfte sind aus Schildpatt mit Resten von Goldmalerei, Kapitäle und Basen aus graviertem Perlmutter gebildet. Im Vordergrund sieht man zwischen zwei gekuppelten Säulen ein Postament mit Blumenvase aus graviertem Messing und Gold, darüber Schildkrotkartuschen ehedem mit aufgemalten Wappen, nur gekrönter Löwe noch sichtbar. Zu unterst ist vor einem Treppenaufgang auf köstlichem gemusterten Tafelparkett auf der rechten Seite eine männliche Gestalt, die mit der Sichel in der Hand erstaunt auf eine Krone schaut, die ein Mohrenknabe ihm auf dem Kissen anbietet, zur Linken steht dieselbe Figur mit Krone und Szepter, wohl die Berufung Davids zum Königtum versinnbildend. Der Boden ist aus Perlmutter und Schildkrotwürfeln, Treppe, Kuppeln und Balustraden aus Elfenbein, die Gewölbebogen aus Nußholzfurnier mit Goldranken, die Stadtansichten aus Perlmutter gebildet. Die prachtvoll durchgeführten Architekturbilder sind von einer Borte mit Bandelwerkornament in Goldmalerei umrahmt. Bemerkenswert ist auch die Schlüsselführung auf beiden Türen, welche einen ziselierten broncevergoldeten Doppeladler bildet. Im Innern ist das Schloßblech mit Rocaillegravierung (Tiergrotesken) verziert. Ähnliche Gravierungen an Türen des Corps de logis geben auf denselben Meister zurück. Ein solches Schloß trägt die Jahreszahl 1751 und gibt eine zeitliche Parallele zu der Entstehung der Schreibschrankes. Die Seitenflächen haben Furniere aus gemasertem Nußholz Schachbrettfelder, von Goldranken umrahmt, und Kartuscheneinlagen aus Schildpatt und Perlmutter, die ehemals Wappen trugen, so daß sich im ganzen 16 Felder mit den Ahnenwappen von Huttens ergaben. Die äußere Form hat in Einzelheiten ausgesprochenen Rococcharakter, den leicht abgeflachten Ecken ist Rocaille-Schnitzwerk mit Voluten vorgelagert. Eine ähnliche Behandlung tragen die geschnitzten Stollen.

Über ein Jahrhundert bildeten die beiden Schreibschränke prunkvolle Schaustücke des Bruchsaler Schlosses. Sie sind zum ersten Male 1808 im „*Inventarium*





2. **Schreibschrank mit reicher Intarsia.** Um 1750, Schloß Bruchsal
(Photo Ohler)

über denjenigen Theil des Schlosses zu Bruchsal, welcher Ihrer Hoheit der Frau Marggräfin (Amalie) von Baden zum Wittumsitz überlassen worden ist"[3], und zwar im Kammerflügel, erwähnt:

Treßaur von Nußbaumholz, Schildkrot und Perlmutter eingelegten und vergoldeten Familienwappen des Herrn Kardinals von Hutten. A. Ein ausgeschweifter Schreibkommode mit 10 Seiten-Schiebladen, jede mit 2 vergoldeten messingenen Handgriffen und mit 2 verschließigen Schiebladen. B. Im Schreibpult befinden sich 4 Schiebladen mit verschiedenen auf Glas gemalten Figuren und 2 kleinere innerhalb, dann 2 dto. außerhalb angebrachte Schiebladen mit messingenen vergoldeten Handgriffen. C. In einem Aufsatz mit 2 verschließigen Türflügeln 20 repositen Gefachen mit 12 darin befindlichen heimlichen ganz kleinen Schiebladen und einer sichtbaren Schieblade inwendig. Dann mit 5 verschiedenen Schiebladen mit vergoldeten Handgriffen auswendig. D. In einem kleineren, oben aufstehenden Aufsatz von Bildhauer-Arbeit mit innerhalb auf Glas gemalten Figuren

S. 84 Treßaur von nußbaumenem Holz furniert mit einem repositur Schrank von 22 Gefach und 2 verschließigen Thürflügel mit einem verschließigen Schreibpult und 4 auswendigen Seitenschiebladen, dann mit einem Untertheile, daran sich eine Schrankthüre und eine Schieblade, beide verschließig, dann 8 Schiebladen befinden, welch letztere durch 2 eiserne Riegel in dem Schreibpult gesperret werden."

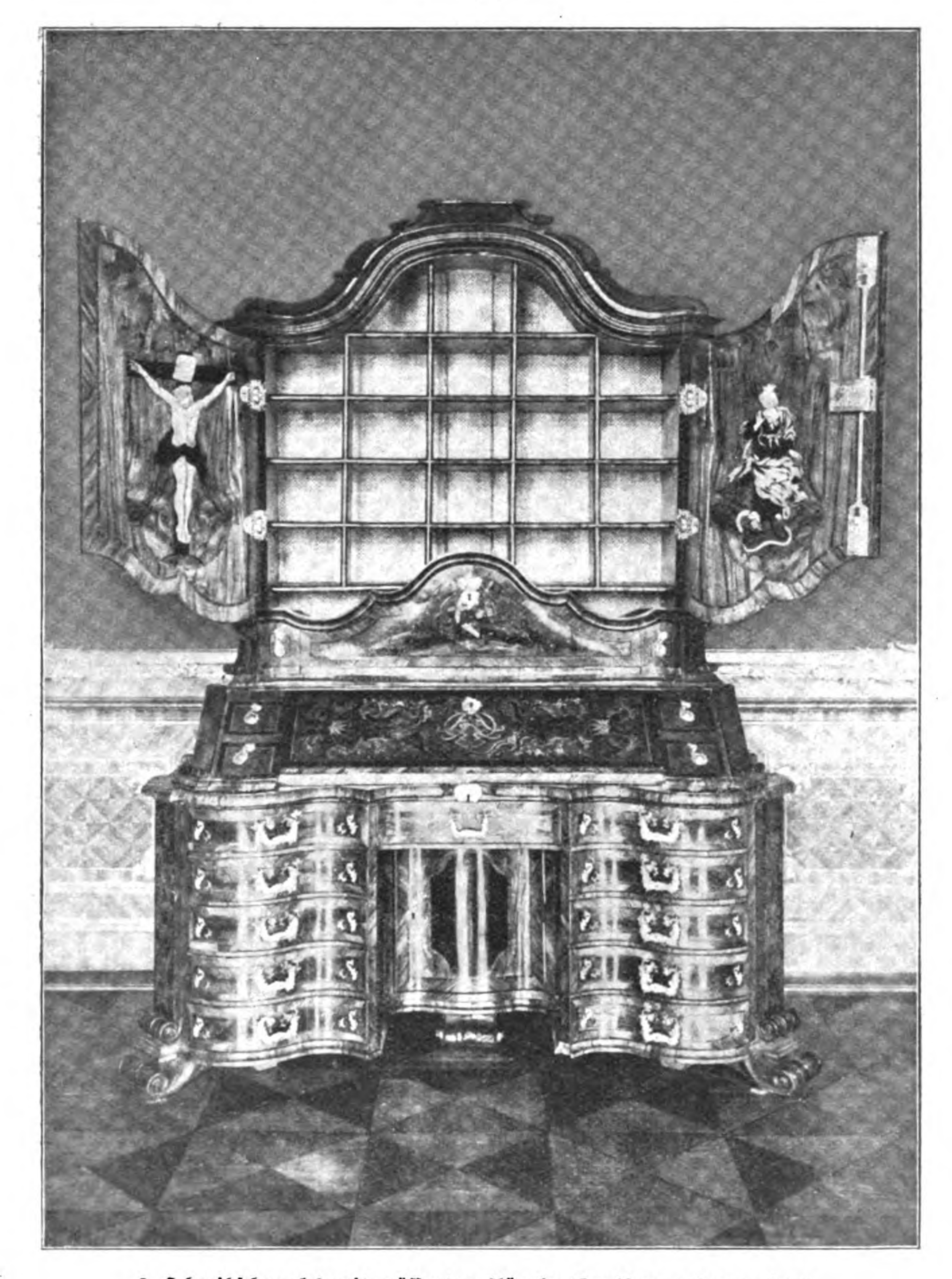
Der auf dem Architekturschrank genannte oben aufstehende Aufsatz mit Bildhauerarbeit und Hinterglasmalereien läßt sich nicht mehr auffinden, ebenso die Schiebladen „mit auf Glaß gemalten Figuren".

Der Zeitpunkt der Verbringung der „Treßors" in die Karlsruher Residenz läßt sich nach den Hauskämmereiakten von 1859 feststellen; wenigstens wird der eine der beiden Schreibschränke dort erwähnt: „Zugang aus dem Bruchsaler Schloß 1862: Ein ganz großer Schreibtrésor rococo mit Perlmutter und reich vergoldeten Verzierungen. Wert 100 fl." Am Rand: „1864 ins Schloß gebracht." Der nach den sonstigen Eintragungen unverhältnismäßig hohe Schätzungswert zeigt, daß man die Bedeutung des Schrankes in etwa erkannt hat. Man wird nicht fehl gehen, wenn man den gleichen Zeitpunkt auch für die Verbringung des zweiten Schrankes nach Karlsruhe ansetzt, der wohl 1862 gleich ins Schloß kam, so daß eine Eintragung im Hauskämmereiinventar unterblieb. Die Schränke hatten in den letzten Jahrzehnten eine bevorzugte Aufstellung in den Appartements des sog. Kaiserquartiers gefunden. Nach der Auseinandersetzung mit dem großh. Hause gingen die beiden Prachtmöbel in den Besitz der badischen Staatsdomäne zurück, worauf im Sommer 1921 ihre Zurückbringung in das Schloß zu Bruchsal erfolgte.

Wenn wir dem Schöpfer dieser kunstvollen Werke nachgehen, so könnten in erster Linie die an der inneren Ausstattung des Schlosses beschäftigten Kunstschreiner dafür in Betracht kommen, obwohl für bewegliche Möbel die Bauakten kaum Aufschluß geben. Da wird der Hof- und Kunstschreiner Joh. Wolfgang Weinspach aus Amorbach und seine Genossen Joseph und Franz Durmer, sodann Ferdinand Hund und Michael Saß genannt. Die Arbeiten dieser Meister beziehen sich teilweise auf Altarbauten, in der Hauptsache aber auf die reich geschnitzten Türen, Vertäfelungen, Spiegel-

[3] Repositur der Hofbehörden der Generalintendanz fasc. 303 im Generallandesarchiv Karlsruhe. Gütige Mitteilung von Direktor Dr. H. Rott.





3. Schreibschrank I mit geöffneten Flügeln (Cruzifixus u. Immaculata)

rahmen, Konsoltische des Schlosses. Auf das Fach der Intarsia verstand sich dagegen nur der von Damian Hugo 1726/27 beschäftigte Antonio Zanfuli, der den Tabernakel der Schloßkirche gefertigt und mit Intarsien geschmückt hat.[4] Später wird Zanfuli nicht mehr erwähnt. Seine Technik hat mit der unserer Prachtschränke keine Verwandtschaft. Die Herstellung solch einzigartiger Möbelstücke war auch an den Bestellungsort nicht

gebunden. Wenn wir die wechselnden Beziehungen der Schönborn und das Vorhandensein ähnlicher Arbeiten berücksichtigen, führt uns der Weg nach Unterfranken, das mit der Metropole Würzburg für die Mitte des Jahrhunderts eine hochblühende Schreinerkunst unter reicher Verwendung der Intarsia besaß. Ziehen wir weiter in Betracht, daß die Schönborn sich gegenseitig ihre tüchtigsten Kunsthandwerker empfahlen, das fürstbischöfliche Schloß zu Würzburg einen ähnlichen Schreibschrank noch besitzt, Schloß Wiesentheid und die dortige Pfarrkirche reichausgelegte Möbel bezw. Altarteile aufweisen, die nach Vergleichung der Technik die gleiche Hand verraten, bringt uns dieser Weg auch auf den Namen des Meisters. Es ist der gräflich Schönbornsche Hofschreinermeister Johann Georg Neßtfell, den eine Studie von Wilhelm Heß der Vergessenheit entrissen und sich einer Reihe vorzüglicher Werke der Geschichte des Kunsthandwerks im 18. Jahrhundert einverleibt hat.[5] Neßtfell ist am 6. April 1694 in Alsfeld (Oberhessen) geboren und ist wohl über Mainz nach 1720 in die Dienste Franz Rudolf Erwins von Schönborn, des Bruders Damian Hugos, getreten. Von anderen Kunstschreinerarbeiten Neßtfells haben sich in Unterfranken eine ganze Reihe, fast durchweg mit Intarsia, nachweisen lassen. Aus der ersten Tätigkeit als gräflich Schönbornscher Hofschreiner sind noch der Altar, Kanzel und Oratorien der Kreuzkapelle in Wiesentheid erhalten. Hernach hat der Meister zusammen mit dem ihm befreundeten Bildhauer Jakob von der Auwera die Innenausstattung der von Balthasar Neumann erbauten Pfarrkirche in Wiesentheid gefertigt. Von seiner Hand rühren namentlich die kunstvollen Seitenaltäre und der wunderbar eingelegte Tabernakel des Hochaltars, endlich die Chorstühle, Beichtstühle und Kanzel der Kirche her. Der Tabernakel hat einen ganz ähnlich großflächigen Intarsienschmuck erfahren unter Verwendung derselben Dekorationsweise und Einlagematerialien wie die hl. Nepomuk und Borromäus auf dem ersten Bruchsaler Schrank. Dargestellt ist dort der hl. Johannes auf Patmos, wie er die geheime Offenbarung erhält.[6] Ferner hat Neßtfell die im Jahre 1724 begonnene gräfl. Bibliothek des Schlosses mit eingelegten Bücherschränken und Wandvertäfelungen ausgestattet und gleiche Schränke für die Gewehrkammer geschaffen. Von all dem sind heute im Schloß nur spärlichste Reste, wie eingelegte Türen, einzelne Möbelteile, erhalten. Ein Hauptarbeitsfeld eröffnete sich nachher unserem Meister im Benediktinerkloster Banz (Unterfranken), wo ihm die Herstellung des Chorgestühls für den Religiosenchor „nach einem eigenen Riß" und die Ausstattung der Klosterbibliothek mit reich eingelegten Schränken oblag. Leider haben sich nur die Chorstühle erhalten, die als Meisterstücke der Ebenistenkunst gepriesen werden. Über jedem der 20 Rücklehnen ist als Füllung eine Darstellung aus dem Leben

[4] Rott a. a. O. S. 130. Auch Bruder Abdon Oberlechner, der von Rastatt nach Bruchsal verliehen wurde, hat keine Intarsie gefertigt, sondern Schnitzarbeiten aus dem vollen Holz. (Lohmeyer, Das Rastatter Schloß, Ortenau VI, S. 50.)

[5] Wilhelm Heß, Johann Georg Neßtfell, in Studien zur deutschen Kunstgeschichte Heft 98 (1908).

[6] Heß a. a. O. Tafel IV.



des hl. Benedikt angebracht.[7] Nach Vollendung dieser Werke (1749) hat sich Neßtfell auch mit Herstellung von Planetarien beschäftigt und eine besonders kunstvolle Planetenmaschine sogar Kaiser Franz I. in Wien vorgeführt, der ihm den Titel eines „Kaiserl. Königl. Hofmechanicus" und eine Gnadenkette mit seiner Denkmünze verlieh.[8]

Wir erfahren nur noch von der Herstellung der Bibliothekschränke für das Kloster St. Stephan in Würzburg. In den Jahren 1749—60 könnten die für das Bruchsaler Schloß wohl schon unter Damian Hugo bestellten Schreibschränke am Wohnsitz des Neßtfell in Wiesentheid sowie der Schreibschrank des Würzburger Schlosses, den wir ihm ebenfalls zuschreiben dürften,[9] fertig gestellt worden sein. Johann Georg Neßtfell ist am 15. August 1762 in Würzburg verschieden, wenige Monate nach seinem Freunde Johannes Zick, der angeregt durch die astronomisch-physikalischen Arbeiten Neßtfells sich am Ende seines bewegten Lebens ebenfalls in Würzburg mit der Astronomie beschäftigte und ein Planetarium herstellte. Der Nachfolger Neßtfells in seinem Kunsthandwerk war der Hofschreiner Johann Georg Fellwöck, der ebenfalls in gräfl. Schönbornschen und bischöflich würzburgischen Diensten stand.[10]

Neßtfell, der Schöpfer so vieler Kunstmöbel mit reicher Einlegearbeit, nennt sich selbst in der Erklärung zu der Wiener Planetenmaschine als ein „in eingelegter Arbeit von Vorstellungen, deren Figuren und Landschaften von aller Gattung, deren Metaillen, Gebeinen und gebeizten Hölzer geübter Schreinermeister". Dieses hochgemute Selbstbekenntnis müssen wir ihm nach einem Überblick über die noch erhaltenen Werke vollauf bestätigen. Die Bruchsaler Prachtschränke geben davon beredtes Zeugnis. Sie sind die kunstvollsten Intarsienmöbel deutschen Ursprungs an der Wende zwischen Barock und Rokoko, die auch von den späteren berühmten klassizistischen Marketeriearbeiten David Roentgens aus Neuwied und Franz Heinrich Riefeners aus Köln nicht übertroffen werden. Ihre Wiedervereinigung mit der herrlichen Ausstattung des Corps de logis der Damiansburg rückt sie in das letzte Aufleuchten aus der glanzvollen Vergangenheit einer fürstbischöflichen Residenz.

[7] Heß a. a. O. Tafel IX und X.

[8] Abgebildet bei Heß a. a. O. S. 43.

[9] Schmidt R., Möbel in Bibl. für Kunst- und Antiquitätensammler 5 (Berlin 1913) Abb. 144.

[10] Die Sammlungen des hist. Vereins für Unterfranken bewahren ein Bildnis J. G. Neßtfells mit dem Hobel in der linken Hand, während die Rechte die Denkmünze Franz I. umfaßt, die er an der Gnadenkette um den Hals trägt; vielleicht von der Hand Joh. Zicks.



1. Elfenbeinrelief auf dem Deckel des Codex Bruchsal II

Die Handschriften Bruchsal I und Bruchsal II in der Badischen Landesbibliothek

Von Otto Homburger, Karlsruhe

Als zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die Bibliotheken der Klöster und der geistlichen Fürsten aufgelöst wurden und ihre Schätze in den Besitz des Staates übergingen, gelangten aus Bruchsal in die „Hof- und Landesbibliothek" einige liturgische Bücher, die ursprünglich Eigentum des Speyerer Doms waren und mit anderen Kostbarkeiten 1793 vor den einrückenden Franzosen in der bischöflichen Residenz geborgen wurden.[1] So erklärt es sich, daß zwei Handschriften, die zu den Zimelien der Karlsruher Bibliothek gehören, als Codices Bruchsalenses I und II bei Kunstfreunden und Gelehrten bekannt sind. Beide sind Evangeliare, d. h. sie enthalten eine Auswahl von Abschnitten aus dem Neuen Testament, die an bestimmten Festen und Heiligentagen während des Gottesdienstes gelesen wurden.

Die ältere von ihnen[2], ein Band von geringem Umfang, ist auf der Vorderseite geschmückt mit einem Elfenbeinrelief, das, wie es bei Evangelienbüchern üblich war, den Gekreuzigten darstellt zwischen der Muttergottes und Johannes (Abb. 1).



Oben über dem Horizontalbalken des naturalistischen Kruzifixus sehen wir nach antiker Sitte die klagenden Gestalten von Sonne und Mond, wie sie mit hochgezogenem Gewand die Tränen trocknen. Die Figuren sind beinahe freiplastisch herausgearbeitet und von außerordentlich bestimmt und mit einer gewissen Ausdrucksenergie geführten Linien eingefaßt. Wenige parallel laufende Faltenzüge gliedern die ruhigen Flächen, die von den straff die Gliedmaßen einspannenden Gewändern gebildet werden.

Die nahe Verwandtschaft, die besteht zwischen unserm Relief und Kreuzigungsbildern in Handschriften der St. Gallener Stiftsbibliothek aus dem XI. Jahrhundert[3], läßt vermuten, daß in jenem Kloster, das schon in karolingischer Zeit berühmte Werke der Elfenbeinschnitzerei hervorgebracht hat, unser Deckel gefertigt wurde, und wir sind weiterhin berechtigt, für den von ihm umschlossenen Kodex auf Grund der Schrift und der Initialen das gleiche anzunehmen.[4] Als Zeitpunkt der Entstehung kommen für Deckel wie Handschrift die ersten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts in Betracht.

Viel reicher und berühmt wegen seines Miniaturenschmuckes und des kunstvollen Einbandes ist das andere Evangeliar, das nach dem Stil zu schließen, hundert Jahre später, um 1220—1230 geschrieben und gemalt wurde.[5] Wir werden in die Zeit geführt, da von etwa 1200 ab der romanische Stil in Deutschland, nach einer verhältnismäßig langsamen Entwicklung einen schnellen Aufschwung nimmt und Blüten entfaltet, die von einem andersartigen Gewächs hervorgebracht scheinen als die demgegenüber steif und abstrakt wirkenden Formen des 12. Jahrhunderts. Ein erneutes und intensiveres Aufnehmen antiker Elemente, die durch die byzantinische Kunst umgestaltet und vermittelt, gewissermaßen für das Auge des mittelalterlichen Menschen erst verständlich gemacht wurden, hat den Anstoß gegeben zur Bildung dieses deutsch-byzantinischen Stils. 50 Jahre später — um die Jahrhundertmitte, — hat die von den westlichen Nachbaren her vordringende Gotik dem Spätromanismus, einer der glücklichsten Perioden deutschen Kunstschaffens auf allen Gebieten, namentlich der Architektur, ein zu frühes Ende bereitet.

Schlagen wir unser Buch auf und betrachten das Verkündigungsbild, fol. 5r (Abb. 2), das die Reihe der neutestamentlichen Szenen eröffnet, so wird für diejenigen, denen die Eigenart mittelalterlicher Kunst nicht ganz fremd ist, das Gesagte verständlich erscheinen.

Zwei in Bewegung dargestellte, von dicht gefältelten Gewandmassen bekleidete Figuren heben sich von dem fein gemusterten Goldhintergrund ab; so groß als möglich hat sie der Künstler gebildet, ohne daran Anstoß zu nehmen, daß hier wie im folgenden der Rahmen die aufgeregten, nach Ausdehnung drängenden Silhouetten nicht zu fassen vermag. Rechts sitzt die Muttergottes, nach Art einer antiken Matrone gekleidet und — gemäß dem byzantinischen Schema — mit Spinnen beschäftigt; sie wendet den Kopf zurück zu dem Engel, der schnell heranschreitet, die Rechte zum Gruß erhebend, während die Linke das Szepter hält und zugleich die gehäuften Faltenschlingen des Mantels hochrafft. Die Erinnerung an spätantike Engelsfiguren wird wachgerufen durch die lockige, mit der goldenen Binde geschmückte Haartracht, während in den Gesichtsformen der beiden, wie stets in der byzantinischen Kunst, orientalische Züge nicht zu verkennen sind.



Es folgt auf der Rückseite des gleichen Blattes, der ersten Weihnachtsperikope gegenüber, das Bild von der Geburt Christi und der Anrede des Engels an die erregte Schar der Hirten auf dem Felde.

Noch auffallender als bei der vorhergehenden Szene ist die Absicht des Künstlers, die ganze Bildfläche gleichmäßig zu füllen und zu beleben durch Figuren und Gegenstände, die, obwohl sie in sich fest geformte Körper von räumlicher Wirkung bilden, sich in der Fläche zusammenschließen in rhythmischem Schwung, ähnlich wie die in konzentrischen Kreisen sich drängenden Ranken der Initialen, die den Text der Lesestücke einleiten.

Ganz besonders frisch und in seltener Ausführlichkeit schildern die beiden folgenden Miniaturen den Zug der 3 Könige aus dem Morgenlande.

Auf dem ersten Blatt sehen wir unten links die 3 Heiligen, ins Kostüm der Zeit gekleidet, auf ihren echt mittelalterlich gebildeten Pferden; der greise Balthasar an der Spitze hat den Stern gesehen, der oben auf der Seite, außerhalb des Rahmens wiedergegeben ist, und während er umblickend den folgenden König verständigt, setzt er sein Pferd in Galopp. In der oberen Hälfte ist dargestellt, wie die drei Könige ihre Geschenke dem Christkind darreichen, das vom Schoß der Madonna herab den knieenden Greis segnet; eine Bogenarchitektur umschließt fest die Gruppe von Mutter und Kind. Das zweite Bild zeigt in der oberen Hälfte, wie der Engel den schlafenden Heiligen erscheint und sie ermahnt, einen andern Weg zur Heimreise einzuschlagen. Unten führt sie ein Segelboot über das fischreiche Meer nach dem Morgenland zurück; köstlich ist geschildert, wie der jüngste König Kaspar sich mit lebhafter Gebärde umwendet, um mit dem Steuermann, einer mehrfach in dieser Zeit begegnenden Figur, sich zu verständigen. (Fig. 3.)

Der eng bemessene Raum dieses Aufsatzes verbietet die folgenden Szenen einzeln zu analysieren, es muß auf die Beschreibung in der Cohnschen Dissertation verwiesen und dazu bemerkt werden, daß die meisten Miniaturen unseres Malers[7] nicht auf der gleichen künstlerischen Höhe stehen wie die bisher besprochenen; dagegen übertrifft diese in der technischen Behandlung des Farbenauftrags und der Modellierung des Karnats das Blatt mit dem Evangelisten Johannes, das ebenso wie die wieder ungleich schwächeren Bilder der übrigen Evangelisten dem Text des Buches vorangestellt ist. Von einem anders geschulten, wesentlich altertümlicheren Künstler rühren die beiden letzten Miniaturen her, von denen die Lesestücke zu Christi Himmelfahrt und Pfingsten eingeleitet werden, ebenso wie eine große Anzahl mit Figuren geschmückter Initialen, und einem Dritten ist das hart und trocken wirkende Eingangsbild des Evangeliars, eine Darstellung des thronenden Christus, zuzuschreiben. Von ihm mögen auch die ersten 3 Initialen entworfen sein; dann wurde dieser geringer begabte Mönch, dem möglicherweise eine Miniatur der bedeutenden Schule von Weingarten als Vorbild diente,[8] von dem Hauptmeister abgelöst.

Der kostbare Deckel unserer Handschrift soll an letzter Stelle besprochen werden, einmal weil die Untersuchung schwierigere Fragen stellt und zweitens, weil er dazu verhilft die Geschichte des Manuskripts zu klären (Abb. 4). Es fällt zunächst auf, daß obwohl die Anordnung dem Geschmack der Zeit entspricht,[9] die getriebene, silbervergoldete Christusfigur und die Ranken in den Schrägflächen einen späteren Eindruck machen. Dagegen ist die Fassung der Gemmen, Steine und Kristalle auf dem Rande





2. Codex Bruchsal I
Die Verkündigung



3. Codex Bruchsal I
oben: Der Engel weckt die 3 Könige
unten: Die Heimfahrt der Könige

zeitgemäß, und die mit ihnen wechselnden Silberplättchen mit den feinlinigen, beinahe gotisch empfundenen Ranken und Figuren in Nielloeinlage sind jüngere Verwandte der Arbeiten eines niederlothringischen Goldschmieds, der um 1220 zwei berühmte Werke, das Reliquiar von St. Matthias in Trier und das Kreuzreliquiar des Benediktiner-Klosters zu Mettlach geschaffen hat.[10] Als ursprüngliche Füllung ist ein sitzender Christus im Stil der getriebenen Heiligen auf der Mettlacher Tafel zu denken; er mag im 15. Jahrhundert durch die jetzige, an Älteres sich anlehnende Figur ersetzt worden sein. Zugleich erneuerte man die alte romanische Ranke der Schrägwand in spätgotisch-naturalistischer Umformung. Auch der italienische Sammetstoff auf der Rückseite des Deckels stammt aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts und ist wohl bei der gleichen Restauration durch neue Metalleisten dem Deckel eingefügt worden.

Vor allen Dingen aber muß die Frage aufgeworfen werden: wer war der „custos Cunradus", der auf dem Nielloplättchen unten in der Mitte des Rahmens knieend dargestellt ist. Die Arbeit mag um 1230 entstanden sein und gerade damals ist es häufig vorgekommen, daß die Besteller oder Verfertiger von Handschriften oder Werken der Goldschmiedekunst ihr Bildnis mit Namensbeischrift auf der Stiftung anbringen ließen.[11] Nachdem von anderer Seite einwandfrei nachgewiesen worden ist, daß der Bruchsalensis I. aus dem Speyerer Dom stammt, besteht kein Zweifel, daß der Kustos Conradus, der in Speyerer Urkunden von 1213, 1220, 1223 und 1232[12], außerdem 1221 als Custos et Sanctae Trinitatis[13] praepositus begegnet, mit dem auf unserm Deckel dargestellten identisch ist.[14] Dieser Probst von St. Trinitas in Speyer ist aber kein anderer als der nachmalige Speyerer Bischof Konrad von Danne oder v. Than, der, nachdem er zugleich die Probstwürde in Neuhausen und St. Andreas in Worms bekleidet hatte, am 10. Februar 1233 in Speyer gewählt wurde und am 24. Dezember 1236 starb.[15]

Auf einer seiner Reisen — wir finden ihn häufig am Hofe Kaiser Friedrichs II., zweimal als Begleiter seines Bischofs in Italien und 1227 in England[16] — wird er die Handschrift bestellt und der Domkirche gestiftet haben. In einer der damals blühenden Malschulen Südwestdeutschlands ist sie verfertigt worden — das lehrt der Stil der Malereien —, und wenn kürzlich auf Grund von liturgiegeschichtlichen Erwägungen St. Gallen als Ort der Entstehung angenommen wurde, so ist das eine Hypothese, die hoffentlich bald durch Vergleich mit der Malerei und Schrift St. Gallener Handschriften jener Zeit ihre volle Bestätigung findet.[17]

Anmerkungen

[1] Dr. Siebert, Der Codex Bruchsal I auf seine Herkunft untersucht. Repertorium f. Kunstwissenschaft XXXV 1912. S. 332 ff.

[2] Codex Bruchsal II. Beschr. b. H. Ehrensberger, Bibliotheca liturgica manuscripta 1889, S. 53. Größe des Elfenbeins 13,2 × 10 cm.

[3] Nr. 376, 338, 340 abgeb. b. Merton, Die Buchmalerei in St. Gallen 1912. Taf. 75/76.

[4] Auch der liturgische Befund läßt das zu, da das Buch Lesestücke für die Festtage der 3 St. Gallischen Heiligen Gallus, Othmar und Magnus enthält, doch wird erst eine wissen-





4. Deckel des Codex Bruchsal I

schaftliche Untersuchung der überaus zahlreichen Perikopen nach dieser Richtung Klarheit schaffen.

[5] Codex Bruchsal I, beschrieben und behandelt von Ernst Cohn: Über den Codex Bruchsal I der Karlsruher Hof- und Landesbibliothek usw. Heidelberger Dissertation 1907; vgl. dazu: Siebert a. a. O. S. 335 ff. Maße des Deckels: 35,3 × 27 cm, der reproduzierten Bilder: 19,8 × 16 cm.

[6] s. Kehrer, Die heiligen 3 Könige in Literatur und Kunst 1909. Abb. 169/170.

[7] Auf ihnen ist dargestellt: Die Darbringung im Tempel, die **porta clausa** als Symbol der jungfräulichen Geburt Christi, die Auferweckung des Lazarus zusammen mit dem Einzug in Jerusalem, Abendmahl und Fußwaschung, die Kreuzigung (abgeb. im Jahrbuch d. preuß. Kunstsammlungen XXXVI 1915 S. 149), die 3 Marien am Grabe.

[8] Man vergleiche die Miniatur Fol. 4 des Missale 36 zu Holkham Hall (Südengland), das ebenso wie das dort aufbewahrte Missale 37 in Weingarten zur Zeit Abt Bertholds (1200—1232) geschrieben wurde (Abb. Dorez, **Les manuscrits de peintures de Lord Leicester**, Taf. V—XXI). Über weitere Beziehungen der 3 Handschriften untereinander s. R. Kahn im Städel-Jahrbuch I 1921, S. 72/73.

[9] Vgl. die Vorderseite eines Buchdeckels von Hugo von Oignies in Namur, abgeb. b. Loubier, der Bucheinband in alter und neuer Zeit, 1904, Abb. 45/46.

[10] Abgeb. b. v. Falke und Frauberger: Deutsche Schmelzarbeiten des Mittelalters 1904, Taf. 90—92; man vergleiche vor allem die gravierten Figuren auf der Innenseite des Mettlacher Reliquiars.

[11] So ist auf dem Deckel des Missale Holkham-Hall 37 der Stifter, Abt Berthold, abgebildet, im Missale 36 begegnet gar viermal das Bild des Bestellers, des **sacrista Heinricus**.

[12] Remling, Urkundenbuch z. Gesch. d. Bischöfe zu Speyer 1852 I, Nr. 130, 140, 150, 185.

[13] Remling, Gesch. der Abteien in Rheinbayern 1836 I, S. 327.

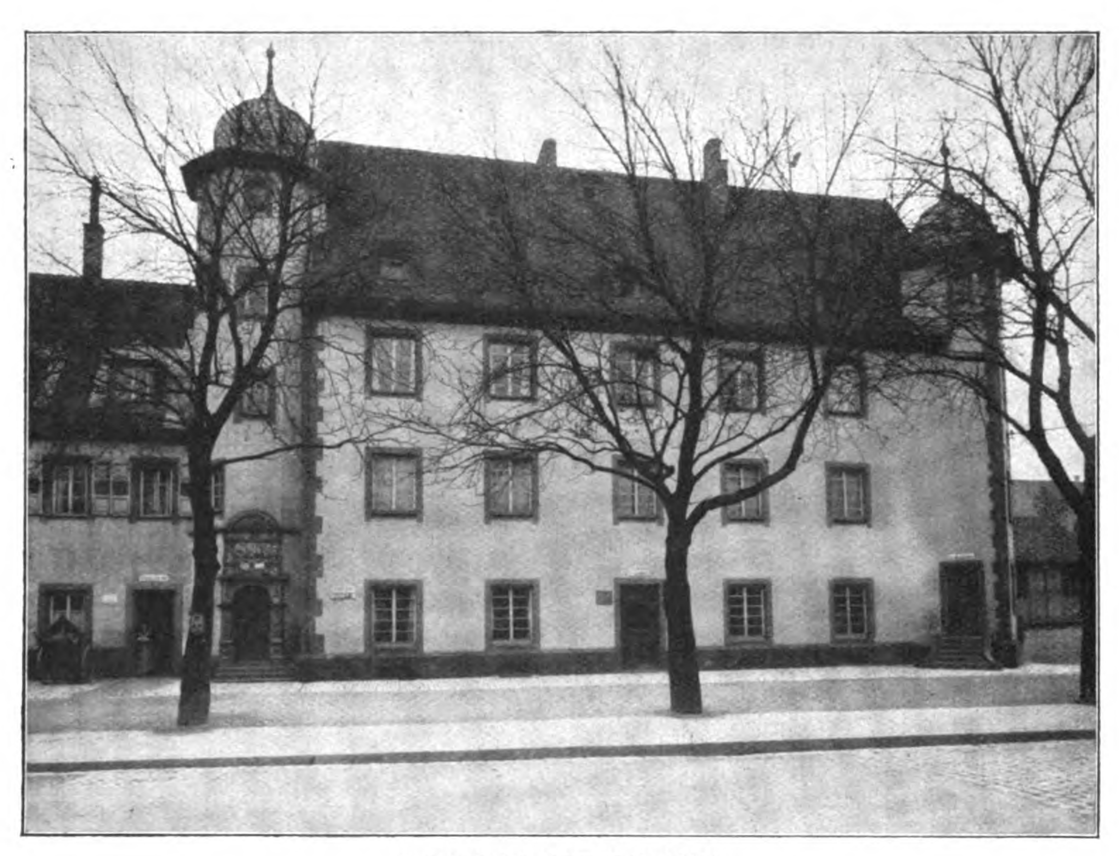
[14] Nicht mit dem Kustos Konrad v. Frauenberg, der 1425 starb, wie Siebert a. a. O. S. 333 annimmt.

[15] Dies beweist die in Ulm gegebene Unterschrift in einer Urkunde von 1224: **Cunradus de Danne, praepositus s. trinitatis in Spira** (Lacomblet, Urkundenbuch f. d. Gesch. des Niederrheins, S. 62), s. ferner Remling, Gesch. d. Bischöfe v. Speyer 1852 I, S. 461. Als **praepositus de Tan** zeichnet er zuletzt 1232 (Remling Urkundenbuch Nr. 190).

[16] Huillard Bréholles, Hist. diplom. Friderici II., Bd. II, S. 64, 106, 116, 332 3, III S. 322. Rymer, Foedera, 1745, I S. 100.

[17] M. E. besteht eine Verbindung zwischen den Bildern der Himmelfahrt und des Pfingstfestes und entsprechenden Abbildungen St. Gallischer Handschriften, bei Merton a. a. O. Taf. 79, 80, 81. Leider ist das St. Gallische Material für das XII. bis XIII. Jahrh. noch nicht veröffentlicht.





1. Der Hohenegger zu Bruchsal
(Aus dem Denkmälerarchiv des Bad. Landesmuseums)

Die städtischen Sammlungen in Bruchsal

Von Michael Schmitt, Bruchsal

Um die Erinnerung an die Vergangenheit Bruchsals, besonders die Epoche des XVIII. Jahrhunderts, als die Residenz des Speyrer Fürstbistums sich hier befand, festzuhalten, vor allem aber um die kulturgeschichtlich wichtigen Denkmäler in Stadt und weiterer Umgebung vor der Gefahr des Untergangs oder des Verschleifs zu bewahren, beschloß die Stadtgemeinde um die Jahrhundertwende, jene Überreste zu sammeln und der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Hauptträger dieses Gedankens war vor allem der Wunsch, zielbewußt den Grundstock zur Heimatliebe zu festigen und darauf weiter zu bauen. Lebensvoll soll sich uns ein Bild der epochenweisen Entwicklung, vom Steinzeitmenschen bis zur Gegenwart, darbieten, und den Boden heiligen, auf dem das Ringen und Kämpfen unserer Ahnen und Urahnen im Drang zur Weiterentwicklung stattfand. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Einrichtung der am 30. November 1902 in den Räumen des Hoheneggergebäudes eröffneten städtischen Altertumssammlung vollzogen worden.

Das altehrwürdige Hoheneggergebäude, vom bischöflichen Hofmeister Jörg Speth von Sulzburg als Herrenhof in den Jahren 1550—54 erbaut, ist nicht mehr im



2. Portal des Hohenegger zu Bruchsal
(Aus dem Denkmälerarchiv des Bad. Landesmuseums)

ursprünglichen Zustande erhalten. Die Zerstörung Bruchsals 1689 durch die Franzosen mußte dieses alte Wahrzeichen ebenfalls miterleben und teuer bezahlen, auch die spätere Renovierung hat seine ursprüngliche Gestalt sehr verändert. Zur Ausstellung der Sammlungsgegenstände dienten zuerst zwei Räume dieses Gebäudes im Mittelgeschoß, die aber bald infolge der zahlreichen Funde und Zuweisungen nicht mehr ausreichten.

Vor Gründung der Sammlung war der städtische Besitz an Altertümern äußerst gering; er bestand im wesentlichen aus einigen alamanisch-fränkischen Gräberfunden, die anläßlich des Bahnbaues Bruchsal-Bretten und solchen, die durch Ausgrabungen auf dem Löffler'schen Grundstück beim hiesigen Friedhof dem Boden enthoben wurden, außerdem aus Fundgegenständen, welche gelegentlich der Durchführung der städtischen Kanalisation geborgen worden sind.

Bald nach Eröffnung der Altertumssammlung flossen dieser namhafte Zuwendungen von historischem und künstlerischem Wert aus Privatbesitz zu, besonders Ortsansichten, Kulturgeschichtliches aus dem 18. und 19. Jahrhundert und Heeresgeschichtliches. Durch Vornahme von Ausgrabungen und Erwerbungen interessanter, insbesondere die hiesige Stadt oder den Amtsbezirk betreffender Gegenstände, hat sich die Sammlung in den verflossenen zwei Jahrzehnten rasch vergrößert. Die Raumnot hat nunmehr Anfang April d. J. die Stadtverwaltung dazu gezwungen, die Sammlung in die unteren Räume des Schlosses zu verlegen.

Das Barockschloß, ein Prunkstück aus der fürstbischöflichen Glanzzeit Bruchsals, hat dadurch eine harmonische Doppelbedeutung erfahren: Museum für Raumkunst und Heimatmuseum im engeren Sinn. In den oberen Räumen des Schlosses ist es nament-

lich die Kunst des Barocks und Rokokos mit ihrem Reichtum und all ihren unübertrefflichen Feinheiten, die uns hier fesseln, die Schöpfungen eines Feichtmeyers und Zick, Vater und Sohn, die Wandbespannung mit den berühmten niederländischen Wirkteppichen u. a. In den unteren Räumen erleben wir die organische Entwicklung von der Epoche des Urmenschen, welcher seine spärlichen Erzeugnisse im harten Kampf der Natur abringen mußte, über die Bronze-, La Tène-, römische und alemannisch-fränkische Zeit bis zur jüngsten Vergangenheit, die durch einige Wohnungs- und Einrichtungsgegenstände der Großväterzeit vertreten wird.



3. Porträt Franz Christophs von Hutten
Stich von G. B. Götz nach C. J. Schweickart
(Aus dem Denkmälerarchiv des Bad. Landesmuseums)

Die hiesige Gegend, besonders das Hügelland hat eine alte Kulturgeschichte, und zahlreiche aus dem Boden gegrabene Funde legen hiervon Zeugnis ab. Dank der Forschungen Schumachers[1] und namentlich auch durch die in den Jahren 1896/97 von A. Bonnet vorgenommenen Ausgrabungen auf dem Michelsberg bei Untergrombach, wurde aus den dort festgestellten menschlichen Siedlungen der jüngeren Steinzeit eine ansehnliche Menge wertvoller Töpfe, vom kleinsten bis zum größten Ausmaß, Vorratsgefäße, Vertreter fast aller Typen von Tongefäßen jener Zeit, ans Tageslicht gefördert. Es sind die Dokumente der früheren menschlichen Besiedlung in unserer Gegend.

---

[1] Schumacher, Siedlungen auf dem Michaelsberg, 1921.

Im Februar 1902 wurden anläßlich der Vornahme von Grabarbeiten im Stadtgarten unterhalb des Belvedere alemannische Gräber aufgedeckt und dabei folgende bemerkenswerte Grabfunde geborgen: Ein Tonkrug mit Schnaube und Handgriff, ein Dolch, eine Spange, ein Kupferring und Glasperlen.

Vom 9. bis 12. März 1903 legte man in dem Löfflerschen Grundstück beim hiesigen Friedhof 15 alamannisch-fränkische Reihengräber frei, deren Funde in die städtischen Sammlungen überführt wurden: Tongefäße, Kämme, Bernstein- und Tonperlen, Spangen, Glasbecher, Gurtbeschlägplatten, Zierscheiben und Riemenzungen, Lanzen, Speerspitzen und Schildbuckel, Schwertklingen von Spathen und Skramasaxen, waren hierbei Zeugen jener Epoche. Zu gleicher Zeit wurde in unmittelbarer Nähe des alamannisch-fränkischen Friedhofes hier ein sehr gut erhaltenes Zehndrachmenstück von Syrakus (um 400 v. Chr.), ein Werk des Meisters Euainetos gefunden.

Im August 1903 war es die Ausgrabung im Walddistrikt Mönchswald bei Unteröwisheim, welche uns durch die Freilegung von 5 Grabhügeln aus der Broncezeit Einblick in die Sitten und Gebräuche jener nachneolithischen Menschen verschaffte. Weiterhin waren es die 1904 und 1909 bei Ausgrabungen auf dem Steinsberg oder Auberg im Grundelschen Steinbruch bei Bruchsal gemachten Funde aus der jüngeren Steinzeit, welche den städtischen Sammlungen wertvollen Zuwachs lieferten. Insbesonders die alemannisch-fränkische Zeit erfuhr durch die im Jahre 1913 in Heidelsheim gemachten Entdeckungen wesentliche Ergänzungen. Erwähnt sei noch die 1908 erfolgte Ausgrabung einer römischen Niederlassung, einer sogenannten villa rustica, im Gewann „Hasenbühl" der Gemarkung Ubstadt und die 1911 vorgenommene Aufdeckung eines römischen Wirtschaftshofes im Gewann „Steinhaufen" bei Obergrombach.[2]

Eine Turmglocke vom Jahre 1473 aus Büchenau, das älteste mittelalterliche Schaustück hiesiger Sammlung, lenkt schon am Eingang zum Museum die Aufmerksamkeit auf sich. Ihre Inschrift lautet:

Ossanna heissn ich x meinster jörg zu spier gos mich x anno dmi
MCCCCLXXIII jar.

Ein wertvoller Zinnschatz aus der Zeit des 30jährigen Krieges wurde im November 1904 bei Anlegung von Baugruben auf der Gemarkung Obergrombach gehoben. Er bestand aus drei Kannen, einer Feldflasche, mehreren Schüsseln, Platten und Tellern sowie einem kupfernen Leuchter. Durch die Opferwilligkeit eines hiesigen Bürgers konnte der Fund der städtischen Sammlung einverleibt werden.

Zu den weiteren Sehenswürdigkeiten des Museums gehören eine reichhaltige Münzen- und Siegelsammlung (Originalsiegel von 1404). Alte Gewehre, Säbel und Schützenscheiben mit Bemalungen, Trommeln der früheren Bürgerwehrmusik, zahlreiche Bilder der alten Stadtbefestigung und Umwallung lassen den kriegerischen Charakter

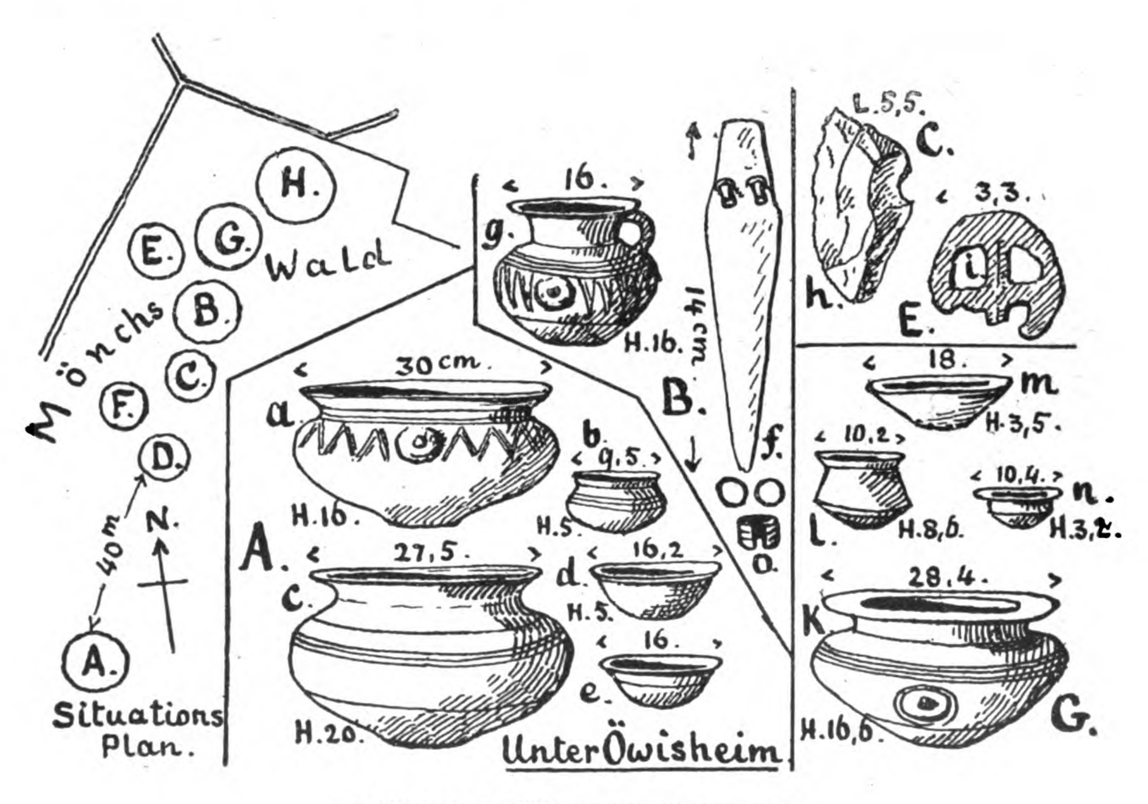
[2] Rott, Die römischen Ruinen bei Obergrombach und Wagner, Fundorte und Funde im Großherzogtum Baden, II. Teil.

früherer Zeit erkennen. Die Bestände an Porzellan und Majolika, an Uhren und Wirtsschildern, Zunftzeichen und Zunftordnungen, Lehrbriefen, Zunftsiegeln und Zunftladen geben von dem friedlichen und kunstliebenden Bürgertum und der guten Organisation des damaligen Handwerkes einen sprechenden Beweis.

Eine kleine Heeresabteilung soll darauf hinweisen, daß das Bruchsal des 19. Jahrhunderts Militär und Uniformen sah, eine besondere Welt im bürgerlich-kleinstädtischen Leben.

Noch viele sonstige Gegenstände vergrößern und veranschaulichen das Gesamtbild, welches geeignet ist, jedem Beschauer ein gut Stück Heimatgeschichte vorzuführen.

Möge das historische Interesse, der bewährte Gemeinsinn und die Opferwilligkeit der hiesigen Einwohnerschaft auch fernerhin den städtischen Sammlungen zugewendet bleiben, damit eine gedeihliche Weiterentwicklung dieser idealen Gütern zugewandten Schöpfungen auch für die Zukunft gewährleistet sei.



4. Aus den Grabhügeln von Unteröwisheim
(Aus dem Denkmälerarchiv des Bad. Landesmuseums)

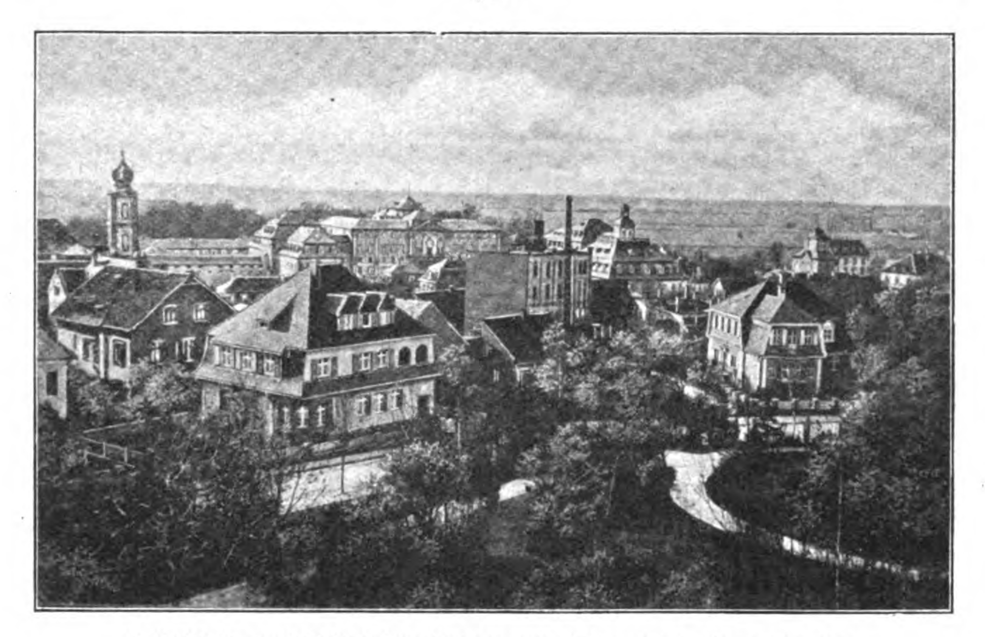


1. Bruchsal (Mittelstadt mit Berchfrit und Stadtkirche)

Das heutige Bruchsal

Von Josef Münch, Bruchsal

Die Stadt Bruchsal, der alte Vorort des Kraichgaus, die ehemalige Residenz der vier letzten Fürstbischöfe von Speyer, kann sich mit ihren Schwestern gleicher Größe innerhalb der badischen Heimat in jedem Betracht messen. Zwar gibt es noch Leute, bei denen der Name Bruchsal keinen besonderen Klang hat. Statt aller Gründe erwidern sie auf die Frage nach dem „Warum" in der Regel: „Bruchsal — Bruch!" und sie glauben, damit eine witzige, gar geistreiche Begründung gegeben zu haben. Es ist die Sprache der Engstirnigkeit, der Dummheit, die so spricht. Hätte das Wort Bruchsal die gleiche lautliche Entwickelung genommen wie Brüssel, der urkundlich einst gleichlautende und auf dieselben Wurzeln zurückgehende wallonische Namensvetter, so wäre jenen Kritikern die Möglichkeit der Anwendung eines etymologischen Wortspiels genommen, und sie wüßten vermutlich vollends gar keinen Grund anzuführen. Hat's ihnen am Ende der mächtige, festungsartige Rotsandsteinbau mit seinen grauen, glasscherbengespickten Umfassungsmauern angetan? Sie brauchen keine Angst zu haben. Auf Dummheit, auch wenn sie gottssträflich wäre, ist noch keine Zuchthausstrafe gesetzt. — Scheffel, der 1852 sich als Sekretär am hiesigen Hofgericht herumärgerte, fällte über Bruchsal folgendes Urteil: „Bruchsal ist eine langweilige Seestadt". Man darf diese Worte nicht tragisch nehmen. Sie richten sich weniger gegen die „Seestadt" Bruchsal, als gegen das „ewige Aktenlesen" und die „Hantierung mit Tinte und Feder". Das alte Heimweh nach seinen Freunden in Alt-Heidelberg, die junge Liebe zu einem in der Ferne weilenden,



2. Hofkirche und Schloß im Hintergrund (Blick vom Stadtgarten aus)

angebeteten Wesen und nicht zuletzt die bis zum Ekel gesteigerte Abneigung gegen seinen juristischen Beruf im allgemeinen und seine Tätigkeit am Hofgericht im besonderen ließen ihn in Bruchsal nicht heimisch werden. Er weilte auch erst zwei Monate hier, als er jenen Brief schrieb. Das war vor 70 Jahren. — Seither hat die Stadt einen mächtigen Aufschwung genommen und als der geistige, politische und wirtschaftliche Mittelpunkt des unteren Kraichgaus mit der allgemeinen kulturellen Entwickelung Schritt gehalten.

Die letzten drei Fürstbischöfe von Speyer geleiteten ihre erlauchten Gäste wohl hinauf nach dem Steinsberg auf das von Kardinal Hutten im Jahre 1756 erbaute Belvedere, um mit ihnen einen Blick über Schloß und Stadt und Land zu werfen. Dort hinauf führen auch wir unsere Gäste, ihnen unter dem Baldachin der „chinesischen Thürnlein" das heutige Bruchsal mit seiner Umgebung zu zeigen. Im Süden recken sich die drei treuen Wächter: der Eichelberg, der Weierberg und der Schwobenberg, uralte, stumme Zeugen der Menschensiedelungen zu ihren Füßen. An sie reihen sich nach Osten, durch die Senke des Saalbachtales getrennt, der Auberg und Holzmann, der Schaffnersberg und Steinsberg, um mit den sich dahinter anschließenden Hügeln einen schützenden Schirm gegen die kalten Ostwinde zu bilden. Nordwärts dehnen sich die welligen Hänge des Kraichgauer Hügellands, um Anschluß zu finden an den Bergen des Odenwalds, die mit dem Königstuhl und den Handschuhsheimer Höhen das Blickfeld im Norden abschließen. Den westlichen Horizont begrenzt die lange Kette der Hardtberge, zumeist im blauen Dufte verschwimmend, an regenkündenden Tagen sich nahe und deutlich mit ihren wogenden Kuppen vom Westhimmel abhebend. Alle diese Berge bilden den ewigen, unverrückbaren Rahmen für ein von Jahrhundert zu

Jahrhundert wechselndes Bild. **Heute** ist's ein Bild voll Anmut und Liebreiz, das uns entgegen blickt. Die Hügel und Hänge bedeckt mit Reben, Obstbäumen, Feldern und Wäldern. Die weite Ebene des Rheintals übersät mit friedlichen Dörfern und Städten, mit grünenden Gärten und saftigen Wiesen, mit Äckern strotzend von Getreide, Tabak und Hopfen, mit weiten Wäldern, in denen einstens Sachsenkaiser und nach ihnen speierische Bischöfe mit leidenschaftlicher Liebe dem Waidwerk oblagen. Auch jetzt noch bilden diese stillen Forste ein umfangreiches Waldgebiet, wenn auch Land- und Holzhunger der letzten drei Jahre klaffende Lücken gefressen haben. Und über die alten Kronen der Bäume strecken sich Kirchtürme und lugen weithin über das Land, vor allen kenntlich die majestätischen Türme des altehrwürdigen Speierer Domes. — Dieses Landschaftsbild offenbart seine eigenen Reize zu jeder Zeit des Jahres; mag der Frühling seine Blütenpracht über Baum und Strauch ausschütten und Kraichgau und Bruhrain in einen einzigen blühenden Gottesgarten, ein Märchenland der Wirklichkeit, verwandeln; mag der Sonnenglanz des Hochsommers flirren über den Kuppeln der Kirchen, den rot-braunen Ziegeln der Häuser, den schwarz-grauen Schiefern der Damiansburg; mögen des Herbstes Farben flammenrot und schwefelgelb von Hügel und Hang herablodern und die alten Akazien das Schloß mit Goldbrokat umspinnen; mag der Winter die breite Ebene mit weißer Decke umhüllen, aus der die Wälder der Lußhardt schwarz und blau hervorstarren.

Freilich, nicht immer zeigte sich dieses Bild voll Schöne. Mehr als einmal bot Bruchsal in seiner wechselvollen Geschichte ein Bild des Grausens und Elends; zum letzten Male im Jahre 1689 und den folgenden Jahren. Die „große Brunst", von den Franzosen angelegt, legte damals die ganze Stadt in Schutt und Asche, derart, daß „auch nicht ein Obdach für einen Vogel, geschweige für einen Menschen stehen geblieben". Die Felder waren zerstampft und verwüstet, die Reben ausgehackt, Hab und Gut geplündert, die Einwohner erschlagen oder geflohen, die wenigen Zurückgebliebenen obdachlos, bettelarm. Dann entstand langsam nur, um die Wende des Jahrhunderts, aus den Ruinen eine neue Stadt, das heutige Bruchsal, im Stil des Barock. Besonders war es Kardinal Schönborn, der „Mauern und Moral" aufbaute. Ihm, dem Erbauer des Schlosses, und seinem Nachfolger Hutten verdankt Bruchsal die Wiederauferstehung.

Die untergegangene Stadt bestand aus zwei Teilen: der links der Saalbach zwischen dem Fluß und den Wurzeln des Weierbergs liegenden, fast ausschließlich von hörigen Bauern bewohnten Altstadt und der rechts der Saalbach gelegenen, später errichteten, hauptsächlich von Gewerbetreibenden (Bürgern) bewohnten alten Bischofsstadt. An diese beiden Teile schloß Schönborn nach Norden hin einen dritten: die Damiansburg mit ihren zahlreichen Gebäuden, als Sitz des Fürstbischofs und seiner Beamten. So erwuchs aus der Dreifaltigkeit der Bauern-, Bürger- und Beamtenstadt die Einheit: das neue Bruchsal. Diese durch die geschichtliche Entwickelung hervorgerufene Dreiteilung besteht im wesentlichen bis heute fort. Die Altstadt wird hauptsächlich von Bauern und Arbeitern, die **alte** Bischofsstadt von Gewerbe- und Handeltreibenden und die **neue** Bischofsstadt von Beamten und Angestellten bewohnt. Die Ge-



bäude der Damiansburg sind als Beamtenwohnungen eingerichtet oder dienen als Bezirksbau-, Domänen-, Eich-, Finanzamt, Forstämter Bruchsal und Graben, Gendarmerie, Gymnasium, Kreisschulamt, Milderstiftungsverwaltung, Notariate I, II, III, Steuereinnehmerei). In baugeschichtlicher Beziehung haben der älteste und der jüngste Stadtteil der einstigen Schönbornstadt die verhältnismäßig geringsten Änderungen erfahren; dagegen ist das Antlitz der Mittelstadt ein anderes geworden. Die Mauern sind gefallen, die Türme verschwunden, neue Gebäude in allerhand Stilen, vielfach an Stelle alter barocker Bauten getreten. — An Umfang haben sich alle drei Teile im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte stark erweitert. Vom Belvedere aus sehen wir, wie sich die Stadt dehnt und streckt, sich hineinzwängt ins Saalbachtal, hinausläuft nach dem Eichelberg, über das Damianstor, sogar über das „Weiße Kreuz" hinaus Heidelberg zustrebt, wie sie die Schienenstränge der Eisenbahn überschreitet und in die Ebene hinauseilt. Einst nahm die Stadt ihren Anfang am Hügelhang südlich der Saalbach, wo vermutlich ein Herrenhof stand (sahala, sal, sel); dann stieg sie hinab ins Bruch, in das Tiefgelände des Rheins; daher ihr Name Bruchsal = Herrenhof im Sumpfgelände. Heute klettert sie, eine rückläufige Bewegung machend, wieder die Hügelhänge hinauf, und schon sind einige Häuser dem Belvedere und der benachbarten, ehemaligen Wasserburg (Reserve), den lange Zeit höchst gelegenen Bauten Bruchsals, über den Kopf gewachsen.



3. Peterskirche

Wenn heute Schönborn und seine drei Nachfolger aus ihrem Todesschlafe droben in der stillen Peterskirche erwachten und auf das Belvedere hinaufstiegen, um anläßlich des 200. Jubiläums der Grundsteinlegung des Schlosses Aus- und Umschau zu halten, würden sie ihren prunkvollen Fürstensitz gleich wieder erkennen, der ihnen in seinem schmucken grau-rot-gelben Feiergewande entgegenleuchtet, als wären die Stürme zweier Jahrhunderte spurlos an ihm vorübergegangen. Auch die ehrwürdige Liebfrauenkirche, das hochgiebelige Rathaus und den altersgrauen, trotzigen Berchfrit des alten Schlosses würden sie als traute Bekannte grüßen. Aber sonst würden sie nicht mehr viel erblicken, was ihnen bekannt vorkäme. Auch Schönborn, dem sonst kein Topf der bischöflichen Küche fremd war, geschweige denn ein Plätzlein oder Gäßlein der Stadt, würde seine Schöpfung nur schwer wieder erkennen. Er würde sofort sehen, daß eine neue Zeit erstanden ist, eine neue Stadt mit neuen Häusern und Stilen, neuen Straßen und Plätzen, neuen Bauordnungen und Kunstauffassungen; neue Menschen

mit neuem Denken und Fühlen, neuen Sorgen und Leiden. Er würde sich rasch überzeugen, daß seine Zeit endgültig unter der Erde liegt. Und er würde mit den andern drei ehemaligen Landesherren gerne wieder in die Gruft zurückkehren, den unterbrochenen Schlaf weiter zu schlafen. Aber alle vier dürften einen Freudenschimmer in das freudlose Gewölbe mit sich nehmen: den Trost, daß ihr Sorgen- und Schoßkind, ihr Herrschersitz, trotz aller Neuerungen und Umwälzungen der Vergangenheit vom gegenwärtigen Geschlecht Neubruchsals mehr als von jedem der früheren geschätzt und geschützt werde als ein kostbares Kleinod edelster Kunst.

Die nachgeborenen Geschlechter haben für die Schöpfungen ihrer Vorfahren nicht immer das dem Erbe der Vergangenheit gebührende Verständnis gezeigt, in Bruchsal so wenig wie anderorts. Sonst hätte man nicht harmlose Stadtmauern, Wehrtürme, Schießscharten, charakteristische Bauten u. a. ohne zwingenden Grund verschwinden lassen, hätte nicht die das Stadtbild so belebenden Tore wie das Rosentor, Hirschtor, Mitteltor (Speierer Tor) niederreißen und das Obere Tor (Markttor) abbrennen lassen. Glücklicherweise blieb das Damianstor, dem Feuer und Unverstand auch schon drohten, vor dem Schicksal seiner Brüder bewahrt. Die heutige Bürgerschaft, besonders die Ortsgruppe der Badischen Heimat, wird mit Argusaugen darüber wachen, daß nicht der Moloch „Verkehrsbedürfnis" eines Tages auch noch dieses letzte aller Bruchsaler Tore auffrißt.

Zu den sehenswerten alten Bauten des heutigen Bruchsal gehören außer dem Schloß und seinem Gefolge von über 40 Gebäuden der vom Bischof Gerhard von Ehrenberg 1358 erbaute Berchfrit der alten Bischofsburg; die Liebfrauen- oder Ritterstifts- (Stadt-) Kirche, Teile im gotischen und solche im Barockstil aufweisend; die Peterskirche in edlem Barock mit ihren graziösen Zwiebeltürmen und der Gruft mit den Leichen Schönborns (1719—43), Huttens (1743—70), Wilderichs von Walderdorf (1797—1802, gest. 1810) und dem Herz des im Exil gestorbenen Limburg-Stirum (1770—1797); das Rathaus im Barockstil (1715 fertiggestellt); das Hoheneggergebäude, der vornehmste Renaissancebau Bruchsals (bei den Bränden des 17. Jahrhunderts von den Flammen verschont geblieben). — Zu diesen alten Bauten gesellten sich mit dem am Ende des vorigen Jahrhunderts einsetzenden wirtschaftlichen Aufschwung eine Reihe neuer architektonisch beachtenswerter Gebäude: die Synagoge (1881), das Fürst Stirum-Krankenhaus (1906), die Reichspost (1907), die Reichsbank (1907), der Schlachthof (1908), die Gewerbe- und Handelsschule (1912), die Oberrealschule (1912). — Zwei interessante Brunnen besitzt die Stadt: den Ferdinand Kellerbrunnen im Stadtgarten und den Amalienbrunnen beim Schloß, zur Erinnerung an die letzte Bewohnerin des Schlosses, die Markgräfin Witwe Amalie von Baden († 1832), die „Schwiegermutter Europas", „die auf stolzen Königsthronen thronen ihre Töchter sah". — An Profanstatuen verdienen Beachtung die 12 Gartenfiguren im Schloßgarten: die allegorischen Gestalten der 4 Elemente, der 4 Jahreszeiten und 4 Hellebardiere. — An Denkmälern im eigentlichen Sinne ist die Stadt arm. Nur das Kriegerdenkmal auf dem Hoheneggerplatz erinnert an die Kämpfer im Feldzug von 1870/71. Im nächsten Jahre wird





4. Fürst Stirum-Krankenhaus

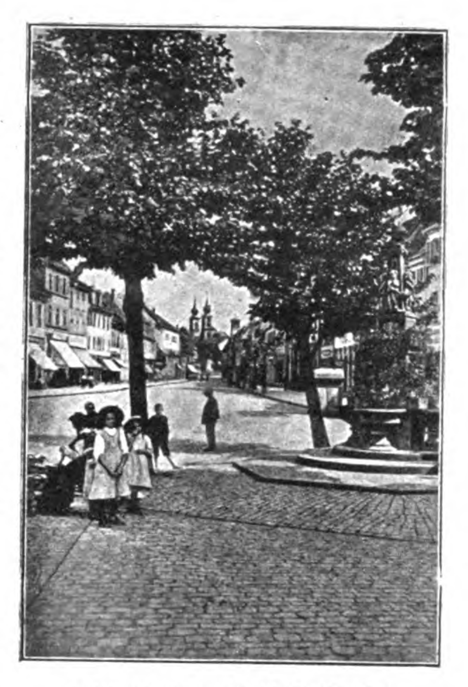
auf dem stimmungsvollen Berggottesacker oberhalb der Peterskirche, auf dem Kriegerfriedhof, beim Zusammentreffen des christlichen und israelitischen Leichenfelds, ein ergreifendes Monumentaldenkmal erstellt werden, welches das Gedächtnis wachhalten soll an jene 470 Krieger unsrer Stadt, die von dem 3360 Mann zählenden Bruchsaler Heerbanne während des Weltkrieges ihr Leben zum Schutze der Heimat dahin gegeben haben. Auch die ehemaligen Angehörigen des Dragonerregiments Nr. 21, das seit dem Jahre 1871 ununterbrochen in Bruchsal garnisoniert gewesen war, werden ihren gefallenen Kameraden einen Gedenkstein setzen. — Einen schönen Schmuck der Stadt bilden die gärtnerischen Anlagen auf dem Bahnhofplatz und um das Schwimm- und Sonnenbad, dann der reizende Stadtgarten mit hübschen Zierbäumen und -Sträuchern, ferner der schattige Kastanienplatz hinter dem Belvedere, einstens der Schießplatz unter den letzten Bischöfen, seit langem der Lieblingsfestplatz bei sommerlichen Veranstaltungen der Stadt und der Vereine. Der König der Gärten aber ist der Schloßgarten mit seinen Statuen, Bassins, Rosensträuchern und alten Bäumen. Freilich viele der alten Kämpen haben die Stürme der letzten Jahre entwurzelt und nach Walhall entführt. Zu jeder Jahreszeit ist er der Magnet, der Groß und Klein anzieht, besonders im Juni, wenn der Rauscheduft der Rosen durch den Park zieht und die Nachtigall ihre Sehnsuchtslieder schluchzt. — Breite, saubere, meist gepflasterte, teilweise von Bäumen beschattete Straßen durchziehen die verkehrsreichen Teile der Stadt; enge, winkelige Gäßchen winden sich durch die Häuserreihen weniger belebter Viertel der Süd- und der Mittelstadt. — Während des Krieges lag über Gäßchen und Straßen ägyptische Finsternis. Auch wer nicht ein bischen schief geladen hatte, lief Gefahr mit dem Pflaster Bekanntschaft zu machen. Groß war drum die Freude, als das alte Gaslicht, seit 1856 eingeführt, die Dunkelheit wieder verscheuchen durfte, noch größer, als im Dezember 1919 die ersten elektrischen Birnen aufflammten.

Bei der Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1798 zählte Bruchsal 3856 Einwohner, unter denen 93 Freie, alle anderen Leibeigene waren. Vor hundert Jahren betrug die Einwohnerzahl rund 6000 Seelen, heute beinahe 16 000. Die Zahl hob sich während des letzten Jahrhunderts langsam, aber stetig, von einem Rückschlag in den 50er Jahren abgesehen, überschritt Anfang der 70er Jahre die 10 000 und hätte heute weit über 16 000, wenn die Stadt das Dragonerregiment 21 und das Bezirkskommando nicht verloren und den Zustrom wegen Wohnungsmangels

nicht gesperrt hätte. Der ganze Amtsbezirk Bruchsal zählt mit seinen 30 Gemeinden heute über 70 000 Menschen, das sind 10 000 mehr, als das ganze Fürstbistum Speyer mit seinen 41 rechtsrheinischen und 44 linksrheinischen Ortschaften in den letzten Jahrzehnten seines Bestehens gezählt hatte.

Bruchsal ist heute einer der ersten Handels- und Industrieplätze des badischen Landes. Das dankt die Stadt der überaus günstigen Lage am Schnittpunkt von fünf wichtigen, dem Zuge uralter Verkehrsstraßen folgenden Eisenbahnlinien, sodann der zähen Tatkraft und Unternehmungslust der Bewohner und schließlich der in den letzten Jahrzehnten geübten Politik der Stadtregierung, die, wie einst die fürstbischöflichen Stadtherren, sich die Hebung des Handels und die Gewinnung von Industrie angelegen sein ließ. Bruchsal ist bekannt als Zigarrenstadt; schon Hutten errichtete 1752 die erste Zigarrenfabrik. Heute besitzt die Stadt deren gegen 20, darunter einige von europäischem, ja Weltruf. Außerdem bestehen Benzin-, Bürsten-, chemische, Fenster-, Fettlaugemehl-, Holzwaren-, Kalk-, Kitt-, Lack-, Lampen-, Likör-, Malz-, Nährmittel-, Nippel-, Papier- und Papierwaren-, Polierscheiben-, Rohrmatten-, Tabakrippen-, Teigwaren-, Tonwaren-, Wurst-, Zigaretten-, Zigarrenkistenfabriken, Eisen- und Metallgießereien. Die größten Fabrikbetriebe sind die Gromersche Holzindustrie („Bruchsaler Gesellschaft für Holzhandel und Holzbearbeitung, G. m. b. H."), welche einige hundert und die „Deutsche Eisenbahn-Signalwerke A.-G.", welche beinahe tausend Arbeiter und Beamte beschäftigen. Der Handel erstreckt sich besonders auf Holz, Hopfen, Malz, Tabak, Wein, Zigarren, Zigaretten u. a. Gewerbe, Handel und Industrie bewirken ein lebhaft pulsierendes Wirtschaftsleben. Sie sind es auch, die einen erheblichen Wechsel der Besitzverhältnisse hervorrufen. So gibt es beispielsweise in der 107 Gebäude zählenden Kaiserstraße noch kein Dutzend Häuser, die seit einem halben Jahrhundert im Besitze derselben Familie geblieben sind. In den übrigen Straßen der Mittelstadt liegen die Verhältnisse ähnlich, während in der hauptsächlich von Landwirten bewohnten Altstadt eine größere Beständigkeit, eine zähere Behauptung des Familienbodens zu beobachten ist. Die Bauernschaft, einst der einzige oder doch weitaus überwiegende Stand der Bevölkerung der Stadt, spielt auch heute noch eine bedeutende Rolle. Zwar war die Landwirtschaft vor dem Weltkrieg in starkem wirtschaftlichen Niedergang begriffen wie anderwärts. Besonders galt dies von den Weinbauern, die viel Mühe und wenig Erfolg hatten. In keinem Amtsbezirk des badischen Landes ging denn auch der Rebbau infolge der öfters wiederkehrenden Fehl- und Mißernten einerseits und des mangelhaften Absatzes anderseits so stark und stetig zurück wie im Bruchsaler Bezirk und besonders in der Stadt Bruchsal. Die paar fetten Ernten der jüngsten Jahre und die durch erhöhte Nachfrage erzielten Weinpreise haben dem Winzer wieder neuen Lebensatem und neuen Lebensmut gegeben. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Wingert- wie auch der Ackerbauern haben sich wesentlich gebessert, eine der wenigen glücklichen Folgen des im ganzen katastrophal unglücklichen Krieges.

Dem Bildungsbedürfnis der Einwohnerschaft der Stadt und ihrer Umgebung dienen eine Reihe von Schulen aller Gattungen. Neben der Volks-, Knabenfortbildungs- und Mädchenfortbildungs-(Haushaltungs-)schule bestehen: die Gewerbeschule, die



5. Marktplatz mit Kaiserstraße

Handelsschule, die Musikschule, das Gymnasium, die Höhere Mädchenschule, die Oberrealschule und seit drei Jahren die Volkshochschule. Außerdem wirken eine Privat-Elementarschule, eine Frauenarbeitsschule und ein Haushaltungsinstitut. Unterhaltung und Belehrung bieten die Städtische Volksbücherei mit Lesehalle und etliche recht umfangreiche Vereinsbüchereien. Nicht unerwähnt darf bleiben das „Central-Theater", wie sich das hiesige Lichtspielhaus nennt. Diese „Bildungsstätte" besitzt wie anderswo eine größere Anziehungskraft als alle Schulen zusammen. Nein, Scheffel würde heute Bruchsal gewiß nicht mehr „langweilig" nennen.

Das soziale Wirken der ehemaligen bischöflichen Stadtherren, deren Schöpfungen und Stiftungen bis zur Stunde reichen Segen verbreiten, war Vorbild und Ansporn für die Nachfahren. Auf dem Gebiete der Charitas marschierte Bruchsal jederzeit mit an der Spitze der badischen Gemeinden. Im Dienste der Wohltätigkeit stehen heute das städtische Versorgungsheim, das St. Vinzentiushaus, das St. Marienheim und das Limburg-Stirum-Krankenhaus. Demnächst wird in der ehemaligen fürstbischöflichen Saline ein Jugendheim errichtet werden. Der Kinder nehmen sich an die städtische Kleinkinderschule, die evangelische und die des Vinzentiusvereins. Seit Jahren ist die Schülerspeisung (warmes Frühstück) eingeführt und die Quäkerhilfe ermöglicht die tägliche Speisung von 300 Kindern. Zu dem schon seit 1891 bestehenden städtischen Schwimm- und Sonnenbad und dem städtischen Warmbad kam im letzten Sommer ein Kinder-Sonnen- und Solbad mit Liegehalle und großem Spielplatz. — Zur Durchführung der vielgestaltigen sozialen Aufgaben (Säuglings-, Kleinkinder-, Jugend-, Kriegshinterbliebenen-, Kriegsbeschädigten-, Tuberkulosen-, Trinkerfürsorge, Mutterberatung, Pflegestellenwesen, Fürsorgeerziehung, Schutzaufsicht u. a.) wurde 1919 ein besonderes Amt, das städtische Fürsorgeamt, geschaffen.

Wenn Bruchsal heute das Männerzuchthaus und die Landesstrafanstalt, soziale Anstalten besonderer Art, in seinen Mauern birgt, so liegt auch hierin ein Fortleben bischöflicher Gründungen. Unter Hutten wurde 1766 die Kaserne des „Bruchsaler Heeres" in der Huttenstraße zur einen Hälfte in ein Zuchthaus und zur andern in ein Waisenhaus umgewandelt. Zwei Jahre nach der Säkularisierung nahm der badische Staat auch noch den Waisenhausflügel zum Zuchthaus. 1848 wurde dann das heutige, nach dem Mustergefängnis Pentonville in London erstellte Männerzuchthaus an der

Schönbornstraße hinzugefügt und das alte Zuchthaus als Weiberstrafanstalt und Landesgefängnis bestimmt.

Ein Zeichen sozialer Gesinnung der Bruchsaler Einwohnerschaft ist auch die unter Führung der Stadtverwaltung Ende 1918 gegründete Gemeinnützige Siedelungsgesellschaft, der hauptsächlich Kreise des Handels und der Industrie beitraten. Mit ihren Mitteln — das Gründungskapital betrug ½ Million Mark — suchte man der Wohnungsnot in großzügiger Weise zu steuern. In kurzer Zeit wuchs am Westrande der Stadt ein neues stil- und stimmungsvolles Viertel aus dem Boden, die Siedelung am Entenfluß mit 54 Ein- und 4 Zweifamilienhäusern. Diese Siedelung, die schon im Mai 1920 bezogen werden konnte, war die erste ihrer Art im badischen Land und mehrfach Vorbild für andere Gemeinden. Der Erfolg wie die Not spornten zu weiterem Wirken. So entstand eine Eisenbahnersiedelung im Südwesten der Stadt, sowie weitere Bauten in verschiedenen Teilen der Stadt. Insgesamt wurden bis Ende 1921 326 Wohnungen und zwar 254 Dauer- und 72 Notwohnungen geschaffen mit einem Kostenaufwand von 8 744 000 M.

Die Bevölkerung Bruchsals weist keinen einheitlichen Stammescharakter auf. Bruhrain und Kraichgau, einstmals zum Reich der Alemannen gehörig, fielen am Ende des 5. Jahrhunderts als Siegespreis an die Franken, die sofort Besitz von dem Boden nahmen. In späteren Zeiten, besonders nach den Zerstörungen Bruchsals im 17. Jahrhundert, kamen, vielfach angelockt durch die Versprechungen der fürstbischöflichen Landesherren, Einwanderer aus mancher Herren Ländern nach Bruchsal, aus der rechts- und linksrheinischen Pfalz, aus dem Oberland, aus Schwaben und Bayern, aus der Schweiz. So mischten sich Angehörige verschiedener Staaten und Stämme. In der Blutmischung überwog das fränkische Element weitaus; aber in Mundart und Charakter zeigt sich doch ein starker alemannisch-schwäbischer Einschlag. Der „Brusler" ist heiter und offen, humorvoll und mitteilsam, gastfreundlich und wohltätig, fleißig und sparsam. Er hat Verstand und Gemüt; er feiert die Feste, wie sie fallen, und ist einem guten Tropfen nicht abgeneigt. Dabei zeigt er vielfach fränkischen Durst und alemannisches Sitzleder. Das vor einigen Jahren von einem humorvollen hiesigen Poeten gedichtete Bruchsaler „Nationallied" führt den „Brusler Dorscht" auf ein Vermächtnis des trinkfesten Kraichgaugrafen Kuno zurück, der all sein Gut vertrunken:

„Und als die Teilung ward gemacht, da stand im Testament:
Meinen Dorscht, meinen Dorscht, meinen alten Brusler Dorscht
Erben meine Landeskinder, alles andere isch mir worscht."

In Punkto „Dorscht" war der gute Scheffel mit den Altbruchsalern ein Herz. Er suchte in einem guten Trunk gerne „Lethe" für seinen Ärger über die Juristerei. Daß seine Dichterader in der langweiligen Seestadt nicht vertrocknete, beweist sein prächtiges Lied: „Alt Heidelberg, du Feine", das ihm in Bruchsal von der Seele geflossen ist. Nebenbei bemerkt war auch der wundervoll philosophierende Kater Hiddigeigei im „Trompeter von Säckingen" ein Bruchsaler Landsmann.



Der Brusler heißt im Munde der Nachbarn „Holzlump" und gescheite Zungen wollen dieses Wort damit begründen, daß die Bruchsaler einst ihren Waldbesitz die Gurgel hinuntergejagt hätten. Allein diese Behauptung ist Dichtung, nicht Wahrheit, ist eine der Ortsneckereien, wie sie in der guten, alten Zeit so üppig emporsproßten. Und die Volksdichtung dieser Art kümmert sich um geschichtliche Wahrheit so wenig wie der Fuchs um die Diebstahlsparagraphen. Im übrigen ist der Brusler seinen Neckern nichts schuldig geblieben und auch heute noch kann seine Zunge zum scharfen Schwert werden, gleich bereit zur Abwehr wie zum Angriff.

Im Juni, zur Rosenzeit, soll das 200. Jubiläum der Grundsteinlegung des Schlosses begangen werden. Die Stadt rüstet sich darauf. Auch die Ortsgruppe Bruchsal der Badischen Heimat ist eifrig an den Vorbereitungsarbeiten. Allen voran ihr erster Vorsitzender, der sich an Arbeitsfreude und opferwilliger Heimatliebe von keinem übertreffen läßt. Nicht Pracht und Prunk verflossener Zeiten mit dem farbensprühenden Pomp kunstfroher Potentaten werden sich entfalten. In einfachem, doch würdigem Stil, entsprechend der Not unserer Tage, soll die Feier begangen werden. Das Schloß und der ehrwürdige Ehrenhof sollen Zeuge sein einer einmütigen Kundgebung der Freude und der Dankbarkeit der Bewohnerschaft Bruchsals. Und über der alten Bischofsstadt und ihrem Fürstensitz soll leuchten ein Sonnenstrahl vom Glanze ehemaliger Herrlichkeit.



Samuel Friedrich Sauter

Von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br.

„Wie, machet mir au e Stückle", bat der Krämermichel, der mit seiner Hucke wieder einmal in Flehingen angekehrt war. Der Krämermichel mit seinem Weib zog landauf, landab mit seiner Ware, feilschte und löste ohn Unterlaß. Im Schulhaus zu Flehingen kehrte er gerne an, nicht eben weil man ihm viel abnahm, dazu gab es der Kreuzerlein zu wenig dorten, sondern weil der Samuel Sauter einfach ein gemütlicher Mann war, der mit dem wackeren Schwaben gerne vergnüglich schwatzte. Sein Ansinnen stellte der Krämer in Anbetracht dessen, daß der Lehrer gerade am Klavier saß, dichtete und Melodien dazu spielte. Er traf den günstigsten Augenblick für seinen Wunsch. Der Sauter machte sich mit der Feder übers Papier und reimte Reim um Reim glatt, flüssig, derb-liebenswürdig, schwäbisch. Dann sang und spielte er das Lied: „Der Krämermichel". Es zog schneller wie der Schwabe durch das Land, es wurde vom liederfrohen Mund des Volkes herzlich und ursprünglich in die Biedermeierwelt gesungen. Es wurde gedruckt und auf Jahrmärkten verhandelt. Darauf besang der Flehinger Reimeschmied genau so natürlich kernig, den Trumpf mit ehrlichem Humor ausspielend, des Krämers Weib. Den ausgeflogenen Vögeln aus der Dichterstube folgten immer mehr nach.

Samuel Friedrich Sauter, weiland Sohn eines Sonnenwirts und Bäckermeisters in Flehingen an der Kraich, geboren am 8. Geburtstag des großen Schwaben Schiller, am 10. November 1766, führte zunächst das Schulregiment in Bissingen an der Enz; dann steckte man ihn in seinen Heimatort Flehingen. Den verließ er, um in Zaisenhausen die besser bezahlte Stelle anzunehmen. Ein friedlich Eheleben führte er mit seiner Frau „Dorothee". Sorgen und sieben Kinder waren da, große und kleine, wie die Orgelpfeifen nacheinander. Doch sie verstellten ihm nicht den Blick in die Sonne. Sein Schalk hockte ihm immer im Nacken und bließ ihm gutmütig-spottende Verse ins Ohr. Die Not ums Brot bekam ein Sautersches Gewand, kein Narrenkleid und auch kein Trauerkleid; ein einfaches geflicktes, peinlich-reinliches Gewand. Die sauber eingenähten Flicken fallen dem Blick freundlich auf und versöhnen im Gemüt. Ein weinend und ein lachend Auge liest so manches seiner Lieder.

Wer nicht tief in den Geist und die Gewohnheiten jener Zeit, die man Biedermeierzeit nennt, eindringt, macht sich gern vom Flehinger Reimer ein gar zu lächelndes Bild. Sauter will ernst genommen werden. Er hat nicht die Absicht witzig zu sein. Unzweifelhaft ist ja ein Quell harmloser Spottsucht in seinem Gemüt gewesen, man darf ihn aber nie als „Humorist" gelten lassen, wie es die meisten tun, die nur oberflächlich sein „Kartoffellied", seine „Krämerlieder" gelesen. Der biedere Schulmann war vom Ernst der Dinge und den Ereignissen seines engbegrenzten Dörflerdaseins innig durchdrungen. Mag sein, daß die Reime, die er über manche uns heute so selbstverständliche Vorgänge formt, gerade deshalb drollig wirken, weil sie mit solch ernster Wichtigkeit behandelt sind.

Ein seltsam Geschick hatten die Lieder zuweilen. Als fremde Blätter schmückten sie den Ruhmeskranz irgend eines anderen Dichters, einmal unabsichtlich, wohl aber auch geradezu dem bescheidenen Dichter Sauter entwendet. Sein Name blieb überhaupt sehr oft in seinem Dorfe hangen, während Lied und Reim von Mund zu Munde gingen.

Als er endlich im Jahre 1811 die erste in Bändchen gedruckte Ausgabe seiner Werke zusammenstellte, las wohl mancher einen ihm längst bekannten Vers darin, nickte erstaunt und sagte: So, so, das ist also vom Sauter.

In dem Büchlein stehen neben hochdeutschen Gedichten auch solche in schwäbischer Mundart. Sauter war im Schwabenland gut bekannt. Seine ersten Lern- und Lehrjahre verbrachte er dort. Es mag ihn die Mundart ihres singenden, weichen Klanges wegen angeheimelt haben.

Keine Neuigkeit, kein Fest, kein Tagesereignis trat über die Schwelle des Dorfes, was Sauter nicht anregte, einen Sang darüber zu machen, sei es der Besuch des Landesfürsten, ein Richtfest, Abschied eines Freundes, eine Hochzeit oder die Eröffnung eines Bades. Schwer fiel es ihm oft einmal den richtigen Gleichklang, den richtigen Versfuß zu treffen, namentlich wenn er sein Dichterroß zwingen wollte, sich zu tummeln. Über Reimen brütend saß er dann, bis ihm der Kopf rauchte. In seiner treuherzigen Art gestand er dies selbst ein in einem Gedicht:

„Jetzt will ich wieder Verse machen;
du darfst mich aber nicht verlachen,
boshaftiges Weibchen, wenn ich stumm
dasitze und im Ring herum
mit meinem innern Sinnen gehe,
den Kopf bald auf- bald abwärts drehe:
denn wisse, liebe Dorothee,
es kostet wahrlich manches Weh,
bis nach und nach die Verse fließen.
Da fehlt es uns bald an den Füßen
das heißt auf deutsch: am Wörtertakt."

War er aber gut gestimmt, fielen ihm die Verse nur so zu:

Wenn unser Dichterpferd soll traben,
so muß es Laun' und Muse haben!
Wer es zur Unzeit reiten will,
dem steht es alle Tritte still.

Es ist unnütz nun zu denken, daß hinter dem Flehinger nur ein Reimeschmied zu suchen sei. Alle kennen von der Schulzeit her den „Wachtelschlag". Hier haben wir die sinnige Lyrik eines wirklichen Dichtergemüts vor uns.



Selbst im „Abendlied eines müden Arbeiters“ regen sich die Flügel einer Dichterseele:

Ich bin matt und müde,
suche Ruh und Friede
in des Schlafes Arm.
Von des Tages Frühe
drückte mich die Mühe,
drückte mich der Harm.

Auch weiß der von Ruhe
nicht wie wohl sie tue,
der nicht tätig war.
Müde schlummern süße.
Komm' o Schlaf und schließe
sanft mein Augenpaar.

Lesen wir dann noch die Umdichtungen seiner Psalmen, so sind wir eingefangen von der Innerlichkeit eines recht frommen Mannes. Wenn es auch in seinen Reimereien oft gar holprig hergeht, staunen wir doch in den andächtigen Liedern ob einer gewissen Gewandheit im Ausdruck. Es ist, als hätte das tief religiöse Empfinden eine besondere dichterische Kraft ausgelöst.

Seine behaglichen Naturschilderungen, aus denen in ungekünstelter Weise Mahnungen, Regeln für's Leben fließen, entbehren nicht poetischen Schwunges, der wohl geboren wurde von der Heimatliebe. Und der Begriff Heimat, der heutzutage allerorts in vieler Rede zu billiger Münze wird, ist's, der sich mit Fug und Recht um S. F. Sauters Schaffen biegt. Nicht nur weil er ein eifriger Forscher auf dem Gebiet der Heimatkunde im Kraichgau war, sondern weil seine ganze Art mit ihrem knorrigen Gebahren, ihren weichmütigen Gedanken nur verstanden werden kann im Erdruch heimatlicher Scholle. Er schrieb aus wurzelstarker Vertiefung in Heimatgründe die Ortsgeschichte der Gemeinde Flehingen, die noch heute wertvolle Aufschlüsse bietet.

Da jetzt die deutsche Seele anhebt, die liebe Heimat in ihrer Echtheit zu durchschauen, die kleine Heimat zunächst der Kinderzeit und dann die große des Vaterlandes, um nach unantastbaren Schätzen zu graben, sollte man nicht lächeln, wenn da und dort ein freudiger Sucher altes, halbvergessenes Gut wieder in die Sonne stellt. Es blitzt und blinkt oft köstlich auf; es weist von Neuem seinen Wert. Darum soll Samuel Friedrich Sauter auch wieder abgestaubt werden, denn hinter den Reimen, Idyllen, Erzählungen und Psalmen steht der Mensch und Dichter als einer, den des Lebens Schulhärten nicht mürb, oder verstockt, sondern mutig gemacht haben. Der kein Schwarzseher, sondern ein Lichtseher war bis ins späte Alter hinein. Der ein Kinderherz harmlos auf der Zunge trug in Leid und Scherz. Der den rechten Lebensernst besaß, nämlich den, der lachen kann, ein Lachen, das befreit.

Mag es manchem gar kleinlich scheinen, die moderne Welt an den bescheidenen Biedermann erinnern zu wollen in einer Zeit, da man eigentlich nur mit Genuß Werke problematischer Naturen über problematische Naturen lesen möchte. Möge dies geschehen. Das Volk aber verlangt schlicht und klar ausgedeutete Gestaltung, sei es in Erzählung, Gedicht oder Schauspiel. Sauter vermag solches zu geben. Er verdient es deshalb, in Ehren gehalten zu werden. Wem es drum zu tun ist, ein treudeutsch Gemüt zu betrachten, ergötze sich an S. F. Sauters Dichten und Reimen. Doch erst die schwarze Brill' abtun und allen Nörgelsinn verknurren, dann aber: „Wie, machet mir au e Stückle?“





Abbildung 1

Bretten

Von Bernh. Weiß, Karlsruhe i. B.

(1 Stich von M. Merian 1654, 14 Zeichnungen des Verfassers)

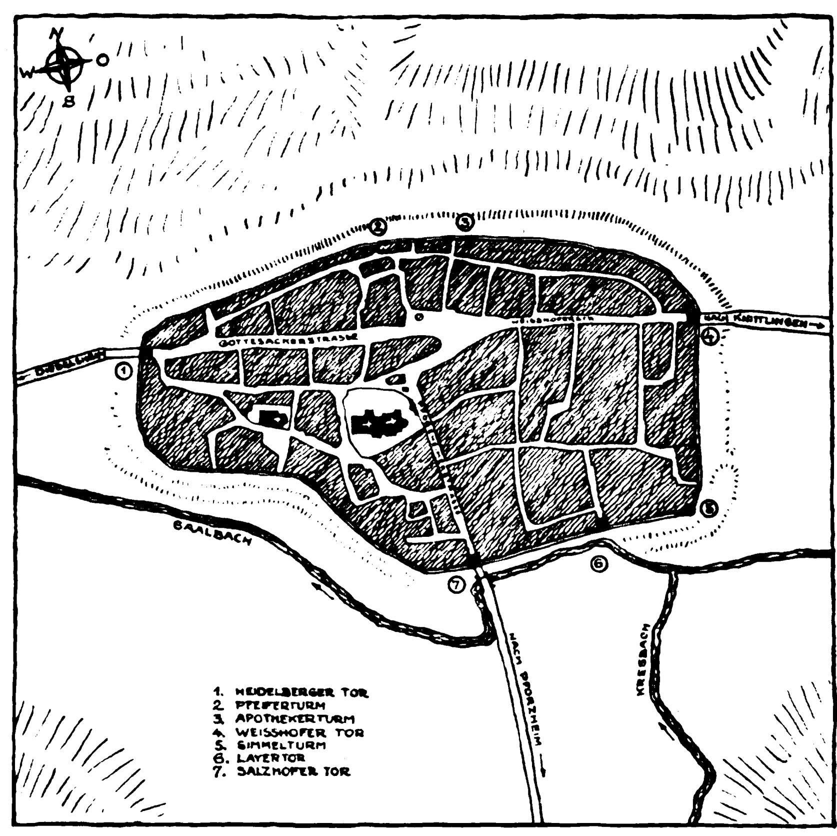
Eine der wichtigsten Städte, die den Zugang von Schwaben zum Rheintal vermitteln war seit alten Zeiten die Stadt Bretten. Schon aus früher Jugendzeit ist sie uns allen bekannt durch die Geschichte vom Brettener Hundle und durch ihren Ruhm, die Heimatstadt Philipp Melanchthons zu sein. — Ja, wir sind alle sogar am Ende schon einmal durch ihre Straßen gewandert, als wir zum nahegelegenen Zisterzienserkloster Maulbronn hinauszogen. Aber an jenem herrlichen Frühlingsmorgen hielt es uns nicht lange in der Enge der Straßen und so sahen wir denn nur flüchtig an unserem Auge vorbeihuschen das Bild des Marktplatzes mit seinem Brunnen, einige Fachwerkhäuser, vielleicht hier und da ein wappengeschmücktes Tor. — Und doch hätte es sich wohl gelohnt, etwas länger hier in der Altstadt Brettens zu verweilen und uns in Muße an den köstlichen Eigenheiten dieses Stadtgebildes zu erfreuen.

Auf ein hohes Alter und auf ein wechselvolles Schicksal blickt die Stadt zurück. Schon im 8. Jahrhundert wird Bretheim als einer der am meisten bevölkerten Orte des Kraichgaus genannt und es war gewiß die günstige Lage und die Fruchtbarkeit des Salzacher Talgrundes, die zum ersten Aufblühen der Stadt ein Erhebliches beitrugen. Wenn wir hören, daß zur Zeit Karls des Großen durch den Gaugrafen Odilulf und seine Gemahlin Garlinde als ein Vermächtnis für den heiligen Nazarius allein an das Kloster Lorsch mehr als 200 Jauchert Ackerfeld mit Gebäuden und Leibeigenen vergabt, so können wir uns ein Bild von der Ergiebigkeit der Gemarkung der Stadt machen. Und daß wir vom zehnten Jahrhundert an die Kraichgauischen Grafen häufiger in ihrer Burg zu Bretten treffen, zeigt uns doch auch, welcher Wertschätzung sich die Stadt bei ihrer Herrschaft zu erfreuen hatte. Wenn somit die Burg in Zukunft für das Schicksal der Stadt eine bestimmendere Bedeutung gewann, so wundert uns dies auch nicht mehr, zumal, da nunmehr die Gaugrafenwürde sich zu vererben begann, also mit einem öfteren Wechsel des Schutzherrn nicht mehr zu rechnen war. Gewiß hatten die bisher freien Landeigentümer ihre Selbständigkeit nun



aufgegeben, aber sie gewannen doch hierdurch, da sie mehr und mehr bevorrechtet wurden; das Dorf Bretheim wuchs unter den Grafen zu Lauffen zum Marktflecken und zur Stadt heran und nach der Stiftungsurkunde des Klosters Maulbronn besaß es als solche im Jahre 1148 Münzrecht; zu der alten Einwohnerschaft der Bauern und der herrschaftlichen Dienstmannen gesellten sich allmählich die Stände der Handwerker und Krämer und um die Wende des 12. Jahrhunderts wird für das neue Gemeindewesen eine Verfassung ausgearbeitet und der Stadtbezirk durch starke Mauern umgürtet.

Zu dieser Entwicklung war die Stadt gediehen, als um 1210 der Mannesstamm des Hauses Lauffen erlosch; das Lehen der Grafen fiel denn an das Reich zurück, die Allodien aber kamen durch zwei Erbtöchter an die benachbarten Adelsgeschlechter, der Dilsberg an die von Düren, Gochsheim und Bretheim an die Grafen von Eberstein. — Wenn auch dieser Herrschaftswechsel für das Gemeinwesen keinen unmittelbaren Gewinn bedeuten sollte, so bot er doch der Stadt die günstige Gelegenheit, ihre Gerechtsame und Freiheiten zu erweitern; in der Vertragsurkunde von 1314 ist die Leibeigenschaft der bretheimischen Bürger aufgehoben und statt von irgend einem



BRETTEN.

Abbildung 2



Abbildung 3

Dienstverhältnis zu dem Grafen wird hier nur noch von dem Gehorsam gegen ihren Herrn gesprochen.

Mehr und mehr war aber auch unterdessen der wirtschaftliche Zerfall des Hauses Eberstein fortgeschritten; seine Güter und Besitzungen wanderten eins um das andere als verfallene Pfänder in fremde Hände. Nun kam die Reihe auch an Bretten. Seit 1335 war die Stadt durch Heinrich I. von Eberstein an den Markgrafen Rudolf von Baden verkauft und dieser verpfändete sie im Einverständnis mit seinen Vettern dem Pfalzgrafen Rupprecht I. Als dann 1349 seine Brüder ihre letzten Anrechte noch an den Pfalzgrafen verkauften, sollte damit Bretten voll und ganz in den Besitz der Kurpfalz übergehen.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts finden wir dann die Stadt in württembergischen Händen, aus denen sie wiederum durch den Sieg, den der Kurfürst Friedrich der Siegreiche bei Seckenheim 1463 über die Badener und Württemberger erringt, an die Pfalz gelangt. Die bayrische Fehde von 1504, der Bauernkrieg, sie beweisen uns beide die Treue der Brettener Bürgerschaft zum Kurfürsten von der Pfalz.

Im dreißigjährigen Kriege pochen die kaiserlichen Feldherrn von Ossa und Montecuculi an die Pforten der Stadt, bestürmen sie, sprengen Türme und Tore und legen Teile der Befestigung nieder; 1644 erobern die Franzosen Bretten, das Jahr darauf die Kaiserlichen und Bayern.

Kaum hatte sich die Stadt von den Wirrnissen und Drangsalen dieser bösen Zeit erholt, da brachten die Schrecken des orleanischen Erbfolgekrieges neues, unsägliches Unglück über sie. Nach der Einäscherung von Durlach und Pforzheim rückten am 11. August 1689 die Generäle Düras und Melac, auf Louvois Befehl, vor die Stadt. Mit ihrer geringen Besatzung konnte sie sich nicht lange halten und so mußte sie nach ihrer Einnahme das Schicksal so mancher anderen unserer engeren Heimat teilen, und wurde am 24. August 1689 ein Raub der Flammen. Es folgte ein Jahrzehnt voll



Abbildung 4



Abbildung 5

bitterer Leiden durch Truppendurchzüge, Einquartierungen und Fouragen. Schließlich wurde sie 1697 durch den kaiserlichen General Ogilvy und den Obersten von Hart durch Sprengung der Stadttore und Befestigungstürme zur offenen Stadt gemacht, um dem Feinde keinen Rückhalt mehr bieten zu können. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, mit dem Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs begann man die Mauern wieder herzustellen, jedoch ohne dieses Vorhaben zu einem befriedigenden Ende zu führen. Und in diesem Zustand wurde die Stadt belassen, bis man ein Jahrhundert später durch Sprengen des Befestigungsgürtels und Niederlegen der Tortürme sie vollends endgültig des Schmuckes ihrer Mauern beraubte.

Über die genaue Anlage und Ausdehnung der Befestigungslinie der mittelalterlichen Stadt lassen sich vollkommen einwandfreie Feststellungen nur schwer machen, da dies-

bezügliche urkundliche Nachrichten oder Pläne kaum vorhanden. Jedenfalls aber standen innerhalb des Umwallungsgürtels von den Baudenkmalen, die aus jenen Tagen auf uns gekommen, am Ende des 15. Jahrhunderts der aus romanischer Zeit stammende Turm der Stadtkirche, ihr gotischer Langhausbau, den nach dem Chor hin ein reich mit Wappen geschmückter Lettner abschloß. Ganz in der Nähe der Kirche hätten wir damals das ältere Rathaus vorgefunden, einen Bau, der mit seinen reichen Glasgemälden und in seiner stattlichen äußeren Erscheinung, 1480 vollendet, neben dem Steinhaus der größte und schönste der Stadt gewesen sein soll. Letzteres selbst, das Spital und andere städtische Gebäude hätten wir als Zeugen der kulturellen Blüte des Gemeindewesens bewundern können. Die Straßen der Stadt waren in jenen Tagen allerdings noch nicht gepflastert, ja, ihr südlicher, tiefer gelegener Teil bei fortdauerndem Regen des öfteren kaum begehbar, zudem durch häufige, einspringende kleine Gerätschaftsschuppen, Stallgebäude, Badeöfen usw. bisweilen stark beengt; doch trotz dieser damals kaum gefühlten Mißstände herrschte in der Stadt eine vorzügliche Ordnung und, wenn wir die Schrift des Georg Schwarzerdt, des Bruders von Philipp Melanchthon lesen, die dieser als Schultheis zu Bretten, unter dem Titel: „Nachricht von dem Bauernaufruhr oder bäuerischen Kriege von 1524 bis 1526" geschrieben, so finden wir hier ein ausgezeichnetes Bild der inneren Zustände der damaligen Stadt, genaue Anweisungen für die Verteidigung, Verordnungen der städtischen Kommunalversorgung, des Armenfürsorgewesens usw. Hier finden wir auch bestimmtere Angaben über die Umwallung der Stadt, die wir im wesentlichen danach um 1500 mit ihren Türmen und Toren in der Weise annehmen können, wie sie unser Plan zeigt (Abb. 2.).



Abbildung 6

Auch die bayrische Fehde vom Jahre 1504, wie auch der Bauernkrieg brachten keine wesentlichen Veränderungen für die Stadt mit sich. Wenngleich damals die Türme und Mauern Brettens zum großen Teile zusammengeschossen und somit weit-



Abbildung 7

gehende Reparationen nötig wurden, der Pfeiferturm sogar vollkommen neu aufgeführt werden mußte, so änderte dies am gesamten Stadtbild für die Zukunft dennoch wenig. Unverzagt baute die Bürgerschaft während der folgenden Jahre die beschädigten Gebäulichkeiten des Gemeindewesens wieder auf und daneben finden wir sie während der ruhigen Zeiten des 16. Jahrhunderts bei einer eifrigen privaten Bautätigkeit, wie uns noch heute die vielfach vorhandenen, in Stein gehauenen Baudaten an den verschiedensten Häusern beweisen (Haus Heberer 1549, älteres Pfarrhaus 1550, altes Melanchthonhaus 1560 usw.). Jener Zeit, dem Jahre 1555, verdankt auch der Marktbrunnen (Abb. 12) seine Entstehung, der mit seinem aus dem breiten achteckigen Becken aufsteigenden kandelaberartigen Brunnenstock und seiner kraftvollen steinernen Ritterfigur eine besondere Zierde der Stadt bedeutet. Ein weiteres steinernes Zeugnis aus jenen Tagen, das leider in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts



Abbildung 8



Abbildung 9

zerstört wurde, zeigt uns, daß die Stadt nun aber nicht stets vom Glück gesegnet war; von dem furchtbaren Unglück, das sie um die Mitte des 16. Jahrhunderts betroffen, berichtet uns der Peststein vom Jahre 1565.

Doch diese Seuche, die während zwei Monaten 600 Gemeindeglieder dahinraffte, wie auch die Wirren des 30jährigen Krieges vermochten es keineswegs, den Wohlstand der Stadt, zu dem sie sich im 15. und 16. Jahrhundert emporgearbeitet, zu zerstören; wie hätte sonst M. Merian in seiner Topograph. Palalatinat. Rheni im Jahre 1649 von Bretten schreiben können: „Es ist der Eingang und Schlüssel zur Pfalz, hat schöne und bequeme Gelegenheiten, ein fruchtbares Land, herrliche Landstraßen, da die Waren von Venedig, Augsburg und Ulm dadurch auf Frankfurt, wie auch die Posten aus Spanien und Welschland gehen." — Dieser Wohlstand dauerte denn auch noch während einiger Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts fort. In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts trug sich die lutherische Gemeinde mit dem Gedanken, sich ein eigenes Gotteshaus (Abb. 13) zu erbauen und begann dieses Vorhaben im Jahre 1587 zu verwirklichen. Doch sollte das Gebäude zunächst keine gar lange Dauer haben; im Mordbrennerkrieg 1689 ist es in dem Brande, dem damals die ganze Stadt zum Opfer fiel, „bis auf das Gemaier verbrunnen".



Abbildung 10

Von diesem furchtbaren Unglück erholte sich die Stadt nur sehr, sehr langsam wieder. Erst ein Jahrzehnt nach dem Brande, Ende 17., Anfang 18. Jahrhunderts, ging man daran, den endgültigen Wiederaufbau in Angriff zu nehmen. Die Kirchen erfahren eine Renovation, die hauptsächlich für das Innere der lutherischen Kirche in seiner barokken, volkstümlichen Ausstattung durch Joh. Bartolom Brandmeyer und Joh. Jakob Geitlinger äußerst glücklich war; die Zunfthäuser und zahlreichen Gastwirtschaften, die Absteigequartiere der Handelsherren, werden neu aufgebaut und in jenen Tagen entstehen so die schönen Fachwerkhäuser, die uns an den Straßen der heutigen Stadt noch in reicher Fülle erfreuen. Doch auch aus späterer Zeit finden wir reizende Perlen einer edlen Baugesinnung in dem Städtchen. So wurde auf dem sog. Tempelhausplatz, an Stelle des einstigen „Steinhauses", in den Jahren 1783 und 1784 das jetzige Amtshaus (Abb. 14) durch den Baumeister Jakob Messing aus Bruchsal errichtet, dessen reich profiliertes klassizistisches Portal und sein von kräftigen gequaderten Pfeilern flankiertes Gartentor uns in leisem Sehnen an jenes verträumte Jahrhundert stiller Beschaulichkeit zurückdenken läßt. Immerhin aber mutet dieser Bau, wie auch andere jener Zeit, ich denke z. B. an das Gasthaus „zum Hirschen", oder jenes „zum Badischen Hof" mit ihrer ernsten, strengen und straffen Formgebung, etwas befremdend an inmitten der heiteren Frische und dem farbigen Reiz der umgebenden älteren Fachwerkbauten.

Die charaktervolle Silhouette des alten Bretten (Abb. 1) vor dem Brande hielt uns M. Merian in seinem Stiche von 1654 fest und man kann beim Anblick dieses schönen, in sich so harmonisch abgerundeten Stadtbildes nur bedauern, daß es nicht in seiner ursprünglichen Fassung auf uns gekommen ist. In welch wundervoller Übereinstimmung gruppieren sich doch die Häuser der Bürger um Markt und Kirche. Was K. F. Mayer in seinem kleinen Gedicht „die alte Stadt" singt, wir empfinden es ihm nach angesichts eines solch herrlichen Stadtbildes:

Ein jedes Tor der alten Stadt ruft türmend: schau und merk,
Was sie für Kunst und Sitte hat am ehrenfesten Werk!
Dazwischen auch die Mauer spricht, von Türmen starr, mich an:



Die Augen auf! vergiß es nicht, wie es sich wehren kann!
Selbst in den Himmel voller Kraft reißt mich ihr hehrer Dom
Und zeigt: Das Werk der Bürgerschaft herrscht auf und ab am Strom. —

Dieser harmonische Aufbau wird bedingt durch den klaren Grundriß (Abb. 2). Den ideellen Mittelpunkt der Stadt bildet der Marktplatz mit seinem stattlichen Brunnen, der, langhingestreckt, gewissermaßen nur eine Verbreiterung der seine Südseite streifenden west-östlich verlaufenden Hauptstraße (Abb. 4) bildet. Neben dieser Straße bildet eine weitere breite Verkehrsader, die von Süden in gerader Richtung auf den Marktplatz zuführende, bei der Stadtkirche zur Überwindung der starken Steigung ostwärts abbiegende Straße, die Ober- und Unterstadt miteinander verbindet. Alle die anderen schmalen Nebengassen dienen mehr oder weniger nur dem Verkehr der Bürgerschaft bei Abwicklung ihrer gegenseitigen Geschäfte. Doch sind auch sie nicht willkürlich angelegt, sondern sie bilden ein klares Netz von parallel und senkrecht zu den Hauptverkehrsstraßen ziehenden Verbindungswegen, in denen sich, wer einmal die Stadt durchwandert, leicht zurechtfindet. —

Sind auch unter den Häusern, die die Straßenzüge umsäumen, wohl kaum welche, die den Brand überdauert, sondern allesamt dem Ende des siebzehnten, Anfang des achtzehnten Jahrhundert entstammend, so bieten sie uns immerhin in ihrer Gesamtheit ein ziemlich getreues Bild der Stadt, wie sie einstens war. Wie reizvoll ist doch der Gegensatz zwischen den beiden Straßentypen: hier die breite zielbewußt vorwärtsstrebende Hauptstraße, umsäumt von stattlichen Bürgerhäusern mit zwei, oft selbst drei Geschossen, übereinander und dort in der engen, gewundenen Gasse, ein buntes Gewirre malerischer Winkel, alten Gemäuers von rankendem Epheu und Moos überwuchert. Alles zum traulichen Verweilen einladend, anheimelnd. Denken wir an jenen Blick aus der Weißhoferstraße



Abbildung 12

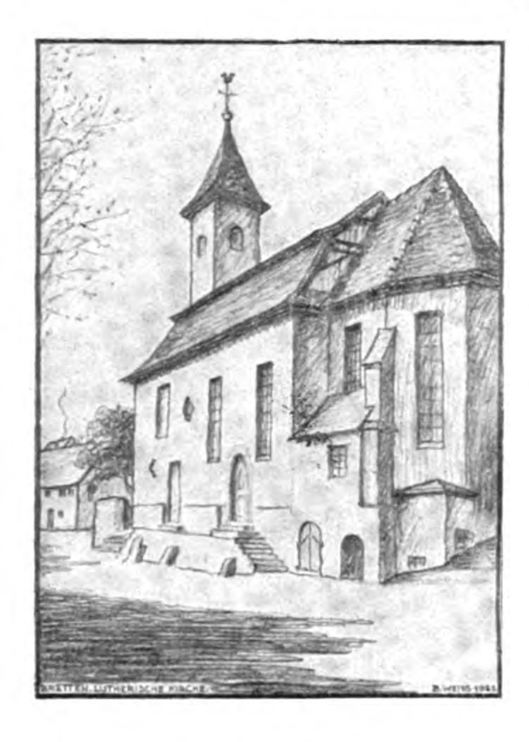


Abbildung 13

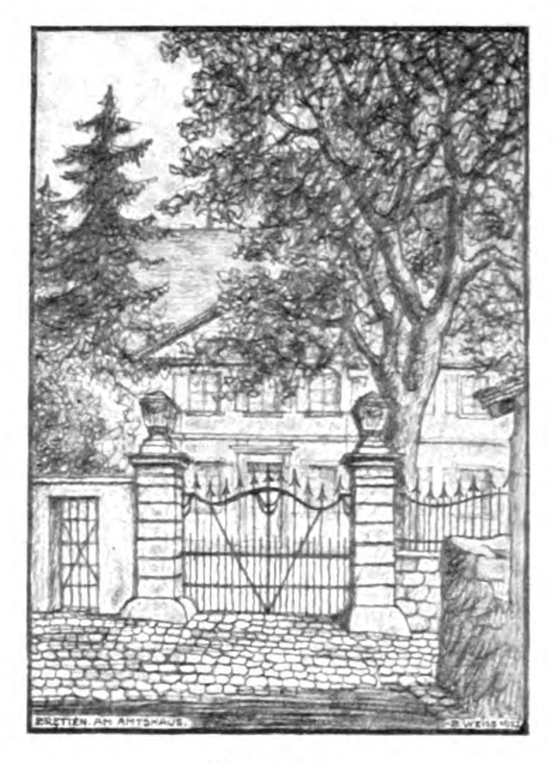


Abbildung 14

auf den Marktplatz (Abb. 4). Es zieht uns aus der beklemmenden Enge und dem Halbdunkel der Straße förmlich hinaus auf den freien, lichten Platz und in energischem Bogen reißt uns die Straße vorwärts und immer vorwärts. Und dasselbe empfinden wir, wenn wir die Pforzheimerstraße (Abb. 3) hinaufschreiten oder, wenn wir einen Blick tun in die Engelsberggasse (Abb. 6). Auch hier reißt uns die Kurve in ihrer Bewegung mit sich fort. Langsam wickelt sich die Front der Häuser vor unserem Auge gleichsam ab; hier ist ein Vorsprung, dort wieder liegt ein Haus zurück; hier ein Giebelhaus, daneben eines mit der Trauffeite parallel zur Straße gestellt; nicht überblicken wir mit einem Mal eine endlose Straßenzeile, kulissenartig entrollt sich uns Bild um Bild. Erhöht wird dieser Reiz noch dadurch, daß unser Städtchen nicht in der Ebene, sondern in hügeliger Landschaft gelegen. So haben schon ohnehin viele der Straßen ein Bewegungsmoment in sich (Abb. 5, 7), da sie uns bald aus der Oberstadt hinunterführen, bald uns von drunten hinaufgeleiten. Aber wozu noch mehr der Worte, man muß sie eben auf sich einwirken lassen, alle die reizenden Gäßchen, Winkel und Ecken, das bunte Gewoge der farbigen Riegelbauten, von denen jeder einzelne entzückend in seiner Art. Wie schlicht und doch wie schmuck ist jenes engbrüstige, schmale Eckhäuschen in der unteren Kirchgasse mit seinen beiden, den Giebel zierenden Andreaskreuzen (Abb. 8). Wie köstlich ist überhaupt jener ganze Winkel, wo über die Reihe der Dächer der so gar einfache, fast ärmliche Turm der reformierten Kirche traulich hereinschaut! Und solcher prachtvollen Bilder gibt es in Bret-

ten eine stattliche Menge (Abb. 5, 9, 10), man muß nur schauen und beobachten und jenen leisen Stimmen lauschen, die nach Eichendorff in allen Dingen schlummern. Wohl kann die Stadt an Monumentalbauten großer Architektur nur wenige Beispiele aufweisen, denn mit ein paar Bauten am Marktplatz, der evangelischen Stadtkirche, die in ihren frühesten Anfängen bis in die romanische Zeit zurückreicht, dem Amtshaus aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, dem neuen Schulhaus, dem Sparkassengebäude, ebenfalls neueren Datums, sind wohl ziemlich vollständig die größeren Bauten der Gemeinde aufgezählt. Umso zahlreicher aber und umso reizvoller sind die entzückenden Straßenzüge des 17. und 18. Jahrhunderts, die auf den Grundmauern der zerstörten mittelalterlichen Stadt aufgebaut, herrliche Schöpfungen eines gesunden, volkstümlichen Schaffens, wie die lutherische Kirche, und zahlreiche Details an Torbogen, geschnitzten Eckständern der Riegelhäuser usw. aufweisen. Und manche Grabplatte auf dem Friedhof zeigt uns, mit welcher Sicherheit und welch feinem künstlerischen Taktgefühl die Handwerksmeister unserer Vorzeit zu arbeiten verstanden. —

Gewiß ist der Stadt im Laufe der Geschichte, durch die Kriegswirren usw. vieles von ihren einstigen Schönheiten verloren gegangen, was vielleicht unersetzlich; vor allem der Schmuck ihrer stattlichen Umwallung mit den trotzigen Toren; aber noch immer steht sie heute vor uns im nachsommerlichen Glanz der einstigen Pracht; städtische und ländliche Kultur begegnen sich heute in ihr, was sie uns gerade so lieb und wert macht; denn nur ganz von ferne dringt in diese, vom Schimmer der Romantik noch umhauchten Straßen und Gäßlein das Treiben der modernen Stadt. — So wie uns ein Gang um den alten Befestigungsgürtel jene Reste der alten Tore und Wehrtürme (Abb. 11, 15) als trotzige, ernste und kraftvolle Repräsentanten eines ebensolchen wohlgesitteten Bürgertums erscheinen läßt, wie breit und behäbig die Häuser an den Straßen stehen in innerem Wohlbehagen und gewisser Sorglosigkeit (Abb. 10), so blickt uns auch offen und treuherzig ein gesunder Menschenschlag ins Auge; es ist als trügen sie Alle, die hier eingewohnt, ererbte Züge, erinnerungsreich, wie alles hier ist. —



Abbildung 11

So hat man denn beim Scheiden von diesem entzückenden

Städtchen des Kraichgaus, das zwischen seinen Feldern, Wiesen und Wäldern den Zauberschlaf einer verwunschenen Prinzessin zu schlummern scheint, den einzigen herzlichen Wunsch, noch lange möge es sich unverdorben und unverfälscht den köstlichen Reiz seiner Eigenart bewahren.

Literatur

Joh. Heinr. Andreae, Bretta Creichgoviae illustrata, Heidelberg 1769. — E. Feigenbutz, Kurzer Abriß der Geschichte der Stadt Bretten, Bühl 1889. — F. Withum, Bretten, Erinnerungsblätter aus 2000 Jahren, Bretten 1902. — W. G. Gaerttner, Bilder aus der Geschichte der Stadt Bretten, Bretten 1918.



Abbildung 15

Abb. 1: Aus dem Denkmälerarchiv des Bad. Landesmuseums



(Aus dem Denkmälerarchiv des Bad. Landesmuseums)

Das Fachwerkhaus in Eppingen

Von Ludwig Schmieder, Heidelberg

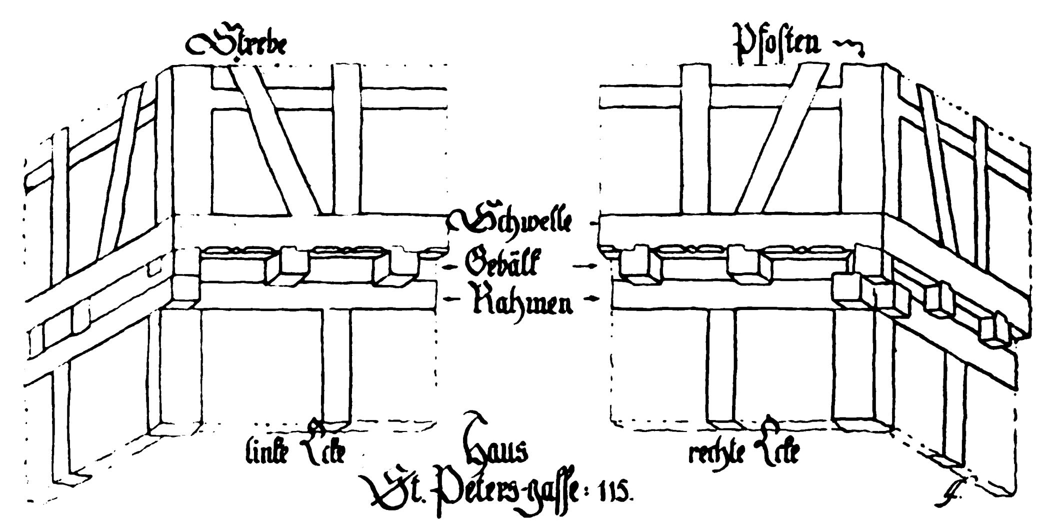
In Eppingen haben sich bis in unsere Zeit zahlreiche Kleinbürgerhäuser erhalten, deren Bewohner neben ihrem Beruf als Handwerker oder Gewerbetreibende eine kleine Landwirtschaft betreiben. Im 15., 16. und 17. Jahrhundert waren diese Kleinbürgerhäuser in der Regel Holzhäuser. Das steinerne hohe Unter- oder Sockelgeschoß diente als Stallung oder Wirtschaftsraum, die beiden Obergeschosse waren zum Wohnen bestimmt.

Das Haus steht mit dem Giebel nach der Straße, die längere Seite geht nach der Tiefe des Grundstücks. Nach der Straße liegen in der Regel zwei Wohnstuben, nach den zwischen den Giebelhäusern freibleibenden Gäßchen einerseits das Treppenhaus, andrerseits Küche und Abort, nach dem Hof zu zwei oder drei Kammern. Zum Teil sind im Hof noch kleinere Wirtschaftsgebäude angelegt.

Im 18. und 19. Jahrhundert herrscht das Steinhaus vor, das mit dem First parallel der Straße gestellt ist, und ein breites Einfahrtstor von der Straße nach dem hinter dem Hause liegenden Wirtschafshof erhält. In der Altstadt ist das Holzhaus die Regel, in der sogenannten Brettener Vorstadt das Steinhaus, das heute noch vorbildlich sein kann als Bürgerhaus für kleine Städte. Hier soll nur die Rede vom Holzhause sein. Zum Verständnis des Aufbaues und der Stilart der Holzhäuser müssen einige technische Begriffe erläutert werden.

Im Holzhaus wird die Wand durch Fachwerk gebildet, das aus vierkantig behauenen Hölzern besteht. Die Zwischenräume, die sogenannten Fache, sind mit Backsteinen oder Lehmstackung ausgefüllt. Zu jeder Wand gehört eine Schwelle, in der senkrecht die tragenden Pfosten, die Stiele oder Ständer stehen, die oben durch den Rahmen miteinander verbunden werden. Um die Wand gegen seitliche Verschiebung zu sichern, werden an den Pfosten schräge Hölzer, Streben eingesetzt (Abb. 1). Die Wand wird weiter aufgeteilt durch Querriegel, von denen der untere in der Höhe der Fensterbank horinzontal läuft, (der Brustriegel), und der obere parallel dazu die Ständer verspannen hilft. Neben sonstigen Eigentümlichkeiten, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, kann man aus der Art, wie diese Hölzer im einzelnen mit-





1. Eppingen, Ecklösungen am Haus St. Petersgasse 115

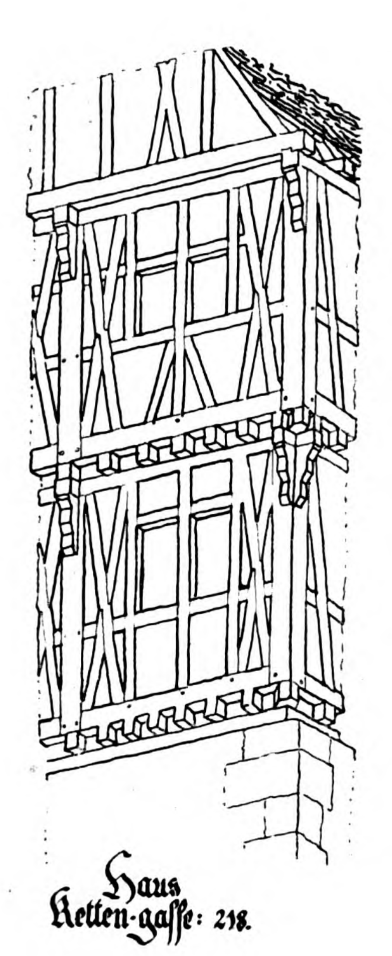
einander verbunden und wie die Wandteile der übereinander liegenden Stockwerke und das Gebälk zusammengefügt sind, erkennen, welcher Stilart das Fachwerkhaus angehört.

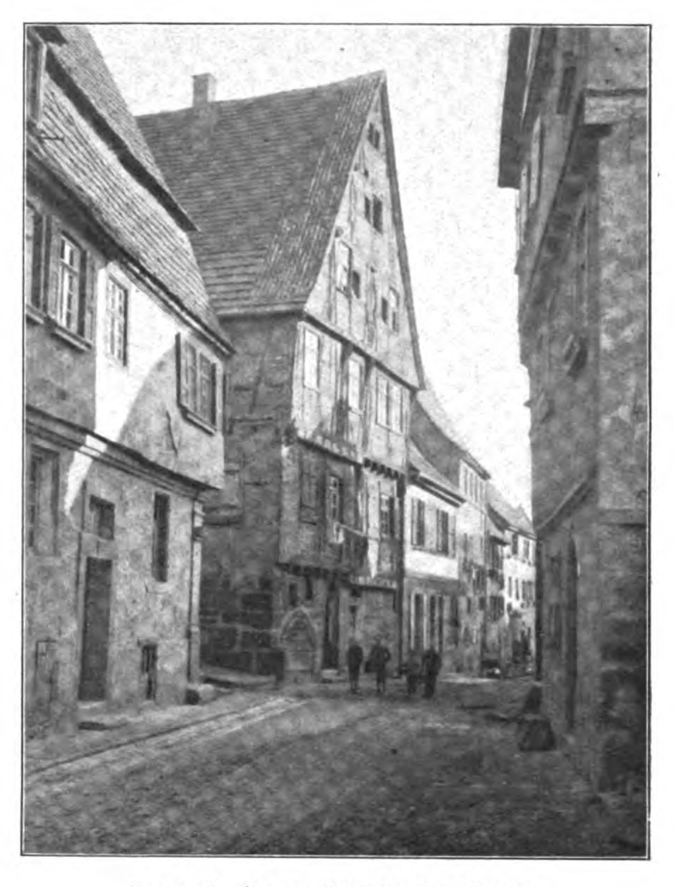
Im deutschen Fachwerkhaus unterscheidet man im allgemeinen das sächsische, das fränkische und das alemannische Haus. In Süddeutschland kommen vornehmlich die beiden letztgenannten vor und zwar meist das fränkische. Die einfachere und gefälligere Bauart des fränkischen Hauses hat anscheinend das alemannische verdrängt; es sind nur wenige Beispiele davon in Schwaben, zahlreiche im Schwarzwald zu finden. Auch unter diesen wenigen sind die meisten mit fränkischen Elementen durchsetzt, so daß die alemannische Herkunft nur noch aus einigen konstruktiven Einzelheiten zu erkennen ist.

Eppingen nimmt in der Geschichte des Fachwerkbaues eine besondere Stellung insofern ein, als wir beide Bauarten in zahlreichen Beispielen dorten vertreten sehen. Die älteren Häuser zeigen alemannischen Einfluß, die jüngeren haben fränkische Bauart. Bei der alemannischen Bauart laufen die Pfosten durch bis auf das Stockgebälk und die Schwellen sind zwischen die Pfosten eingesetzt, bei der fränkischen dagegen stehen die Pfosten stets in der Schwelle (vergl. Abb. 1 und 2).

Zu den Häusern alemannischer Bauart ist als schönstes Beispiel das 1488 erbaute Haus Kettengasse Nr. 218 zu zählen (Abb. 2 und 3). Weiter das nach der Inschrift über der Haustüre im Jahre 1518 errichtete Haus Petersgasse Nr. 114. Ferner Haus Nr. 333 in der Nähe der Kirche (Abb. 4). Und schließlich die weniger deutlich als alemannische Häuser erkennbaren Nr. 259 und Nr. 254.

Bei dem von Hans Rink 1488 errichteten Haus Kettengasse Nr. 218 (Abb. 2 und 3) sehen wir gut, wie die beiden Bundpfosten unmittelbar in den Balken sitzen. Die Stockwerke sind wie bei den meisten Eppinger Fachwerkhäusern nach zwei Seiten und zwar nach der Straße und der einen Traufgasse vorgekragt. Als Streben sind

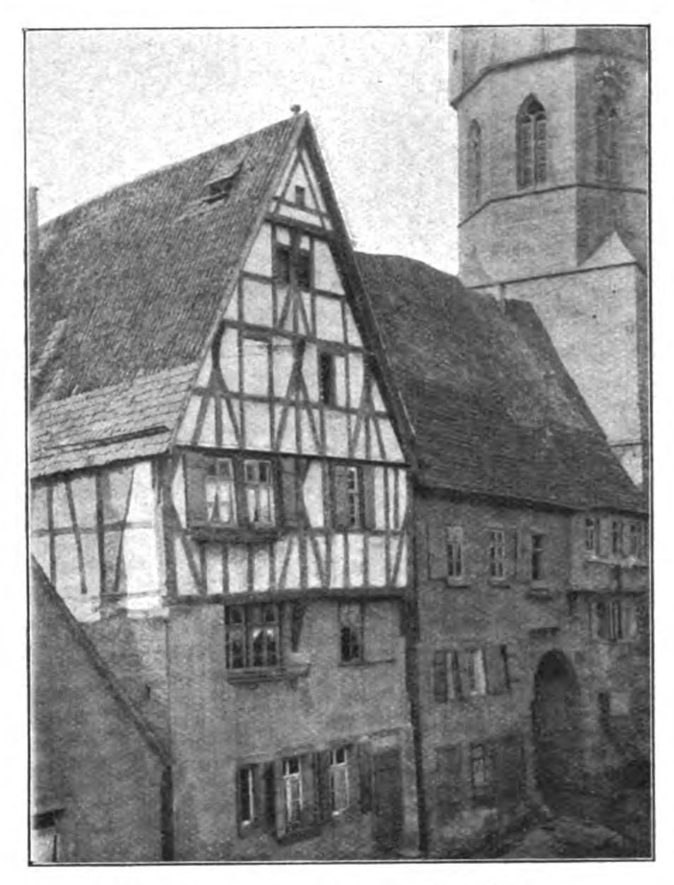


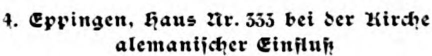


2. u. 3. Eppingen, Haus Kettengasse 218
alemannischer Einfluß

Andreaskreuze verwendet, die beim Zusammenschnitt sägeartig ineinander gefügt sind. Die einzige Verzierung bilden die abgetreppten Konsolen, die unter den Enden der Rahmen der Außen- und Zwischenwände sitzen. Das Haus macht einen hohen gestelzten ernsten Eindruck.

Ähnlich in der Bauart ist eines der stattlichsten Häuser der Stadt, das große Eckhaus in der Fleischgasse, in dessen Untergeschoß die Jahreszahl 1479 eingehauen ist. Daß das Haus zu der alemannischen Bauart gehört, ist zurzeit nur an dem Giebel der Rückseite zu erkennen, weil es im übrigen vollständig überputzt ist. Es wäre von großem Werte dieses Haus zu erhalten und in allen Teilen das Fachwerk freizulegen, da es vermutlich das älteste Haus in Eppingen sein dürfte. Wenn der Giebel auch manche Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat, so sind doch die durchgehenden Pfosten gut zu erkennen und ferner die sonderbare Art wie die schräg nach oben laufenden Vorstrebungen in den Pfosten eingeblattet sind (Abb. 5). Auch diese sägeförmig ausgeschnittenen Überblattungen der Streben waren in der alemannischen Bauart besonders beliebt.




4. Eppingen, Haus Nr. 333 bei der Kirche
alemanischer Einfluß

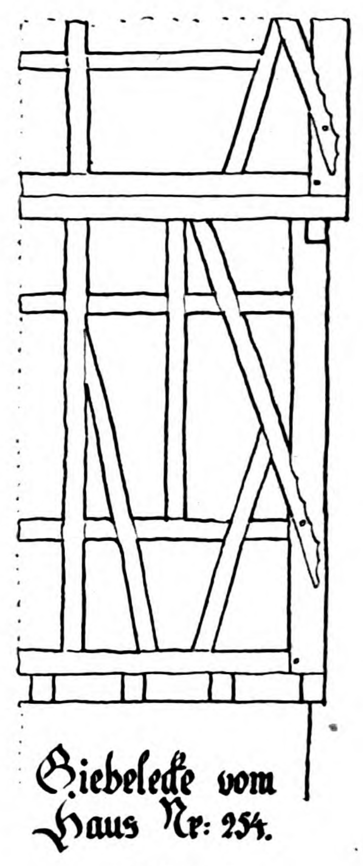


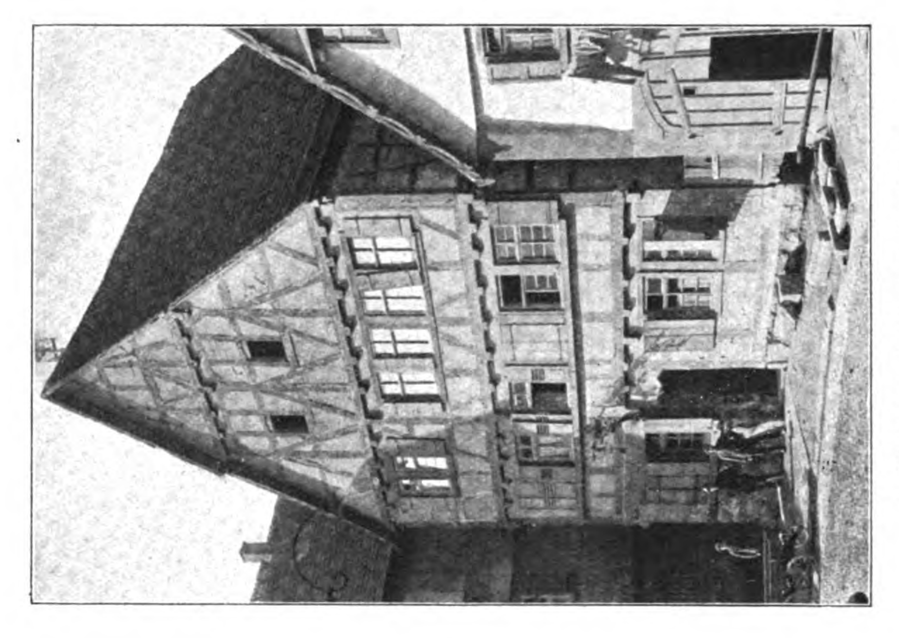
Abbildung 5

Sie sind in einfacherer Form an dem dritten gut erhaltenen Beispiel Haus Nr. 333 in der Altstadt zu erkennen (Abb. 4). Auch hier fällt das schmale hohe Verhältnis der Fache auf und die Ähnlichkeit mit Abb. 2 und 3.

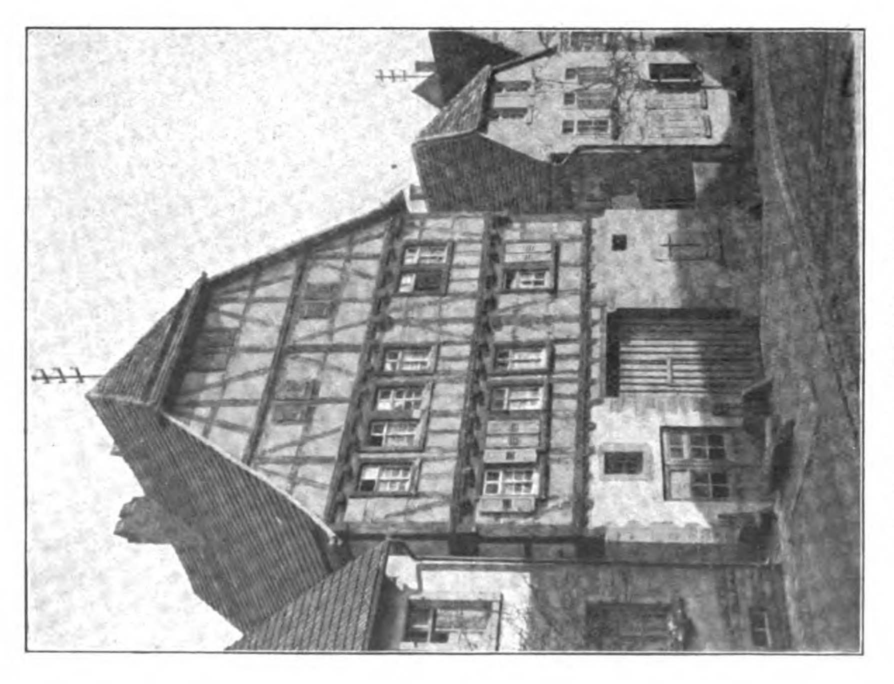
Leyergasse 108 bildet einen Übergang zur fränkischen Bauart. Der linke Eckpfosten des Hauses geht wohl noch durch bis auf das Gebälk, der rechte dagegen sitzt bereits zur Hälfte auf der Schwelle auf. An der Ecklösung ist ferner gut zu sehen, wie ein kurzes Balkenstück (Stichbalken) an den Traufseiten des Hauses zwischen Schwelle und Pfette eingefügt ist, um dem Eckpfosten einen sicheren Stand zu geben. Diese Konstruktion findet sich in Eppingen bei zahlreichen Häusern fränkischer Bauart wieder (Abb. 1). Die Pfosten stehen bereits weiter auseinander, so daß der schmale hohe Eindruck der vorher besprochenen alemannischen Häuser nicht mehr vorhanden ist.

Zu den typisch fränkischen Beispielen sind die beiden Häuser am Marktplatz zu zählen, von denen das einfachere 1515, das reichere 1588 errichtet ist (Abb. 6).

Ferner gehören hierher Altstadt Nr. 329 (Abb. 7) Petersgasse Nr. 115 (Abb. 1 und 8) und das Haus des Sigmund Klebsattel Hauptstraße Nr. 4, sowie einige Giebelhäuser in der Vorstadt.



8. Eppingen, Petersgasse 115, ältere fränkische Bauart



7. Eppingen, Altstadt Nr. 329, ältere fränkische Bauart



6. Eppingen, Häuser am Marktplatz, fränkische Bauart

Eine weitere Gruppe bilden die fränkischen Häuser, an denen ein Teil der Fenster erkerartig vorgebaut ist. Das am meisten verzierte und schönste Haus ist schließlich das Baumannsche Haus von 1582. Anscheinend wurde zu Beginn des 16. Jahrhunderts die fränkische Bauart bevorzugt. Die ersten Beispiele zeigen starke Abmessungen der Hölzer und weite Balkenfache, so das Haus am Marktplatz, rechts auf Abb. 6, die Häuser auf Abb. 7 und 8. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts kamen die für den fränkischen Fachwerkbau typischen geschwungenen und ausgesägten Bruststrebungen auf, die am schönsten am Eckhaus am Markt Abb. 6 linkes Haus zu sehen sind, im übrigen aber noch an vielen bloßgelegten Giebeln der Stadt vorkommen.

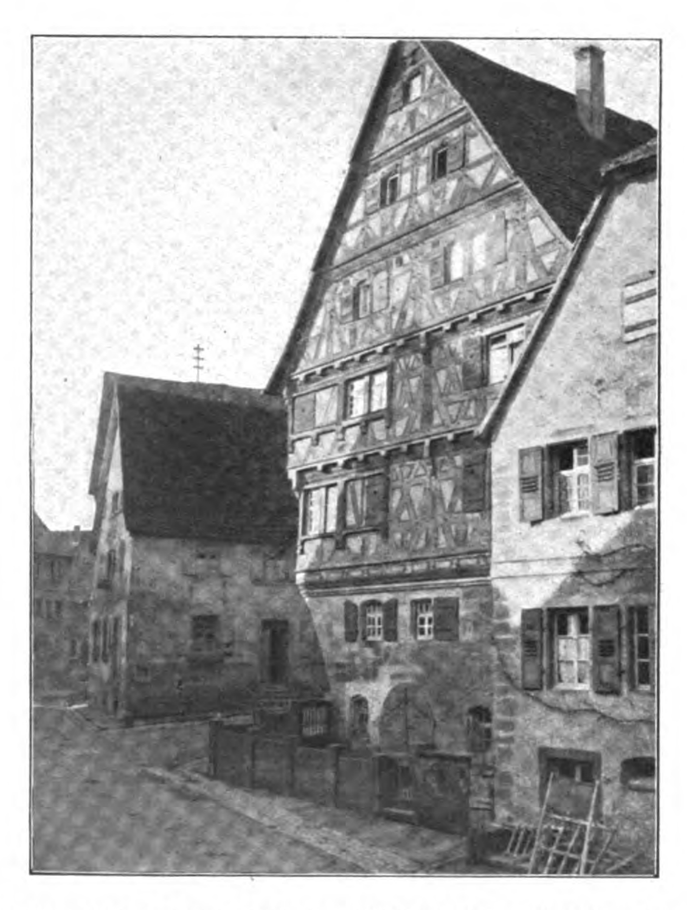
Als weiteres Kennzeichen der reinen fränkischen Bauart sind bei dem Eckhause am Markt keine Balkenköpfe mehr zu sehen, da sie durch ein gegliedertes Brett verdeckt werden. Die Stockwerke springen nur sehr wenig vor, damit diese gegliederten Dielen noch vorgesetzt werden können.

An dem Baumannschen Haus Abb. 9 sind diese gegliederten Dielen nur im Giebelfeld angebracht, während in den beiden Geschossen die Schwelle und der Rahmen selbst Profilierungen aufweisen. Den Hauptschmuck des Hauses bilden die reichverzierten sogenannten Fenstererker, die um die Stärke der Hölzer vor die sonstige Außenfläche des Geschosses vorspringen. Auch sonst sind in der Altstadt noch zahlreiche Häuser mit Fenstererkern zu finden.

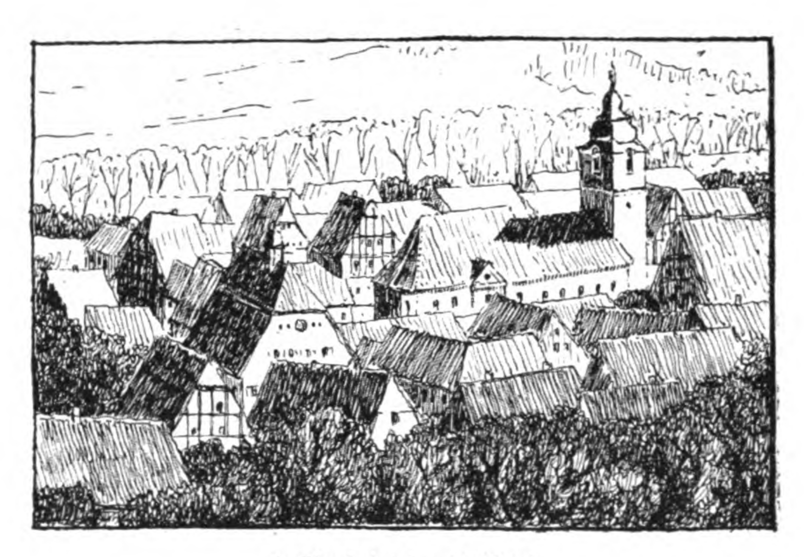
Bei genauem Zusehen wird der Kenner in Eppingen noch viele interessante Einzelheiten an den Fachwerkhäusern entdecken. Die wenigen Abbildungen sollen ihm

ein Führer sein. Hoffen wir, daß es der Stadtgemeinde gelingt, noch recht viele ihrer kostbaren Fachwerkbauten durch baldige Instandsetzung zu retten. Vor allem sei auf Haus Petergasse 114 und Leyergasse 108 hingewiesen.

Das Wichtigste scheint mir aber, daß das älteste mit dem kurpfälz'schen und von Gemming'schen Wappen geschmückte Haus Nr. 254 möglichst bald unter sachkundiger Leitung freigelegt und wieder hergestellt wird. Mögen diese Zeilen dazu den Anstoß geben, daß der Besitzer, die Gemeinde und der Staat sich des kostbaren Schatzes bewußt werden und ihn trotz der schlechten derzeitigen Finanzlage der Nachwelt in Bälde zu erhalten suchen. Denn derart große, alemannischen Einfluß aufweisende Fachwerkbauten bilden eine Seltenheit.



9. Baumannsche Haus Eppingen, reichverziertes, mit Fenstererkern versehenes Haus fränkischer Bauart



1. Sinsheim (gez. R. Fischer)

Sinsheim

Von Friedrich Metz, Karlsruhe

Wer von Rappenau über Grombach kommend bei Steinsfurt aus dem engen, menschenleeren Tal des Insenbachs ins Elsenztal hinaustritt, steht überrascht in einer weiten, sonnigen Landschaft. Nicht mehr steile Felswände, von Wald überzogen, engen den Blick ein, sondern Felder und Wiesen dehnen sich in schier endloser Breite; und wo vorher nur das degenfeldsche Schloß Neuhaus die Waldeinsamkeit unterbrach, zählt das Auge hier eine stattliche Zahl volkreicher Orte. Die Breite der Talaue, deren Ränder gegen die Höhen verfließen, kann nicht nur in der größeren Wassermenge der Elsenz gegenüber dem Nebenbach ihre Ursache haben, denn auch das Elsenztal selber hat weiter oben bei Reihen einen andern Charakter wie bei Sinsheim.

Der Gesteinswechsel, bedingt durch Störungen der Erdrinde, schafft diesen Wechsel im Landschaftsbild. Wo wir talabwärts die Gemarkung Sinsheim verlassen, hört das Bild der Talweitung wieder auf und es rahmen von neuem gelbe Kalksteinwände das Bild ein. Abbrüche haben hier Schichten des Keupers tiefer gelegt und so das flachhügelige Gelände der Mark Sinsheim geschaffen. Die weichen Schichten des unteren Gipskeupers, die vom rinnenden und fließenden Wasser leicht zerstört werden, bilden den Untergrund des Bodens der Gemarkung. An steileren Böschungen aber tritt die Lettenkohle zutage. Der Lettenkohlensandstein ist aufgeschlossen in den Steinbrüchen unterhalb der Schmollenmühle, er bildet die steile Talwand des „Hühnerbergs" und schafft die Plattform, auf der in beherrschender Lage das Stift steht. Der Lettenkohle verdanken die Quellen hier vor allem ihren Wasserreichtum und das Elsenztal den allzu hohen Grundwasserstand. Leicht konnten hier Weiher aufgestaut werden. „Im alten See" heißt noch heute nach einem solchen See ein Gewann im Grunde des

Ilversbaches. Jüngere Schichten des Keupers treten erst gegen den Rand der Gemarkung zu Tage, so der Schilfsandstein, der Baustein der Gegend. Aus den Sandsteinen der „Burghälde" ist das mächtige Bauwerk des Stifts aufgeführt.

Mehr aber als die schweren Böden des Gipskeupers und der Lettenkohle, die in älteren Zeiten bewaldet waren, bestimmen der helle Löß und der dunklere Lößlehm die Landschaftsformen und die Fruchtbarkeit der Gegend. Selten schauen aus den flachen Bodenwellen des Löß die tonigen Mergel des Gipskeupers heraus und wo es geschieht, wird es im Flurnamen festgehalten. (Fl. Die Lettengruben.) Der Löß hat nicht nur die flachen Bodenwellen erzeugt, er übte auch seit den ältesten Zeiten eine starke Anziehungskraft auf die Siedler aus.[1] Flurnamen, die auf frühere Waldbedeckung schließen, sind ebenso häufig auf der feuchten Talaue der Elsenz — „Holzau", „Rütte", „Eichgrund", „Bruch", und „Erlich" als sie selten sind auf dem Löß. Aber dort treffen wir auf die seltsamen Namen „Schelmen", „Götzbach", „Heidenhardt" und „Hühnerberg", die uns Urkunden vordeutscher, meist römischer Besiedlung sind. Steinzeitliche Funde sind gemacht worden; weit über Sinsheim hinaus berühmt geworden sind die Ausgrabungen Wilhelmis im „Großen Wald" und im „Osterholz". Keltische Bevölkerung mag den Ringwall auf der Burghälde errichtet haben.[2] Es wurden die Reste eines römischen Gutshofes aufgedeckt und es reihen sich an, um das Bild lückenlos zu gestalten, fränkische Gräber, diese in der Nähe des heutigen Friedhofes.

Von einem fränkischen Dorf hat die Stadt den Namen und die Gemarkung mit der altertümlichen Flurverfassung übernommen. Mit 2197 ha gehört Sinsheim zu den großen Gemarkungen des Kraichgaus; aber wie gering scheint diese Größe, wenn man das Gebiet der Markgenossenschaft überschaut, deren Haupt Sinsheim einst war. Es kann einem Zweifel nicht unterliegen, daß einst die Dörfer Rohrbach und Steinsfurt, aber auch Dühren und vielleicht sogar Reihen zu der Mark Sinsheim gehörten. Mit Rohrbach kam es wiederholt zu ernsten Auseinandersetzungen, wegen des „Bruchs" und des „Osterholzes", kostete der Stadt ein Prozeß der Jahre 1742/43 nicht weniger als 750 fl. Wie Rohrbach war auch Steinsfurt ursprünglich kirchliche Filiale von Sinsheim, und mit dem Dorfe Steinsfurt bildete Sinsheim bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ein Untergericht. Deutlich zeigen auch die künstlichen Grenzen in den Elsenzwiesen „Im Tal" und am Ilversbach, und der Streit um die Grenzsteine, daß hier spät erst alter Gemeinbesitz geteilt wurde.

Früher schon muß sich das Dorf Dühren, dessen eigene Mark erst spät erwähnt wird, von der Mark Sinsheim gelöst haben. Im Mark- und Gemeindeverband dagegen geblieben ist eine andere Gründung frühmittelalterlicher Kolonisation, der Hof Immelhausen.

[1] Er ist die Ursache, daß auf der Mark Sinsheim die Besiedlungsgeschichte nie abreißt und sich in die graueste Vergangenheit zurückverfolgen läßt.

[2] Eine mittelalterliche Burg, zu welcher Vermutung der Name verleiten könnte, hat hier nicht gestanden.



Untergegangen ist der Weiler Burghausen, — abgebildet auf einem französischen Stich, der die Schlacht bei Sinsheim 1674 darstellt — und nicht mehr festzustellen ist die Stätte des Dorfes Mustricheshheim, das schon im Lorscher Urkundenbuch als in der Mark Sinsheim gelegen, erwähnt wird. Sollten vielleicht die Gewanne „In der Altstadt", „Im Duttengäßlein" südlich des Bahnhofsgeländes einen Fingerzeig geben?

Dann wäre Mustricheshheim auf ähnliche Weise verschwunden, wie Frauweiler von Wiesloch, Zimmern von Eppingen, Hasbach von Mosbach „eingemeindet" worden sind.

Die Stadtgründung mußte den Zerfall der Mark eher beschleunigen als aufhalten.

Im Jahre 1067 verleiht Kaiser Heinrich IV. dem Grafen Zeizolf im Elsenzgau das Recht, auf seinem Eigentum im Dorfe Sinsheim — infra predium suum in villa Sunnisheim — Markt und Münze zu errichten. Wir gehen nicht fehl, wenn wir den Grafensitz in dem Stadtteil „In der Burg" suchen. Der bekannte Merianische Stich aus der Mitte des 17. Jahrhunderts weist noch den runden Burgturm auf, damals schon als die alte Burg bezeichnet. Heute ist von dem Wasserschloß, denn nur um ein solches kann es sich gehandelt haben, nichts mehr vorhanden. Auf seinen Fundamenten stehen jetzt Bürgerhäuser. Dieses Wasserschloß aber wurde der Kristallisationspunkt für die werdende Stadt. Sie ist eine Neugründung neben dem Dorfe.

Das Dorf Sinsheim lag, wie so viele alten deutschen Dörfer, an der Einmündung eines flachen Nebentals in das Haupttal. Auf dem flachen Schuttkegel des Weidbaches bot sich ein verhältnismäßig günstiger Baugrund. Wichtiger aber war, daß hier Wasser und Weide in der Nähe waren — der Weidbach ist wohl darnach benannt — und daß die fruchtbaren Lößäcker auf den „Bückeln" leicht zu erreichen waren.

Die Stadt wurde abgesteckt auf dem Talboden der Elsenz und man nahm den hohen Grundwasserstand als schlimme Mitgift aus militärischen Gründen wohl oder übel mit auf den Weg. Leicht ließ sich so ein Stadtgraben um das regelmäßige Viereck der Stadt ziehen. Das Maß, das der Gründer gewählt, ein Rechteck von ungefähr 400 m Länge und 200 m Breite, macht diesem alle Ehre, hat doch dieser Rahmen für fast ein Jahrtausend ausgereicht. Denn erst in der jüngsten Zeit fängt die Stadt an, über den früheren Mauerkranz hinauszuwachsen. Das Bauerndorf blieb neben der Stadt bestehen und wurde als innere Vorstadt, zwischen Stadtgraben und Weidbach gelegen, später in die Ummauerung aufgenommen. Noch heute wohnt die Sinsheimer Bauernschaft vornehmlich in den Vorstädten und überläßt die eigentlich „städtischen" Quartiere den Handel- und Gewerbetreibenden.

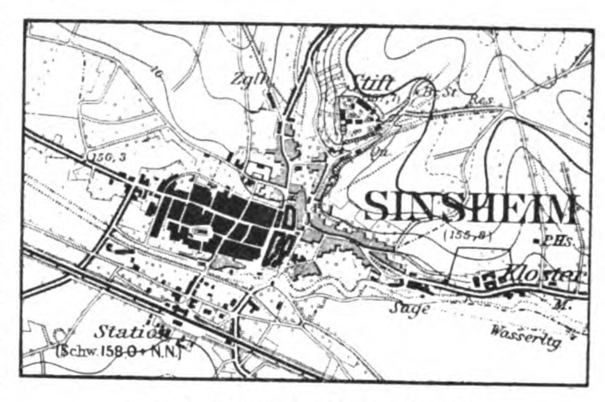
Das Rückgrat des Stadtplans war die „Heidelberg-Heilbronner" Heer- und Geleitstraße.[3] Mehr aber als der Straßenverkehr war der örtliche Markt für den frucht-

[3] In älterer Zeit war allerdings nicht Heidelberg der Endpunkt im Westen.



baren Gau die Erwerbsquelle der städtischen Bevölkerung.

Wenn heute der Wochenmarkt in Sinsheim keine Rolle mehr spielt, so ist das verständlich, wenn man bedenkt, daß ein nicht geringer Teil der Bevölkerung Landwirtschaft treibt und der nichtlandwirtschaftliche Teil der Einwohnerschaft vielfach über Gärten und Kleintiere, namentlich Ziegen, verfügt.



2. Entwicklung der Stadt Sinsheim
(nach der top. Karte)

Der Wochenmarkt der älteren Zeit hatte ein anderes Gepräge, wo „jedermann auf denselben seine Habe, Gewaar und Gewerbe zu feilem Kaufe" bringen durfte, und Kundschaft waren die Bauern der Umgegend mehr noch wie sie es heutigen Tags in den Läden und Werkstätten der Stadt sind. Ein Verzeichnis der Kaufhandwerker „mercatores" des mittelalterlichen Sinsheim ist uns nicht erhalten, aber es mag die Berufsstatistik J. B. Kolbs aus dem Jahre 1816 in etwa auch für ältere Zeiten gegolten haben.

„11 Bäcker, 3 Metzger, 5 Schreiner, 4 Glaser, 4 Weißgerber, 3 Rotgerber, 1 Säckler, 1 Knopfmacher, 1 Seifensieder, 7 Bierbrauer, 4 Schmiede, 4 Schlosser, 23 Weber, 2 Schneid- und Ölmüller, 6 Zimmermeister, 16 Schuster, 4 Wagner, 15 Schneider, 4 Krämer, 2 Küfer, 2 Dreher, 22 Maurer und Steinhauer,, 2 Nagelschmiede, 5 Sattler, 1 Ziegler, 1 Uhrenmacher, 4 Müller, 1 Spengler, 2 Kupferschmiede, 13 Tuchmacher, 1 Strumpfstricker, 1 Tuchscherer, 2 Silberarbeiter, 1 Strumpfweber, 2 Seiler, 4 Hafner, 2 Färber, 1 Buchbinder, 1 Zuckerbäcker, 1 Spanisch-Nudlenmacher, 1 Apotheker, 3 Hutmacher und 1 Schornsteinfeger."

Einen lebhaften Marktverkehr und Warenumsatz mußte vor allem die mächtige geistliche Grundherrschaft hervorrufen, die das Erbe der Gaugrafen antrat und die Geschicke der Stadt auf Jahrhunderte bestimmt hat. Wohl um das Jahr 1099 wurde auf dem Michelsberg die Benediktinerabtei Sinsheim — eine Tochtergründung der Abtei Siegburg — errichtet. Klosterinsassen wurden die Adeligen im Kraichgau.

Stand auf dem Michelsberg vordem vielleicht ein heidnisches oder germanisches Heiligtum? Im „Michelsbild" heißt jedenfalls eine Flur auf dem Klosterbuckel! Im alten Siedlungsland, auf dem Löß, liegen die Berge, die dem hl. Michael geweiht waren — die Michelsberge bei Riegel und Gundelsheim, besonders der aber bei Untergrombach seien hier genannt. Der streitbare Erzengel, der nichts anders ist als der Kriegsgott der Germanen im christlichen Gewande, wurde wie dieser auf den Höhen verehrt. So ist auch der Michelsberg von Sinsheim stets ein heiliger Berg gewesen. Beherrschend steht der trutzige Stiftsturm, die Jahrhunderte überdauernd auf dem Michelsberg und verkündet der Landschaft heute noch die Macht der Abtei.

Noch heute gehören hunderte von Morgen Wald und landschaftlichem Gelände dem „Stift". Einst gingen dessen Rechte aber viel weiter.

Dem Abt stand der „Fürschnitt" in der Ernte zu, ein wichtiges Recht in einer unbereinigten Feldmark. Dem Stift gehörte die Weinkelter in der Stadt — noch 1774

zählte man 97 Morgen Weinberge — die heute samt dem Weinbau verschwunden ist. Der Abtei standen Mühlgerechtigkeiten zu, der Abt wurde Marktherr, ihm waren die Rodezinsen zu leisten.

Am Fuße des Klosterbuckels saßen die stiftshörigen Bauern. Noch heute erscheinen die Bauernhöfe in der äußeren Vorstadt mehr Taglöhnern denn Landwirten gehörig.

Es gab kein stolzes, freies Bürgertum in Sinsheim in jenen Jahrhunderten. Der Streit zwischen Stift und Stadt lähmte die Entwicklung; man zankte sich um wichtige Gerechtsame, aber auch um Bagatellen; um die Staffel an des Gerbers Bachmanns Haus und um den Kandel zwischen Chor und Glockenturm.

Hinzukam, daß die Stadt des öfteren vom Reich verpfändet wurde, — sie galt ja noch immer als „des riches stat" — so an die Herren von Gemmingen und Hirschhorn, um dann schließlich pfälzisch zu werden. Ihr Herr war jetzt der kurpfälzische Vogt geworden, der auf dem nahen Steinsberge saß.

Nicht nehmen konnte man ihr freilich die fruchtbare Gemarkung und eine nicht ganz unbedeutende Verkehrslage. Diese war unendlich viel wichtiger in der Zeit der Post, als in der Eisenbahnzeit, mag auch an jene Tage nur noch der Name des Postwirtshauses zum Adler erinnern.[1] Als Poststadt hatte sie ja auch später keine große Eile, die Eisenbahnverbindung zu erhalten und gar keine Absicht ein Bahnknotenpunkt zu werden. Aber die Kehrseite der Lage an der großen Heerstraße war die Gefahr häufiger Einquartierungen, Plünderungen und Zerstörungen in kriegerischen Zeitläuften. Richtete sich im Bauernkrieg der Haß der Aufständischen mehr gegen das Stift als die Stadt, so blieb diese im Treffen des Jahres 1674 ein Raub der Flammen, um 1689 nochmals zerstört zu werden.

So wird es niemanden wundernehmen, daß von dem mittelalterlichen Stadtbild nichts mehr erhalten ist, ja daß es schwer ist, bei der Zerstörung der Urkunden die Geschichte der Stadt aufzuhellen.

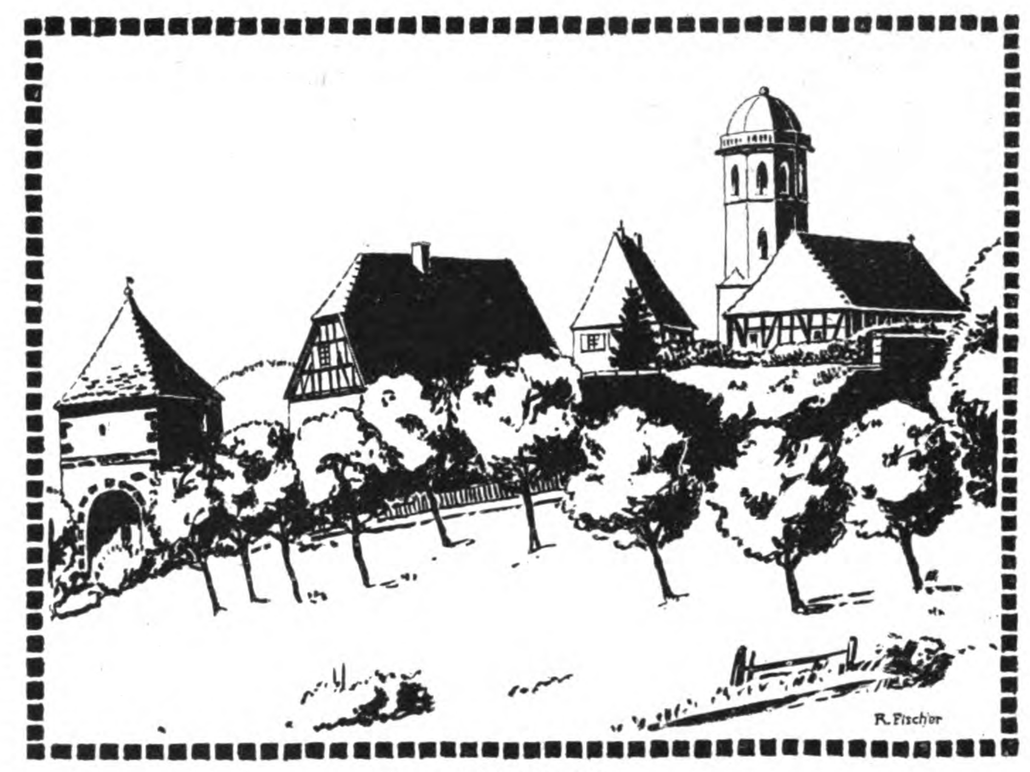
Noch heißt eine Wiese vor der Stadt „Am untern Tor" und an der Stätte des früheren unteren Tors versammelt man sich alljährlich bei Obstversteigerungen; von Türmen und Toren selbst ist keine Spur mehr vorhanden.

Altertümliche Häuser erfreuen wenige den Freund alter, guter Baukunst, doch ist das Städtlein freundlich, mögen auch die älteren Bauten schmucklos sein. Sie sind niemals so häßlich wie die öffentlichen Gebäude, die das Ende des 19. Jahrhunderts der Stadt in reichem Maße beschert hat, die Kreispflegeanstalt, auf den Trümmern des Franziskanerklosters errichtet, nicht ausgenommen.

Freundliche Bilder zeigen erst wieder einige Landhäuser jüngeren Datums und die in jeder Beziehung glückliche Anlage der Sinsheimer Baugenossenschaft.

[1] Goethe hat uns in dem Tagebuch der Reise nach der Schweiz 1797 anschaulich den Weg beschrieben, der ihn durch Sinsheim führte, wo er im Gasthaus zu den Drei Königen Einkehr gehalten hat.





3. Stift Sinsheim

Im ganzen aber hat Sinsheim „das Ansehen eines nach der Landesart heiteren Landstädtchens" wie zu Goethes Zeiten bewahrt und ein Vergleich mit der Schilderung der Stadt vor 125 Jahren fällt noch zugunsten der Gegenwart aus.

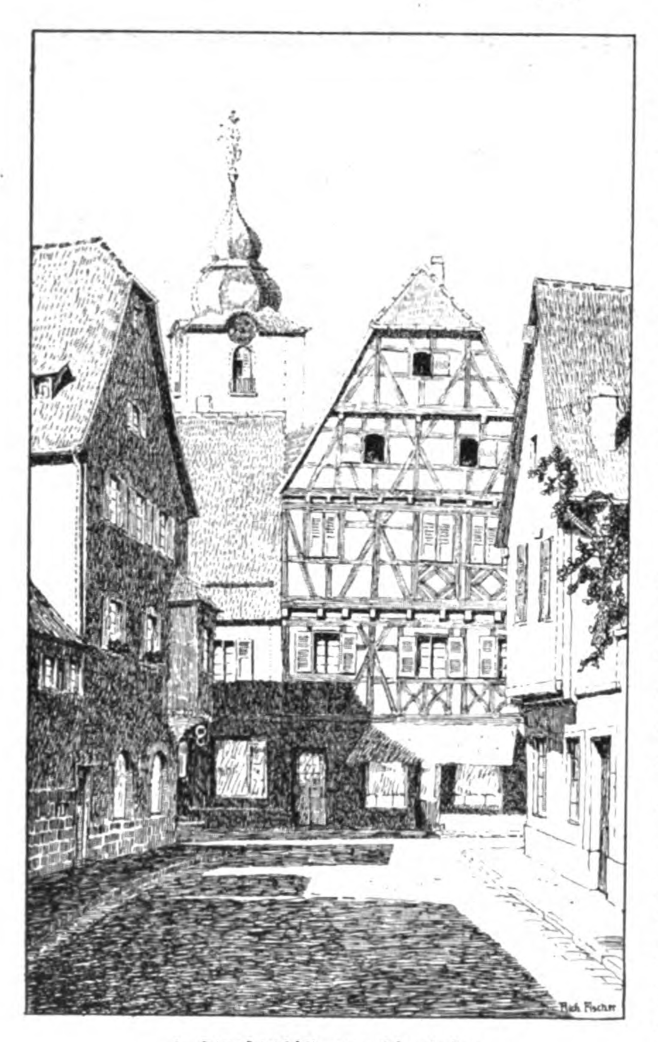
Die Entwicklung der Stadt mag sich in folgenden Zahlen wiederspiegeln:

1774 . . .	1500 Seelen	1852 . . .	2854 Seelen	1921 . . .	3184 Seelen
1816 . . .	1746 „	1895 . . .	3006 „		

und heute mögen es deren noch 200 mehr sein, im wesentlichen durch Zuzug erklärlich.

Es ist ein Bild langsamen aber steten Fortschreitens, himmelweit entfernt von großstädtischer Entwicklung, aber doch auch nicht den Stillstand so vieler badischer Kleinstädte aufweisend.

Nach wie vor ist die Bevölkerung nicht einseitig zusammengesetzt. Noch haben aber die Berufsgruppen „Handel, Gewerbe und Verkehr" die Mehrheit. Aber das Bild der reinen Handwerkerstadt hat sich gewandelt, Gerber und Tuchmacher sind ganz verschwunden. Aus Handwerksbetrieben sind einige Fabriken der Metallindustrie entstanden, gefördert durch die Eisenbahnverbindung, und hinzu kommt die Zigarrenindustrie, Schreinerei und andere Betriebe. Eine breite Arbeiterschicht aber, die der städtischen Bevölkerung einen bestimmenden Zug verleihen würde, ist nicht vorhanden. Wohnt doch auch ein nicht unerheblicher Teil der in den Sinsheimer Gewerbetrieben beschäftigten Arbeiter in den Nachbardörfern.



4. Straßenbild aus Sinsheim

Wichtiger ist da schon die zahlreiche Beamtenschaft. Sinsheim ist ja badische Amtsstadt und Sitz einer ganzen Reihe öffentlicher Anstalten. Dabei ist die Zahl der Landes- und Reichsbeamten noch in stetem Wachsen begriffen. Ob nicht die Stadt auf die oder jene Stelle gerne verzichten würde, wenn ihr die Steuerhoheit und damit eine der wichtigsten Quellen städtischen Gemeinsinns erhalten geblieben wäre?

Ein wenig ins Hintertreffen ist die Landwirtschaft geraten. Wie überall gelten und galten die städtischen Bauern nicht als die Träger des Fortschritts in der Landwirtschaft. Mehr und mehr bekamen so Ausmärker ganze Gemarkungsteile in Besitz. „Wetzsteinspucker" nannten vorzeiten die Nachbardörfer die städtischen Bauern, die im knietiefen Wasser stehend in den Elsenzwiesen mähten und den Wetzstein durch Anspucken befeuchten. Nun der Spott galt vielleicht mehr den nassen Wiesen, als der Arbeit. Aber schwer entschließt man sich selbst heute zu Neuerungen, an eine Feldbereinigung gar denkt niemand. Der Sinsheimer Bürger und Bauer mag dabei allerdings zur Entschuldigung auf den Stiftsbesitz hinweisen. So bleibt es der Tatkraft Einzelner überlassen, alte wirtschaftliche Fesseln zu sprengen und arrondierte Güter zu schaffen. Übersehen aber soll nicht werden, daß das Bauerntum Sinsheims der „städtischen" Bevölkerung immer wieder frisches Blut zuführt, sie bodenständig erhält und sie vor Überkultur bewahrt.

So halten sich im Städtlein konservative und liberale Gruppen die Wage und als Erbe der kurpfälzischen Vergangenheit befleißigt man sich einer weitgehenden Mäßigung. Wie in andern kurpfälzischen Städten — in Heidelberg und Mosbach — halten Evangelische und Katholiken ihren Gottesdienst unter demselben Kirchendach. Nur im Feuerjahr 1848 wäre man beinahe radikal geworden. Doch nahm der Zug der

Sinsheimer nach Heidelberg ein gar zu ruhmloses Ende. Vielleicht hat sein kläglicher Ausgang auch im November 1918 davon abgehalten, ähnliche schlechte Erfahrungen zu sammeln.

Das Leben ist auf einen bescheidenen Wohlstand und eine gewisse Behaglichkeit gestimmt. Zum Zweck „der geselligen Unterhaltung und der Beförderung des frohen Lebensgenusses“ war 1845 die Casino-Gesellschaft gegründet worden.

Aber Sinsheim ist doch weit entfernt, ein Paradies nur der Spießbürger zu sein, mag es auch heute noch wie Anno 1645 nur ein „mittelmäßiges Stättlein“ in der badischen Städtereihe genannt werden.

Haben doch geistige Interessen hier stets einen fruchtbaren Boden gefunden. Mag auch heute vieles an des Dekans Wilhelmi Arbeiten dilettantisch erscheinen, ein Ruhmesblatt für die Stadt wird seine „Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit“ doch stets bleiben. Auf dem altehrwürdigen Boden der Mark Sinsheim, in Dühren, steht die Wiege des Altertumsforschers K. Schumacher, den die Stadt Sinsheim daher mit einem gewissen Recht zu den ihrigen rechnen darf.



5. Blick durch das Eingangstor des Stifts auf den Turm

Mit einem nicht unberechtigten Stolz auf die Vergangenheit, mag der Sinsheimer den Namen seiner Stadt nennen, die den Reichsadler in Wappen und Siegel führt.

Aber auch die Gegenwart fesselt den Einheimischen und den Fremden. Es gebührt dem Justizministerium Dank, daß es den Stiftsturm wieder zugänglich gemacht hat, von dem aus sich ein unvergleichlicher Rundblick bietet über Stadt und Land, die wogenden Kornfelder, den breiten grünen Wiesenteppich, den dunkeln Wald im Hintergrund und den vulkanischen Berg, vom Weilerturm gekrönt; so recht ein Bild deutschen Landes voll stiller Schönheit und gediegenen inneren Wertes.

Für einige freundliche Hinweise ist der Verfasser Herrn Bürgermeister Sidler von Sinsheim, für die Zeichnungen Herrn Architekten Regierungsbaumeister R. Fischer in Sinsheim zu besonderem Dank verpflichtet.

Kraichgau-Bibliographie

Zusammengestellt von Friedrich Lautenschlager, Heidelberg

Die folgende Bibliographie kann und will nicht mehr sein als ein leicht zugänglicher Wegweiser durch die heimatkundliche Literatur des Kraichgaus für seine badischen Bewohner und alle Freunde seines Volkstums und seiner Vergangenheit. Geographisch ist dabei der Begriff Kraichgau in dem umfassenderen Sinne genommen, wie ihn schon Chytraeus in seiner Schrift: Der Kraichgau und seine Bewohner zur Reformationszeit, 1587, angewandt und neuerdings Friedrich Metz seiner trefflichen Abhandlung: Der Kraichgau, Karlsruhe 1914, zugrunde gelegt hat. Er umschließt also, wenn man die volkstümlichen Namen kleinerer Landstriche wie Bruhrain, Pfinz- und Elsenzgau nur als Unterabteilungen gelten läßt, das flachwellige Hügelland zwischen Odenwald und Schwarzwald bis zur Rheinebene. Historisch gesehen sind dem alten fränkischen Kraichgau auch Teile der Ebene zuzurechnen, was einer Mitberücksichtigung des Anglachgaus gleichkäme. Aus praktischen Gründen wurde im ortsgeschichtlichen Teil die ganze dem Kraichgauer Hügelland vorgelagerte Rheinebene hereinbezogen. In die Herrschaft des heute überwiegend badischen Kraichgaus teilten sich am Ausgange des Reichs das Bistum Speyer, die Reichsritterschaft (mit dem Ritterstift Odenheim), Kurpfalz, Baden-Durlach und Württemberg. Die allgemeingeschichtliche Literatur der drei letztgenannten Territorien darf aus leichterfindlichen Gründen, sie muß aus Raummangel außer Betracht bleiben. Für eine erste Orientierung sei auf Ludw. Häußers Geschichte der rheinischen Pfalz, 1845, und Alb. Kriegers Badische Geschichte, 1921, verwiesen. Während Württemberg in Wilhelm Heyds Bibliographie der Württembergischen Geschichte ein brauchbares Hilfsmittel besitzt, sind wir in Baden auf die „Bad. Bibliothek", Bd. I: Staat und Rechtskunde, Bd. II: Landes- und Volkskunde bearb. von O. Kienitz und K. Wagner, 1897 und 1900, und die jährlichen Übersichten über die bad. Geschichtsliteratur in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins angewiesen, solange die in Bearbeitung befindliche Bibliographie der bad. Geschichte nicht gedruckt vorliegt, aus deren Material die vorliegende Zusammenstellung geschöpft ist. Für die Mitglieder der Badischen Heimat ist „die wichtigste Literatur zum Studium der Urgeschichte, Geschichte, der Kunst- und Altertumsdenkmale, der Volkskunde und Naturkunde des Badner Landes" im 7. und 8. Jahrgang von „Mein Heimatland" leicht zugänglich gemacht worden.

Abkürzungen: A. Br. u. Kr. = Aus Bruhrain und Kraichgau, Bruchsaler Geschichtsblätter. — Z. G. O. Rh. = Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. — Zs. = Zeitschrift.

I. Das Land und seine Bewohner

A. Allgemeine Landeskunde

Bader, Jos., Ufgau, Pfinzgau, Kraichgau und Anglachgau: Bader Jos., Fahrten und Wanderungen 2, 1856, 15 ff. — Feigenbutz, L., Der Kraichgau und seine Orte, Bretten 1878. — Muckle, Ph., Morphologie des Kraichgaus, Heidelberg 1908. — Ratzel, Friedr., Glücksinseln und Träume, Leipzig 1905. [Darin wertvolles Kulturbild aus dem Kraichgau.] — Metz, Friedr., Der Kraichgau. Eine siedlungs- und kultur-geographische Untersuchung. Karlsruhe 1914. (Abhandl. zur bad. Landeskunde 4.) — Wie weit sich der Bruhrain erstreckt. A. Br. u. Kr. 1911, Nr. 3/4. — Bader, Jos., Eine Fahrt und Wanderung durchs Pfinztal, Badenia 2, 1862, 111—173. — Platz, Ph., Geologie des Pfinztals. Progr. des Realgymnasiums Karlsruhe 1872. — Massinger, R., Wanderung durch das Pfinztal (Vortrag). Monatsblätter des bad. Schwarzwaldvereins 19, 20—24, 33—36. — S. Seite 154.

B. Bau- und Kunstdenkmäler

Naeher, Jul., Die Burgen, Schlösser und Städte des oberen Kraichgaues, Karlsruhe 1885. — Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Bd. VIII, Kreis Heidelberg. Be-



arbeitet von Ad. von Oechelhäuser. Abt. 1. Die Amtsbezirke Sinsheim, Eppingen und Wiesloch. Abt. 2. Der Amtsbezirk Heidelberg. Bd. IX. Kreis Karlsruhe. Bearbeitet von Hans Rott. Abt. 1. Der Amtsbezirk Bretten. Abt. 2. Der Amtsbezirk Bruchsal, Tübingen 1909 ff.

C. Volkskundliches

a) Volkslieder.

Heilig, Otto, Volkslieder aus Waibstadt. Am Urquell 6, 1895, Heft 3. — Glock, J. Ph., Lieder und Sprüche aus dem Elsenztale. Bonn 18,7 (S.A. aus Alemannia 25, 1898, 193—255). — Pfaff, Fridr., Volkslieder und Schwänke aus Lobenfeld. Alemannia N.F. 8, 1907, 105—125.

b) Kinderspiele, Ortsneckereien u. ä.

Heilig, Otto, Einige Kindersprüche und Kinderspiele aus der Bruchsaler Gegend. Alemannia 20, 1892, 190—199. — Derselbe, Ortsneckereien in der Bruchsaler Gegend. Ebenda 21, 1893, 201. — Derselbe, Ortsneckereien und Schildbürgergeschichten aus dem Elsenz-, Neckar-, Pfinzgau und Enztal. Ebenda 22, 1894, 276—279. — Kahle, Bernh., Ortsneckereien und allerlei Volkshumor aus dem bad. Unterland, Freiburg 1908. — Gaerttner, W. G., Altes Volksgut. Kinderreime und Kindersprüchlein aus Gochsheim. A. Br. u. Kr. 1921, Nr. 5.

c) Sagen, Märchen, Aberglauben, Sitten und Gebräuche.

Pfaff, Fridr., Sagen und Aberglauben aus Bretten. Alemannia 19, 1892, 162—167. — Derselbe, Märchen aus Lobenfeld, Festschrift für Weinhold, Straßburg 1896, 62—63 und Alemannia 24, 1897, 179—183. — Sütterlin, Ludw., Sitten, Gebräuche und abergläubische Vorstellungen aus Baden. Alemannia 24, 1897, 142—156. — Derselbe, Sagen und Erzählungen aus Baden. Ebenda 24, 1897, 1—17. — Steinbrenner, Aug., Sagen aus Odenheim. Ebenda N.F. 7, 1906/07, 138—142. — Pfaff, Fridr., Das Hündchen von Bretten. Ebenda 3. F. 5, 1913, 44—46. — Schwarz, B., Ein Hexenprozeß im Kraichgau 1563, Ebenda 1—17, 91—109, 127—146. — Vilgis, Karl Friedr., Der Eichelberg bei Bruchsal und die Kopfreben bei Ettlingen (Volkssage). A. Br. u. Kr. 1922, Nr. 1.

d) Mundartliches, Namen.

Meisinger, Othmar, Die hebräischen Fremdwörter der Rappenauer Mundart, Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten 1, 1900, 172—177, 2, 1901, 73—75. — Derselbe, Die Rappenauer Mundart. Ebenda 2, 1901, 97—173, 246—277. — Derselbe, Lexikal. Beiträge [zur Mundart von R.]. Ebenda 4, 1903, 176—184, 6, 1905, 91—92. — Derselbe, Wörterbuch der Rappenauer Mundart. Nebst Volkskunde von R. Dortmund 1906. Nachtrag dazu. Zeitschrift für deutsche Mundarten 1908, 201— 207, 1911, 72—76. — Derselbe, Lotekhölisch. Ein Beitrag zur Kenntnis der fränkischen Händlersprache. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten 3, 1902, 121—127. — Heilig, O., F. J. Mones Bruhrainisches Idiotikon aus der Handschrift herausgegeben. Neues Archiv f. d. Gesch. Heidelbergs 6, 121—166. — Hirsch, E., Was uns die Flurnamen erzählen. A. Br. u. Kr. 1, 1912, Nr 12, 2, 1912/13, Nr. 1—5. — Hagmaier, Die Familiennamen der Gemeinde Walldorf. Die Heimat. Walld. ev. Gemeindebote 1913, Nr. 1—4.

II. Aus der Geschichte des Kraichgaus

(Die Geschichte des Bistums Speyer u. d. Kraichgauer Ritterschaft siehe noch besonders unter III. u. IV.)

A. Allgemeine Geschichte

Schnarrenberger, W., Die vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Kraichgaus, Bruchsal 18 8 (Gymnasialprogr.).[1] — Münch, Aus der Frühzeit des Kraichgaus. A. Br. u.

[1] Vgl. auch Wagner, Ernst, Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alemannisch-fränkischer Zeit im Großh. Baden. Teil 2. Das badische Unterland. Tübingen 1911.

Kr. 1912, Nr. 11 und 12. — Mone, F. J., Der Kr. unter römischer Kriegsverfassung. ZGORh. 10, 1859, 387—389. — Lamey, Andreas, Pagi Craichgoviae, qualis antiquis temporibus fuit, descriptio. Acta academiae Theodoro-Palatinae IV, 104—246. — Derselbe, Elsenzgoviae Franciae Rhenensis pagi, qualis medio aevo maxime fuerit, descriptio. Ebenda VI, 91—111. — Christ, Karl, Der römische Elsenzgau. Mannheimer Geschichtsblätter 12, 253—259. — Schultze, Walther, Die fränkischen Gaue Badens. Stuttgart 1896. — Schnarrenberger, W., Der Kraichgau in alemannisch—fränkischer Zeit, Bruchs. 1902. (Gymnasialprogr.) — Mone, F. J., Kraichgauer Urkunden vom 12.—16. Jahrhundert, ZGORh. XIII, 1861, 1 ff., XIV, 1862, 148 ff., XV, 1863, 171 ff. — Chytraeus, David, Der Kraichgau und seine Bewohner zur Zeit der Reformation. Übersetzt u. erl. von O. Becher. Karlsruhe 1908. — Herold, R., Der Bundschuh im Bistum Speyer. Greifswalder Diss. 1889. — Maas, Heinr., Der bruhrainische Bundschuh von 1502. A. Br. u. Kr. 2, 1914, Nr. 12. — Berg, Walter, Der Bauernkrieg im Bruhrain und in der untern Markgrafschaft Baden. A. Br. u. Kr. 1921, Nr. 6. — F. F., Die Verwüstung der Kurpfalz, des Bistums Speyer usw. durch die Franzosen 1689. Die Pyramide 1917, Nr. 12 und 13. — Wetterer, A., Die Condéschen Truppen in Bruchsal und im Bruhrain i. J. 1795. Bruchsal 1914. — [Wildens, Ad.], Aus dem Kraichgau. Eine Skizze zur Gesch. der Revolution in Baden, Heidelberg 1850. — Weiß, Max, Die Revolutionsjahre 1848 und 1849 mit bes. Berücksichtigung der Stadt und des Amtsbezirks Sinsheim, Waldshut 1897. — Lautenschlager, Friedr., Die Agrarunruhen in den badischen Standes- und Grundherrschaften i. J. 1848. Heidelberg 1915 [bes. auch im Kraichgau]. — Derselbe, Bilder aus der revolut. Bewegung im bad. Unterland im Frühjahr 1848. Bad. Heimat 3, 1916, 189—195. — Derselbe, Ein gefährlicher Osterbesuch. Der Zug der Sinsheimer nach Heidelberg im Jahre 1848. Heidelberger Soldatenbüchlein N. F. 1918, 33—36.

B. Rechts- und Wirtschaftsgeschichte

Oberrheinische Stadtrechte. Hrsg. von der Bad. Hist. Kommission. Abt. I. Fränkische Rechte, Heft 6: Ladenburg, Wiesloch, Zuzenhausen, Bretten, Gochsheim, Heidelsheim, Zeutern, Boxberg, Eppingen, bearb. von Karl Koehne, Heidelberg 1902. Heft 7: Bruchsal, Rothenberg, Philippsburg (Udenheim), Obergrombach und Steinbach, bearb. von Karl Koehne, Heidelberg 1906. — Badische Weistümer und Dorfordnungen. Abt. I, Heft 1: Reichartshauser und Meckesheimer Zent, bearb. von Carl Brinkmann, Heidelberg 1917. — Christ, Karl, Aus der Rechtsgeschichte des Elsenz- und Neckargaus. Mannh. Geschichtsblätter 12, 145—152, 174—187. — Mone, Fr. J., Zur Gesch. des Bergbaus von Nußloch bis Durlach 1439—1532. ZGORh. 1, 1850, 43—48. — Hausrath, H., Aus der Geschichte der Waldungen im ehemaligen Reichsritterstift Odenheim. Allg. Forst- und Jagdzeitung, 1898, Juli. — Derselbe, Forstgeschichte der rechtsrheinischen Teile des ehemaligen Bistums Speyer. Berlin 1898. — Christ, K., Aus Geschichte, Bestand und Wirtschaft des Bistums Speyer. Mannh. Geschichtsblätter 19, 1918, Nr. 7—12, 20, 1919, Nr. 1—9.

III. Aus der Geschichte des Hochstifts Speyer

Remling, Fr. X., Geschichte der Bischöfe zu Speier, Bd. 1 u. 2. Mainz 1852, 1854. — Derselbe, Urkundenbuch zur Gesch. der Bischöfe zu Speier, Bd. 1 u. 2. Mainz 1852, 1853. — Baur, Jos., Philipp von Sötern, Kurfürst von Trier [und Bischof von Speyer] und seine Politik während des 30jährigen Krieges, Bd. 1. 2. Speyer 1897, 1914. — Wille, Jakob, Bruchsal. Bilder aus einem geistlichen Staate des 18. Jahrhunderts. Bad. Neujahrsblatt 7, Karlsruhe 1897. 2. Aufl. Heidelberg 1900. — Derselbe, Das Fürstbistum Speyer und seine letzten Bruchsaler Vertreter. Bad. Heimat 7, 1920, 1—16. — Wetterer, Anton, Zum 200jährigen Gedächtnis des Regierungsantritts des Fürstbischofs von Speier Kardinal Damian Hugo von Schönborn, Bruchsaler Bote 1919, Nr. 277. — Derselbe, Das religiös-



aszetische Leben des Kardinals Damian Hugo von Schönborn, Fürstbischof von Speier (1719 bis 1743) und Konstanz (1740—1743), Freiburger Diöcesan-Archiv N. F. 16, 151—166. — Maas, Heinr., Das Finanzwesen des Fürstbistums Speyer während der Regierung Franz Christophs von Hutten (1743—1770). A. Br. u. Kr. 1920/21, Nr. 1—5. — Wille, Jakob, August Graf von Limburg-Stirum, Fürstbischof von Speyer. Miniaturbilder aus einem geistlichen Staate im 18. Jahrhundert, Heidelberg 1913. (Neujahrsblätter der Bad. Hist. Kommission N. F. 16.) — Kunzer, Gg. Eugen, Die Beziehungen des Speierer Fürstbischofs Damian August Philipp Karl, Grafen von Limburg-Styrum, zu Frankreich, Speyer 1915. (Münchener phil. Diss.) — Rößler, Joh., Die kirchliche Aufklärung unter dem Speierer Fürstbischof August von Limburg-Stirum (1770—1797). Mitteilungen des Histor. Vereins der Pfalz 34/35, 1—60. — Wille, J., Bischof Styrums Bestattung. A. Br. u. Kr. 2, 1914, Nr. 11. — Andreas, Willy, Ein Bericht des Geh. Referendärs Herzog über die Regierung Bischof Wilderichs von Speyer beim Übergang der rechtsrheinisch-speyerischen Lande an Baden (1802). ZGORh N. F. 24, 519—525. — Wetterer, Anton, Wilderich Graf von Walderdorf, der letzte Fürstbischof von Speier, Bruchsal 1914. — Reinhard, Rud., August Graf von Stirum, Bischof von Speyer und die Zentralbehörden im Bistum Speyer. Mitteilungen des Hist. Vereins der Pfalz 34/35, 161—208.

Actenmäßige kurtze Species facti, die von Kays. Majestät denen zeitlichen Herren Bischöffen und Fürsten zu Speyer bereits in uhralten Zeithen Allergnäd. übertragene Casten-Vogtey, und davon abhängende Rechte und Gerechtigkeiten, über das Ritterstift Odenheim, modò zu Bruchsall, deren Angehörige Dorfsschafften, und Unterthanen betr. 1661. — Deductio facti et juris pro ordinariatu Spirensi contra praepositum decanum et capitulum equestris collegiatae Bruchsaliensis. Puncto praetensae exemptionis passivae et reliq. 1671. — Rechtliches Bedenken über die Frage: kann ein Landesherr nach den Reichsgesetzen seinen Bürgeren ein billige Abgabe auf den Handel schlagen? Erster Teil. Zweiter Teil unter dem Titel: Chronologische Geschichte des Ungehorsams der Bruchsaler Burger. Bruchsal 1777. — Zu Speier Herr Fürst und Bischof contra das Domkapitel daselbst, die anfechten wollenden landesherrliche und bischöfliche Gerechtsame betr. 30. Aprilis 1784. — Zu Bruchsal Stadtmagistrat und Bürgerschaft contra den Herrn Fürstbischofen zu Sp. puncto diversorum gravaminum. 19. Aug. 1785. — Abdruck der beim . . . Reichskammergerichte übergebenen unterthänigsten Imploration pro restitutione in integrum adversus sententiam in Sachen Georg Schanzenbach zu Langenbrücken wider Hochf.-speier. Regierung zu Bruchsal. Bruchsal 1787. — Daselbe in Sachen Heißlerischen Eheleute in Langenbrücken wider Michael Knebel und die speier. Regierung. Bruchsal 1788. — Daselbe in Sachen Wagnerischer Eheleute zu Roth wider hochf.-speier. Regierung Bruchsal 1788. — [August, Bischof zu Sp., Antwort auf Beschwerden der Bruchsaler Bürgerschaft.] Bruchsal, den 26. Nov. 1789. — Kais. Reskript an den Bischof zu Sp. wegen der zu Bruchsal stattgefundenen Unruhen. Wien 1789. — Patentes ulteriores. Verordnungen des Kaisers Joseph II. an die Bürgerschaft zu Bruchsal u. an den Bisch. von Sp. betr. die Ausschreitungen der Stadt Bruchsal, Bruchsal 1789./90. — August, Bisch. zu Sp., Rescriptum an das Vicedom-Amt Bruchsal . . . Beschwerden Stadtrat Bruchsal betr. 13. März 1790. — Urteilsspruch in Sachen des Bisch. v. Sp. u. der Bürgerschaft von Bruchsal wegen Vorstadtmauer Baus. Bruchsal 1790. — Fürstlich-Speierisches Promemoria, die Einquartirungsfreiheit der Fürstl. Residenzen überhaupt, besonders aber die Einquartirung des Prinz Condé'schen Truppencorps zu Bruchsal betr. 5. Jan. 1795. — Begleitschreiben dazu an die Reichsversammlung zu Regensburg. — Anderweiteres Promemoria des Herrn Fürsten von Sp. die Einquartirung des Prinz-Condé'schen Truppenkorps besonders aber die von diesen Truppen in den fürstl. Hochstiftslanden verübten Unordnungen, Jagd- und Holzfrevel, wie auch sonstige Exzessen betr. Bruchsal, 31. Jänner 1795. — Nachtrag zu den von dem H. Fürstb. von Sp. unterm 5. u. 31. Jänner an die hohe Reichsversammlung überfertigten Promemoria





u.s.w. Bruchsal, 28ten Hornung 1795. — Begleitschreiben zu den beiden letzteren, Bruchs., 28. Februar 1795.

Sammlung der Hochfürstlich-Speierischen Gesetze und Landesverordnungen. Vier Theile. Bruchsal 1788. — Wilderich, Bisch. von Sp., Verordnung wegen Aufhebung der Leibeigenschaft in den diesseits des Rheins gelegenen Ortschaften. Bruchsal 17 8. —

IV. Die Reichsritterschaft des Kantons Kraichgau

Günter, Kasp. Friedr. v., Von dem Verhältnisse des Adels im Kraichgau gegen die Kurpfalz. Acta academiae Theodoro-Palatinae V, 473—506. — **L., Die Ritterschaft vom Kraichgau. H. Schreiber's Vaterländ. Blätter** 1, 1812, 165—167. — **Stocker, Nachricht, wie das hochlöbl. Kanton Craichgauische Ritter-Direktorium von der Zeit an, da dieser Ritter-Ort seine gegenwärtige Verfassung erhalten, bis auf den heutigen Tag** (1778) **besetzt gewesen ist.** Zeitschr. für wirt. Franken 10, 114—117. — **Roth von Schreckenstein, Karl Heinr. Frhrr., Geschichte der ehemal. freien Reichsritterschaft in Schwaben, Franken u. am Rheinstrom. Bd. 1. 2. Tübingen 1859. 1871. 2. Ausg. Frbg. 1886.** — **Neuenstein, Karl Frhr. von, Die Ritterschaft in Schwaben Bd. 3. Die Ritterschaft im Kraichgau** bezw. im Anglachgau **u. am Bruhrein samt deren Wappen. Karlsruhe 1900.** — **Kolb, A. G., Die Kraichgauer Ritterschaft unter der Regierung des Kurfürsten Philipp von der Pfalz.** Stuttgart 1909 (Frbgr. Diss.). — **Schmidt, Ad., Pleickhards von Helmstatt** Stammbäume süddeutscher Adelsgeschlechter **um 1612. ZGORh N. F. 31, 1916, 53—64.** — **Schwarz, Bened.,** Geschichte des evangel. **weltlichen kraichgauischen adeligen Damenstiftes. Karlsr. 1918.**

Genealogia oder Geburts Lini deß vhralten adelichen Geschlechts deren von Flehingen. Franckfurt 1634. — **Beurkundete Geschichts-Erzählung derer von der Reichs-Ritterschaft in Schwaben Orts Craichgau dem reg. Herrn Marggraven zu Baden-Durlach in Dero eigenthüml. Flecken Münzesheim** neuerlich erregten Streitigkeiten u.s.w. Carlsruhe 1759. — **Extract des zwischen dem höchsten Kurhaus Pfalz und der unmittelbaren freyen Reichs-Ritterschaft in Schwaben Cantons Craichgau** sub dato **Mannh.** 12. **Nov.** 1779 **abgeschlossenen Rezesses. o. O. u. J.** — Species facti juris et processus in Sachen von Helmstädt contra **von Berlichingen, o. O. u. J.** — **Stocker, C. W. F. L., Chronik der Familien von Gemmingen und ihrer** Besitzungen. Bd. 1—3. Hdbg. u. Heilbronn 1865—1880. — **Derselbe, Familien-Chronik der** Freiherrn von Gemmingen. Heilbronn 1895. — **Hardenberg, Carl Frhrr. von, Geschichte** des Geschlechts derer von Neuhaus im Craichgau. Vierteljahrsschr. für **Heraldik** 11, 1883, 386—391. — **Massenbach, Herm. Frhrr. v., Gesch. der reichsunmittelbaren Herren** u. des Lebens von Massenbach 1140—1806. **Stuttgart 1891.** — Hofmann, Karl, **Der Name** Goeler von Ravensburg. Karlsr. Zeitung 1913, Nr. 195.

(Siehe auch Odenheim in Abschnitt V.)

V. Einzelne Orte

Bahnbrücken. Feigenbutz, L., Bahnbrücken oder Bannbrücken. Brettener Sonntagsbl. 1891, Nr. 31. — **Bammental.** Stocker, C. W. F. L., Chronik von B. u. Reilsheim. Heidelberg 1865. — **Bauschlott.** Wagner, E., Über die im Juli 1901 ausgegrabenen römischen Baureste bei B. Veröffentl. der Großh. Samml. f. Altertumsk. 3, 7—10. — **Derselbe**, Röm. Gebäude bei B. Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zs. 20, 133—138. — Schmidt, Wilh., Chronik der Gemeinde B. Karlsruhe 1908. — **Blankenloch.** Hecht, M., Drei Dörfer der badischen Hard. Eine wirtschaftl. u. soziale Studie. (Blankenloch, Friedrichsthal, Hagsfeld.) Freib. Dissertation 1895. — Hausenstein, Alb., Bl. im Lichte der Ge-



schichte. Karlsruher Zeitung 1913, Nr. 153. — **Bretten.** Feigenbutz, L., Der Amtsbezirk B. Bühl 1890. — Andreae, Joh. Henr., Bretta Creichgoviae illustrata. Heidelb. 1769. — Gehres, S. F., Kleine Chronik von B. Eßlingen 1805. — Feigenbutz, L., Kurzer Abriß der Gesch. der Stadt B. mit der Stammtafel der letzten Kraichgaugrafen. Bühl 1889. — [Withum, F.], Die Belagerung von B. im Juni 1504 nach dem Bericht des Schultheißen Georg Schwarzerdt in Bretten vom Jahre 1561. Bretten 1904. — Schwarzerdt, G., Aufzeichnungen über den Bauernkrieg um Brettheim, hrsg. von Würdiger. München 1879. — Wörner, G. u. Withum, F., Die Zerstörung der Stadt B. vor 200 Jahren. Denkwürdige Ereignisse aus den Kriegsjahren 1688—1697. Karlsruhe 1889. — Withum, F., B. Erinnerungsblätter aus 2000 Jahren. Bretten 1902. — Müller, Nik., Festschrift zur Feier der Einweihung des Melanchthon-Gedächtnishauses zu B. am 19.—21. Okt. 1903. Bretten 1903. — Gaerttner, W. G., Bilder aus der Gesch. der Stadt B. Bretten 1918. — **Bruchsal.**[1] Stocker, C. W. F. L., Der Amtsbezirk Br. Histor.-topogr. beschrieben. Bruchsal 1883. — Feigenbutz, L., Der Amtsbezirk Br. beschrieben für den Unterricht in der Heimatkunde. Wiesenthal 1891. — Rößler, A., Geschichte der Stadt Br. Bretten 1863. 2. A. Bruchsal 1894. — Wagner, E., Bruchsaler alamann. Gräber. Röm.-germ. Korrespondenzbl. 7, 54. — Deutsche Könige u. Kaiser in B. A. Br. u. Kr., 1911, Nr. 1—14. — Schultheißen zu Bruchsal. A. Br. u. Kr. 1920, Nr. 2. — Hirsch, E., Aus vergangenen Tagen. Bruchs. Zeitg. 1908, Nr. 303, 1909, Nr. 13 ff, 1910, Nr. 71. — Armbrust Schützenordnung vom J. 1522. A. Br. u. Kr. 3, 1914, Nr. 1/2. — Anlauf, K., Der französ. Raubzug i. B. (1676). A. Br. u. Kr. 2, 1913, Nr. 9/10. — Wetterer, A., Br. vor 200 Jahren. Br. 1902. — Derselbe, Aus Bruchsals schwerer Zeit (1799) Bruchsaler Bote 1911, Nr. 29—72. — Lühe, Br. zur Zeit der großen Revolutionskriege. A. Br. u. Kr. 2, 1912, Nr. 1—4. — Münch, Jos., Br. im Weltkrieg 1914—1920. (Bruchs. 1920.) — Riegel, J. K., Br. zwischen Grauen u. Tag. Ein Tagebuch vom Beginn des Umsturzes bis zur Wahl für die deutsche Nationalversammlung. Bruchs. 1919. — Maas, H., Zur Gesch. des Jahrmarkts in Br. A. Br. u. Kr. 2, 1912, Nr. 5. — Heiligenthal, Rom. Frdr., Baugeschichte der Stadt Br. vom 13. bis 17. Jahrh. Heidelberg 1909. (Karlsr. Diss.). — Rott, Hans, Br. Quellen zur Kunstgeschichte des Schlosses u. der bischöfl. Residenzstadt. Zeitschr. für Gesch. der Architektur. Beiheft 11, Heidelberg 1914. — Hirsch, Fritz, Das Bruchsaler Schloß. Hrsg. vom Großh. Bad. Ministerium der Finanzen. Heidelberg 1910. — Hirsch, Fritz, Das Bruchsaler Schloß im 19. Jh. Hdbg. 1906. — Levering, Gustav, Das Schloß in B. Die christliche Kunst 8, 1912, 229—246. — Heiligenthal, R., Br. im 17. Jahrhundert. Vortrag. Bruchsal 1907. — Bombe, Walter, Das Schloß zu Br. Velhagen u. Klasings Monatshefte 32. Jg., 289—304. — Levering, G., Münchener Kunst im Schlosse zu B. A. Br. u. Kr. 1921, Nr. 3. — Hirsch, Fr., Eine Treppenstudie [Br. Schloß]. Zeitschr. f. Gesch. der Architektur 2, 155—163. — Derselbe, Der Bruchsaler Schloßgarten nach seiner Wiederherstellung. Die Gartenkunst 1914, 1—6. — Heiligenthal, R., Aus alten Gärten. Zeitschr. für Gesch. der Architektur 6, 97—114. — Hirsch, Fr., Was die Turmspitze der Br. Stadtkirche zu erzählen weiß. A. Br. u. Kr. 2, 1912, Nr. 3. — W. A., Der ehemalige „Lettner" in der Stadtkirche S. Marien zu B. Bruchs. Wochenblatt 1914, Nr. 28. — Wetterer, A., Die ehemaligen Reliquien in der Stiftskirche z. B. Ebenda 1914, Nr. 34. — Derselbe, Die Stiftung der Prädikatur an der Stiftskirche Unserer Lieben Frau zu B. Freiburger Diözesan-Archiv N.F. 14, 209—217. — Mayer, J., Das Kapuzinerkloster in B. Ebenda N.F. 2, 171—198. — Hirsch, Fr., Das Markttor in B. Zeitschr. für Gesch. der Architektur 3, 225 bis 239. — Mayer J., Konfirmation und Vestettigung der Ordenung gemeyner Bruderschafft z. B. Freiburger Diözesan-Archiv N.F. 2, 300—301. — Wetterer, A., Geistliche Verlassenschaften in B. im 16. Jahrh. Ebenda N.F. 10, 204—218. — Kempf, Fr., Bruchsaler

[1] Siehe auch: Odenheim.



Streitigkeiten zwischen Stadt u. Bischof unter der Regierung des Fürstbischofs Karl Phil. Aug., Grafen von Limb.-Styrum. (1773—1797.) Bruchsal 1908. — Vergleiche auch Abschnitt III. — **Daisbach.** Steidel, Heinr., Ortsgeschichte von D. mit Ursenbacherhof. Hdbg. 1910. — **Dühren.** Schumacher, K., Ein gallisches Grab bei D. ZGORh N.F. 5, 1890, 409—424. — Wilhelmi, K., Beschreibung der 14 alten deutschen Todtenhügel bei Sinsheim. Heidelberg 1830. — **Dürrn.** Wagner, E., Grabhügel bei D. Karlsr. Zeitung, 1887, Beil. Nr. 290. — **Durlach.** Gehres, S. F., Kleine Chronik von D. Karlsruhe 1824. — Fecht, K. G., Geschichte der Stadt D. Heidelberg 1869. — Obser, K., Die Belagerung und Zerstörung von D. im Jahre 1689. Karlsr. Ztg. 1889, Nr. 188—193. — Meßmer, F., Das Allmendwesen der Gemeinde D. Zs. für bad. Verwaltung 51, 117—142, 149—152. — Obser, K., Ein Bericht Ernst Posselts über die Vorgänge in D. im Juli 1796. ZGORh N.F. 19, 112—121. — Sillib, R., Über den Plan der Errichtung einer Universität in D. i. J. 1779. ZGORh N.F. 33, 270—277. — Wagner, E., Die Turmberg-Ruine bei D. Karlsruhe 1917. — **Eichtersheim.** Stocker, C. W. F. L., E. Copia confirmationis et dotationis capellanie altaris sancti Wolfgangi ville Üchtersheim. Freib. Diöcesan-Archiv 27, 1899, 271—287. — **Eppingen.** Heuser, A., Die landwirtsch. Verhältnisse des Amtsbezirks E. Karlsr. 1873. — Wirth, H., Kirchengeschichte der Stadt E. Studien der ev.-prot. Geistlichen Badens IV, 1879, 189—233. — Braun, Anton, Gesch. der Stadt E. Eppingen 1914. — **Flehingen.** Feigenbutz, L., Samuel Friedr. Sauters alte Nachrichten v. Fl. in chronolog. Folge gebracht u. mit erg. Anmerkungen versehen. Bretten 1875. — **Forst.** Rösch, Franz, Der Kirchturmbrand zu F. i. J. 1741. A. Br. u. Kr. 1921, Nr. 3. — Derselbe, Familiengeschichtliches aus F. Ebenda Nr. 7—9. — Zwilling, R., Aus der Geschichte der Gemeinde F. Ebenda Nr. 4. — **Friedrichsthal.** Stork, A., Gesch. der Gemeinde Fr. Karlsr. 1899. — Hausenstein, Alb., Das Hugenottendorf Fr. Karlsruher Ztg. 1913, Nr. 142. — Vergl. auch **Blankenloch.** — **Gauangelloch.** Stocker, C. F. L., Chronik von G. u. Ochsenbach. Heidelberg 1864. — **Gochsheim.** Baum, Jul., Die Werke des Baumeisters Heinr. Schickhardt [in G., Gölshausen u. Waldangelloch]. Württ. Vierteljahrshefte 15, 103—185. — Weiser, Emil, Geschichtl. aus G. A. Br. u. Kr. 1911, Nr. 6, 1913, Nr. 9/10. — Derselbe, Geschichte der ehemals württ. Stadt G. Bruchsal 1912. — Derselbe, Die Ansiedlung der Waldenser in G. A. Br. u. Kr. 1921, Nr. 7/8. — **Gölshausen** vergl. Gochsheim. — **Graben.** Hausenstein, Alb., Graben in der Geschichte. Sonntagsztg. des Karlsr. Tagblatts 1914, Nr. 25. — Kemm, Friedr., Burg u. Dorf Gr. einst u. jetzt, Graben 1920. — **Grünwettersbach.** Specht, J., Gr. Ein Beitrag zur Heimatskunde. Karlsr. 1887. — **Hagsfeld** vergl. Blankenloch. — **Helmsheim.** Zur Einweihung der neuen ev. Kirche in H. [Geschichte der alten Kirche.] A. Br. u. Kr. 1911, Nr. 3./4. — **Helmstatt.** Babinger, Franz, Der Geschichtl. Faust [aus H.]. Alemannia 3. F. 5, 152—156. — Schottenloher, Faust's Geburtsort [in H.]. Münch. Neueste Nachr. 1913, Nr. 338. — **Hüffenhardt.** Groß, R., Markungsumgang zu H. am 5. Juni 1789. Alemannia 3. F. 3, 152—153. — M[ickel], H. Ortsgeschichte, Bote für die Diöz. Neckarbischofsheim 1913, Nr. 2, 7, 10 u. 11. — **Ittlingen.** Engelhardt, Karl, Ein badisches Bauerndorf vor 50 Jahren u. jetzt. Bevölkerung u. Wirtschaftsleben. Heidelberg 1910. — **Karlsdorf.** Euler, R. Zum 100jährigen Bestehen von K. A. Br. u. Kr. 2, 1914, Nr. 11. — **Kieselbronn.** Riehm, W., Ortsgeschichte der Gemeinde K. Karlsruhe 1900. — **Kirrlach.** Kummer, B., Der Kunstaltar und die Pfarrkirche zu K. Volksbote. Bruhrainer Zeitung. 1910, Nr. 95. — **Kürnbach.** Feigenbutz, L., Kurzer Abriß der Gesch. des Marktfleckens K., Bruchsal 1888. — Bossert, G., Die Reformation in K. ZGORh N.F. 12, 1897, 83 bis 107. — Becker, Ed., Die Wiedertäufer in K. Beiträge zur hessischen Kirchengeschichte. Archiv f. hess. Gesch. Erg. Band I, 113—139. — Derselbe, Gesch. des Kondominats zu K. bis 1598. Ebenda Bd. 4, 1—154. — Derselbe, Der Heimfall des Sternenfelsischen Lehens zu K. an Hessen. ZGORh N.F. 20, 389—421. — **Langenbrücken.** Lutz, Das Amalienbad zu L. Eine hist. topogr. u. chem. med. Darstellung. Mannheim 1826. — W. W., die Geschichte der

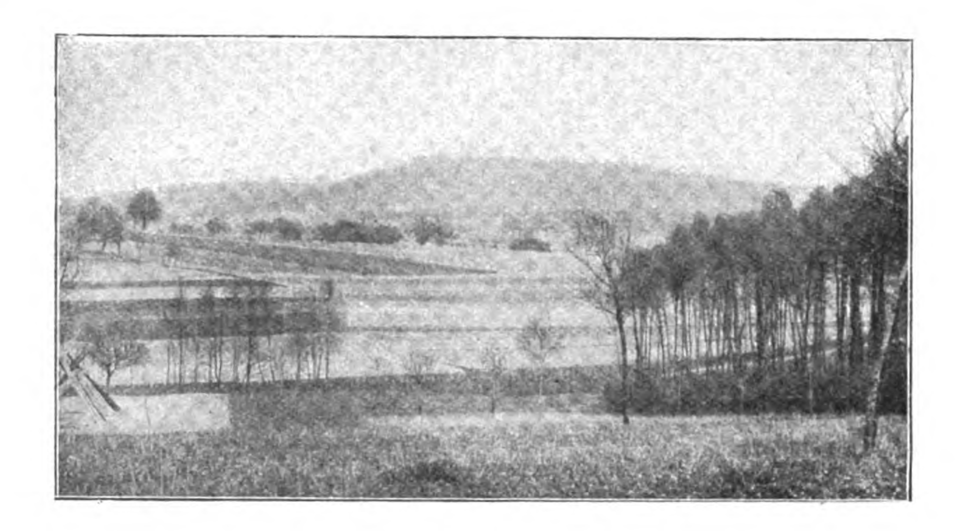
Pfarrkirche in L. Bruchsaler Bote 1908, Nr. 89. — **Langensteinbach.** Dambacher, Herrenalbische Urkunden über L. ZGORh. 12, 1861, 439—450; 13, 1862, 68—83. — Sander, E. L., L. das einstige Fürstenbad. Karlsruhe 1912. — Gerwig, R., L. u. die Barbara-Kapelle. Pforzh. Anzeiger 1901, Nr. 93 u. 94. — **Lußheim.** Specht, H., Versuch einer Gesch. Ls. u. seiner Kirche seit Einführung des Christentums. Karlsruhe 1883. — **Mingolsheim.** Gmelin, M., Ein gleichzeitiger Bericht über das Treffen bei M. u. Wiesloch. 1622. ZGORh 32, 1880, 321—325. — Bender, W., Aus einem Zunftorte des Bruhrains. A. Br. u. Kr. 1920, Nr. 2, 1921, Nr. 4 bis 8. — **Mühlbach.** Heilig, A., Geschichte des Dorfes M. von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Eppingen 1901. — **Münzesheim.** Stocker, C. W. F. L., Chronik von M. Heilbronn 1879. — **Neckarbischofsheim.** Beschreibung des Brandes von N. in der Nacht vom 2. auf den 3. Nov. 1859. Heidelberg 1860. — Schmitthenner, Die Grabmale der Edlen von Helmstatt in der Totenkirche zu N. Z. G. O. Rh. 24, 1872, 27—56. — **Neulußheim.** Trautwein, A., Geschichte N.'s. Schwetzingen 1892. — **Obergimpern.** Riemensperger, Die früheren Pfarrer der ev. Gemeinde O. Bote für die Diözese Neckarbischofsheim 3, Nr. 1 und 4. — **Obergrombach.** Rott, Hans, Die römischen Ruinen bei O. in Baden. Karlsruhe 1912. — [Rott, Hans], Burg und Flecken O. Sitz der Familie von Bohlen und Halbach. Karlsr. 1914. — H[irsch], E., Römisches bei O. A. Br. u. Kr. 1911, Nr. 6. — **Ochsenbach,** vergl. Gauangelloch. — **Odenheim.** Feigenbutz, L., Kurzer Abriß der Gesch. von O. und seiner Benediktinerabtei. Bühl 1886. — Wetterer, A., Die Verlegung des Kollegiatritterstiftes O. nach Bruchsal. Bruchsaler Bote 1907. — Derselbe, Die Vergebung einer Präbende am Kollegiatstift O. in Bruchsal. Ein Zeit- und Sittenbild aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh. Freib. Diöcesan-Archiv N. F. 9, 225—252. — Ders., Die Säkularisation des Ritterstiftes O. in Bruchsal. Zeitschr. der Savignystiftg. f. Rechtsgesch. Kanon. Abt. 8, 1918, 44—153. — **Palmbach.** Stork, A., Gesch., Volkswirtschaft und soziales Leben der Waldenser-Gemeinde P. Karlsr. 1897. — Meerwein, G., Zion, halte deine Treu! Kurze Gesch. der bad. Waldenser-Gemeinden P. und Untermutschelbach. Karlsr. 1901. — **Philippsburg** (bis 1623 Udenheim). Nopp, H., Gesch. der Stadt u. eh. Reichsfestung Ph. von ihrem Entstehen aus Burg u. Dorf Udenheim bis zum Anfall an Baden. Speier 1881. — Wiedemann, K., Ph. im 30jähr. Kriege. I. Bis zur Einräumung an Frankreich. Halle 1883 (Diss.). — Festschrift zur 100jähr. Erinnerung an die tapfere Verteidigung von Ph. Bruchs. 1899. — Erinnerungsblatt an die 100jähr. Gedenkfeier der Belagerung u. Beschießung der ehem. Reichsfestung Ph. Bruchsal 1899. — Basler, A., Joh. Jak. Christoph von Grimmelshausen u. seine Beziehungen zu Ph. Mein Heimatland 8, 1921, 29—36 und A. Br. u. Kr. 1921, Nr. 6—8. — **Rappenau.** Noll, Karl, Geschichte von R. Rappenau 1907. — **Reichartshausen.** K[aufmann], R., Aus den alten Kirchenbüchern der Pfarrei R. Bote für die Diözese Neckarbischofsheim 1913, Nr. 10 u. 11. — **Reilsheim,** vergl. Bammental. — **Rothenberg.** Mayer, Gust., Das Schloß zu R. bei Wiesloch im oberen Kraichgau. Mannh.-Neckarau 1910. — **Rußheim.** Höck, F., Gesch. des Pfarrdorfes R. Karlsr. 1860. — Weiner, O., R. Pyramide 1918, Nr. 3. — Derselbe, Kirchhügel u. alte Kirche zu R. Mein Heimatland 8, 1921, 65—69. — **St. Ilgen.** Halter, O., Beiträge zur Gesch. von St. J. Mannh. Geschichtsbl. 9, 55—65. — Derselbe, Klösterlein St. J. Ebenda 10, 110—113. — **St. Leon.** Kümmel, W., Das Rathaus von St. L. Dorf u. Hof N. F. 2, 85—86. — **Schatthausen.** Stocker, C. W. F. L., Chronik von Sch. Hdbg. 1864. — **Sinsheim.** Frank, W., Kirchengeschichte der Diözese S. Sinsheim 1878. — Wilhelmi, K., Gesch. der Amtsstadt S. Heidelberg 1856. — Ders., Die Erstürmung, Plünderung u. der Brand der Stadt S. in der 2. Hälfte des 17. Jahrh. Sinsh. 1844. — Ders., Gesch. der vormaligen freiadeligen Benediktinerabtei S. Hdbg. 1851. — Weiß, M., Die Revolutionsjahre 1848/49 mit bes. Berücksichtigung der Stadt u. des Amtsbez. S. Waldshut 1897. — Vergl. auch Dühren. — **Söllingen.** Die ältesten Kirchenbücher in S. Ev. Gemeindebote für Söllingen 1913, Nr. 1—3. — Aus



dem kirchl. u. sittl. Leben in S. im 18. Jahrh. Ebenda 1913, Nr. 3/4. — **Steinsberg.** Wilhelmi, K., Die Burgruine St. bei Weiler. Stuttgart 1857. — **Steinsfurt.** Einiges aus der Vergangenheit von St. Ev. Gemeindebote für Rohrbach u. St. 1913, Nr. 4. — **Ubstadt.** Wetterer, A., Zur Geschichte von U. Bruchs. Wochenblatt 1915, Nr. 7—11. — **Udenheim,** vergl. Philippsburg. — **Untergrombach.** Bonnet, A., Die steinzeitl. Ansiedlung auf dem Michelsberg bei U. Veröffentl. der Großh. Bad. Samml. 2, 1899, 39—54. — Berg, W., Der Michelsberg bei U. u. seine Kapelle. A. Br. u. Kr. 1921, Nr. 9 u. 10, 1922, Nr. 1, — **Untermutschelbach,** vergl. Palmbach. — **Unter-Owisheim.** Specht, H., Kirchengeschichtl. Darstellung der Gemeinde U. 1892. — Bossert, G., Der Kampf um die württemb. Kirchenordnung zu U. Z. G. O. Rh. N. F. 30, 311—342, 544—573. — **Waghäusel.** Tillesen, Rud., Die Eremitage in W. Mannheim 1909. — Becker, Issy, Die wirtschaftl. Bedeutung der Zuckerfabrik W. für ihre Umgebung. Heidelberg 1917 (Dissert.). — **Waldangelloch,** vergl. Gochsheim. — **Walldorf.** Wilhelmi, K., Hügelgräber bei W. Jahresber. des Sinsheimer Altertumsvereins 1833. — Stocker, C. W. F. L., Chronik von W. Bruchsal 1888. — Hagmaier, Der Stadtplan W.'s vom Jahre 1745. Die Heimat. Walldorfer Ev. Gemeindebote 1913, Nr. 7—8. — Ders., Besonders bemerkenswerte Gebäulichkeiten aus dem alten W. Ebenda Nr. 9—10. — Ders., Die Begräbnisplätze W.'s. Ebenda Nr. 5—7. — Ders., W.'s Erinnerungen aus der Zeit vor 100 Jahren. Ebenda Nr. 11—12. — Ders., Kriegerische Ereignisse u. andere Heimsuchungen. Ebenda Nr. 11—12. — **Wiesenthal.** Wilhelmi, K., Die Beschreibung der alten deutschen Totenhügel bei W. Sinsheim 1838. — **Wiesloch.** Lenz, Ad., Der Amtsbezirk W. nebst geschichtl. Notizen. Karlsr. 1901. — Hoffmann, A., Kurze Gesch. der kath. Kirchspielgemeinde der Amtsstadt W. von 1539 bis 1889. Karlsr. 1889. — Winter, W. u. H., Geschichte der Stadt W. Wiesloch 1904. — Obser, K., Ein Bericht über das Gefecht bei W. am 3. Dezember 1799. Neues Archiv f. d. Gesch. der Stadt Heidelberg 6, 100—102. — Vergl. auch Mingolsheim. — **Zaisenhausen.** Heimhilger, Franciscus, Kurtze Beschreibung des mineral. Gesund und Heilbronnen bei Z., worinnen desselben Historie . . . enthalten ist. Mannh. 1761 (2. A. 1763). — Probst, J. M. A., Die Zaisenhauser Schwefelquellen in geschichtl., geognost. u. chemischer Hinsicht. Hdbg. 1836. — Feigenbutz, L., Kurzer Abriß der Gesch. des Marktfleckens Z. Bruchsal 1889. — G. W., Bad Z. Mannh. Geschichtsblätter 6, 92—94. — **Zeutern.** H[irsch], E., Zeutern. A. Br. u. Kr. 1912, Nr. 10. — **Zuzenhausen.** Glock, J. Ph., Burg, Stadt u. Dorf Z. im Elsenzgau. Eine Ortsgeschichte. Freiburg 1896.

Nachtrag

Deecke, W., Geologie von Baden, I.—III. Teil, besonders III. Teil, Seite 456—468. „Der Kraichgau". Berlin 1916—1918. — Geologische Spezialkarte von Baden, 1 : 25 000, Bl. 32, 33, 34, 40, 41, 42, 43, 46, 47, 48, 52, 53 u. 54 mit Erläuterungen. — Koch, H., Der Hauptmuschelkalk im mittleren Württemberg und Baden. Inaug.-Diss. Tübingen 1919. — Deffner, C. und Fraas, O. Die Juraversenkung von Langenbrücken. Neues Jahrb. f. Min. usw. 1859, S. 1—38, 513—531, Tafel 4. — Rüger, L., Die Rhät-Liasα-Ablagerungen der Langenbrückener Senke. Heidelberg 1922 (Diss.). — Wagner-Klett, Wilh., Das Tertiär von Wiesloch. Karlsruhe 1919 (Diss. Heidelberg). — Röhrer, F., Untersuchungen der Beziehungen zwischen den Gesteinsspalten, der Tektonik u. d. hydrographischen Netz im nördl. Schwarzw. u. südl. Kraichgau. Jahresber. u. Mitt. des Oberrhein. Geol. Ver., N. F. 6 u. 11, 1916 u. 1922.



Soeben erscheint

in vollständiger Neubearbeitung und leicht faßlicher Darstellung:

Der Kraichgau

Von

Dr. Friedrich Metz

Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage, mit vielen Abbildungen

Preis etwa Mk. 80.—

Inhalt:

I. Landesnatur. Name und Grenzen. — Die Oberflächenformen. — Das Klima. — Quellen und Grundwasser. — Die Bäche. — Die Pflanzenwelt. — Die Tierwelt.
II. Die Siedlungen. III. Die wirtschaftlichen Verhältnisse.
IV. Die Bevölkerung.

G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag, Karlsruhe i. B.
Karlfriedrichstrasse 14.

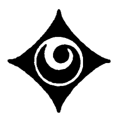



Digitized by Google

Gebr. Bott

Bruchsal i. B.

Gegründet 1878



Tonwarenfabriken



Fabrikation von Dachziegeln aller Art

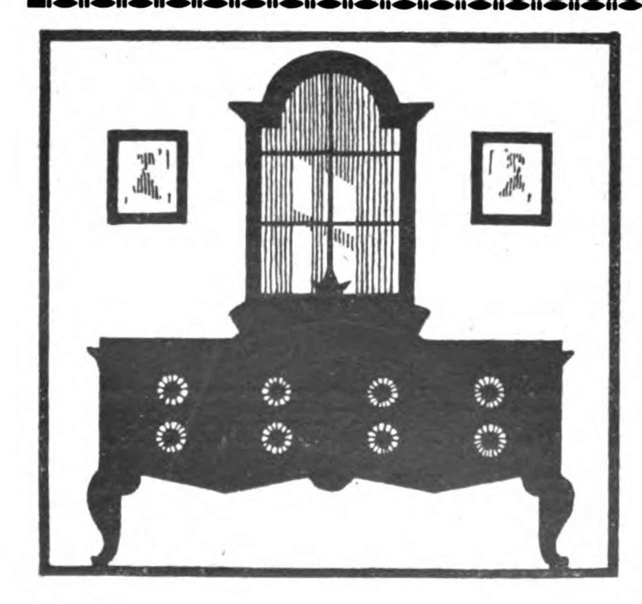
Doppelfalzziegel

Strangfalzziegel

Bieberschwanzziegel usw.

Backsteine








A.F. Allmers Sohn
Glockengiesserei
Bruchsal (Baden)
·Kirchenglocken/Bronze·

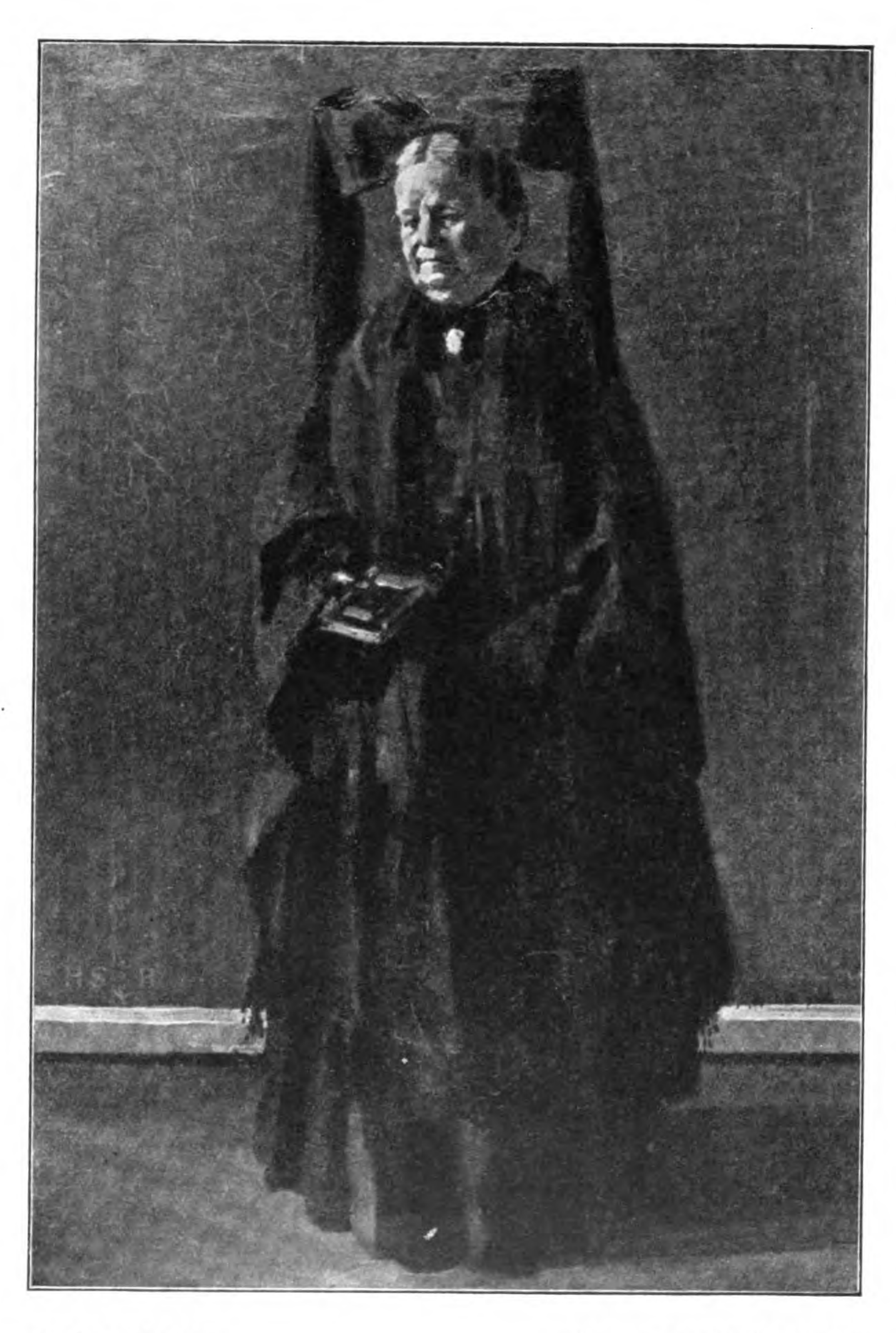



Sikeko




Digitized by Google


STRAPAZIER
G.P.G.
SCHUHWERK



Meine Mutter
1910

Hermann Strübe-Burte

Badische Heimat

Zeitschrift für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat- und Denkmalschutz

Im Auftrage
des Vereins „Badische Heimat"
herausgegeben von
Hermann Eris Busse
Freiburg i. B.

10. Jahrgang 1923. Jahresheft



Karlsruhe i. B.
G. Braun, vorm. G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag G. m. b. H.
1923



Inhaltsverzeichnis

Ganzseitige Bildbeigaben:



Röttlerweiler i. W. — A. Glattacker

Auftakt

Von Hermann Strübe-Burte

Als der Landesverein Badische Heimat seine letzten Jahresversammlungen in Donaueschingen und Bruchsal abhielt und das Baarheft und Kraichgauheft herausgab, so wie er heute mit einem Markgräflerheft vor das Publikum tritt, fand er in den Fürstenbergischen und Schönbornschen Schlössern gar prächtige Mittelpunkte und stolze Rahmen für seine Feste und Hefte. Anders steht es in Lörrach im Markgräflerlande. Hier fehlt ein natürlicher oder geschichtlicher Mittelpunkt; eine Fülle kleiner Motive macht den Wert dieses Landes und Volkes aus; geistliche oder weltliche Repräsentationsräume mangeln oder sind nicht verfügbar. Das Bild des Landes ist ein Mosaik, die Melodie seiner Seele leise, sein Zauber verborgen: aber dem Auge der Liebe erschließbar.

Das alemannische Markgräflerland, etwa das Gebiet der badischen Ämter Lörrach, Müllheim und Schopfheim umfassend, ist eine geschichtliche Einheit als altbadisches Land, eine religiöse seit der Reformation 1556, eine geistige seit Hebel, seinem größten Sohne.

Die eigentliche, geistige, Hauptstadt des Ländchens liegt jenseits des Rheines, jenseits der Landes- und Reichsgrenze: Basel, die reiche schöne Schweizerstadt, das natürliche Sammelbecken der Täler ringsum, die Geburtsstadt Hebels und treue Bewahrerin seines Erbes, das Asyl der Markgrafen und Markgräfler in schwerer Zeit, die Stadt, wo man die europäischen Strömungen fühlt und wertet, aber dem eigenen, im wesentlichen alemannischen Charakter treu bleibt, wo fremde Elemente spielend eingeartet werden und wo die Mundart für vornehmer gilt als die Schriftsprache: man kann nicht vom Markgräflerlande reden, ohne Basels zu gedenken, trotz allem:

Nahe der Heimat in Blauhorizonten
Liegt sie die Freistadt am Spiegel des Stroms,
Weithin erglänzen auf weißlich besonnten
Steilen Hochfirsten die Ziegel des Doms.
Senden ins wonnige Rebland Altbadens
Tief in des Weblands umflorenden Rauch,

Licht ihres Lichtes, von Oekolampadens
Ernstem erasmisch gebändigten Hauch.
Täler, von fließenden Wassern gerissen,
Öffnen sich breithin am Bogen des Rheins,
Herzen, vom Geiste getrieben, Gewissen,
Grüßen dich Basel und schlagen wie deins!

Von den drei großen Einflüssen, denen Land und Volk des Oberrheinwinkels im Laufe ihrer Geschichte und Entwicklung ausgesetzt waren, dem baslerischen, dem französischen und dem badischen, ist der erste der stärkste gewesen und geblieben. Aus Basel kamen Reformation, Industrie und Mission; die reformierte Spielart des calvinischen Kapitalismus hat mächtig herübergewirkt; Frankreich sandte seine Ströme in der Architektur, der Mode, und den politischen Umwälzungen; der badische Einfluß, der staatliche, in der Verwaltung, dem Recht, dem öffentlichen Leben, war stets ein Unterstrom des vorigen. Seine Blütezeit erlebte das Markgräflerland als Bauernland unter der aufgeklärten Despotie Karl Friedrichs des Gesegneten und seiner hervorragenden Amtleute. Seit Mitte und Ende des 18. Jahrhunderts wurden einzelne Teile, zuerst das Wiesental, industrialisiert, patriarchalisch, dann manchesterlich: die Vermehrung der Bevölkerung strömte der Industrie zu und heute, hundert Jahre nach Hebels Tode, besteht das Markgräfler Volk aus zwei geistig und wirtschaftlich scharf getrennten, aber eng ineinander verwachsenen Schichten: der bodenständigen, eingesessenen Bauern- und Bürgerschaft und der flutenden entschollten Arbeiterschaft, den Menschen des „Reblands" und des „Weblands".

Wie der Wein, die Kirsche, die Kartoffel fremden Ursprungs sind, und doch so heimatlich anmuten und im Heimatgrunde so herrlich gedeihen, so sind auch die Herzen und Hirne der Markgräfler offenes Land, in das die Samen aller Ideen fliegen, die um den Erdball taumeln. Religiöse, politische soziale Kirchen, Sekten und Bünde aller Art haben ihre Bekenner; eine unbedingte, unerschütterte geistige Welt besteht nicht: wohl bildet das evangelische Empfinden der Eingeborenen den Untergrund: aber über ihm kreuzen sich alle Richtungen und Meinungen bis zur gegenseitigen Nullung. Die neueste Strömung bricht mit der religiösen, politischen und ökonomischen Überlieferung radikal, und bricht auch den Menschen: immer mehr erscheint als vorherrschend der badische und der reichsdeutsche Durchschnitt. Der charaktervolle Typus stirbt aus und auf seinem Grabe thront europäische Konfektion. Niemand und nichts kann diesen Untergang aufhalten; kein Verein zur Erhaltung von Trachten, Sitten, Gebräuchen; kein Museum mit Vorbildern und Lehrmitteln; nur in den wenigen, die was davon erkannt, die begabt sind und sich gesammelt haben, bricht das ewige Wesen des Alemannen elementar hervor. Auffallend ist heute unter den Erwachten im eingeborenen Volk die Hinneigung zum völkischen Ideale mit seiner germanischen Geistwelt, künstlerisch und politisch, und seiner schicksalhaften Tragik.

Am reichsten und deutlichsten bekundet sich die Entwicklung des Volksgeistes im Schrifttum. Hebel singt und sagt die schön gewollte, in Licht und Liebe getauchte Idylle mit einer wieder Natur gewordenen Kunst und Kraft, die von Goethe und Jean Paul sofort als klassisch erkannt wird. Er vermenschlicht die Natur und



ihre Gebilde bis in Sonne und Sterne hinauf und schwebt als segnender Genius über dem Lande seiner Seele, dem Hebel- oder Markgräflerlande. Der Pfarrer Schmitthenner, ein bedeutender Schriftsteller, gibt im Tagebuch seines Urgroßvaters in Steinen eine anekdotische Darstellung der wirren Revolutions- und Franzosenzeit und legt einen Kranz feiner Bemerkungen über das verblichene Schreibheft seines Ahnen. Der praktische Arzt Dr. Kaiser in Lörrach schildert in einem gar nicht zu überschätzenden Buche voller Geist und Urteil, das Leben in Lörrach und Umgebung. Sein Freund, der große Weise von Basel, Jakob Burckhardt wirft in seinen, von Emil Strauß herausgegebenen Briefen an den badischen Kreishauptmann von Preen blitzende, leuchtende Lichter auf Land und Volk der Markgrafschaft. Es war dem größten und echtesten Basler des neunzehnten Jahrhunderts nirgends so wohl wie draußen im lieben behaglichen Markgräflerlande. Am unmittelbarsten, in Geist und Sprache am treusten, lebt die Markgrafschaft und ihr Wesen in den Geschichten und den fast immer vergessenen, aber unvergeßlichen Gedichten des Kleinkemsemer Pfarrers Hermann Albrecht: in seinen Werken, die wie alter köstlicher Efringer anmuten, stecken alle Elemente des eingeborenen Lebens, auch die tragischen: in der großartigen „Häfnetjungfrau."

Die neueren Künstler und Dichter vermenschlichen nicht mehr wie Hebel die Natur und ihre Gebilde, sie heroisieren und idealisieren den Menschen und führen das Einzelschicksal in den Mythus hinauf und zurück. Der Schaffende trinkt, wie der Geier in der Sage am Borne, und gibt es den Brüdern wieder.

Tausend Wege blieben gangbar,
Wege, welche keiner ging.
Millionen Lieder sangbar
Ungesungen, also sing!

Nichts von Untergang und Alter!
Jedem Tag ist neu die Welt,
Wenn ein wissender Gestalter
Ihren Stoff in Händen hält.

An Stoffen für den Künstler, Dichter, Denker, den betrachtenden oder gestaltenden, ist das Markgräflerland reich, überreich. Es strotzt in einer Fülle von Gegensätzen, schlagend und erregend: Hier ragt der Klotz am Rhein, die Spuren vieltausendjähriger Geschichte an sich, ein einzigster Fleck Erde, dort wölbt sich die Hasler Höhle hinab; zertrümmerte riesige Burgen und das Wunderwerk in Wyhlen; der römische Altar in Badenweiler und die keltischen Kultstätten am Blauen; die Riefelungen der Quader am Röttler Turm und das Rokokotheater der Freiherrn von Baden in Liel. Der gotische Chor in Niedereggenen, giottohaft, und das entfesselte Barock der Kapelle in Bürgeln; der Schanzlinstein in der Maulburger Kirche und das Rätselwort Orest in der Kapelle von Schliengen; die schönen Herrensitze in Laufen, Liel, Rheinweiler und Ehnerfahrnau und die vielstöckigen Fabrikgebäude im Tal; das Stübchen, wo Hebel über seinen Gedichten sann, im Werdedämmern, und die Werkstätte, wo De la Carrière seine Lörracher Bibeln druckte; der großartige Gekreuzigte über dem Lettner von Sankt Michael in Schopfheim und der glänzende Tisch im Haltinger Hirzen, wo Burckhardt saß und ein bebrillter Professor von Basel mit ihm, in Zeugstiefeln,



Nietzsche; eine Basler Schlittenfahrt in den Lörracher Hirschen mit wunderlichen Figuren über dem üppigen Pelzwerk und das Schreibenschlagen in der Fasnacht mit dem Sprung über das Feuer — und so weiter, bis zum Erwachen oder Einschlafen! Etwas Allgemeines ist in alledem, aber etwas Einziges und Eigenes auch!

Von diesen Dingen und Menschen handelt das Heft! Wir wissen alle, wie unfaßlich der glühende Volksgeist ist; er erlischt unter plumpen Händen, wie das Licht des Glühwurms. Wir wissen, daß auch das beste Museum nur ein Herbarium ist, und manchmal ein Friedhof. Wir wissen, daß ein Aufsatz über eine schöne Sitte ihr Aussterben nicht hindert und ihre Übung nicht ersetzt. Wir wissen, daß wir auf Trümmern bauen und unser Werk ein Stückwerk bleibt. Aber auch Hebels unendlich zarter und kräftiger Genius stellte ein Sterbendes dar, ein Idyll, das verschwand, sobald er es berufen hatte. Sein geschöntes und verklärtes Bild hängt in der Luft und leuchtet. Seine bescheidenen Schüler wollen wir sein und ihn ehren, indem wir eigene Wege gehen, wie er sie ging. Wir sind und geben Kunde von denen, die waren, für die, welche mit uns sind und die, welche kommen; wir arbeiten alle für den kommenden Besten; kein Gedanke geht verloren; in der unendlichen Harmonie der letzten Tage wird auch der leise Ton des Landes am Oberrhein klar und rein erklingen.

Markgräfler Lied[1]

Von Hermann Burte

Do wo der Rhy go Norde zieht
By Basel an de Brucke,
Do lyt e Land im dütsche Biet
Gar schön in alle Stucke:
Im Blaue zue ne sunnig Rebland
Im Wiesedhal e raugig Webland
E Lebland voller Obs un Wy
E schöner Ländli fundsch nit gly:
's Markgrefler Land am Rhy!

Im Land inn wohne rächti Lüt
En alde dütsche Landschlag!
Sie förche Gott un schüüche nüt
Es gilt: e Wort e Handschlag!
Wo Riich und Arm no Kamerad isch
Mit Lyb und Seel durane badisch
So simmer gsi so wemmer sy
Stand uf, dhue Bscheid, un blyb derby:
Markgrefler Volch am Rhy!

In dene Lüte steckt e Gmüet,
Ewenig waich am Cherne,
In schöne Liedere obsi zieht
E Haimweh zue de Stärne,
Do waiht vom Himmel her en Ode
Un chuucht an liebe Gottsärdbode
Er wellt im Rhy un wahlt im Wy
Do stimmt aim aa un nimmt aim ii:
d'Markgrefler Seel am Rhy!

[1] Aus „Madlee“, Alemannische Gedichte von Hermann Burte, Verlag G. K. Sarasin, Leipzig.



Hermann Daur

Die Bodenschätze des Markgräflerlandes

Skizze von J. E. Wilser, Freiburg

Die badische Geschichte berichtet, daß um die Wende des ersten Jahrtausends das reichste und mächtigste Geschlecht in Allemanien das der Bertholde, der Bargrafen war, die um die Quellflüsse der Donau saßen. Guntram von ihnen, der „Reiche", wurde der Stammvater der Zähringer, der Markgrafen, Churfürsten und Großherzöge von Baden. Und die Sage weiß zu melden, daß die Herzöge von Zähringen vor Zeiten Köhler gewesen sind, ihre Wohnung im Gebirge gehabt und allda Kohlen gebrannt haben, wobei ein Vorfahr gutes Silber entdeckt und dann immer an der gleichen Stelle geköhlert und so einen großen Schatz ausgeschmolzen haben soll, womit er einem vertriebenen Kaiser in Kriegsnot half und dessen Erbe wurde. „Nun hob er erst recht an, Erz zu schmelzen, baute von dem Gute Dorf und Schloß Zähringen. Danach baute er die Stadt Freiburg und andere umliegende Städte und Schlösser mehr." (Badisches Sagenbuch.)

Beide Ahnenberichte enthalten den Hinweis auf Reichtum, der zweite deutlich auf Edelmetallgewinnung. Der Vorgang der Silberentdeckung dürfte aber kaum so jung und aus natürlichen Gründen kaum so einfach gewesen sein, wie die Sage meint. Viel eher kann sie einen Beweis liefern, daß die Bertholde-Zähringer mit Nutzen Silber aus ihrem Lande im Meilerbetrieb ausschmolzen, wie es schon bei den Römern üblich war. Diese haben erwiesenermaßen im Dekumatenland Silber, Blei, Eisen, vielleicht auch Kobalt und Kupfer (und wohl auch Gold am Rhein) gewonnen, im wesentlichen am Fuße des Schwarzwaldes (Badenweiler und Kandern) und am Ausgange seiner Täler (Münstertal) auf den Tagebauen, die die keltische Urbevölkerung betrieben hatte. Diese selbst war vereinzelt als erste Siedler ins Gebirge geflüchtet und mag in ihrem scheuen Betragen, ihrer Gestalt und Tracht den Anlaß gegeben haben zu den Sagen von den Berggeistern und Erdmännlein, die das Silber und Gold im Berge hüten. Denn sie übten wohl ihre Bergbaukunst weiter, da der südliche Schwarzwald, der von Erzgängen stark durchsetzt ist, allenthalben Gelegenheit genug dazu bot.

Die älteste Urkunde, die im heutigen Markgräflerland geregelten Bergbau verbürgt, stammt von 1028; sie erwähnt Kandern und Badenweiler, in der Nachbarschaft Sulzburg und Münstertäler Orte. Früh erscheinen in den Akten auch schon Todtnau, Hofsgrund am Erzkasten (Schauinsland), Glotter- und Suckental. Vom 12. Jahrhundert an müssen im südl. Baden Betriebe auf silberhaltigen Bleiglanz und Eisen, daneben auf Kupfer und Kobalt in großer Blüte gestanden haben, bis der 30jährige Krieg die Industrien völlig vernichtete.

Ein frischer Unternehmergeist regte sich wieder in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, erstickte aber unter den Folgen wiederholter Raubzüge des westlichen Nachbarn. Die Betriebe gingen zum größten Teil wiederum ein, und es fanden sich keine Lehner mehr für die regalen Erzgruben. Anstoß zu neuem Leben brachten die Markgrafen, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts die alten Baue auf eigene Rechnung auftaten und dann wieder zu Lehen gaben oder durch den Staat betreiben ließen. 1789 errichtete Karl Friederich in Sulzburg ein Bergamt und gab 1797 eine Bergordnung für die Markgräflich badischen Oberlande. Bei Badenweiler dauerte daraufhin die Blei- und Silbergewinnung bis um 1860, bei Sulzburg bis etwa um 1840 und im Münstertal bis 1864. Bezüglich der Eisengruben ging 1831 den Landständen ein Gesetzesentwurf zur Veräußerung der 8 staatlichen Eisenwerke, darunter Wehr, Hausen, Kandern und Oberweiler zu. 1860 errechnete Regenauer für sie noch eine Rente von 3 %.

In den siebziger Jahren erlosch der letzte Hochofen und der letzte Bergmann wandte sich anderem Gewerbe zu. Preis der Löhne, der Holz- und anderen Kohlen und der Wettbewerb günstiger gelegener Erzeugungsorte vervielfacht durch Vermittlung der Eisenbahn- und Schiffahrtswege nach reicheren Lagerstätten legten die Bodenschätze des südlichen Baden schließlich brach.

Nur ein Betrieb am Schauinsland erholte sich nach Einführung des neuen Berggesetzes seit 1891 und lieferte etwa 1903 an Bleierzen monatlich 50 t, an Zinkblende 250 t, jährlich 3600 t mit 50 % Erzgehalt. (Die deutsche Gesamtförderung belief sich 1910 auf 2 980 000 t Blei-, Silber- und Zinkerze.)

Veränderte Bedingungen der deutschen Metall- und Eisenerzeugung und des Welthandels ließen aber während des Krieges viele alte Baue wieder aufgehen und zum Teil auch neue erstehen. In der Liel-Kanderner Gegend wurde wieder auf Eisen gegraben, bei Badenweiler-Sehringen auf silberführenden Bleiglanz und ähnliche Stollen wurden in der Schönauer Gegend aufgefahren.

Ganz neue Möglichkeiten für den Bergbau im südlichen Baden erschließen die Funde von Kalisalzen zwischen Müllheim und Krotzingen, die z. Zt. bei Buggingen durch den ersten Schacht erschlossen werden. Dem Metall- und Erzbergbau kann wohl auch eine bedeutsame Zukunft bevorstehen, solange wir weiter auf eigene Bodenschätze angewiesen bleiben. Die Eisengewinnung in Baden wird unter Mitberücksichtigung der Baar eine der bedeutendsten des Reiches werden,



sobald die Elektrizität das Erz ohne Kohle verhütten kann. Und die Blei-Zinkerz-produktion im Schwarzwald kann für die deutsche Wirtschaft von großer Bedeutung sein, nachdem die vielen einzelnen kleineren Vorkommen einheitlich zusammengefaßt sind. In alten Berichten sieht man immer wieder, daß ein Gang in einem Jahrzehnt schlecht war, im nächsten in Blüte stand. Die Grube, die wegen geringen Erfolges verlassen wurde, brachte nach erneuter Aufwältigung später wieder Gewinne. Es ist die besondere Eigenart der Schwarzwälder Erzgänge, sich in kurzen Abständen von meterdicken Aufblähungen auf wenige Dezimeter zu verdünnen oder gar völlig auszusetzen, um gleich wieder zu beginnen. Der Erzgehalt ist dabei außerordentlich wechselnd; taube Zonen tauschen mit derben. Vorausberechnungen im einzelnen sind unmöglich. Gehören aber alle Vorkommen zu *einem* Unternehmen und ergänzen sich gegenseitig, so kann der Bergmann im südlichen wie im mittleren Schwarzwald wieder zu Ruhm gelangen.

Das *Markgräfler Land* hat für das Vorkommen von nutzbaren Bodenschichten eine besonders günstige Lage. Teils dem alten kristallinen Grundgebirge angehörig, teils von Schichtengesteinen aufgebaut wie in der Vorhügelzone zum Schwarzwald und im großen Plateau des vorderen Wiesentales, dazu auch in der Schotterebene des Rheintales gelegen, birgt es nahezu alle Gesteinsarten, die im badischen Lande überhaupt auftreten und damit alle Arten Bodenschätze, die bisher beobachtet wurden. Dazu kommt, daß sich auch hier im Süden gewaltige Umwälzungen in der Erdkruste vollzogen, welche heißen Lösungen Gelegenheit gaben, an die Erdoberfläche zu steigen und edlen Gehalt aus dem Erdinnern emporzubringen und abzusetzen. Die Hauptstörungszone, das Grenzgebiet zwischen Schwarzwald und den Vorhügeln ist ganz durchschwärmt von erzhaltigen Gängen.

Bei weitem die wichtigsten sind die Lagerstätten von silberhaltigen Blei-Zinkerzen und von Eisen, wenn man von den Kalisalzen[1] absieht, die erst nördlich von Müllheim nachgewiesen sind.

In den silber-bleireichen Gängen läuft der älteste und bekannteste Abbau bei Badenweiler um, wo er auch neuerdings wieder in Schwung gekommen ist. Aus

[1] Das Salzlager gehört den älteren Tertiär-Schichten an und erstreckt sich auf 4—5 km Breite zwischen dem Rhein und den Vorhügeln von Krotzingen-Hügelheim und auf rund 10 km Länge zwischen Bremgarten und den Ländereien westlich von Hügelheim. Die Kalisalzschichten ruhen mit Kochsalzlagen zusammen wie schalig verbogene Bretter in mehreren hundert Meter dicken wasserundurchlässigen Tonen 450—900 m unter dem Kies des Rheintales. Ein oberes Lager enthält nur einige Dezimeter Kalisalze, das 20 m tiefere hingegen, das Hauptlager, 4 m Edelsalz von 25,5 % K_2O Durchschnittsgehalt. Nach der ziemlich ebenen Lagerung und nach dem hohen Gehalt versprechen die Schichten einen äußerst günstigen Abbau. Eine vorsichtige Berechnung schätzt den Vorrat für ausreichend, um den Gesamtweltbedarf an Kali für 150 bis 200 Jahre zu decken. Die zwei beabsichtigten Schächte, von denen einer bei Buggingen z. Zt. im Bau ist auf 800 m Tiefe, werden eine Jahresförderung von etwa 1½ Millionen Doppelzentner Kalisalz bringen, die ohne weitere fabrikmäßige Verarbeitung hochwertiges Düngesalz abgeben.



Erdbebenspalten aufgestiegene heiße Lösungen lagerten hier vornehmlich silberhaltigen Bleiglanz in Vergesellschaftung mit würfeligem Flußspat, blätterigem Schwerspat und viel glasartiger Kieselsäure ab. Auch Kupferverbindungen und Zinkblende sind beobachtet nebst Spuren von kohlensaurem, phosphorsaurem und arsenikſaurem Blei. Der sächsische Bergrat A. Beyer, der auf Einladung des Großherzogs Karl Friederich Süddeutschland bereiste und 1794 in Dresden Beyträge zur Berghaukunde veröffentlichte (in der Walter'schen Hofbuchhandlung), gibt in „geognostischen und bergmännischen Bemerkungen von seiner 1788 gemachten Reise in die markgräflich Baden'schen Lande" an, daß im Zentner Erz 2—4 Loth Silber und 30—70 Pfund Blei enthalten seien. Der heutige Erzabbau, der sich zunächst im wesentlichen auf dem Karlstollen bewegt, fördert nach einer freundlichen Mitteilung der Gewerkschaft Glückauf Schwarzwald (Sehringen) 12 % Pochmasse mit mittlerem Bleiglanzgehalt von 50 %, der in der Tonne 400 g Silber enthält.

Die nutzbaren Lager treten bei Badenweiler in drei N—S ziehenden Streifen auf. Der westlichste ist das sogenannte Quarzriff, auf dem die Sophienruhe liegt, die riffartig aufragenden Reste einer völlig verkieselten Kalk- und Sandsteinplatte. Außer kleinen alten Pingen liegt darin der Markgrafenstollen. Erz scheint spärlich zu sein. 100—200 m östlich davon streicht der Karlstollen in einem 1—2 m breiten Gang, d. h. in einer ziemlich senkrecht im Granitgebirge stehenden Platte aus Quarz und Schwerspat mit derben Bleiglanzeinsprengungen. Dieser Gang hat allem Anschein nach seine Fortsetzung im Alten Mann, wo in den malerischen Felspartien als senkrechte schmale Spalten und als „Schwefelhöhle" die ältesten Abbaustellen offen stehen. Kleinere Bergwasser fallen in sie hinunter und tragen wohl mit zur Speisung der Badenweiler Heilquelle bei. Auf den Spuren der alten Bergleute kann man mittels Leitern in die Klammen hinunter klettern. Sie erweitern sich von etwa 20 m Tiefe ab im harten Granit stellenweise bis auf 6 m und erreichen eine Höhe von 20 und mehr Meter. Meist handelt es sich um die eine Platte von wechselnder Breite; sie kann sich aber auch in zwei oder drei Teile aufspalten, zwischen denen tauber frischer Granit liegt. In 80 m Tiefe erreicht man einen Zugangsstollen von Haus Baden her; der Erzgang ist aber noch beträchtlich tiefer abgebaut worden. Einer rohen Schätzung nach sind mindestens 10000 cbm Gangmasse aus dem Berg herausgeräumt. An manchen Stellen liegt noch Bleierz zusammengehäuft bei verfaultem Grubenholz.

Die dritte Erzzone zieht vom Jungvogelbachtal, wo die alten Baue „Fürstenfreude" liegen, über den Schrennengrabenkopf in den oberen Musbach. Hier im Berggebiet bei Sehringen scheinen die Erzgänge in viele dünne Gängchen aufgesplittert, dabei ist der Granit völlig vergrust und mürb, so daß im Sehringer- und im neuen Wilhelminenstollen der Gewerkschaft Glückauf der prüfende Hammer selbst mehrere hundert Meter vom Stollenmundloch weg beim Anschlagen im „Felsen" stecken bleibt. Die Feldspate sind gebleicht, kaolinisiert, und die ausgelaugten Eisen- und Manganbestandteile füllen als schwarze Wad-Beschläge und



=Knollen unzählige Spältchen und bis faustgroße Räume aus. Diese Verhältnisse sind in den Sandgruben auch über Tage aufgeschlossen. Vergrusung des Granits und Metallreichtum scheinen sich gegenseitig auszuschließen.

Mit dem Haus Badener Gebiet enden nach den bisherigen Erfahrungen am Rheintalabbruch die reicheren Erzgänge. Bei Schloß Bürgeln sind Versuche erfolglos geblieben und am Südrande des Blauen ist in jüngster Zeit ein Kupfervorkommen (Malachit) westl. der Schrohmühle bei Schlächtenhaus bekannt geworden, das im Handstück hoffnungsreich aussieht, sich aber in der Natur nur über eine ganz kurze Strecke ausdehnt. Es liegt ebenfalls in der Abbruchszone des Schichtgebirges vom kristallinen Schwarzwald, da von Kandern ab die Hauptverwerfung sich nach Osten zum unteren Wehratal wendet. Tiefer am Hange führt in rotliegenden Schichten ein Stollen seitlich auf die Erzzone in Granit zu, ist aber verstürzt. Aus der Nachbarschaft berichtet A. Bayer a. a. O. von einem saigeren über $^1/_4$ Lachter mächtigen Gange von Flußspat, Schwerspat und Hornstein, in denen „hoch messinggelber, bunt angelaufener Kupferkies, bräunlich rotes, teils erdiges, teils verhärtetes Kupferziegelerz und faseriges Kupfergrün eingebettet sind. Die Ortsbeschreibung lautet: „Ganz nahe bei dem Hausener Hammerwerk jenseits des kleinen Flusses Wiese, nicht allzuweit von der österreichischen Grenze, an dem Fuße eines gegen Mitternacht steil ansteigenden Granitgebirges." Der Berichterstatter hält das Vorkommen für hoffnungsvoll; ein Abbau scheint aber seit dem Bayer'schen Besuche nicht erfolgt zu sein. Es handelt sich hier offenbar um die Eugenau, wo zwei gekreuzte Hämmer in der topographischen Karte alten Bergbau anzeigen. Eine neuzeitliche Untersuchung solcher Stellen erscheint sehr ratsam.

Höher im Gebirge ist in der näheren Nachbarschaft nur Gersbach noch bekannt geworden, das nach A. Bayer nordöstl. im Granit einen alten Stollen besessen hat, die alte Goldgrube genannt, der auf wasserreichen Klüften „Nieren blaßspeisgelben derben Schwefelkies" führte. Um 1820 ist noch ziemlich ergiebiger Abbau nachweislich, der nach Schwarzenbach im ob. Wehratal in die Vitriolfabrik ging. Abgesehen von kleinen Probegruben im Zwischengebiet sind mit Nachdruck erst wieder die Mineral- und Metallstollen in der Schönauer, Utzenfelder, Fahler und Todtnauer Gegend, also im oberen Wiesetal, zu erwähnen. Sie liegen, wie auch die St. Blasier Baue, außerhalb des hier zu schildernden Landes, müssen also einer anderen Besprechung vorbehalten bleiben.

In den Gängen und Klüften des Gebirges treten da und dort gefärbte Bergkristalle auf, welche als Halbedelsteine Geltung, aber heute hier keinen wirtschaftlichen Wert mehr haben[2]. Ähnlich steht es mit den Flußspaten, die in violetten, rötlichen und weißlichen Arten vornehmlich bei Badenweiler zu treffen sind. Andere Schmuckmineralien finden sich keine.

---

[2] In älteren Zeiten wurden z. B. „Catzedonien" von Todtnau in Freiburg geschliffen (vergl. E. Schragmüller: „Die Bruderschaft der Bohrer und Balierer von Freiburg und Waldkirch". N. F. Heft 30 der Volkswirtschaftl. Abhandlungen d. bad. Hochschulen; Karlsruhe 1914).



Es war weniger der Bleigehalt als vielmehr die Silberbeimengung, die in früheren Jahrhunderten den Schwarzwälder Erzgängen Ruhm einbrachte. Auf 1 Zentner Erz werden von den verschiedenen Gruben 1—12 Lot Silber, im Mittel 6 Lot, genannt. Die Verleihung der regalen „Silberberge" verhalf den Kassen der Grafen, Markgrafen und geistlichen Herren zu beträchtlichen Einkünften, waren aber eine schwere Belastung (nach Trenkle etwa $1/5$ des Bruttoertrages!) für die Werke. J. B. Trenkle schreibt in seiner „Geschichte der Schwarzwälder Industrie" Karlsruhe 1874: „Es läßt sich für die Periode von 1280 bis etwa 1380 die jährliche Ausbeute im oberen Wiesentale auf 1000 Mark Silbers in Metallwerten und für die Werke, welche die Grafen von Freiburg als Reichsafterlehen vom Bistum Basel besaßen, auf 2000 bis 2500 Mark Silbers schätzen." „Die Stadt Freiburg hat von 1564 bis 1575 jährlich durchschnittlich gegen 1200 Mark feinen Silbers vermünzt, 1576 aber gegen 1800 Mark. Todtnau und Oberried waren um diese Zeit Hauptbezugsquellen für die Freiburger Münze." Die Mark war aber damals nicht etwa wie die neuzeitliche eine Münze, sondern noch mehrere Jahrhunderte hindurch ein Metallgewicht, das auch bei Zahlungen verwendet wurde. Eine Mark Silbers wog 233,85 g und war weit mehr wert als die gleiche Menge vor dem Kriege, denn das Wertverhältnis zwischen Gold und Silber war um 1400 z. B. wie 11 zu 1, während es um 1900 nur etwa 35 zu 1 war, also nicht mehr ein Drittel von damals. Dazu kommt, daß früher Edelmetall eine bedeutend höhere Kaufkraft hatte als andere Tauschstoffe und daß an und für sich alle Waren niederer im Preis standen. Unzweifelhaft ist, wie auch Trenkle angibt, die Rentabilität unseres Bergbaues im 16. Jahrh. erst durch das Sinken des Tauschwertes der Edelmetalle und dann durch die Verteuerung der Lebenshaltung geringer geworden. Die schwersten Stöße aber gab ihm die Einfuhr überseeischen Silbers und Goldes und schließlich der 30jährige Krieg.

Heute kann eine Wiederaufnahme des Südschwarzwälder Erzbergbaues naturgemäß nur des Blei- und in tieferen Zonen der Gänge des Zinkgehaltes wegen in Frage kommen. Mit Oberschlesien haben wir über drei Viertel unserer eigenen Zink- und über die Hälfte unserer eigenen Bleiförderung verloren. Die linksrheinischen, bisher etwa 12% des deutschen Erzeugnisses liefernden Gebiete, wird der Feind auch nicht unberührt lassen. Ist es da nicht höchste nationale Pflicht, aus dem Boden an Werten herauszuholen, was er herzugeben vermag, auch wenn er keine Reichtümer für den Unternehmer verspricht! Die größeren Tiefen unserer Erzgänge sind noch völlig unverritzt. Glückauf!

Neben Silber hat in älteren Zeiten das Markgräflerland auch Gold geliefert. Eine Urkunde von 1243 erwähnt mit anderen Schwarzwaldflüssen, die Gold in ihrem Sande führen, auch die Wiese[3]. Näheres darüber weiß man nicht. Jeden-

[3] Vergl. J. L. Wilser: „Sollen wir die Goldwäscherei am Oberrhein wieder aufnehmen?" Heft 28, Jahrg. 1922 der Naturwissenschaftl. Wochenschrift.



alls ist in jüngeren Jahrhunderten nur im Rheintal von Waldshut abwärts an ruhigen Gestaden Gold gewaschen worden, so bei uns ums große Rheinknie und in der Isteiner Gegend. Unzweifelhaft liegen noch große Mengen von Goldplättchen in der Niederterrasse, aber so fein verteilt, daß die Ausbringung heute nicht mehr gewinntragend ist. Der bisher schwierige Nachweis reicherer und größerer „Goldgründe“ weiter vom Rheine ab könnte mittels empfindlicher magnetischer Apparate versucht werden, da mit dem Gold immer Magneteisenkörner zusammenliegen. Auf diese Art ließen sich möglicherweise noch Lagerstätten finden, ohne daß fruchtbares Gelände durch die Voruntersuchung geschädigt würde.

Von mindestens ebenso großer, wenn nicht — besonders für die jüngeren Jahrhunderte — noch höherer Bedeutung als der Metallbergbau war das Eisenerzgewerbe fürs Markgräflerland. Wohl haben die Römer bei Kandern schon Eisen gewonnen; sicherlich bestanden hier Werke im 9. Jahrh. und Schmelzen bei Säckingen im 12. Jahrh. Im 15. und 16. Jahrh. bildeten sich gewerkschaftliche Bündnisse, von denen der Hammerschmiedbund, sich über das obere Rheinviertel und über die Hauensteinische Einung ausdehnend, in Laufenburg der bekannteste war. Er versorgte die nördl. Schweiz, den Wald, Markgräflerland und Breisgau. Kandern erzeugte im 16. Jahrh. Gußeisen für Kriegsbedarf, Kanonen und Kugeln. Nach dem dreißigjährigen Kriege übernahm der Staat die Eisenindustrie, gründete große Werke am Oberrhein, betrieb sie, teils wieder durch Pächter, bis gegen 1870. Die ärarischen Forste kamen so zu neuem Wert. Aus den Hammerschmieden gingen wohl die Nagelschmiede[4] hervor, die bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts sog. Zaineisen der Hütten von Oberweiler, Kandern, Hausen und Albbruck verarbeiteten. Ihre Handarbeit wurde durch die moderne Drahtstiftmaschine verdrängt.

Für die östl. Werke kam das Eisenerz aus den Bohnerzgruben des Klettgau, von Jestetten, Grießen usw., für die Markgräflichen aus der Liel—Kanderner Gegend. Hier liegen als alttertiärer Verwitterungsrückstand in Löchern des Weißjurakalkes, teils auch als wenige Meter dicke Schicht auf dem Jurakalk noch erhalten, dunkelrote bis bunte plastische Tone mit Quarzkörnern, Glimmerblättchen und Jaspistrümmern. In diesem Bolus haben sich sekundär nester- und lagenweise Eisen- und Manganverbindungen zu Knollen zusammengeballt und phosphorarmes, ungeschwefeltes Eisenerz gebildet. Wo der Quarzsand das Übergewicht über den Ton erreicht, tritt die Erzbildung zurück; der Sand, Huppererde genannt, gilt als „Erzräuber“.

Der Bergbau in der „Bohnerzformation“ kennt zwei Erzarten: die Reinerze und die Bohnerze. „Die ersteren liegen immer auf dem Grund der taschenförmigen Aushöhlungen im Jurakalk, haben Nieren- und Kugelform, Wallnuß- bis Kopfgröße und bilden mehr oder weniger zusammenhängende Lager oder kleine Stöcke“.

---

[4] In den ostschwarzwälder und Trybergschen (Fürstl. Fürstenberg'schen) Eisenrevieren waren die Löffelschmiede die letzten Träger eines heimatlichen Eisengewerbes.



„Bald zugleich mit den Reinerzen, dann aber über diesen liegend, häufiger aber ohne jene, finden sich die „Bohnerze" in dem Ton eingebacken. Sie haben Erbsenform, zeigen konzentrisch schalige Struktur, sind von Erbsen- bis Wallnußgröße. Die Verkittung durch den Bohnerzton ist mehr oder weniger fest[5]." Jüngeres, unbedeutenderes Bohnerz liegt in den Höhlungen des Hauptrogensteins.

„Die eozäne Bohnerzformation, immer an das Auftreten des Korallenkalkes gebunden, ist vorhanden von Auggen, wo unmittelbar südl. des Dorfes noch die alten Halden zu sehen sind, über die Altinger Mühle (Altinger Stollen, Lieler Feldstollen), das Hölzlin, die Wanne, den Schneckenberg, über die Sonnhohlen, Löhle und Hohe Schule bis in die Behlen südl. Kandern. Besonders die drei letzteren Lokalitäten sind derart mit oberflächlichen Gruben und Schürfen bedeckt, daß deren Einzeichnung selbst bei dem großen Maßstab der Karte 1:25000 nicht möglich war"[6].

Die eozäne Bohnerzformation wurde und ist zum Teil noch bedeckt von marinen, festen oligozänen Geröllbänken, dem „Steingang" der Bergleute, in dem sich Bohnerz als „Ölkuchen" da und dort ebenfalls findet.

Außerhalb des Blattes Kandern ist die Bohnerzformation im Markgräflerland bei Müllheim und Holzen-Wollbach im Abbau gewesen; im ganzen waren um 1850 40 Gruben mit 200 Arbeitern im Betrieb. Das Kanderner, das bedeutendste und am längsten betriebene Revier, lieferte zuletzt im Durchschnitt jährlich 150000 Sester Reinerz und 100000 Sester Bohnerz, zusammen 125000 Zentner[7]. Etwa ebensoviel kam aus den übrigen badischen Eisengruben.

Zur Verhüttung gelangten die Markgräfler Erze in den zeitweise in abwechselndem Betriebe arbeitenden Eisenwerken von Oberweiler, Kandern, Hausen im Wiesental, Wehr und Albbruck, verteilt wegen des nötigen Pochwassers und des großen Holzbedarfes. 1813 liefen in Baden etwa 22 Eisenhammerwerke, 9 davon im Wiesental. Aber Verteuerung der Erzeugungskosten und der Wettbewerb außerbadischer Gebiete brachte, wie schon eingangs angedeutet (vergl. S. 2), unsere heimatliche ärarische Eisenindustrie in den siebziger Jahren doch völlig zum Stillstand. Erschöpft sind die Erze noch keineswegs. Neuzeitliche geophysikalische Untersuchungsmethoden müssen auch hier den Weg weisen zur Auffindung bisher unbekannter Lager und damit zu umfassenderem Betriebe. Einer gleichen Untersuchung wären die Eisenrogensteine des Braunen Jura zu unterwerfen. In der Schweiz im Fricktale und auch in der Baar, in alt Fürstenberg'schem Gebiete, haben diese mergeligen Brauneisenflötze die Erwartungen nicht getäuscht. Über kleine Probeschürfe hinter dem Rötteler Schloß und im Erzloch nördlich Nebenau

[5] Zitiert nach den Erläuterungen zu Blatt Kandern (Nr. 139) der bad. geolog. Spezialkarte 1:25000, bearbeitet von Schnarrenberger.

[6] Vergl. Fußnote [5].

[7] Eine mittlere Analyse von Auggener Bohnerz ergibt: 71,7 Fe_2O_3, 13,0 SiO_2, 6,7 Al_2O_3, 8,2 H_2O, 0,6 CaO, kein P_2O_5.



bei Wollbach ist die Erforschung dieser im Markgräflerland weitverbreiteten Schichten leider bis heute aber nicht hinausgekommen.

Metall- und Erzverhüttung erfordern Brennstoffe. Die früheren Jahrhunderte stellten dazu ihre Wälder; ja das Holz erhielt im wesentlichen durch die Bergwerkserzeugnisse (auch durch die Glasfabrikation) seinen Wert. Meist bestand wüster Raubbau und es fehlte nicht an Streitigkeiten zwischen Wald- und Schmelzenbesitzern. Mit der Flößerei und der geregelteren Waldwirtschaft verteuerte sich aber das Holz empfindlich für die Schmelzöfen und trug letzten Endes beträchtlich zum Absterben des Bergbaues bei. Der Nachweis von Steinkohlen im Markgräflerland wäre auch für diese Industrie von größtem Wert geworden. Dunkle Gesteine hinter Schlächtenhaus, die den ältesten Formationen angehören, haben einige Hoffnungen erweckt, sie aber getäuscht, wie ein dort niedergetriebenes Bohrloch zeigte. Ebenso erging es Versuchen bei Schopfheim und im Weiherfeld bei Rheinfelden. An Kohlen ist erwiesenermaßen im Markgräflerland nichts vorhanden. Das einzige kleine Vorkommen bei Neuenweg ist zu aschenreich und zu unbedeutend, um näher behandelt zu werden; ihm an die Seite zu stellen ist die „Anthrazitkohle" von Schweighof und von der Schwärze bei Oberweiler.

Wie es um Erdölvorkommen bestellt ist, auf welche Asphaltspuren im Schwarzen Jura bei Niedereggenen aufmerksam machen, weiß man noch nichts Sicheres.

Nächst der Metall- und Eisengewinnung gebührt der Verwendung von natürlichen Salzvorkommen im Markgräflerland besondere Beachtung. Der oben erwähnte Kalisalzhorizont des Tertiärs (vergl. S. 3) scheint südlich von Müllheim diesseits des Rheines nicht entwickelt zu sein, wohl aber ermöglichen Steinsalzlager, die dem mittleren Muschelkalk angehören, zwischen Grenzach und Badisch Rheinfelden bezw. Beuggen große neuzeitliche Industrien. Bis 1920 kannte man 15 fündige Bohrungen bei Wyhlen und 8 bei Badisch Rheinfelden. Südlich des Rheines sind die gleichen Lager von Schweizerhall über Riburg bis Koblenz-Zurzach in 43 Bohrungen nachgewiesen. In dem ganzen Salzbecken handelt es sich um die Schichten, die bei Donaueschingen-Dürrheim und am unteren Neckar bei Wimpfen und Rappenau bereits im Anfang des vergangenen Jahrhunderts Salinen ins Leben gerufen und die Versuche südlich des Rheines überhaupt erst angeregt haben. Während das Salz bei Rothaus von der Schweiz schon 1835 entdeckt wurde, ist der südbadische Teil nach einem ergebnislosen Versuche bei Grenzach; von dem der heute noch gerne getrunkene Grenzacher Emiliensprudel herrührt und nach einem weiteren Fehlschlag in der Gipsgrube nördlich von Wyhlen, erst 1866 gegenüber der Saline Schweizerhall gefunden worden. Gleich der nächste Versuch beim Bahnhof Wyhlen schlug wiederum fehl, während dann das vierte Bohrloch im Bereiche der heutigen Sodafabrik Wyhlen in 128 m Tiefe festes Steinsalz von nahezu 13 m Dicke ergab.

Diese und alle anderen Bohrungen im Hochrheinbecken zeigten, daß das Salz wohl einem einheitlichen Horizonte angehört, daß es im einzelnen infolge der un-



gebenden Gesteinsausbildung und der tektonischen Vorgänge aber recht unregelmäßig, offenbar in einzelnen Linsen — wie mir von befreundeter Seite bestätigt wird — erhalten ist. Die Dicke des Lagers schwillt bei Riburg z. B. auf 48, 55 m an, um gleich in der Nachbarschaft nur 14 m zu betragen. Die mittlere Mächtigkeit kann auf 10—20 m angenommen werden. Die Tiefe wechselt im Wyhlen-Rheinfelder Gebiet zwischen 80 und 180 m.

Die Muschelkalkgesteine, die tief unter dem Rhein die Salze wohlgeborgen erhalten haben, liegen am Dinkelberg, nördlich des vorderen Wiesentales und in den Vorbergen bis Müllheim in Hügeln. Sickerwässer fanden Zutritt zu den Salzen, so daß in diesen Gebieten nur noch Spuren des ehemaligen Reichtumes erhalten blieben. Das Bad in Hauingen, die Quellen von Nebenau, Riedlingen und Stadt Sulzburg bringen noch Salzteile heraus. Alle diese Wässer, auch Liel-Badenweiler bewegen sich auf Erdspalten und haben daher etwas erhöhte Temperatur.

Zu Steinsalzlagern gehören auch Gipslager. Gips ist viel schwerer löslich als Steinsalz, daher auch nahe an der Erdoberfläche erhalten, wo das Salz schon ausgelaugt ist. Die Gipsgruben von Wyhlen, Öflingen, Höllstein, Brombach, Nebenau u. a. sind wohl bekannt, ebenso wie unabbaufähige kleinere Schmitzen im ganzen Muschelkalkgebiet des Markgräflerlandes. Auch in den Keuperschichten findet sich zwischen Sulzburg und Kandern und dem Hochrhein da und dort noch Gips, z. B. Hausbaden bei Badenweiler; größere Linsen treten wieder im Tertiär auf. Am Tüllingerberg ist auf der Stettener Seite ein tertiärer Gipsmergelhorizont zu verfolgen, der mannigfach Anlaß zu Bergrutschen und zu Quellaustritten gibt. Bei Bellingen und Bamlach am Rheine bestand früher ein ähnliches Gipsgewerbe wie bei Wasenweiler am Kaiserstuhl. Der Kalibergbau wird Gips aus der Tiefe heraufbringen. Düngergips ist die Hauptverwendung; neuzeitlicher Schwefelindustrie stände dieses Gipsmaterial ebenfalls zur Verfügung.

Außer in Mineralien besitzt das Markgräflerland auch in nutzbaren Gesteinen nennenswerten Reichtum. Die körnigen Granite des Blauen liefern aus Brüchen oder aus Findlingen der Talhänge wertvolle Zier- und wetter- und druckfeste Bauquader. Aus dem wohlgeschichteten, sattroten Buntsandstein des vorderen Wiesentalgebietes steht das Basler Münster errichtet (der Ort Steinen wird damit in Zusammenhang gebracht) und an den meisten heimatlichen älteren Gebäuden findet er sich eingearbeitet. Die Mergel des unteren Muschelkalkes eignen sich zur Zementfabrikation; der obere Muschelkalk bietet der chemischen Industrie unentbehrliches Gut; der Liaskalk dient zum Brennen und Bauen; im Hauptrogenstein liegen von Lörrach bis Müllheim die größten und wertvollsten Steinbrüche für mannigfache Zwecke. Die Tone des untersten Malm haben mit denen des untersten Doggers und des Tertiärs in der Tonwaren- (Kandern!) und in der Portlandzementindustrie (für die der Malm den Kalk stellt) Verwendung. Die Kalksandsteine des Tertiärs sind heute meist verlassen, weil der Kunststein den natürlichen



Bildnis des Bauern Gottfried Burkhart
(In Privatbesitz)

Prof. H. A. Bühler



Schloß Inzlingen
(Karlsruher Gemäldegalerie)

Hermann Daur

überhaupt fast ganz verdrängt hat. An Straßenbaustoffen und Ziegelmaterial fehlt. es nirgends.

Schon für den diluvialen Steinzeitmenschen lieferte unsere Gegend in den weißlichen und meist rot gebänderten Jaspis-(Feuerstein)-knollen aus der Malm- und Bohnerzformation, vereinzelt auch aus Hornsteinen des Muschelkalkes oder aus Rheingeröllen unentbehrliches Rohmaterial zur Erzeugung seiner Steinwerkzeuge. Die prähistorische Renntierstation von Munzingen am Tuniberg hat uns unzählige Feuerstein-Messerchen, -schaber usw. überliefert, deren Rohstein fast ausnahmslos aus dem Markgräflerland stammt. Wohl mag auch schon Handel mit diesem heimatlichen Material getrieben worden sein.

So reichen sich in der Ausnutzung der natürlichen Gesteinsarten die ältesten Zeiten, aus denen wir Kunde von Menschen haben, mit den jüngsten die Hand. Andere Fertigkeiten und andere Bedürfnisse des Menschen haben andere Stoffe schätzenswert gemacht. Auf die Steinzeit folgte die Eisen- und die Edelmetallzeit und es sieht alles danach aus, als ob wir einer Leichtmetallzeit mit täglichen Gebrauchsgeräten aus Aluminium entgegen gingen. Allen Epochen hat das Markgräflerland Bodenschätze[8] zu geben gehabt, und wenn es auch für die fernere Zukunft, der die Tore nach den ausländischen, stromartig daherfließenden Rohstoffquellen wieder offen stehen werden, wohl nichts für die Weltwirtschaft Wesentliches beibringen mag, so kann es doch für die nächsten Jahrzehnte, in denen das deutsche Volk darben und fronen muß, in seinen Metallen, Erzen und Salzen ein gut Teil zum Wiederaufbau des Volksvermögens leisten. Der Rhein vermittelt billige Fracht. In den Wasserkräften des Stromes und der Gebirgsbäche fließt ein weiterer, noch fast ganz ungehobener Schatz. Man könnte vom „Rheingold des 20. Jahrhunderts" sprechen.

Und wächst unsere Volkszahl fernerhin, so muß der Boden immer mehr vom Besten, was er birgt, herausgeben, er muß mehr Nahrungsmittel erzeugen, in Gärten und Feldern intensiver bewirtschaftet werden. Erstklassiges Kulturland bedeckt drei Viertel dieses Heimatgebietes, das andere Viertel trägt schönsten Wald. Allenthalben fruchtbare Böden, günstige klimatische Verhältnisse und ein fleißiger, aufgeweckter Menschenschlag. Sie werden zusammenhelfen, Deutschland zu erhalten und wieder hoch zu bringen.

Eine Schatzkammer auf deutschem Boden war und ist das Markgräflerland!

[8] Kleinere Vorkommen nutzbarer Gesteinsarten (Erze, Schwerspat, Flußspat, Gips usw.) wären noch manche zu nennen und neu zu finden. Die (Bergwerks-) Akten des Generallandesarchives und der städtischen Archive bergen wichtige Fingerzeige.





Die Römer in der Markgrafschaft

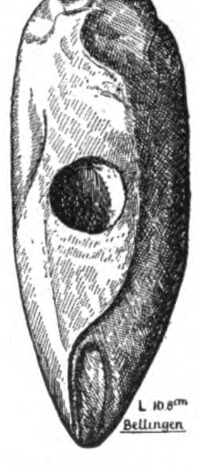
Von Karl S. Gutmann, Breisach

Das Markgräflerland, heute ein großer Garten, über dem ein ewiger Frühling zu ruhen scheint, ist seit uralter Zeit bis auf die Gegenwart ununterbrochen von Menschen bewohnt gewesen. Als nach beendeter Eiszeit der Schwarzwald und seine Vorhügel von den dichten Eis- und Schneemassen, unter denen sie begraben lagen, befreit waren, herrschte hier ein Steppenklima. Da hielt das Renntier seinen Einzug, und gleichzeitig mit ihm erschienen auch die ersten Menschen. Wie viele Jahrtausende seither verflossen sind, wissen wir nicht, können wir nicht berechnen; nur relativ läßt sich das Alter jener Zeit bestimmen, die von den Archäologen als „Renntierzeit" bezeichnet wird. Die auf sehr niederer Kulturstufe stehenden Menschen wohnten in Höhlen und fertigten ihre Werkzeuge aus harten Steinen, die roh zugeschlagen wurden. Auch aus dem Renntiergeweih stellten sie Lanzenspitzen und Fischangeln her. Aus dem Westen Europas kamen diese ersten Siedler an den Rhein, und ihre primitive Kultur belegt man mit dem Namen „Magdalenien", so genannt nach einem Hauptfundorte: La Madelaine in Südfrankreich.

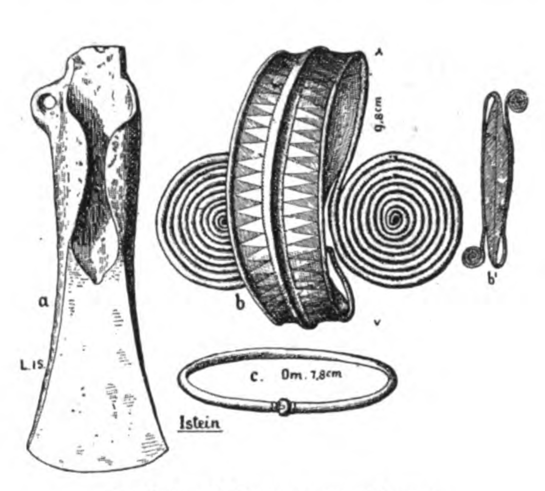
In den Höhlen am Isteinerklotz, Gemeinde Efringen, hatten sich Renntierjäger häuslich niedergelassen. Andere Spuren weisen nach Hertingen und Auggen.

An Stelle des trockenen, rauhen Steppenklimas war nach und nach das mildere Waldklima getreten, und eine neue Völkerwelle ergoß sich über die deutschen Lande. Es waren „die Neolithen", die Träger der „jüngeren Steinzeitkultur", die es verstanden, Hütten zu bauen, geschliffene Steinärte herzustellen, schöne Tongefäße zu fertigen und etwas Ackerbau zu treiben. Mit Vorliebe siedelten sie sich auf den mit Löß bedeckten Vorhügeln des Schwarzwaldes an, und so treffen wir Zeugen ihrer Anwesenheit bei Grenzach, Kirchen, Efringen, Istein, Kleinkems, Blansingen, Hertingen, Bellingen, Auggen und Badenweiler, aber auch tief im Gebirge, auf der 900 m hohen Sirnitz.

Während die Steinzeit bis ins 3. Jahrtausend v. Chr. herunterreicht, beginnt etwa um 2000 v. Chr. eine neue Kulturphase, „die Bronzezeit", in welcher Waffen, Werkzeuge und Schmuck aus Bronze gefertigt wurden. Auch während dieser Periode war der gesegnete Landstrich längs des Gebirgsfußes bewohnt. Manche wertvolle Zeugen der Wohlhabenheit und des Kunstsinnes der Siedler



1. Steinbeil von Bellingen



2. Axt und Spange aus Bronze von Istein

fanden sich in Haltingen, Kirchen, Efringen, Istein, Rheinweiler, Liel, Müllheim, Seefelden und Heitersheim.

Etwa 1000 Jahre später treffen wir ein anderes Volk im Markgräflerlande, das eine neue, bis zur Verwendung des Eisens und des Goldes fortgeschrittene Kultur mit sich brachte, „die Hallstattkultur", so genannt nach dem Orte „Hallstatt" im Salzkammergut, wo man zum erstenmale diese Entwicklungsstufe in dortigen Gräbern fand. Es waren Ligurer, die dem Rhein seinen heutigen Namen gaben, indem sie ihn „Rheinos"-Strömung-Strom nannten. Bei den Hallstattleuten herrschte die Sitte, über den Gräbern der Verstorbenen Hügel aus Erde oder Steinen zu errichten. Gruppen solcher Grabhügel treffen wir bei Grenzach, Wintersweiler und Kandern, während ein Einzelgrab in der Nähe von Efringen, bei der Pritsche, gelegen haben muß.

Gegen die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends wurden die verweichlichten Leute der Hallstattzeit von den neu anrückenden Kelten unterworfen. Es waren Helvetier, vom Stamme der Rauriker, die sich über das Markgräflerland sowie über den Breisgau überhaupt ausbreiteten. Von ihnen soll der Belchen, wo man eine Kultstätte ihres Sonnengottes Belenus vermutet, seinen Namen erhalten haben. Keltische Gräber fanden sich bei Istein, Niedereggenen und Müllheim.

Die Kelten waren die Erfinder des Räderpfluges, sie zogen Wein und brauten Bier, fertigten Waffen und Werkzeuge aus Eisen, Schmuck aus edleren Metallen, prägten Münzen und trieben Handel.

Sowohl Kelten als Hallstätter errichteten im Gebirge, auf schwer zugänglichen, steilen Höhen, Zufluchtsstätten für die Zeiten des Krieges, indem sie die Gipfel



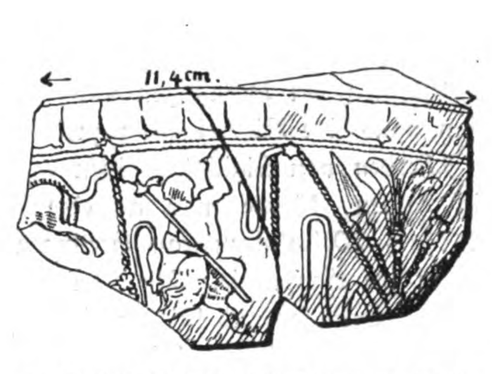
3. Gefäße der Hallstattzeit aus den Grabhügeln von Grenzach

4. Keltisches Armreifchen (nicht Ohrring) von Niedereggenen

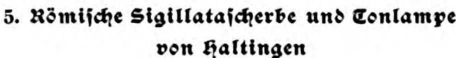
und Kuppen mit Steinwällen, teilweise auch mit Gräben umzogen und so gegen feindliche Angriffe sicherten. Mitten im Herzen des Markgräflerlandes liegt ein halbes Dutzend solcher Fliehburgen: auf dem Burberg bei Kandern, dem Burgberg bei Malsburg, dann im Gebiete des Blauen auf Stockburg, Burgberg, Brenntenbuck und Grüneck.

So blickte das Markgräflerland auf eine vieltausendjährige, ununterbrochene Kulturentwicklung zurück, als im Jahre 58 v. Chr. die römischen Legionen Julius Cäsars hart an seiner Grenze, nur durch den Rheinstrom getrennt, im heutigen Elsaß und in der Schweiz erschienen und sich dort festsetzten.

Wenige Wochen vor dem Eintreffen der Römer hatte ein großer Teil der helvetischen Rauriker unseren Gau verlassen, um vereint mit ihren Stammesgenossen aus der Schweiz andere Wohnsitze im südlichen Frankreich zu suchen. Obschon Julius Cäsar sie zur Umkehr zwang, dürften doch nur wenige zu ihren alten Wohnstätten und den etwa Zurückgebliebenen heimgekehrt sein, weshalb die






5. Römische Sigillatascherbe und Tonlampe von Haltingen

Römer den entvölkerten Landstrich zwischen Rhein und Schwarzwald als helvetische Wüste bezeichneten. Sie beeilten sich auch nicht, dieses Gebiet zu besetzen, obschon die sonnigen Hügel sowie der fruchtbare Ackerboden zur Besiedelung anlockten, und eine Kolonisation von der durch Cäsars Unterfeldherrn L. Munatius Plancus (40 v. Chr.) neu gegründeten, blühenden Stadt Augusta Rauracorum (Augst, oberhalb Basel) aus ein Leichtes gewesen wäre. Einesteils bestand bei ihnen eine gewisse Abneigung, unbebaute Gebiete zu erfassen, andernteils bot der verödete Streifen einen natürlichen Grenzschutz gegen die jenseits hausenden Germanen. Erst nachdem im Jahre 74 n. Chr., unter Kaiser Vespasian, die Heerstraßen von Straßburg durch das Kinzigtal über Rottenburg nach Tuttlingen und von Windisch über Zurzach und Hüfingen nach Rottenburg erstellt worden waren, kam die Markgrafschaft mit dem von diesen Straßen umschlossenen Gebiet, dem Zehntlande, unter römische Gewalt. Die Besitzergreifung erfolgte ohne militärische Operation, in friedlicher Weise. Aber auch jetzt noch zögerte man mit der Kolonisation; bloß einige Punkte, wie Badenweiler mit seiner warmen Quelle, lockten schon zur Flavierzeit zur Besiedelung an. Reges Leben trat erst ein, nachdem Kaiser Trajan im Jahre 100 n. Chr. die am Fuße des Schwarzwaldes hinziehende große Straße von Augst über Haltingen, Efringen, Heitersheim, Riegel nach Heidelberg und Mainz erbaut hatte.

Nun entstanden längs dieser Straße, in kurzen Abständen voneinander, meist bei alten Siedelungsstätten, große Meierhöfe aus massivem Mauerwerk, mit Zie-

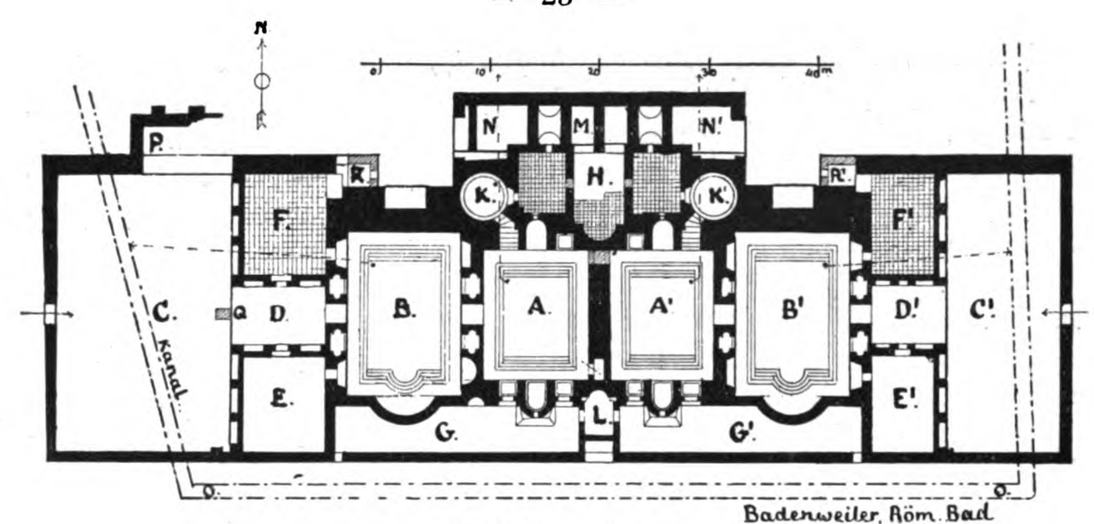
geln gedeckt und häufig reich ausgestattet. Sie waren umgeben von sorglich gepflegten Gärten, in denen aus Italien eingeführte Gemüsearten und Obstbäume standen. Die zum Gute gehörigen Äcker wurden sachgemäß bebaut und brachten reiche Ernten, während an den sonnendurchglühten Halden die Trauben reiften.

Die südlichste dieser Villen stand im Dorfe Grenzach. Die aufgefundenen Säulenreste und das Vorhandensein eines Baderaumes mit bemalten Wänden kennzeichnen ein vornehmes Anwesen, das jedenfalls dem Ende des 2. Jahrhunderts angehörte. Einer der frühesten Gutshöfe aus dem Ende des 1. Jahrhunderts erhob sich etwa 1300 m südlich von Haltingen. Bei Efringen spaltet sich die Römerstraße. Der ältere Hauptstrang zieht über den Schafberg, an Blansingen und östlich von Bamlach und Bellingen vorbei. An ihm stand eine Niederlassung zu Blansingen, auf dem Mauernfeld. Da hier außer Scherben von Sigillatagefäßen auch Conformen (Modelschüsseln) zum Vorschein kamen, könnte man an eine Töpferei denken. Der jüngere Straßenzug führt durch Welmlingen, an Hertingen vorbei und mündet unterhalb Bellingen wieder in die Hauptlinie. An ihm finden sich Gebäudespuren bei der Pritsche im Bann von Efringen und bei der Kaltenherberge westlich von Tannenkirch. In der Mitte zwischen diesen beiden Punkten, im Walde von Welmlingen, sind landwirtschaftliche Eisengeräte gefunden worden, die auf die Nähe eines Gutshofes schließen lassen. In weiterer Verfolgung der Römerstraße nach Norden weisen die zu Schliengen erhobenen Münzen von Vespasian, Antoninus Pius und Faustina darauf hin, daß auch hier irgendwo eine Ansiedelung bestand. Andere Münzfunde von Obereggenen, Müllheim und Britzingen zeugen ebenfalls von der Anwesenheit der Römer an diesen Orten. Spuren römischer Gebäulichkeiten traf man noch im Dorfe Auggen, in Oberweiler und zu Heitersheim in den Schloßäckern.

Badenweiler ist die einzige Siedelung, die sich zu einer Ortschaft und gleichzeitig zum Glanzpunkte des römischen Markgräflerlandes entwickelte. Das außerordentlich warme Klima, die herrliche Lage in dem vor allen rauhen Winden geschützten Talkessel, wo der Frühling 14 Tage eher seinen Einzug hält und der Herbst länger verweilt als in der freien Rheinebene, dazu die warme Quelle, das waren mächtige Anziehungspunkte für die Menschen aller Zeiten. Es kann deshalb nicht wundern, wenn schon die Leute der jüngeren Steinzeit sich in diesem herrlichen Gotteswinkel ansässig machten, und dann die Römer, die großen Verehrer warmer Quellen und verwöhnten Liebhaber von Bädern, hier einen Erholungs- und Luxusort gründeten. Den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens und des Vergnügens bildete das Bad, das schon im 2. Jahrhundert in verhältnismäßig großen Ausmaßen und in reicher Ausstattung als öffentliche Anstalt erbaut wurde.

Die ganze Badeanlage stellt sich als ein nach festem, wohldurchdachtem Plan erstellter, rechteckiger Bau von 94 m Länge und 34 m Breite dar, der durch eine 2 m dicke Mittelmauer in zwei symmetrische Hälften geteilt ist. Die westliche, etwas größere Hälfte diente für Männer, die kleinere, östliche, für Frauen.





6. Plan des Bades

Der Eintretende gelangte zuerst in einen mit Steinplatten belegten Vorhof (Atrium) C, C¹, dann in den ebenfalls mit Steinplattenboden versehenen Durchgang bezw. Vorsaal (Vestibulium) D, D¹, vor dessen Mitte, bei Q, ein der gallorömischen Quellgöttin Diana Abnoba, der Schwarzwalddiana, geweihter Altar stand. An den Vorsaal stößt südlich der Auskleideraum (Apodyterium) E, E¹, nördlich das mit unterheizbarem Boden versehene Lauwasserbad (Tepidarium) F, F¹ mit dem Feuerungsraum (Präfurnium) R, R¹. Von den Räumen D, E, F führt je eine Tür zu den großen Wasserbecken (Piscinen) B, B¹ und A, A¹, die durch das warme Quellwasser gespeist wurden. In letzteren Gemächern sind Böden, Treppenstufen und Wandsockel mit quadratischen, geschliffenen, hellen Kalksteinplatten belegt. Von den Piscinen A und A¹ gelangt man auf Treppen in die mit Marmor belegten Rondelle K, K¹, die als Salbenzimmer (Unctorien) dienten. Auch zu den 3 nebeneinander liegenden Heißluft- oder Schwitzbädern (Sudatorien) H führten Zugänge von A, A¹ aus. Die Kabinen M erscheinen als Kesselhaus zur Bereitung des heißen Wassers, und N, N¹ als Behälter für das Heizmaterial. Unterirdische Kanäle sorgten für Zu- und Ableitung des Wassers.

Der große Stil, in dem diese Badeanstalt erbaut war, zwingt zu der Vermutung, daß sowohl die römische Bevölkerung des Landes als auch die alteingesessene eine dichtere gewesen sein muß, als dies nach dem heutigen Stande unserer Kenntnis der Fall zu sein scheint. Für die Bewohner der paar früher aufgezählten Villen würde man kaum ein so stattliches Bad erstellt haben, umsoweniger, als die südlich wohnenden in der Stadt Augusta Rauracorum nicht nur ein großes Bad, sondern auch ein Theater und Tabernen genug fanden, wo sie ihre Sinneslust befriedigen konnten. Da solche Luxusbäder nur Stätten des Vergnügens und der Schwelgerei waren, müssen die Ansiedler, trotz des Zehntens, den sie der Regierung abliefern mußten, recht wohlhabende Leute gewesen sein, was auf einen

reich entfalteten, blühenden Kulturzustand hinweist, zu dem sich das einst verödete Land emporgeschwungen hatte. Dieser Aufschwung war großenteils begründet in der langen Friedenszeit, die hier herrschte. Die römischen Reichsgrenzen lagen weit weg, im Osten, am Limes. Kein Feind zeigte sich je in unserer Gegend, daher auch hier niemals eine militärische Besetzung stattfand, woraus der gänzliche Mangel an Kastellen und Wachttürmen seine Erklärung findet.

Dieser friedliche Zustand erreichte ein rasches Ende, nachdem ums Jahr 260 n. Chr. die Deutschen den Limes überschritten und unaufhaltsam bis an den Rhein vorstürmten und die Römer über den Strom zurückdrängten. Alemannen, unsere Stammväter, waren es, die sich im Markgräflerlande festsetzten. Die besiegten Römer versuchten indessen, sich wenigstens ein Einfallstor in unser Land offen zu halten, indem sie das feste Kastell zu Kaiseraugst erbauten und auf dem rechten Stromufer, an der Grenze der Gemarkungen Herthen und Wyhlen, einen Brückenkopf errichteten, von dem noch Reste dreier Rundtürme mit 2 m dicken Mauern stehen. Nach den aufgefundenen Ziegeln mit dem eigenartigen Stempel der Legion I Martia erfolgte die Erbauung dieser Werke unter Kaiser Diokletian (284—305 n. Chr.).

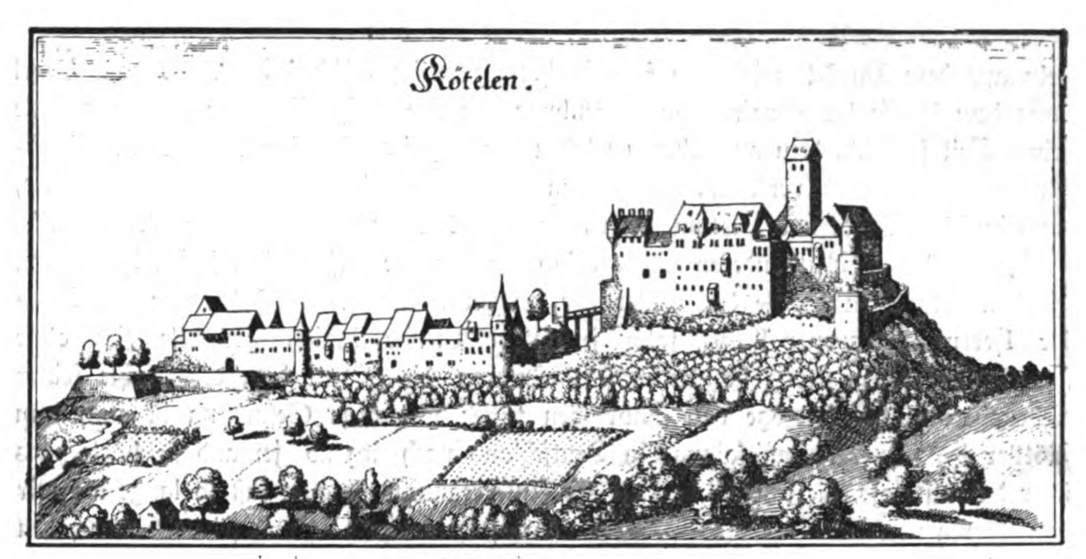
Die Alemannen verteidigten jedoch ihre neue Heimat tapfer und wehrten alle erneuten Römerangriffe mannhaft ab. Lernen wir von diesen entschlossenen, sich ihrer Kraft bewußten Urahnen, was ein starker, zäher Wille zu leisten vermag. Noch rollt dasselbe Blut in unseren Adern, noch beseelt derselbe Geist unseren Körper, aber aus dem Norden des deutschen Landes kommend, sucht der Geist des Klassenkampfes, des Egoismus und der parteilichen Zerrissenheit immer mehr in unsere Reihen einzudringen. Treten wir diesem bösen inneren Feinde mit aller Energie entgegen und kämpfen ihn nieder, dann wird es uns sicher gelingen, das schmähliche Joch fremder Tyrannei abzuwerfen und uns als freies Volk wieder der Heimat zu freuen.



7. Der Ziegelstempel von Wyhlen

(Druckstöcke: Aus dem Denkmälerarchiv des Badischen Landesmuseums)





1. Schloß Rötteln, nach Merian

Aus der Geschichte der freien Herren von Rötteln

Von Otto Roller, Karlsruhe

Wem ist nicht, wenn er das schöne Wiesental durchwandert, die mächtige Ruine von Rötteln aufgefallen, wem ist dabei nicht der Wunsch gekommen, über diese Burg und ihre Herren in der romantischen Ritterzeit etwas zu erkunden! War doch auf ihr im Mittelalter ein Geschlecht angesessen, das dem Namen, dem Wappen nach wohlbekannt, aber in seiner Geschichte trotz der achtungswerten Versuche der alten badischen Geschichtsschreiber Schöpflin und Sachs recht unerforscht geblieben ist, bleiben mußte, da der beste Teil seines Archives im Bauernkrieg 1525 in Flammen aufgegangen und die spärlichen chronikalen Aufzeichnungen aus jener frühen Zeit nur weniges und ganz unzusammenhängendes von diesem Hause erwähnen. Nur der phantasiereiche Roman von K. Papke, Die Letzten von Rötteln, versucht mit freundlicher Dichtung diese Lücken auszufüllen. Die ungleich glänzendere Geschichte ihrer Erben, der Markgrafen von Hachberg-Sausenberg und der von Baden hat ihr Andenken verhüllt. Kein Denkmal, kein Grabstein gibt mehr Kunde von ihnen, die prächtige Burg, wie sie sich heute noch in ihren Ruinen großartig darstellt, deren Bild vor der Zerstörung uns Merian überliefert hat, ist ein Werk ihrer Erben; deren Wappen, nicht das der alten Herren von Rötteln, ist allenthalben in der Burg angebracht. Was der ursprünglichen Anlage angehörte ist, trotz der Untersuchungen in den badischen Kunstdenkmälern noch nicht genügend festgestellt. Nur der mächtige Bergfried mit dem merkwürdigen Namen „der Schwarzwald", entstammt sicher ihrer Zeit.

Der Ort Rötteln und seine Kirche wird schon in der Karolinger Zeit genannt, damals gelangte er in den Besitz des Klosters St. Gallen, das in jenen Frühtagen reichen Grundbesitz im Breisgau erwarb. Dann verschwindet Rötteln für Jahrhunderte aus der Geschichte und erst um das Jahr 1100 taucht ein Edelherr Dietrich von Röt-

teln aus dem Dunkel wieder auf. Es hatte nämlich Bischof Burkhart von Basel (aus dem Hause des Grafen von Neuenburg am See entsprossen) der frommen Sitte seiner Zeit folgend, dem angesehenen Orden der Cluniazenser, der damals im Abendlande mächtig auf die verfallenen christlichen Sitten reformierend und bessernd einwirkte, auch in seiner Stadt und Bistum einen Zugang eröffnet und das Kloster St. Alban in Basel begründet. Mit anderen Edeln ersah der fromme Bischof den freien Herrn von Rötteln zum Schirmvogte der Güter der jungen Stiftung. Daß derselbe den Röttler Herrn vertrauensvoll zu solch frommen Dienste berief, gründete sich ohne Zweifel auf dessen streng hochkirchliche Gesinnung, die er mit dem Geschlechte seiner Lehensherren, der Herzoge von Zähringen teilte; und diese Gesinnung ist auch dem Röttler Hause verblieben, solange in Deutschland noch irgend jemand sie hegte, bis über die kaiserlose, die schreckliche Zeit des Interregnums hinaus, fast so lange als wir von Herren von Rötteln wissen. Den Kaiserhof Heinrichs IV. und seines Sohnes, den der Hohenstaufenherrscher Konrad III., Friedrich Barbarossa, Heinrich VI., Philipp von Schwaben, wie überhaupt fast jede Verbindung mit diesem Geschlechte mieden sie sorgfältig, nur wenn das Interesse von Religion und Kirche sie mit der Reichsgewalt zusammenführte, stellten sie sich wohl unter die Fahnen der Kaiser. So scheinen Sohn und Enkel jenes ersten Dietrich (1103—1123), die gleichnamigen Herren D i e t r i c h II. (1135—1147) und D i e t r i c h III. (1175—1187) am zweiten und dritten Kreuzzuge teilgenommen und dabei ihr Leben dahingegeben zu haben. Dietrich III. hatte vier Söhne hinterlassen: Walther I. und Liutold I., Konrad I. und Dietrich IV., die bei seinem Tode alle noch im zarten Alter standen. Ihr Oheim, der Freiherr Konrad von Tegersfelden, der in den geistlichen Stand getreten war, nahm sich der Frühverwaisten liebevoll an, und als er 1209 den bischöflichen Stuhl von Konstanz bestieg, benutzte er gleich die Gelegenheit für seine Neffen Walther und Liutold von Rötteln, die sich gleich ihm dem Dienste der Kirche gewidmet hatten, bestens zu sorgen.

Der ältere war W a l t h e r I., seine Person, — er ist der erste Röttler Herr, über den wir genauer unterrichtet sind —, tritt uns scharf umrissen aus der urkundlichen Überlieferung entgegen: Ein energischer, tatkräftiger Mann hatte er eifrig gelehrten Studium obgelegen, als ihm sein Oheim 1209 im Domkapitel von Konstanz einführte, und ihm schnell zur höchsten Würde im Bistum nächst der des Bischofs, zu der des Dompropstes verhalf. Freilich hatte er dabei den Widerstand des mächtigen Hauses der Reichstruchsesse von Waldburg-Tanne zu überwinden, die einen der Ihrigen zu dieser Würde befördern wollten. Aber das Eingreifen des Papstes Innozenz III. selbst verhalf dem Röttler Freiherrn Walther zum Besitze der Konstanzer Dompropstei. Bald darauf eröffnete sich ihm die Aussicht auf eine noch höhere kirchliche Würde. In Basel war der Bischof Liutold I. aus dem Geschlechte der Freien von Aarburg (n i c h t von Rötteln) 1213 gestorben. Walther von Rötteln bewarb sich um diesen Bischofssitz und es gelang ihm, anscheinend mit Hilfe König Friedrich II., auch durchzudringen und zwar gegen den Willen des Basler Domkapitels. Friedrich II., an dessen Hof- und Reichstagen er als der „Erwählte von Basel" oft erschien, erkannte ihn bald, noch vor





2. Ansicht des Schlosses Rötteln von der Nordseite mit der Aussicht auf Lörrach

der päpstlichen Bestätigung als Bischof offiziell an, worauf Walther sich in seiner Basler Stellung für gesichert hielt und auf seine bisherigen Pfründen, vorab die Konstanzer Dompropstei, Verzicht leistete. Um sich aber gegen die widerstrebenden Basler Domherren Stützen und Sicherungen zu verschaffen, gab er mehrere Güter des Hochstiftes als Lehen an den Kaiser und an andere mächtige Große der Umgegend und zwar ohne die Zustimmung des Domkapitels einzuholen, so daß die Domherren ein Vorgehen gegen Walther darauf stützen konnten, und eine scharfe Beschwerde an den Papst abgehen ließen. Walther war zusammen mit seinem Oheim Bischof Konrad von Konstanz nach Rom zur Teilnahme am dritten (bezw. vierten) Lateran-Konzil gekommen, das Innozenz 1215 dort versammelt hatte, um über die Wiedergewinnung des heiligen Landes und die mancherlei reformbedürftigen Schäden der Christenheit Beschlüsse fassen zu lassen. Nach Beendigung dieser Beratungen und nach Schluß des Konzils wurde vor dem Gerichte der Kurie über die Klage der Basler Domherren verhandelt, und Innozenz III. entschied dabei gegen Walther, dem er das Bistum absprach. Das war ein schwerer Schlag für denselben. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als an den Hof seines Oheims nach Konstanz zurückzukehren, wo er eine einfache Domherrenstelle erhielt und mit der Zeit auch einige weniger bedeutende Pfründen, die der Oheim vergeben konnte, ein Archidiakonat und die Domscholasterei. Ums Jahr 1230 starb er etwa fünfundfünfzigjährig.

Sein Bruder Luitold I., ein Mann von ganz anderen Charakteranlagen als Walther, war inzwischen ebenfalls vom Oheim als Domherr in Konstanz eingeführt worden und hatte nach Walthers Tode dessen Archidiakonat erhalten. Ihm sollte in Basel glücken, was dem Bruder versagt gewesen war. Nach dem Tode des Bischofs Heinrich II. von Thun 1215—1238, der an Walthers Stelle in Basel eingesetzt war, wurde Liutold zu seinem Nachfolger gewählt (1238) und in seiner milden, friedfertigen Art führte er die Regierung des Bistums mit Geschick und Erfolg. Aber die Zeiten erforderten damals andere, härtere Eigenschaften, als Liutold sie besaß. Der Streit zwischen Kaiser und Papst hatte immer schärfere Formen angenommen, und Liutold als treuer Sohn seines Geschlechtes und der altererbten Traditionen desselben war trotz der schlimmen Erfahrungen seines Bruders Walther voll und ganz auf die Seite des Papstes getreten und beteiligte sich aufs eifrigste am Kampfe gegen den Kaiser Friedrich II., den er sogar auf dem für Deutschland allezeit berüchtigten Konzil, das Innozenz IV. 1245 nach Lyon berufen hatte, bannen und auf Zeit und Ewigkeit feierlich verfluchen half. Als er aber aus Lyon zurückgekehrt, den Kampf gegen Friedrich II. und dessen Anhänger energisch im Sinne des Papstes aufnahm, empörten sich seine kaisertreuen Bürger von Basel gegen ihn, stürmten den bischöflichen Palast, verbrannten ihn aufs gründlichste und vertrieben den Bischof mit seiner Geistlichkeit (1247). Liutold nahm sich diesen Aufstand so zu Herzen, daß er krank wurde. Ohne seine Gesundheit abzuwarten, setzte ihn Papst Innozenz IV. wegen „Nachlässigkeit und Unfähigkeit" ab. Liutold suchte vergebens sich dagegen zu wehren. Der Papst ließ ihn fallen und Liutold mußte schließlich ganz abdanken (1248). Im Januar des folgenden Jahres ist er dann gestorben. So war auch der zweite Röttler Herr aus dem allzeit frommen, kirchen- und papsttreuen Geschlechte gescheitert, von der Kurie, der er willig gedient, in deren Dienst er sich aufgerieben hatte, als abgenutztes und unbrauchbares Werkzeug zur Seite geworfen.

Von Konrad I. und Dietrich IV., den weltlich gebliebenen Brüdern dieser beiden geistlichen Herren ist wenig überliefert. Der jüngere, Dietrich, hatte bei der Erbteilung die Burg Rotenberg bei Wieslet erhalten und darauf eine eigene Seitenlinie des Stammes begründet, die sich unter Beibehaltung des Wappenbildes nach dem neuen Sitze von Rotenberg nannte. Im Jahre 1248 war er bereits gestorben, wohl jung oder doch jünger an Jahren, denn die beiden Söhne, die er hinterließ, Dietrich V. und Konrad II. von Rotenberg waren damals noch unmündig. 1252 erscheinen sie dann als handlungsfähig, woraus zu schließen ist, daß sie etwa 1237 und 1238 geboren waren. Konrad II., der jüngere von beiden, war nach den spärlichen Nachrichten, die über ihn erhalten sind, seinem Oheim, Konrad I., dem Stammesältesten und überhaupt seinen Geschlechtsvettern von Rötteln freundschaftlich zugetan. Anders sein älterer Bruder Dietrich V. († 1278) und dessen Gemahlin Adelheit, eine verwittwete Frau von Lichtenberg, die ihrem Oheim und den Vettern von Rötteln feindlich gesinnt waren und, als sie kinderlos blieben, und ihr Haus zu erlöschen drohte, die Erbschaft den Vettern zu entziehen bedacht waren, weshalb sie über Lehen und Eigengut entsprechende



Bestimmungen trafen, und andere Verwandte und Freunde sowie für die Lehensgüter den Bischof von Basel als Lehensherrn zu Erben einsetzten. Aber die Vettern von Rötteln wußten die Erbschaft in einer großen Fehde (1279), die sich vornehmlich gegen den mächtigsten der Erben, den Bischof von Basel richtete, mit Waffengewalt zu erkämpfen. Heute ist die Burg Rotenberg die auf einem Berge über Wieslet ganz im Walde versteckt liegt, bis auf ein paar Mauertrümmer vergangen; eine Sage, von einem Burgfräulein und ihrem Freier, einem Herrn von Wehr, gibt die letzte undeutliche Kunde von diesem fast ganz verschollenen Zweige der Herren von Rötteln.

Die Hauptlinie des Geschlechtes führte der ältere Bruder Konrad I. fort. Die wenigen erhaltenen Nachrichten über ihn lassen ihn als einen billig denkenden, wohlwollenden Manne erkennen, der freilich die Güter seines Hauses zusammenzuhalten verstand. Seine Gemahlin war eine Tochter des Grafen Ulrich von Neuenburg am See, Herrn von Aarberg, und Schwester des Bischofs Heinrichs III. von Basel (1262—74), der seinen Neffen Liutold II. von Rötteln, den oben bereits erwähnten Domherrn von Basel, in seiner kirchlichen Laufbahn fördern half. Konrad starb etwa 1260 und ward in Schopfheim beigesetzt, das wohl durch ihn zur Stadt erhoben war und mancherlei Guttaten empfangen hatte. Seine Söhne, Otto, Walther II. und der eben genannte Liutold II., hatten die Nachteile einer Güterteilung und die unerfreulichen Folgen eines Bruderzwistes durch ihren Vetter Dietrich V. bereits zur Genüge kennen gelernt. So behielten sie ihre Herrschaft in schönster brüderlicher Eintracht ungeteilt in gemeinsamer Verwaltung. Walther II., der nur selten genannt wird, scheint frühe und unvermählt, jedenfalls ohne Söhne gestorben zu sein. 1265 begegnet er uns zum letzten Male als lebend, in einer Urkunde von 1270 wird sein Name noch einmal erwähnt, aber es ist nicht sicher, ob er damals noch am Leben war. 1272 ist er bereits tot. Von Otto von Rötteln berichten uns viele Nachrichten, doch geben sie uns kein zusammenhängendes Lebensbild dieses Mannes. Die alte hochkirchlich-kuriale Einstellung des Geschlechtes war durch die Zeiten, die Vernichtung des Hohenstaufenhauses und der deutschen Kaisermacht, durch die langsam immer deutlicher werdende Ohnmacht ihres hartnäckigen Gegenspielers, des Papsttums während und nach dem Interregnum gegenstandslos geworden. Fromme Stiftungen waren damals bei dem im allgemeinen verarmenden freien Herrenstande außer Brauch gekommen — von den Herren von Rötteln ist merkwürdigerweise überhaupt keine derartige größere Stiftung bekannt, sie blieben denn auch reiche und mächtige Herren bis zu ihrem Aussterben — so fehlt jetzt in der Geschichte dieser Geschlechter gänzlich jeder größere Zug, nur die Sorge um den Besitz des Hauses ist gewöhnlich wie auch bei den Herren von Rötteln der einzig erkennbare Beweggrund der überlieferten Rechtshandlungen. Freilich zu Unrecht besessenes Gut, was durch die verwirrten Rechtsverhältnisse jener Zeit leicht und ohne Verschulden einer Partei bei den so verschiedenartigen Besitztiteln, ob Eigen, Lehen, Pfand, Vogteigut, namentlich bei letzterem leicht eintreten konnte, gab Otto, wie überhaupt die Herren seines Geschlechtes, wenn das Recht des anderen erwiesen war, gutwillig zurück, aber seine eigenen Rechte war er ebenso schnell bereit mit dem Schwerte

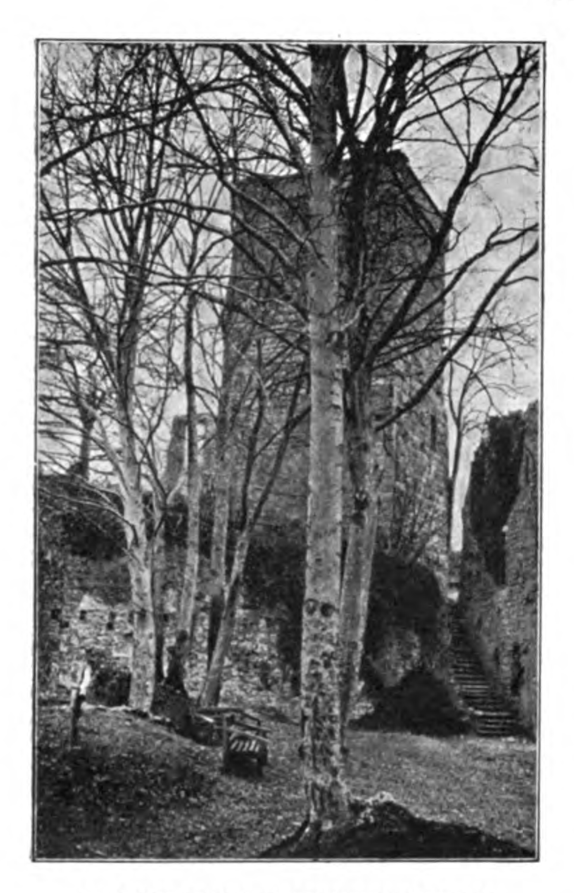


zu verteidigen. So erkämpfte er in jener großen Fehde 1279, die sogar ihren Niederschlag in den zeitgenössischen Chroniken fand, sein Recht auf die Rotenberger Erbschaft, eine Fehde, die freilich sein persönliches Verhältnis zu seinem bischöflichen Lehensherrn von Basel dauernd verdorben zu haben scheint. So trat er für seine Lehensmannen, die Münche auf Landskron ein, als die Vitztum von Basel ihnen den Berg Landskron streitig machen wollten, und der Graf von Pfirt sich in diesen Streit einmischte. Auch hier verfocht Otto als Lehensherr und Eigentümer des Berges sein gutes Recht mit siegreichem Schwerte, und als es ihm gelang, den Grafen zu fangen (1299), war die Fehde und der Streit entschieden. Bisher hatte sein Geschlecht abseits von den Habsburgern gestanden, die kaisertreu und staufisch gesinnt, grundsätzlich anders eingestellt waren. Die Rotenburger Fehde von 1279 hatte Otto von Rötteln mit dem Bischof von Basel, wie gesagt, dauernd entzweit, und damit dem alten Widersacher desselben, dem Grafen Rudolf von Habsburg, dem nunmehrigen Könige (seit 1273) genähert, der nun ihm und seiner Herrschaft sein Wohlwollen zuwandte, ihm gelegentlich dieselben Vorteile einräumte, die er seinen eigenen Herrschaften vorbehielt. So verbot er z. B. den Kleinbaslern bei einer Privilegienerweiterung, dieselbe auf diejenigen ihrer Mitbürger auszudehnen, die österreichische oder Röttler Untertanen waren (1285). Später trat Otto von Rötteln ganz in Habsburgische Dienste und wurde Landvogt König Albrechts I. in Rheinfelden (1300), eine Vogtei, deren Rechte er mit Energie wahrnahm und auszudehnen suchte, wobei er allerdings in mancherlei Mißhelligkeiten mit den Nachbarn geriet. Auch zu den Markgrafen von Hachberg, die früher ebenfalls zur Gegenseite gehört hatten, knüpfte Otto damals freundschaftliche Beziehungen an und gab sogar dem einen von ihnen, dem Markgrafen Rudolf, dem Begründer der Linie auf Sausenberg seine Tochter zur Ehe (1298 oder kurz vorher). 1304 begegnet er uns zum letzten Male als lebend, 1307 war er schon tot. Er hatte ein Alter von etwa 70 Jahren erreicht. Sein einziger Sohn W a l t h e r III. beerbte ihn, aber stand nur kurze Zeit, einige Jahre neben seinem Oheim Liutold als Mitherr von Rötteln, als er plötzlich im Jahre 1310 starb, der letzte weltliche Herr des Röttler Geschlechts, im besten Alter von kaum 35 Jahren, ohne direkte Erben zu hinterlassen. Seinen Anteil an der Herrschaft Rötteln erbten seine Schwester und sein Schwager, Markgraf Rudolf I. von Hachberg-Sausenberg, der seitdem neben dem Dompropst Liutold als Mitherr von Rötteln erscheint.

Als letzter seines Stammes war nur noch L i u t o l d II., Bruder Ottos übrig geblieben, der um 1228 geboren, nun schon ein hochbetagter Mann geworden war und 70 und mehr Jahre in dem Dienste der Kirche gestanden hatte. Schon 1241 bezw. 1243 erscheint er als Domherr von Basel, von seinem Oheim, Bischof L i u t o l d, daselbst eingeführt. In zahlreichen Urkunden, bei Vergleichen und Verträgen als Zeuge genannt, sehen wir ihn langsam aber stetig aufrücken, zum Archidiakon des Frickgaues (1265), womit er die höheren Weihen erlangte, dann, zwölf Jahre später, zum Großarchidiakon von Basel (1277), dessen Sondergerichtshofe er eine außergewöhnliche und auch gute Einnahmen abwerfende Bedeutung zu geben wußte. 1286 erhielt er die



Propstei von Münster-Granfelden (im Berner Jura), im Jahre darauf wird er auch Erzpriester von Basel genannt, eine Stellung, welche die Priesterweihe erforderte und die wohl hier wie anderwärts mit dem Großarchidiakonate verbunden war. Im Januar 1289 wurde er dann, sechzigjährig, nach den Begriffen seiner Zeit schon ein Greis, zum Dompropst von Basel gewählt, welche Würde er über ein Vierteljahrhundert inne haben sollte. Daneben besaß er noch viele andere Pfründen. Er war Domherr in Konstanz, Pfarrherr von vielen Kirchen; die meisten Pfarrkirchen seiner väterlichen Herrschaft Rötteln waren ihm nach und nach übertragen worden. 1275 besaß er elf derselben, die ihm 332 Pfund Pfennige, d. h. fast achzehn Kilogramm feines Silber jährliche Einnahme einbrachten, was damals dem Werte und der Kaufkraft von etwa 2000—2500 goldenen Zwanzigmarkstückchen entsprach. Die Einkünfte seiner beiden Propsteien und der Konstanzer Domherrenpfründe — die andere Basler Pfründe, das Großarchidiakonat hatte er bei der Wahl zum Dompropst satzungsgemäß aufgegeben — sind unbekannt, waren aber sicherlich bedeutend höher als diese pfarrherrlichen Einkünfte. So lebte er, meist in Basel, in seiner Kurie residierend ein beschauliches Leben als reicher und vornehmer Domherr, ein Mäcen der Dichter, als welchen ihn Konrad von Würzburg († in Basel 1287) in dankbarer Ehrerbietung und mit vielen guten Wünschen feiert, oft als Vermittler oder Bürge angegangen, immer bereit Streit zu schlichten, Frieden zu stiften, eine ehrwürdige Erscheinung, die allgemeiner Liebe und Achtung genoß und allenthalben des höchsten Vertrauens für wert gehalten wurde. So übertrug ihm der Bischof Peter II. von Basel, der gegen Liutolds begründete Ansprüche (s. unten) das Bistum erhalten hatte, und der seitdem auch politisch in etwas gespanntem, jedenfalls gegensätzlichem Verhältnis zu diesem stand, gleichwohl für anderthalb Jahre (1298—1299) die Regierung des Stiftes als seinem Administrator und Stellvertreter, als er zur Ausübung seines böhmischen Kanzleramtes und aus anderen politischen Gründen längere Zeit abwesend sein mußte, und die Mönche von Murbach, einer Abtei, die zu Liutold schon von früher her in einem besonderen Freundschaftsverhältnis stand, betrauten ihn mit der Wahl eines neuen Abtes für ihr Kloster (1299). Selten finden wir ihn außerhalb Basels, einmal in Konstanz, als ihm dorthin Geschäfte als Domherr von St. Merian daselbst riefen, bisweilen in seinem Chorherrenstift in Münster, in dessen Geschäften ihn wohl sonst der Chorherr Johann Harebold vertrat. In seinen jüngeren Jahren hatte er auch die Verwandtschaft von Mutterseite in Welsch-Neuenburg und Grandson gerne gepflegt, und bis ins Alter diese Beziehungen aufrechterhalten. Ein Mann des Friedens tritt er aus allen diesen Nachrichten uns entgegen. Nur einmal sehen wir ihn in Fehden verwickelt, da ihm in der Sylvesternacht 1272 das Mißgeschick widerfuhr, in der bischöflich Basler Burg Wehr gefangen zu werden, als Graf Rudolf von Habsburg, eben der spätere König, dieselbe durch Verrat eines Bauern namens Wolf einnahm. Aber das war eine besondere Ausnahme, scheint er sich doch nicht einmal an der großen Fehde seines Bruders um das Rotenberger Erbe (1279) beteiligt zu haben, auch nicht an der gegen den Grafen von Pfirt (1299). Vielmehr bemühte er sich Fehden und Streit zu verhindern, und den Frieden zu erhalten. So

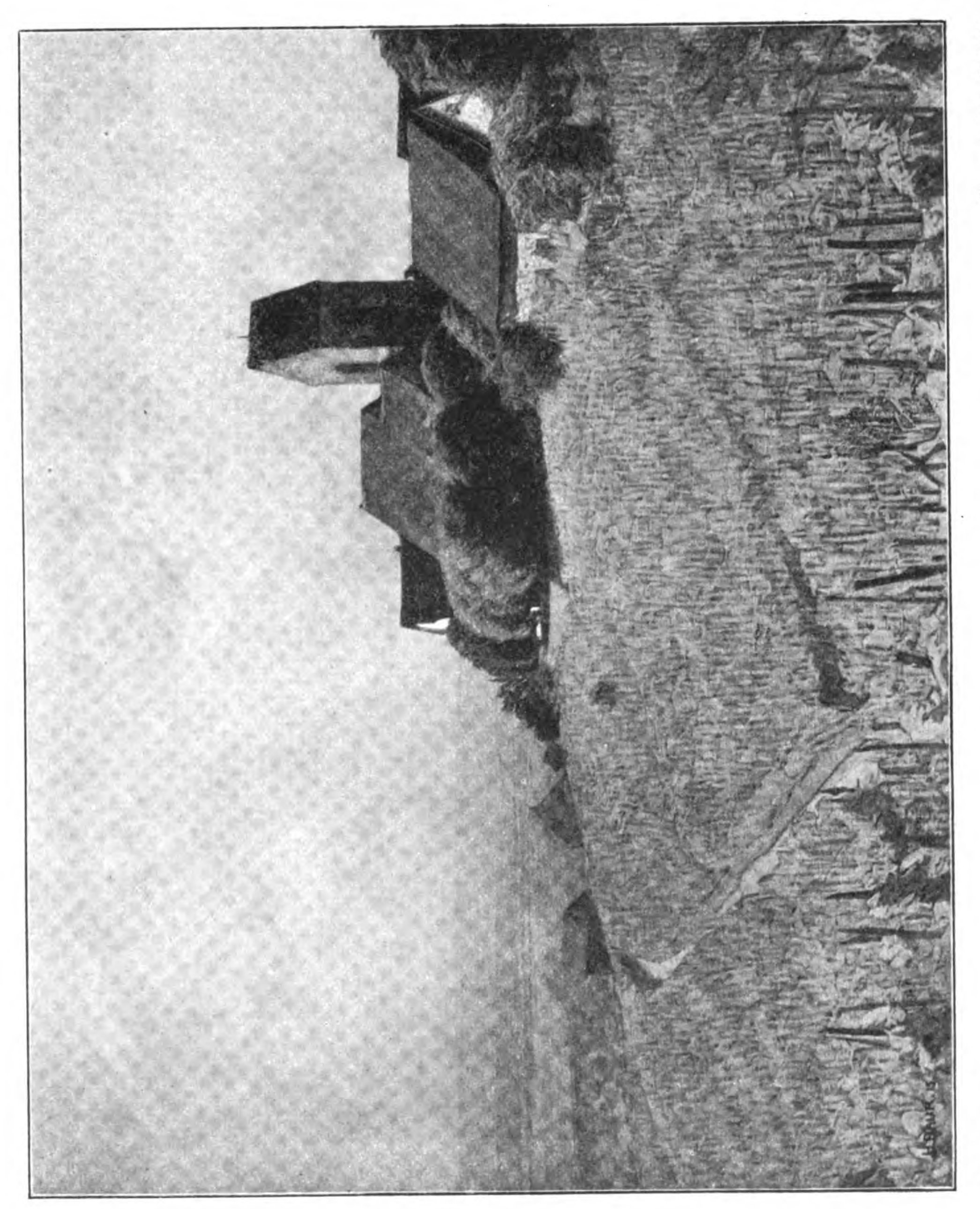


3. Röttler Schloß, Burghof und Bergfried

war es nur ganz natürlich, wenn immer wieder bei Stuhlerledigungen in Basel sich die Blicke auf diesen vornehmen, reichen, mächtigen und dabei so milde und friedfertig denkenden Mann richteten. 1296 wurde er auch nach dem Tode des Bischofs Peter Reich wirklich gewählt. Doch das Domkapitel hatte die Wahl nicht einstimmig vollzogen und ein Gegenkandidat erhielt auch eine Anzahl Stimmen. Papst Bonifaz VIII. benutzte gleich diese Gelegenheit, beide Gewählte zum Verzichte zu zwingen, um seinen Günstling, den Arzt Peter Aspelt als Bischof in Basel einzusetzen.

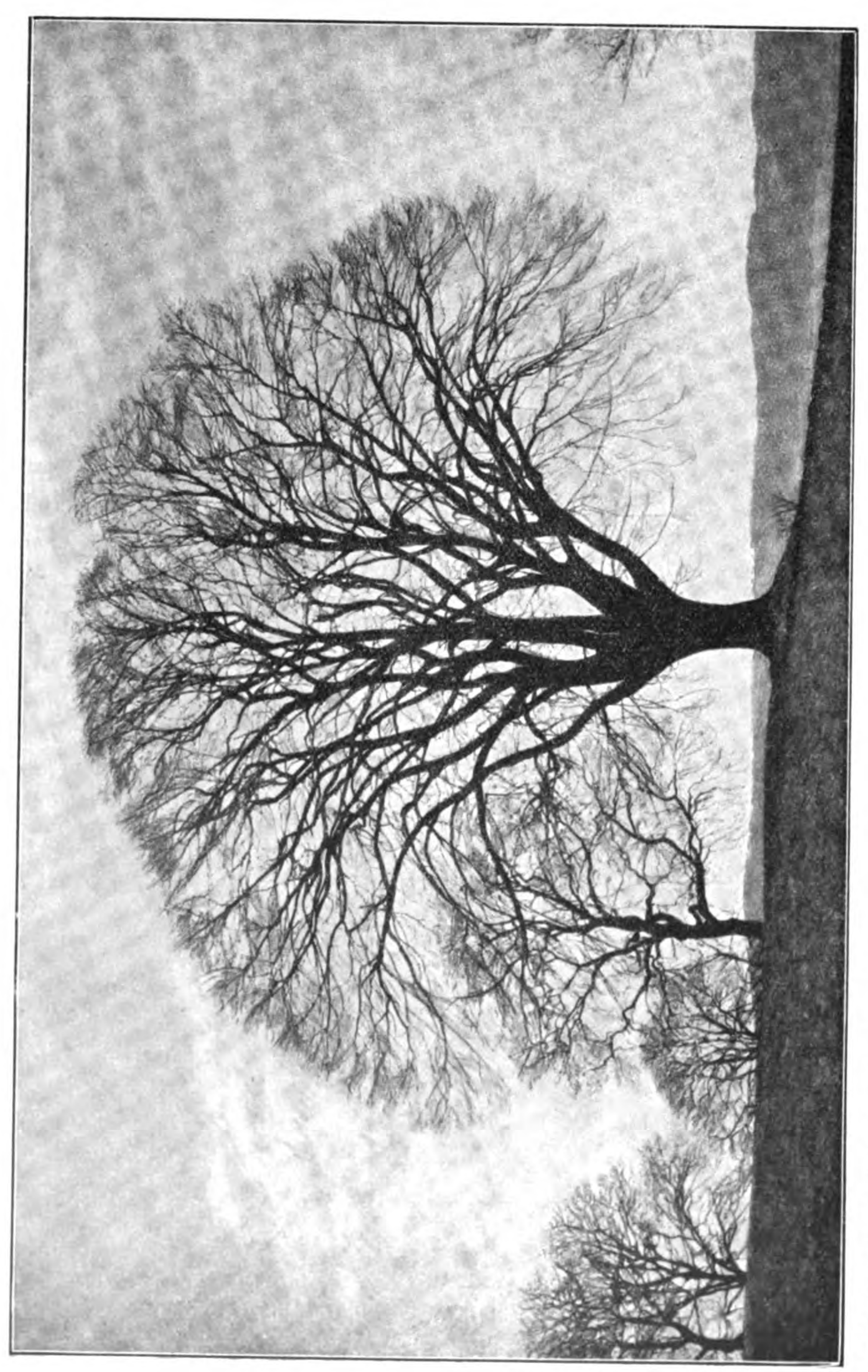
Seitdem gab es lange für das Domkapitel keine Gelegenheit mehr zur freien Bischofswahl. Peter Aspelt wurde 1306 vom Papste nach Mainz befördert und Basel mußte einen andern Günstling der Kurie, den unfähigen und unreifen Otto von Grandson, bisher Bischof von Toul, einen Stockwelschen, der nicht einmal deutsch verstand, sich aufdrängen lassen. Dieser starb 1309 auf einer Gesandtschaftsreise, von König Heinrich VII. an Clemens V. nach Avignon abgeordnet, an die Kurie, und derselben fiel dadurch abermals das Recht zu, das Bistum Basel zu besetzen, und wiederum wurde ein welscher Günstling des Papstes Clemens V., der Bischof Gerhard von Lausanne, nach Basel bestimmt. Das aber wollte das deutschgesinnte Domkapitel mit der ganzen Diözese sich nicht bieten lassen, einmütig erwählten sie Liutold von Rötteln, dem die gesamte Geistlichkeit des Stiftes, alle Städte, Burgen und Vasallen sofort fest anhingen, und in zweijährigem energischen Kampfe (1309—1311), durch heilige Eide fest zusammengeschmiedet, verwehrten sie dem welschen Bischof den Eintritt in das Bistum Basel, ohne daß der Papst etwas Erfolgreiches dagegen tun konnte, oder der Kaiser etwas dagegen tun mochte. Ersterer war allerdings sehr aufgebracht und schleuderte seine stärksten Bannstrahlen gegen alle Widersacher Gerhards, vorab gegen Liutold. Der Sieg fiel Gerhard schließlich nur

Abbildung 3 ist mit gütiger Erlaubnis des Verlages von W. Maurath, Lörrach, veröffentlicht aus dem Album „Röttlerschloß“.



Oetlingen
(Nach einem Ölbild)

Hermann Daur



„Die Linde“ in Tüllingen (Amt Lörrach) Hermann Daur

dadurch zu, daß gerade mitten in diesem Kampfe der letzte Freiherr von Rötteln, Walther III., der Neffe Liutolds plötzlich starb und das Geschlecht damit am Erlöschen war. Denn nun trachteten die österreichischen Herzöge, die sich überall in Schwaben und am Rheine gerne auf Kosten der kleinen Herrschaften auszubreiten suchten, auch dieses schöne Land oder wenigstens Teile davon an sich zu ziehen, auf die sie von den alten Rotenberger Miterben Ansprüche erkauft hatten. Liutold sah sich dadurch genötigt, vom Bischofsstreite abzustehen und Friede mit Gerhard zu machen. Mittlerweile war er auch über 80 Jahre alt geworden und sehnte sich nach Frieden, den er ja immer geliebt und gefördert hatte. Noch einige Jahre blieb er in seinen geistlichen Würden, bis er die Diözese und seine treuen Anhänger mit Gerhard versöhnt hatte, dann dankte er 1315 in allen seinen kirchlichen Ämtern ab. Körperlich wohl erschöpft, aber geistig noch völlig frisch und rüstig, starb er fast 90jährig, im folgenden Jahre 1316 am 19. Mai, von allen hoch geehrt, aber noch im Tode mit dem päpstlichen Bannfluche beladen. Das Erbe konnten die Markgrafen von Sausenberg fast unverkürzt, wie es ihnen Liutold zugedacht hatte, gegen die anderen Mitbewerber für sich behaupten.

So ging das allezeit kirchliche und fromme Geschlecht in seinem sympathischsten Vertreter im Zwiespalt mit der Kirche dahin, der es immer so treu, selbst gegen die Interessen des deutschen Vaterlandes angehangen hatte, zuletzt doch diesen dienstbar geworden, für den rückschauenden Betrachter ein tragisches Ende, ein unharmonischer Ausklang, wozu der Zwiespalt zwischen den Forderungen der Nation und der frommen Überzeugung die Edelsten dieses edlen Hauses und das ganze Geschlecht geführt hatte.





Ansicht Basels nach einem Holzschnitt in Braun u. Hogenberg, 1577
(Aus dem Basler Staatsarchiv)

Basel und die badische Markgrafschaft

Von Rudolf Wackernagel, Basel

Von Beziehungen der Stadt Basel zur badischen Markgrafschaft ist nur spät zu reden möglich.

Nach den ersten Zeiten langsam aufdämmernder Geschichte zeigen die frühesten erkennbaren Zustände dieses Gebietes uns als Hoheiten und Herrschermächte das Reich, das Bistum Basel, die Herzöge von Zähringen. Bis, seit dem elften Jahrhundert, alte Zusammenhänge allmählig untergehen, Ureinheiten gelöst werden. Indem aus dem Zähringer Hause der Ahnherr der Badenmarkgrafen, Hermann, hervortritt, dann mit seinem Nachkommen Heinrich die Linie der Markgrafen von Hachberg, mit Heinrichs Enkel Rudolf 1306 die Linie der Markgrafen von Hachberg-Sausenberg beginnt und diesem 1315 die Herrschaft Rötteln zufällt, — werden schärfere Züge, klarer umrissene Formen sichtbar. Von da an ist der Begriff der Markgrafschaft, mit dem wir es hier zu tun haben, als Gebiet des Hauses Hachberg-Sausenberg-Rötteln in der Hauptsache abgeschlossen.

Neben dieser Herrschaft nun stand, durch die Jahrhunderte und alle Wandelungen politischen und rechtlichen Lebens mit voller Macht auf sie wirkend, die Stadt Basel. Zwischen der Gebirgswelt und der Rheinebene und zugleich an der Stelle gelegen, wo die Gegensätze Deutsch und Wälsch sich treffen, war Basel von jeher den ringsum liegenden Landen wichtig und unentbehrlich. Die zentrale Macht des Oberrheins, in der Kraft unvertilglichen Eigenwesens jedem Bedürfnisse dieser Gebiete die Befriedigung und jeder Not die Hilfe bietend, als Burg, als Brücke, als Markt, als Schatzkammer, als Schule und Gotteshaus. Diese ganze Summe von Bedeutung bestand und war anerkannt über alle Grenzen und Herrschaftsverhältnisse hinweg, so daß fast unberührt vom geschichtlichen Gange der alte Anfangszustand noch immer wirkte, da Basel der erste Ort am Oberrheine gewesen war, von ihm aus die ganze Gegend Licht und Leben empfangen hatte.

Dem Nebeneinanderleben so starker Gewalten zuzusehen, ist fesselnd. Stadt und Land, Bürgertum und Fürstenmacht, altes Gebilde und neue Schöpfung sind einander gegenübergestellt. Zwei äußerlich geschiedene Welten, aber nicht in ruhig beharrender Scheidung. Unzählige sowohl rechtliche als wirtschaftliche Notwendigkeiten machen sich geltend und drängen bald zu Hemmungen und Sperrmaßregeln der Obrigkeiten, bald zu einendem Verkehre.

Wir erinnern hierbei an die Verhältnisse des aus der Wiese abgeleiteten Klein-Basler Teiches (Gewerbekanals) und das Recht der Klein-Basler Interessenten, in Zeiten von Dürre die Wässerungen im Wiesental abzustellen; weiterhin an den Transit auf der großen Klein-Basel vorbeiführenden Straße und den Straßenzwang, den Basel durch seine beim Horn und in Eimeldingen postierten Wartleute auf ihr ausübte; an die den Basler Gewerben zur Konkurrenz errichteten Papiermühlen in Lörrach und Maulburg c. 1570 und Passamenterhausmanufakturen in Haltingen und andern Dörfern c. 1660; an die markgräfliche Tabakadmodiation 1697, die den Untertanen jeden Ankauf von Tabak in Basel verbot; an die Zölle hüben und drüben und in deren Bereich an die in weit zurückliegende Zeiten weisende Zollfreiheit in Basel von sechzehn markgräflichen Dörfern.

Namentlich aber ist an den Rechtsverkehr zu denken. Basels Akten über seine Beziehungen zur Markgrafschaft handeln massenhaft von Privatansprachen und Schuldsachen, von Arresten, Zitationen, Insinuationen, Requisitionen, von Jurisdiktionsstreitigkeiten. Heute ist dies alles geordnet in einer Form, die als die einzig mögliche, die ohne weiteres natürliche gilt. Aber viele Jahrhunderte vorher haben auch gelebt, haben Rechtssicherheit und gutnachbarliches Sichvertragen und Auskommen gesehen unter der Herrschaft ganz andrer Regeln und Ordnungen. Da residierte in Basel auf dem Münsterplatze das Hofgericht des Officials, das Forum war nicht nur für die Bischofsstadt, sondern für weites Land ringsum, auch auf dem rechten Ufer des Rheines, als Tribunal für Rechtsstreit und als Beurkundungsinstanz. Daneben mochten Basler



Kreditoren und Schuldner in der Markgrafschaft das Hofgericht des Bischofs von Konstanz und dessen Filiale in Klein-Basel brauchen. Außerdem aber wurde zu Vereinfachung der Sache durch Abrede des Basler Rates mit Markgraf Philipp 1490 ein eigenes markgräfliches Tribunal in Basel selbst eingerichtet, das die Befugnis hatte, alle Klagen von Baslern um Handschulden gegen Markgräfler anzunehmen und die Schuldner mit Gerichtszwang nach Basel zu laden. Es geschah dies zu den alle vierzehn Tage im markgräfischen Hof an der Augustinergasse stattfindenden Sitzungen; kein Geringerer als Sebastian Brant wår hier jahrelang Richter. Aber nicht genug damit. Seit 1483 besaß Basel noch das Gericht des sogenannten Conservatoriums, vor welches gemäß päpstlicher Spezialverfügung alle Basler Schuldklagen wider Bewohner der rechtsrheinischen Lande gebracht werden konnten.

Das Lebendige ist nun aber, daß außer diesen in der Mehrzahl geistlichen Gerichtshöfen auch die weltlichen Gerichte Basels Kompetenz für das Markgrafenland hatten. Schon frühe begegnet uns diese Nachbarschaft im Buche des Klein-Basler Schultheißengerichts; nicht nur Riehen, auch das übrige Hinterland der Stadt bringt Geschäfte und Streitigkeiten in Menge vor diese Schranken. Alte Zusammenhänge wurden hierbei lange festgehalten, und selbst gerichtsorganisatorische Verhältnisse der frühesten Zeit konnten noch nachwirken. So der Rechtszug, der vom Gericht in Istein an das Klein-Basler Gericht ging, herrührend aus der Zeit, da der Basler Bischof hier wie dort die Gerichtsherrschaft besessen hatte. Daß noch 1465 der Richter zu Istein die Parteien gen Minder Basel an die alten Malsteine vor St. Niclaus oder im Rappoltshofe wies und daß das Klein-Basler Stadtgericht diesen Zug annahm und tatsächlich als Obergericht auf dem Stein im Rappoltshof urteilte, war nicht eine Seltsamkeit, sondern ein wieder aufgegriffenes Überbleibsel uralter Zustände. Die Teilung sodann der Klein-Hüninger Jurisdiction zum Neuen Hause zwischen Basel und dem Markgrafen nebst der Organisation dieses Gerichtes wurde nach langem Streiten 1488 durch einen Vertrag geregelt. Und zum schönen Schlusse, wie reich bewegt, wie vielformig, wie frei und praktisch war das Verfahren am Groß-Basler Stadtgericht auch in Sachen des Markgrafenlandes. Dabei erwiesen sich z. B. die Verkündungen dieses Gerichtes, durch die noch in später Zeit draußen wohnende Debitoren kurzerhand vor das hiesige Forum geladen wurden, als ein gutes Stück alten baselischen Oberrheinlebens. Nicht um eine prinzipielle Rechtsordnung in der Art der Verfahren vor Official und Conservatorium handelte es sich dabei, sondern um eine Praxis, die altherkömmlich war und noch immer Stand hielt, weil sie dem ohnedies für so vieles auf Basel angewiesenen Volke paßte und die Landesgewalten der Sache den Lauf ließen.

Im Ganzen der Beziehungen hebt endlich sich als eigenartige und mächtige Einzelheit hervor der Basler Besitz von Gütern und Rechten im Badischen. Dabei war das Wichtigste der Besitz baselischer Gotteshäuser, zum Teil sehr alt und in die Anfänge städtischen Kirchenwesens zurückreichend. An Wesen und Bestand so mannigfaltig als möglich. Es waren Besitzungen aller Art, Eigengüter, Zins- und Zehnt-

rechte, als wichtige Objekte die Collaturen; solche Patronatsrechte Basels bestanden in Egringen, Eimeldingen, Hauingen, Kandern, Kirchen, Lörrach, Märkt, Maulburg, Weil. In den vielen Tausenden der diesem Besitze geltenden Urkunden Basels, dann in den zahllosen Berainen, Heischrödeln, Zinsabteilungen, Zehntenverzeichnissen usw. alter Zeit findet heute der Markgräfler die Geschichte großer Teile seines Landes. Da zeigen sich ihm alle die Dorfaltertümer; da erscheinen Kirchen und Pfarrhäuser, Zehntenscheunen, Trotten, Mühlen; da kommen die Pfarrherren und die Meier, die Zehntenknechte, die Bannwarte; da breiten sich die Fluren, die Äcker und die Weiden, die Rebberge, die Waldungen. Und allenthalben über diese vertrauten Erscheinungen der Heimat sind die Rechte Basels gespannt, regt und rührt sich das ehrwürdige und doch immer neue Leben dieser Wirtschaft, in der die mächtige Stadt und das schöne Land einander verpflichtet sind. Das St. Petersstift, die Klöster Klingental, Karthaus, St. Alban, das Spital erscheinen als die stärksten Berechtigten; aber auch alle andern Klöster Basels haben in der Markgrafschaft ihre Güter und Gefälle. Das ganze Oberland ist unaufhörlich bewegt durch das Hin und Her dieses Gutsbetriebes, die Lieferungen nach Basel, die Besuche der Zinsherren und ihrer Beamten, das Leben der Meierhöfe. In der schönen bilderreichen Rechtssprache vernehmen wir die Satzung, die auf diesen Höfen gehegt und geübt wird, sehen wir die uralten Bräuche, die da noch lange gelten, das Herrengefolge mit den Jagdfalken, die weißen Handschuhe, das Gürtelmaß usw. Bis auch in diesen Dingen und im Gesamten der Basler Güter und Gefälle moderne Formen Geltung erlangen, die Verwaltungen zentralisiert, zuletzt die Rechte überhaupt abgelöst oder sonstwie liquidiert werden.

Neben dem Land und seinen Bewohnern ist hier an seine Fürsten zu denken. Auch für die Markgrafen war Basel jahrhundertelang „die Stadt", wo die Lebensinteressen der gesamten oberrheinischen Lande, der Fürsten und der Herren so gut als der Bauern, zusammentrafen. Wir beachten dabei die Entwicklung wie der Angehörigen des Fürstenhauses so ihrer Herrschaft und so ihres Verhältnisses zu Basel. Figuren begegnen uns zuerst, die nur um ihrer Namen und Jahreszahlen da zu sein scheinen; bis dann Gestalten wirklichen Lebens auftreten: Markgraf Rudolf IV., klug und zäh, mit Basel beständig über Nachbarschafts- und Grenzverhältnisse zankend; sein Sohn Wilhelm, ein schlechter Haushalter und infolgedessen an Österreich verfallen, als dessen Landvogt er zum rücksichtslosen Gegner Basels wird. Erst unter Markgraf Philipp kommt es 1488 zur vertraglichen Beilegung all des zwischen der Stadt und den Fürsten aufgesammelten Haders, unter ihm auch zum Erbvertrage mit den nördlichen Markgrafen, 1490, kraft dessen nach dem Aussterben der Sausenberger 1503 erst Christoph, dann Ernst Nachbarn Basels werden.

Zur gleichen Zeit, da diese neue Kraft hier oben auftrat, tat Basel sein Letztes zur Arrondierung des rechtsrheinischen Stadtgebietes; es erwarb Bettingen, dann Riehen, später Klein-Hüningen; wiederholt versuchte es, die Herrschaft Rötteln in



seine Gewalt zu bringen. Es ergab sich allmählig eine beiderseits dauernde Festigung des territorialen Bestandes, die gleichbedeutend war mit Beruhigung des Verhältnisses zwischen den beiden Potenzen überhaupt. So daß auch für unsere Betrachtung das Politische zurücktritt hinter dem Persönlichen, hinter dem an den Ort Basel Gefesselten.

Schon frühe hören wir von Leben und Wohnen der Markgrafen in Basel. In den 1370er Jahren kaufte Markgraf Rudolf IV. Häuser in der Augustinergasse; markgräflich waren außerdem mehrere Häuser am Fischmarkt und an der Eisengasse. An diesen Orten haben wir die Markgrafen zu suchen, die in Basel abstiegen. Aber auch die Markgräfin Katharina, eine geborene Tiersteinerin und Frau des 1353 gestorbenen Rudolf III., sehen wir, die ihre lange Witwenzeit hier in Bitterlins Hof (Ritterhof) an der Rittergasse verlebte und 1385 im Münster ihr Grab fand. Und ein schönes fürstliches Frauenbild ist „des jungen Markgrafen Weib" 1433; sie bittet hier einen verurteilten schmucken Schreiber vom Tod am Galgen los.

Das Gegenstück zu dieser Frühzeit war nach einer zwei Jahrhunderte währenden Pause, da die Durlacher Markgrafen nur wenig mit dem entlegenen Basel verkehrten, ihre fast dauernde Anwesenheit in Basel von den 1630er bis zu den 1730er Jahren. Es war die Zeit der großen Kriege, die sie in die Sicherheit der befreundeten Stadt fliehen ließ, wobei das Asyl rasch zu einem Orte des Behagens wurde. Zu den großen Erlebnissen Basels im Dreißigjährigen Kriege gehörte die Aufnahme, Verpflegung und Regierung der aus der Markgrafschaft herüber geflohenen Menschenmengen. Wie die Untertanen so der Herr. Seit 1635 weilte Markgraf Friedrich V. öfters hier, 1639 erwarb er sich eine Behausung am Rheinsprung; nach ihm kamen sein Sohn Friedrich VI., dessen Sohn Friedrich Magnus, als Letzter endlich der Karlsruher Stadtgründer Karl Wilhelm. Nicht nur diese Hauptfiguren, auch das bunte Allerlei, das sich um sie her bewegte, gaben dem Rate zu tun und beschäftigten die schaulustige Einwohnerschaft: die Kinder, die dem fürstlichen Hause hier geboren werden; die solennen Hochzeiten, die es hier begeht; die Damen, die es hier ihre Witwenzeit verleben läßt; der katholische Stallmeister des Markgrafen, dessen Leichenconduct Anstoß erregt; der Hofprediger, der den Basler Pfarrern Konkurrenz macht. Ein leutseliger hoher Herr ist der Markgraf, der sich gelegentlich mit Bürgern einen Spaß macht, auf dem Petersplatz eine Reitbahn einrichtet, pomphafte Auffahrten hält und Geschenke spendiert; Karl Wilhelm kommt einmal mit zwei Kamelen, drei Mohren und „einem Wagen voll Ungezifer, will sagen Demoisellen, die in grünen Jägerröcken à la cavalière vorher reiten". Alles dies Vereinzelte wurde dann zusammengefaßt in einem großen Akte markgräflicher Niederlassung, in der Errichtung einer Residenz zu Basel. Nachdem Friedrich schon 1648 einige Liegenschaften in der Neuen Vorstadt (Hebelstraße) gekauft hatte, begann Friedrich Magnus 1698 den Bau; 1705 war er vollendet. Hinzu kamen Erweiterungsbauten sowie 1735 die Anlegung eines großen terrassierten Lustgartens durch Karl Wilhelm. In diesem Palaste nun wurde gewohnt, zu Zeiten



regiert, auch fröhlich gelebt. Hier auch fanden die 1688 nach Basel geflüchteten Antiquitäten und Gemälde, das Kunstkabinett, die Silberkammer, die Bibliothek und das Archiv Unterkunft. Hier arbeitete Herbster und dichtete Drollinger. Bis allmählig die Zeiten ruhiger wurden, kein fürstliches Leben mehr die verlassene Residenz aufsuchte. In den 1770er Jahren begann der Rücktransport der Sammlungen nach Karlsruhe; 1807 ging der Palast selbst kaufsweise in das Eigentum der Stadt Basel über. Der 1686 für gelegentliche Unterbringung des Oberamts Röteln erworbene Wettingerhof an der Rebgasse in Klein-Basel, die Burgvogtei, war schon 1798 veräußert worden. Was in Basel als Letztes noch tief ins 19. Jahrhundert hinein an die alte Markgrafenzeit erinnerte, war ein Mausoleum in der Münstercrypta mit sechs zinnernen Särgen, in denen die während des Zeitraums 1689—1711 hier gestorbenen Prinzen und Prinzessinnen ruhten. Im November 1874 wurden diese Särge an Baden überlassen und in der Gruft der Kirche auf der Mainau beigesetzt.

Wir haben das allmählige Hervortreten und Wirken der verschiedenen Rechtsformen und Schranken zwischen Basel und der Markgrafschaft beachtet, auch einzelne Träger dieser Rechte sind sichtbar geworden. Aber was bedeutet dies alles zur Seite der ungeheuren Übermacht des Lebens selbst!

Aufs neue werden wir uns der Wichtigkeit Basels für die umliegenden Lande bewußt. Wie die Stadt am königlichen Rheine ruht, im Duft und Flimmer der weiten Ebene, einst vom Gelände scharf gesondert und mit all ihrem Wesen eingespannt durch einen Gürtel von Mauern, heute nach allen Seiten ihre Kraft ausströmend, in die Fläche zerfließend, griff doch schon vor Jahrhunderten über alle Sonderung hinweg der nachbarliche Verkehr. Ein nie nachlassendes, stets wachsendes, tausendfach geartetes Zusammenleben städtischer und markgräflicher Bevölkerung, in wirtschaftlichen und persönlichen Berührungen sich bezeugend, vom Derbleiblichen bis zum Allergeistigsten, wogte unaufhörlich über die Grenze hin und her. Was heute häßliche Sperrung dieser Lebensströme ist, wirkt auch durchaus widernatürlich.

Die mächtige Einheit des Hinüber- und Herüberlebens von Basel und Markgrafschaft wird schon durch alles bisher Dargelegte bezeugt, und es bedürfte keiner einzelnen Erwähnungen mehr. Zugrunde liegt all der wunderbaren Bewegung freilich der Gegensatz des harten heiligen Ackerwerkes, des kleinen Daseins in Dorf und Landstadt, der Schloßherrschaft und der Villeggiatur zum straffen, einheitlichen, in alle Fernen blickenden und immer höher greifenden Leben der Stadt. Dennoch erscheint das tiefe Verbundensein der zwei so verschiedenen Mächte wie ein durch die Natur selbst gewiesenes. Wenn die Steine der Wiesentäler Brüche sich zu städtischen Kirchen und Häusern zusammenfügen, das badische Holz dem Städter die Säle wärmt, der Markgräfler Wein ihn labt, die feine Schönheit der Markgräflerinnen ihn erfreut, solches und unzählbares anderes zeigt die stolze Stadt lebend und sich kräftigend und schmückend aus den uralten und immer wieder jungen Reichtümern des gesegneten Landes, das



vor ihren Toren liegt. Und dem gegenüber das Andre, der Dienst der Stadt am Lande, dem sie vor Zeiten alles gewesen ist, dem sie noch immer Brücke und Markt darbietet zum Austausche seiner Produktion, dem sie ihre Fabriken öffnet und ihre Kaufläden, das sie ruft zu Fest und Genuß, dem aus ihr das Große kommt, das Weise und das Schöne, das Allumfassende, das Ewigdauernde.

Der hierin überall webt und lebt, der große Begriff Basel-Markgrafschaft, gibt sich uns in einziger Lebendigkeit und Leiblichkeit verkörpert dar durch Johann Peter Hebel. In Basel war Hebel 1760 geboren und zeitlebens blieb ihm der „Winkel des Rheins zwischen dem Fricktal und ehemaligen Sundgau" das Land, in dem sein Geist und seine Sprache zuhause waren. Mit der „Stadt" der alemannischen Gedichte und der Hausfreunderzählungen ist Basel gemeint. Wie gestaltenreich und in wie frischen Farben lebt es bei ihm! Ob er die badischen Marktweiber über das ihnen vertraute Basel oder im Dengelegeist den jungen Basler selbst von den Kaufherren dort und von den zu allen Toren einströmenden Waren reden läßt; ob er im Lied an Frau Miville Basel schildert mit seiner milden und lauen Luft, mit der Münsterschule, der Rheinbrücke, dem Petersplatz und den grünen Schanzen; ob er die Geschichte vom teuren Salat im Basler Wirtshaus erzählt; ob er in der Vergänglichkeit, aufs tiefste bewegt, das grandiose Ruinenbild des untergegangenen Basel malt, — überall fühlen wir: Basel ist dem Markgräfler Hebel die Heimatstadt. Die gemütlich heitere Feier seines Geburtstages, die jährlich am 10. Mai Hebelfreunde aus Basel und dem Wiesental in Hausen vereinigt, erinnert an das Tiefste, an das Unvergängliche im Gemeinsamkeitsleben Basel-Markgrafschaft.

Noch Zweie sind Zeugen dieses Lebens, beste Söhne Basels und rüstige Oberlandwanderer.

Der Basler Staatsschreiber Gottlieb Bischoff der Eine. Wie allem seinem Tun, so gab dieser geistvolle und mächtige Mensch auch den Beziehungen zu den badischen Amteien eigenartigen Klang. Er erkannte das Bedürfnis der Grenzstadt Basel, mit der Nachbarschaft allezeit im Austausche zu stehen und von ihr zu lernen, aber auch auf sie zu wirken, das eigene Wesen bei ihr zu Geltung und Recht zu bringen. Weil er niemals Amtsmensch, sondern völlig Staatsmann und eine freie Natur war, mochte dieses sein Kanzleigebaren oft die Formen rein persönlichen Verkehres annehmen, doch nie zum Schaden der Sache, um deren willen Bischoff stets seiner Stellung bewußt und auf alle Vorteile bedacht blieb. Voll Leben und Frische, keine Enge duldend, liebte er auch außerhalb solcher Amtsgänge durch häufige „Wanderungen auf den schönen Wegen und zu den guten Weinkellern im Markgräflerland" das freundnachbarliche Einvernehmen zu pflegen.

Einen „badischen Hauptbummler" nannte sich auch Jacob Burckhardt. Ungezählte Sonntagnachmittage haben ihn tapfer spazierenlaufen sehen durchs geliebte Markgrafenland und im Lörracher Hirschen bei Markus Pflüger einkehren oder in der Krone zu Grenzach, „wo er beinahe wie zuhause war". Selten allein, meist im

Geleite seiner Basler Getreuen. Es sind die Muße- und Frohsinnstunden dieses Geistes; ein merkwürdig heller Glanz liegt über ihnen. Wir hören ihn heiter diskurrieren und lauschen den Burckhardtischen Weg- und Tischgesprächen, die voll sind von den Anregungen einer unvergleichlich reichen Persönlichkeit, voll von weiter kontemplativer Art, von genialem Humor. Hinter allem aber ist stets oberländische Luft und Landschaft. Auch wenn Burckhardt weit weg auf Reisen ist, bei den Londoner Museen oder in Rom, beschäftigen ihn der Stand des Rebblühet, die Herbstaussichten im Oberland. Dann kehrt er heim, und die sonntäglichen Spaziergänge beginnen wieder, es beginnen wieder die Unterhaltungen mit den guten Freunden in Lörrach und anderswo, mit klugen Wirten und schönen Wirtinnen. Zauberisch ergreift auch uns noch das Glücksgefühl dieser Stunden, die warme, völlig heimatliche Freude Burckhardts am Land und an den Leuten. Wie erquickt ihn die sublime Schönheit eines Ostermorgens auf Tüllingen! Nicht müde wird er, die himmlische, die paradiesische Schönheit unsres oberrheinischen Alemanniens zu preisen. Jederzeit liegt für ihn ein Goldduft über dem Gelände.

Noch immer walten hin und her über die Grenze die Genien.

Drei Scheine[1]

Von Hermann Burte

Wenn d'Nacht verwacht im Land am Oberrhy
Se stöhnde uffem blaue Gwölb drei Schii.

E nooche hooche, haiter wie wenns heel isch,
Dasch Basel Schwyzer Freiheit evangelisch —

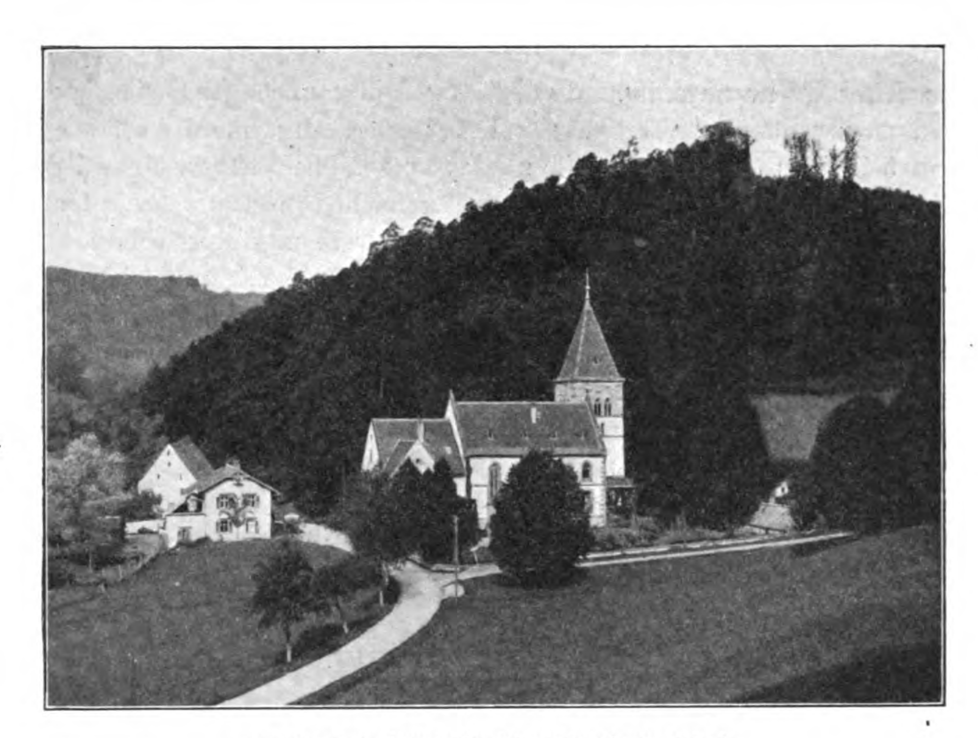
Mülhuuse zue ne matte Schimmer wiis,
Do winke Elsis Hochburgund Paris —

Jez ob em Blaue, wo der Himmelpol isch
Do denkt aim: Frybrg Münster Chrütz katholisch —

Drey Liechtschii wirke haimlig uf ys ine,
Vo alle goht mer kaine völlig ii:
Lieb Haimetland am Rhy, wie find I Dyne?
Leng Wy, schenk ii, do singt e Melodii,
Wo d'Sunne lacht un liebi Stärne schyne,
I will in Dir mit mir im Reine sy!

[1] Aus „Madlee", alemannische Gedichte von Hermann Burte, Verlag G. K. Sarasin Leipzig.





1. Kloster Weitenau in seiner heutigen Gestalt
Das Gebäude am weitesten hinten die Klostermühle (Phot. Bergmann)

Das Kloster Weitenau

Von Karl Seith, Hofen

Wer von dem stattlichen Dorfe Steinen im Wiesental aus die Landstraße nach Kandern einschlägt, der gelangt, nachdem er den Nordrand des Dorfes hinter sich gelassen hat, sogleich in das mattenreiche Tal des Steinenbaches. Nach einer Viertelstunde Weges gabeln sich am Häfnet Straße und Bach. Rechter Hand erreicht man in einer halben Stunde das Dorf Weitenau; zur Linken aber folgt unsere Straße dem Klosterbach in das sich immer mehr verengernde Tal gegen Schlächtenhaus. Buchen- und Tannenwälder bedecken die jäh abfallenden Berghänge. Hart drängt sich die Straße einsmals an die Seite des Häfnetbucks heran; unten in der Talsohle schießt der muntere Bergbach unter Erlen, Eschen und Haselhürsten dahin; da gibt das Gezweig der die Straße säumenden Obstbäume den Blick frei — in der Weitung des Tales liegt, überragt vom Rücken des Stoffelberges, eingekuschelt zwischen diesen und den Häfnet und hineingedrängt in die Scharte des Krebsbaches, das alte Benediktinerkloster Weitenau.

Sein heutiges Antlitz trägt es seit dem Anfang der neunziger Jahre.

Ursprünglich mochte der Platz wohl eine alte heidnische Kultstätte gewesen sein. Nachdem aber das Licht des Evangeliums durch den heiligen Fridolin und seine Schüler in diese Landschaft gebracht worden war, mochte bald einer dieser Streiter Christi das hartnäckige Festhalten trotziger Alemannenschädel an dem alt-



geheiligten Platz in kluger Ausnützung der bestehenden Verhältnisse dazu benutzt haben, auf eben diesem Platz ein schlichtes Kirchlein zu erbauen, um den Herzukommenden den neuen Glauben zu predigen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das Gebiet um das Kirchlein zum Besitz des Klosters St. Gallen gehörte, war doch das mächtige Gotteshaus in unserm Lande hin und her reich begütert. Im Jahre 1100 jedoch befindet sich unsere Kirche samt Zugehörde nebst den Kirchen zu Efringen und Möhlin jenseits Säckingen in den Händen der Freiherren von Wart, eines thurgauischen Adelsgeschlechtes, dessen Stammburg sich über der Töß bei Winterthur erhob. Durch Erbschaft und Kriegsdienst, der sie in den landverwüstenden Kämpfen zwischen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. mit dem Grafen Rudolf von Rheinfelden, dem Herzog Berthold II. von Zähringen, dem Grafen von Kiburg, dem Kloster Reichenau und andern Herren auf der Seite des Papstes fand, mögen sie diese immerhin entfernt liegenden Güter erhalten haben. In jenem Jahre verzichteten die drei Brüder Arnold, Heinrich und Erkinbold von Wart auf alle Rechte, die sie an die Kirche zu Weitenau und das dazu Gehörige hatten und vergabten alles an das Benediktinerkloster zu St. Blasien. Ihrer Schenkung wird in folgenden Knittelversen gedacht:

Arnold / Heinrich und Erchenbold
Freyherren zu Warth mit reichem Sold
Hand Wittnau das Kloster fundiert
Sich selber mit dem Orden geziehrt /
Als man gezahlt einliffhundert Jahr /
Gott setz sie zu der seeligen Schaar /

WART

2. Wappen der Freiherrn von Wart. Aus d. „Wappenrolle von Zürich“ (1860)

Abt Utto von St. Blasien (1086—1108) errichtete dann daselbst ein Kloster, entsandte dorthin etwelche des Konvents und verordnete mit Gutheißen der Stifter „die Gefälle, Renten und Gülten mit aller Nutzung, was in der Vogtei ist“ zu ihrem Unterhalt. Ein Prior ward gesetzt zur Leitung der geistlichen Obliegenheiten, ein Propst zur Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten. Oft waren beide Ämter in einer Person vereinigt. Der erste Propst des neuen Klosters wurde Erkinbold. Zu diesem alten Wart'schen Besitz gehörten sehr wahrscheinlich die durch Jahrhunderte hindurch bis zum Jahre 1812 in einer einzigen Vogtei vereinigten Dörfer und Höfe Weitenau, Hofen-Schlächtenhaus, Schillighof, Eichholz, Henschenberg und Teile von Wieslet, außerdem noch die Dörfer Demberg und Sallneck. Das Geschlecht der Wart, das auch den Mörder König Albrechts zu den Seinen zählt (Wilhelm Tell V, 1.), starb im Jahre 1364 aus. Die Gemeinde Weitenau führt heute in ihrem Siegel unter dem aufgelegten Mühlrad das Wappen der Herren von Wart weiter.

Eine bedeutsame Wohltäterin erstand dem Kloster weiterhin in Adelheid, der Gattin des Freiedeln Dietrich von Rotenberg. Ihr Gemahl war der letzte seines



Geschlechts, den Herren von Rötteln nahe verwandt, und bewohnte die kleine Burg Rotenberg ob Wieslet. Im Mai des Jahres 1278 schenkte sie dem Kloster St. Blasien ihr Leibgeding, nämlich Güter und Zinsen in Tegernau, Holl, Langensee, Hohenegg, Raich, Gresgen, Elbenschwand, Bürchau, Neuenweg, Wies, Kühlenbronn (?), Wieslet, Langenau, den Kirchensatz und den Meierhof zu Fahrnau, Güter und Zinsen in Hasel, Gündenhausen, Maulburg, Steinen, Ötlingen, Hunoltingen (bei Haltingen, untergegangen) und Binzen. Ein Teil dieser Schenkung fiel dem Kloster Weitenau zu; es war sicherlich der Teil, der den Besitzungen dieses Tochterklosters am nächsten lag und daher zur Abrundung dienen konnte. Zum Dank dafür wurde, nachdem schon Dietrich von Rotenberg hier begraben worden war, auch die irdische Hülle Adelheids in der dem heiligen Gangolf geweihten Weitenauer Klosterkirche „unter einem groß-außgehauenen Stein vor Unser Lieben Frauen Altar" beigesetzt und jeden Montag der verdienstvollen Stifter und Wohltäter in einer Seelenmesse gedacht. Das Wappen der Rotenberger wird heute im Siegel der Gemeinde Wieslet, und zwar zwischen dem Geweih eines Hirschkopfes, weitergeführt.

Die übrigen st. blasischen Besitzungen in der Gegend, wie sie vor allem durch die Waldeck'sche Schenkung vom Jahre 1113 gegeben waren, wurden vom st. blasischen „Baselamt" aus verwaltet.

Schon frühzeitig werden die Kirchen St. Adolf zu Wieslet und St. Florian zu Demberg als Filialkirchen des Klosters Weitenau genannt. Alle Sonn- und Festtage reitet ein Priester oder gar der Propst aus dem Kloster den beschwerlichen Weg nach Demberg, um dort die Messe zu lesen. Für geziemende Atzung für Mensch und Tier ist wohl gesorgt. Wieslet wird nach Einführung der Reformation selbständige evangelische Pfarrei; die Kirche in Demberg kommt in Abgang und wird schließlich 1779 nach Wies verlegt.

Durch Schenkungen und Käufe gelangte Weitenau allmählich zu weiten Besitztümern. Solche lagen im Jahre 1344 teils als Lehenhöfe, teils als einzelne Grundstücke in den Dörfern und Weilern Weitenau, Schillighof, Wieslet, Henschenberg, Hofen, Heuberg, Kirchhausen, Endenburg, Ebigen, Wies, Demberg, Sallneck, Oberhäuser, Raich, Hohenegg, Holl, Gresgen, Niedertegernau, Hüsingen, Höllstein, Steinen, Hägelberg, Maulburg, Langenau, Gündenhausen, Fahrnau, Eichen, Hausen, Raitbach (später auch in Käsern am Zeller Blauen), Brombach, Adelhausen, Hauingen, Lörrach, Weil, Riehen, Wenken, Tüllingen, Ötlingen, Haltingen, Kandern, Wollbach, Riedlingen, Holzen, Tannenkirch, Gupf, Hertingen, Welmlingen, Kirchen, Efringen, Bamlach, Fischingen, Wintersweiler, Blansingen, Schliengen, Britzingen, Kirchhofen und Basel. Zu Basel besaßen die Mönche das Haus „zum Weitnau", Greifengasse 27, eine Zeitlang auch das Haus „zum Einhorn", Greifengasse 25. Große Höfe waren vor allem der in Ettingen b. Tannenkirch, der Henschenberg, der in Weil, der aus der Wartschen Schenkung stammen soll, und der in Bamlach. Der Hof Henschenberg war von allen Zehnten befreit und hat bis auf



den heutigen Tag das wesentlichste seiner Eigenart bewahrt; er bildet mit seinen nunmehr drei Häusern noch jetzt eine abgesonderte Gemarkung der politischen Gemeinde Wieslet. In naher Zukunft wird allerdings auch diese Eigenart aufgrund einer Bestimmung der neuen Gemeindeordnung ihr Ende finden.

Das Niedergericht hatte der Propst; die hohe Gerichtsbarkeit über Leib und Leben dagegen stand anfänglich den Herren von Wart, später den Markgrafen von Hachberg und Hachberg-Sausenberg als den Vögten der st. blasischen Häuser im Breisgau zu. Ihre Erben waren im Jahre 1503 die Markgrafen von Baden.

Der Gerichtsplatz befand sich unter der Linde beim Kloster; im Jahre 1344 wurden die Rechte und Zinse im Bereich des Gotteshauses erstmals aufgezeichnet. Gegenüber dem Klostergebäude erhob sich auch der stattliche Meierhof des Klosters, der wohl im dreißigjährigen Krieg oder in den nachfolgenden Franzosenkriegen ein Raub der Flammen wurde und nicht mehr aus der Asche erstand.

In unmittelbarer Nähe des Klosters mahlte sicherlich seit den ersten Zeiten — nachweislich seit dem Jahre 1344 — die Klostermühle als Zwing- und Bannmühle das Getreide der Gotteshausleute von Weitenau, Hofen-Schlächtenhaus, vom Heuberg, ab dem Schillighof, von Henschenberg und von Busolzberg (untergegangen). Eifersüchtig wachte St. Blasien über dieses Zwangsrecht seiner Mühle. So kam es, daß kurz vor dem dreißigjährigen Kriege eine zweite Mühle keinesfalls auf klösterlichen Boden gebaut werden durfte. Diese steht vielmehr auch heute noch nur wenige Meter hinter der Gemarkungsgrenze Schlächtenhaus-Endenburg im Endenburger Bann. Es ist die Schrohmühle. Die Klostermühle war bis in die neunziger Jahre mit einem prächtigen Wappenstein des Abtes Kaspar II. von St. Blasien geziert. Heute befindet sich dieser über dem Portal des Schlößchens des Herrn Moritz Großmann in Brombach.

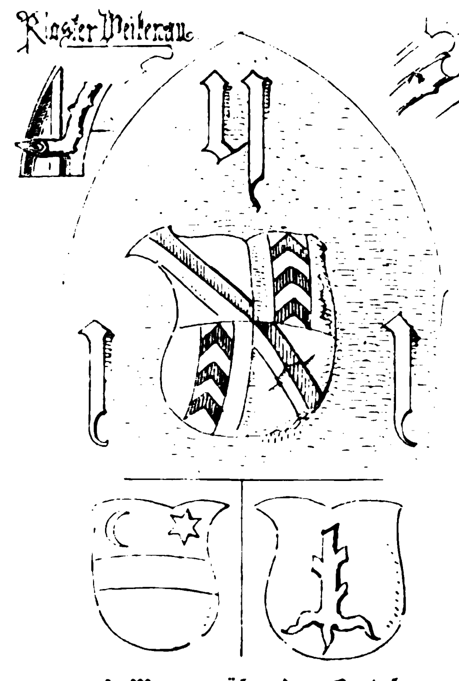


3. Wappenstein der Klostermühle
(Aus „Schauinsland" 1888, S. 30)

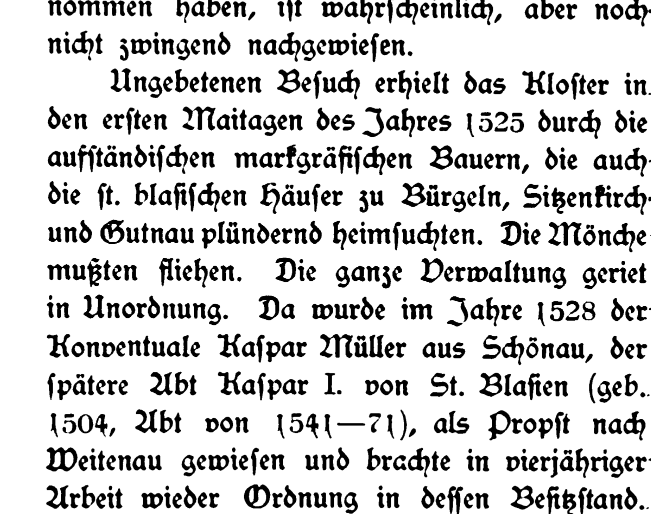
Eine klösterlich-bäuerliche Musteranlage dürfte anfänglich der „Klosterhof" gewesen sein, der auf der Höhe zwischen dem Kloster und dem Dorfe Weitenau liegt. Auch er hat, durch st. blasisches Erbrecht vor Aufteilung geschützt und durch die Einsicht seiner Inhaber gehalten, seine ursprüngliche Ausdehnung ziemlich treu bewahrt. Noch heute sitzt dasselbe kernhafte Bauerngeschlecht auf dem oberen Hofe, das schon vor mehr als 200 Jahren dem Kloster als Lehenmeier diente. Es ist der wohl infolge Glaubensverfolgung aus dem Bernbiet vertriebene Stamm der Friedlin.

In Verbindung mit dem niederen Klosterhof stand eine Zeitlang das dem Kloster zuge-

hörige „Reichenauer Höflein“, ehedem an der Straße nach Steinen gelegen, jedenfalls einst aus einer Ansiedelung von Glasmachern entstanden, die in der „Richenau“, im „Glaserberg“ und im „Hüttacker“ ihrem Gewerbe nachgegangen waren. Es wurde in den Raubkriegen Ludwigs XIV. gegen Ende des 17. Jahrhunderts von den Franzosen verbrannt und nicht mehr aufgebaut.



4. Wappen über dem Portal
(Aus Kunstdenkm. d. Großh. Baden, V 200)

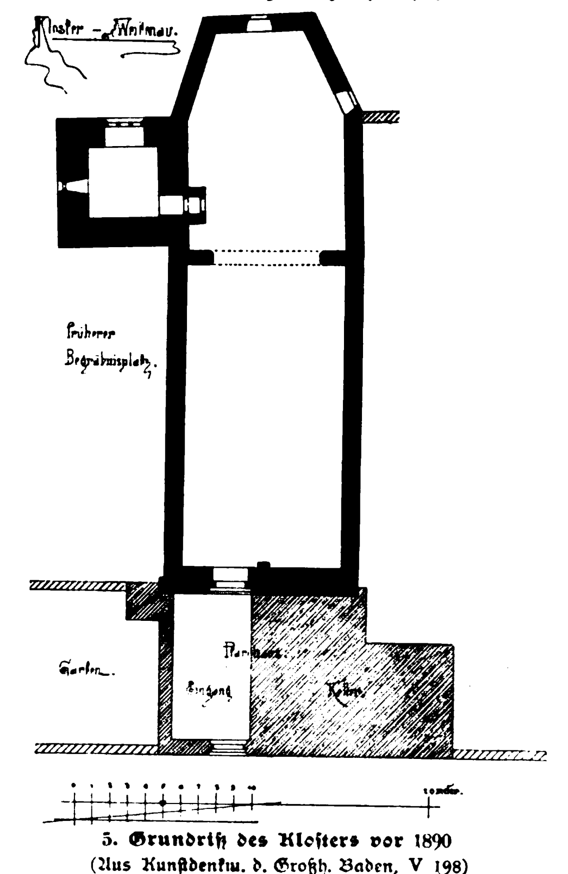


Die Klostergebäude selbst sollen gegen Ende des 12. Jahrhunderts einem Brand zum Opfer gefallen sein. Ob sie auch im großen Basler Erdbeben vom 18. Oktober 1356 Schaden genommen haben, ist wahrscheinlich, aber noch nicht zwingend nachgewiesen.

Ungebetenen Besuch erhielt das Kloster in den ersten Maitagen des Jahres 1525 durch die aufständischen markgräfischen Bauern, die auch die st. blasischen Häuser zu Bürgeln, Sitzenkirch und Gutnau plündernd heimsuchten. Die Mönche mußten fliehen. Die ganze Verwaltung geriet in Unordnung. Da wurde im Jahre 1528 der Konventuale Kaspar Müller aus Schönau, der spätere Abt Kaspar I. von St. Blasien (geb. 1504, Abt von 1541—71), als Propst nach Weitenau gewiesen und brachte in vierjähriger Arbeit wieder Ordnung in dessen Besitzstand. Dabei führte er auch etliche Hammersteiner Einwohner dem Gotteshaus als zinspflichtig zu, weil sie in den Wirren jener Zeit sich Klostergüter angeeignet hatten.

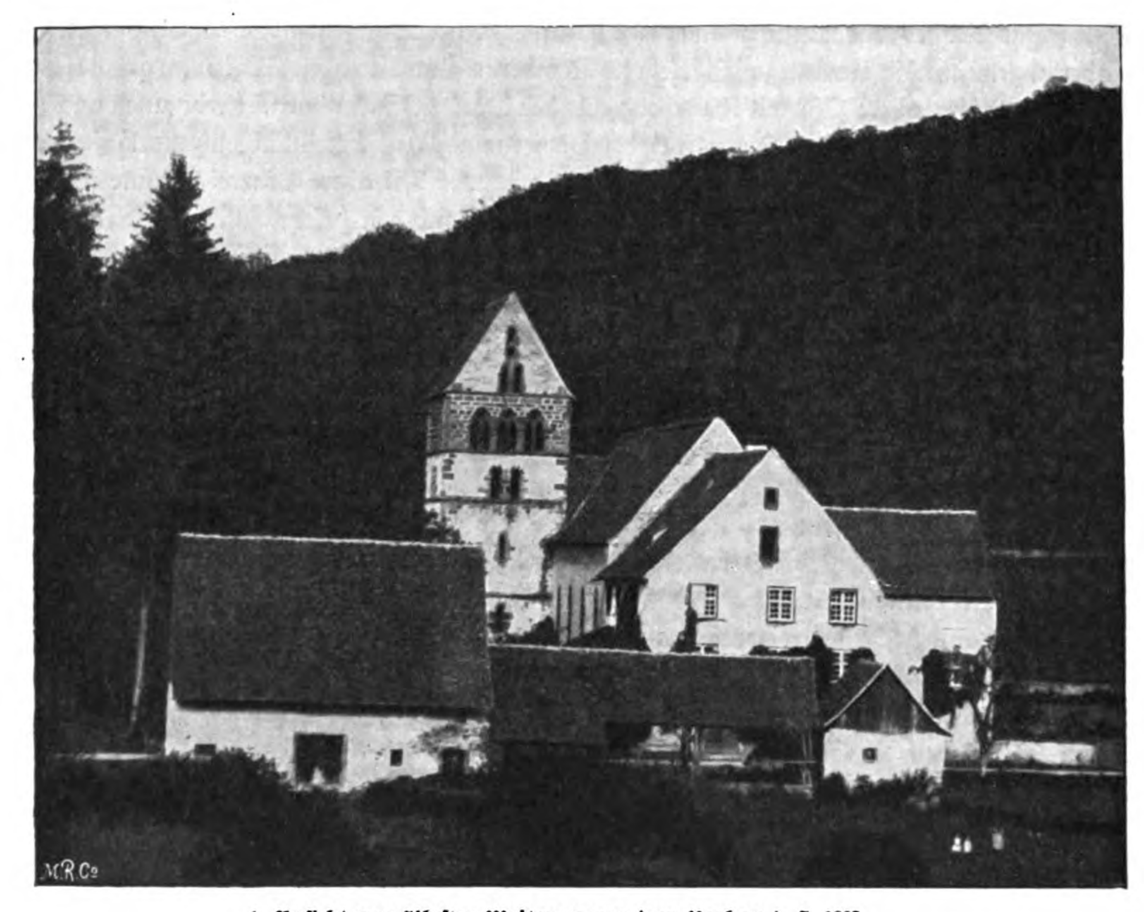
Als im Jahre 1556 durch den Markgrafen Karl II. von Baden die Reformation im Markgräflerlande eingeführt wurde, hatte die Abschiedsstunde für die Benediktiner in Weitenau geschlagen. Der letzte eingesessene Propst begab sich anfangs 1557 mit seinem Prior nach Bürgeln, von dort nach St. Blasien. Das Kloster wurde mit Kirchendienern des neuen Glaubens besetzt. St. Blasien verblieb aber das Besetzungsrecht, die Unterhalts- und die Baupflicht. Der erste evangelische Pfarrer hieß Johannes Meisner. Er wohnte erst in Basel und kam nur am Sonntag in die Pfarrei, da ihm das Pfarrhaus fehlte. Nach langen Verhandlungen mit St. Blasien wurde endlich im Jahre 1569 der vordere Teil des Klosters gegen die Straße zu abgebrochen und dem Prädikanten eine Behausung darauf gebaut. Das der Klosterzeit entstammende Portal an der Straßenseite trägt aber noch heute die Wappen der letzten Sausenberger (oben) und der beiden Äbte Christoph von Greuth (vom Beschauer aus rechts) und Georg Eberhard aus Horb a. Neckar (links). Die Zeichen neben und über dem sausenbergisch-neuenburgischen Wappen bedeuten sehr wahrscheinlich die Zahl 1501.

Das Kloster war nunmehr evangelische Pfarrkirche. Von seinem Sprengel wurden aber abgetrennt die Kirchen zu Wieslet und Demberg. Zum Kirchspiel Weitenau gehören noch heute die „obere Pfarrei", bestehend aus den Dörfern Endenburg, Kirchhausen und Lehnacker, und die „untere Pfarrei" mit den Dörfern und Weilern Schlächtenhaus, Hofen, Weitenau und dem verhältnismäßig jungen Farnbuck. Die obere Pfarrei erbaute sich nachmals eine eigene kleine Kirche in Endenburg, um sich den beschwerlichen Weg ins Kloster vor zu ersparen. Die untere Pfarrei aber behielt durch lange Jahrhunderte hindurch die Klosterkirche als Pfarrkirche bei, und auch die Einwohner von Hägelberg besuchten mit Vorliebe den Gottesdienst im Kloster, statt in ihre Pfarrkirche nach Steinen hinunter zu gehen. Im 30jährigen Krieg wurde das Kloster heimgesucht, noch schlimmer aber in den darauf folgenden Raubkriegen des französischen Sonnenkönigs. Mehr als einmal befand sich der Pfarrer mit den Seinen auf der Flucht in Basel. Fünf von den sieben Glocken sollen damals den Franzosen in die Hände gefallen und zu Kanonen umgegossen worden sein, darunter auch eine silberne Glocke, die der Volksmund aber in das Straßburger Münster kommen ließ. Auch in den Zeiten der französischen Revolutionskriege hatte das Kloster zu leiden, diesmal allerdings mehr durch die Habsucht beutegieriger Soldaten. Es überstand diese Läufe, ohne äußerlich und im Innern großen Schaden zu nehmen. So blieb es unverändert bis zum Jahre 1892.



5. Grundriß des Klosters vor 1890
(Aus Kunstdenkm. d. Großh. Baden, V 198)

Nach Einführung der Reformation behielt St. Blasien die Güter seiner ehemaligen Propstei Weitenau auch fernerhin in Händen. Es verwaltete sie von seinem Baselamt aus, wo der „Amtmann" seinen Sitz im jetzt nicht mehr stehenden Bläsihof am ebenfalls verschwundenen Bläsitor in Kleinbasel hatte. Die Oberaufsicht scheint der Pater Propst von Bürgeln geführt zu haben. Die örtliche Aufsicht war dem jeweiligen st. blasischen „Schaffner" in Wieslet anvertraut, der an eine genaue Dienstweisung gebunden war und über Zinse und Zehnten und alle Veränderungen Buch zu führen hatte. Die Geschichte dieser grundherrlichen Verhältnisse ist eine einzige Kette von mehr oder minder bedeutenden Streitigkeiten, Verträgen und Mißhelligkeiten zwischen den markgräflichen und st. blasischen Behörden, zwischen Kloster und Bauern, Pröpsten und Pfarrern. Vor allem besaß St. Blasien viel Wald; der Glaserberg, der Stoffelberg, der Häfnet, der Peterswald, das Leiseholz waren klösterlicher Besitz. Auf Schläch-



6. Ansicht von Kloster Weitenau vor dem Umbau d. J. 1892
(Aus Kunstdenkm. d. Großh. Baden, V 199)

tenhauser Bann allein gehörten ihm über 420 Jucherten Wald, Hurstfeld, Acker und Matten. Dem allem aber machte der Mann ein Ende, unter dessen Schritten um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts ganz Europa erdröhnte: Napoleon. Mit der Aufhebung des Klosters St. Blasien im Jahre 1805 fielen auch die Güter der ehemaligen Propstei Weitenau an den badischen Staat, der die Waldungen an sich zog und die übrigen Grundstücke meist dem Verkauf aussetzte. Damit verschwand St. Blasien nach siebenhundertjährigem Verbundensein aus unserer Gegend, zugleich aber auch aus unserm Lande; die 60 Benediktiner des Mutterklosters fanden zu St. Paul im Lavanttale (Kärnten) eine neue Heimat. Allein noch heute stehen auf ehemaligem Klosterboden in Feld und Wald die alten st. blasischen Marksteine mit den Zeichen S B und der Jahreszahl 1589, 1727 oder 1767.

Noch ruhten bis dahin die Toten in zwei Gottesäckern im Schatten der Klostermauern, noch empfing der alte Taufstein die Geschlechter der Neugeborenen, noch bewunderten die Kirchgänger voll scheuer Ehrfurcht die seltsamen, ihnen unverständlichen Schriftzeichen auf den Grabplatten im Boden und an den Seitenwänden des Chors. Über den grauen, schweren Mauern lag der Hauch der



Johann Peter Hebel — Adolf Glattacker

Das Flügelroß im Grasgarten
(Nach einem alemannischen Gedicht von Hermann Burte)

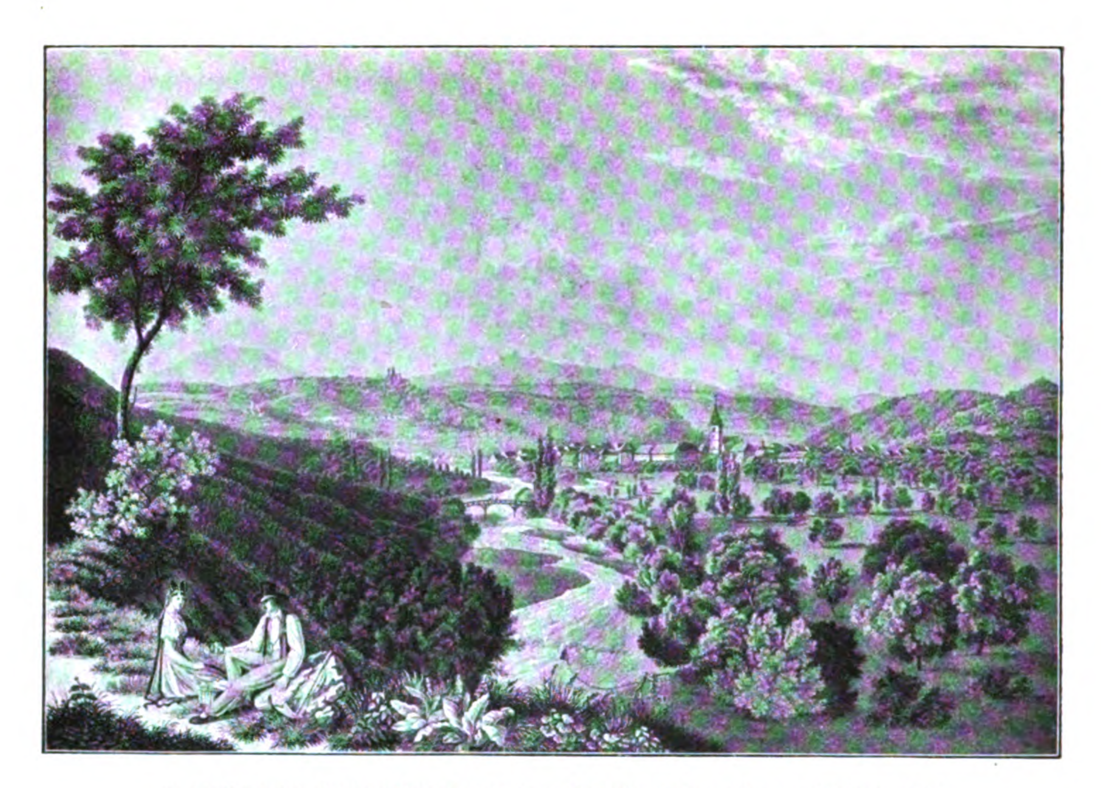
Adolf Glattacker

Jahrhunderte. Fromme Mönche hatten dereinst als kundige Baumeister in wunderbarem Einklang mit Berghängen, Wald und Wiesengrund die gotische Klosteranlage als ein in seiner Einfachheit liebliches Ganzes hingestellt. Der Turm, wie so viele seinesgleichen im lieben Alemannenlande, stand dem Langhaus zur Seite als trotziger Wächter, und das Satteldach verstärkte noch den Eindruck des Selbstbewußten. Über dem Ganzen ruhte der Ausdruck einer wohltuenden Kraft und Sicherheit, dem sich keiner entziehen kann, der mit offenen Sinnen das Bild in sich aufnimmt.

Den schwersten Schlag fügten dem ehrwürdigen Gebäu freilich die Jahre nach 1890 zu. Da errichtete die untere Pfarrei auf dem Hofener Buck eine neue Kirche und in Schlächtenhaus ein neues Pfarrhaus. Auch die Toten verließen das alte Kloster und legten sich in größerer Nähe ihrer Dörfer zur ewigen Ruhe nieder. So kam der alte Bau unter den Hammer und wurde an den Basler Kaufmann Kiebiger verkauft, angeblich unter Vorbehalt der Erhaltung der Kirche. Der vorgenommene Umbau aber beseitigte gerade den wertvollsten Teil, den Chor mit seinen Grabplatten und dem Rest des Sakramentshäuschens. Die schweren Mauern mußten gesprengt werden. Gemauerte Gräber, auf die man stieß, wurden zugeworfen, die Grabplatten zerschlagen und vermauert. Was blieb, waren der achteckige Taufstein und ein Stück des Grabmals des evangelischen Pfarrers Adam Christoph Vollbracht, der hier im Jahre 1734 bestattet worden war. Der Turm erhielt ein pyramidenförmiges Dach, das Langhaus neue gotische Fenster; die tiefliegende Scheune wurde abgerissen und dann in anderem Gewand wieder aufgebaut. Nur mit schmerzlichem Bedauern denkt der Wissende an diese unglückselige Zeit zurück, wo sich keine Hand zur Rettung der ehrwürdigen Denkmale rührte. Das Kloster wurde später zum Kurhaus. Jetzt ist es Privatsitz und gehört zur politischen Gemeinde Schlächtenhaus. Das Kirchspiel aber heißt bis auf den heutigen Tag immer noch „Evangelische Pfarrei Weitenau".



7. Klosterhof



1. Ansicht der Stadt Lörrach von der Südseite (Lithographie von Meichelt 1820)

Zur Baugeschichte von Lörrach

Von Heinz Kayser, Konstanz

Siehsch das ordelig Städtli mit siine Fenstren und Gieble und die Basler Heere dört uf der staubige Stroße, wie sie rüten und fahre?

So zeichnet Hebel in seinem Zwiegespräch mit der Wiese das Charakteristische des damaligen Lörracher Stadtbildes mit knappen Strichen. Und trotzdem seit jener Zeit große und tiefeinschneidende Veränderungen das äußere Bild gewandelt und aus dem bescheidenen Landstädtchen eine lebhafte Industrie- und Grenzstadt gemacht haben, so schaut zum Glück doch noch etwas von den vertrauten Zügen des alten „ordeligen Städtlis" aus der neumodischen Verkleidung des Stadtkerns hervor, das den Hebelschen Ausdruck auch heute noch rechtfertigt. Gleichsam prophetisch hatte schon die Festmünze, die aus Anlaß der feierlich begangenen Stadterhebung im Jahre 1756 geschlagen wurde, den Aufschwung der neuen Stadt gekündet; auf der einen Seite war ein Knäblein zu schauen mit der Umschrift:

„Ich bin zwar jung und klein anheute,"

auf der andern Seite aber ein Mann, der, wie die Festschrift sagte, „durch einen abgedeckten und in der Hand haltenden Huth einen höfflichen Burger vorstellet", mit der Umschrift:

„Jedoch aus Kindern werden Leute".

Freilich das „Knäblein“ von 1756 war genau besehen schon mehr ein bemoostes Haupt zu nennen, wenn man bedenkt, daß es damals bereits gegen sieben Jahrhunderte im Licht der Geschichte gestanden — allerdings nur als Dorf und Marktflecken —, der Zeiten nicht zu gedenken, über die urkundliche Zeugnisse nicht mehr vorhanden oder noch nicht erforscht sind.

So ließ sich zwar hier weder eine keltische noch eine römische Ansiedelung durch Funde nachweisen, wenn auch manche Vermutungen dafür sprechen könnten. Dagegen ist eine alemannische Siedelung durch Auffindung eines Reihengräberfeldes aus dem 6.—7. Jahrh. (in der Teichstraße) und andere Funde einwandfrei dargetan. Doch über die Geschichte dieses Alemannendorfes in den nächsten Jahrhunderten schweigt die Geschichte, und erst um die Wende des 11. und 12. Jahrh. taucht der Name Loracho aus dem Dämmer der Vorzeit auf: 1083 vergabt Bischof Burkard von Basel die Kirche zu Lörrach mit den dazugehörenden Ländereien an das Basler Stift St. Alban und überträgt die Schirmvogtei über die rechtsrheinischen Güter dieses Klosters dem Dietrich von Rötteln.

Seitdem ist dies Amt in Händen der Freiherren von Rötteln und eines ihrer Dienstmannengeschlechter, der Herren von Lörrach“. Die Tatsache, daß das Gelände der Lörracher Burg nur an Besitz des Stiftes St. Alban anstößt, läßt der Vermutung Raum, daß das Rittergeschlecht derer von Lörrach sein Aufblühen erst der Ausübung dieses Amtes verdankt. Nach dem Aussterben der Herrn von Rötteln (1315) zu Dienstmannen der Markgrafen von Hochberg-Sausenburg geworden, verloren sie anscheinend um die Mitte des 14. Jahrhundert ihr Stammlehen in Lörrach und siedelten nach der Schweiz über. Während das Dorf schon 1315 an die Markgrafen gefallen war, konnten diese die Burg mit ihrem zugehörendem Land erst allmählich (1338, 1361 u. 1387) von verschiedenen Besitzern, Ursula von Baden(weiler), Johann von Eptingen und Heinzmann von Baden, erwerben. Vorübergehend verwalteten nun Vögte die Burg, bis sie 1430 als Lehen an die Herren von Wegenstetten und 1451 an die von Flachsland gelangte, später in Besitz von deren Erben.

Der Ort hatte schon 1403, jedenfalls wegen seiner günstigen Verkehrslage am Schnittpunkt wichtiger Straßen, von Kaiser Rupprecht Marktrechte verliehen erhalten, die 1452 durch Kaiser Friedrich III. bestätigt wurden. 1503 kam Lörrach als offenes Lehen an das noch ungeteilte Haus Baden und dann an die Linie Baden-Durlach. Zur oberen badischen Markgrafschaft zählend (Oberamt Rötteln) nahm es fortan an den Schicksalen dieses Landes teil. Mit der Einführung der Reformation trat auch Lörrach 1556 zur evangelischen Lehre über. Schwere Leidensjahre brachte für die obere Markgrafschaft der dreißigjährige Krieg und dann die fast ununterbrochene Kette der französischen Raubkriege. In diesen sturmbewegten Zeiten gingen hier, wie anderwärts, die meisten älteren Bauten zugrunde.

Doch wurde gerade damals auch der Grundstein zu neuem Aufblühen gelegt: die durch die Zerstörung des Schlosses Rötteln (1678) obdachlos gewordenen weltlichen und geistlichen Ämter der oberen Lande suchten in Lörrach, als nächstgelegenem bedeutenderen Ort, ihre erste Zuflucht und schlugen bald hier ihren dauernden Sitz auf. Die Verleihung des Stadtrechtes durch Markgraf Friedrich Magnus (1682) sollte allerdings infolge der ständigen Kriegsunruhen nie wirksam werden, geriet sogar wieder völlig in Vergessenheit. Das Jahr 1756 bedeutete dann den wichtigsten Markstein in Lörrachs fernerer Entwicklung, indem nun Markgraf Karl Friedrich, der große Förderer der Volkswirtschaft, dem durch Zuzug der Industrie erstarkenden Ort die Stadtgerechtigkeit übertrug.

Der Aufschwung der Industrie im 18. und besonders im 19. Jahrhundert bestimmte weiterhin in höchstem Grade das Gedeihen der Stadt. Nach längerem Stillstand des Wachstums begann Anfang unseres Jahrhunderts eine neue Blüte, die u. a. die Eingemeindung des alten ehemals vorderösterreichischen Nachbarortes Stetten mit sich brachte und die unter zielbewußter Leitung heute noch andauert. Infolge des unglücklichen Kriegsausgangs hat Lörrach sogar als Grenzort dreier Staaten erhöhte Bedeutung gewonnen.

4*



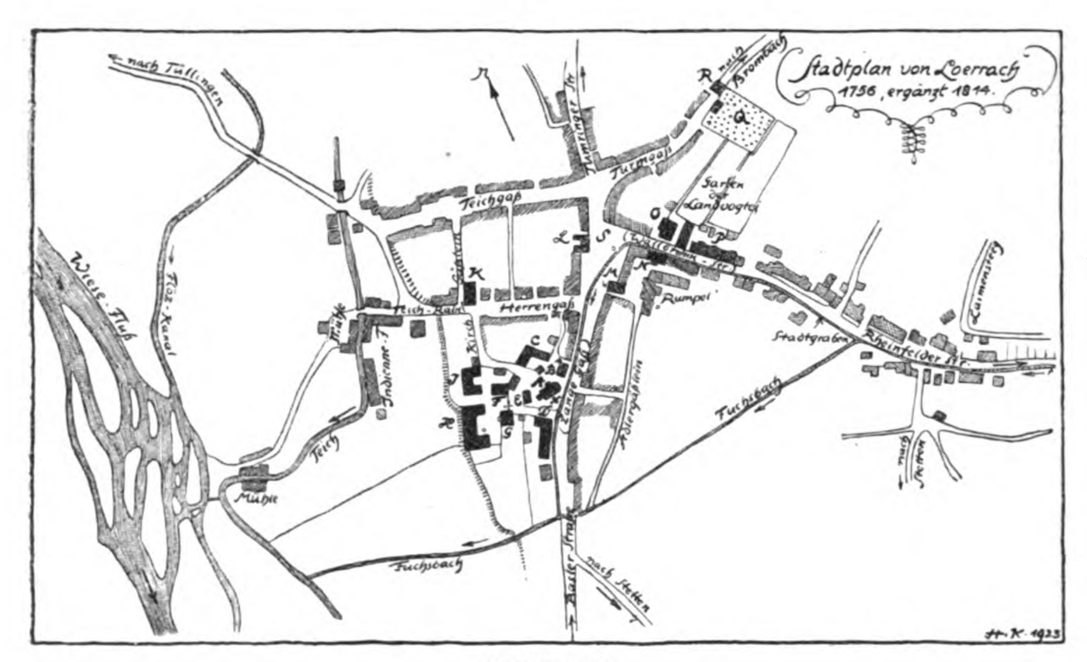


Abbildung 2

A = Kirche, B = Pfarrhaus, C = Zehnbauten von St. Alban, D = Kapitelschule (Gymnasium), E = Altes Schulhaus, F = Hofküferei, G = Burgvogtei, H = Herrschaftl. Speicher und Keller, I = Heu- und Strohmagazin, K = Altes Kapitelhaus, L = Altes Amtshaus, M = Stubenwirtshaus (jetzt „z. Ochsen"), N = Rathaus, O = Landvogtei, P = Staatl. Gebäude nach gleichem Modell, Q = Gottesacker mit Kapelle, R = Gefängnisturm, S = Marktplatz

Wie sah nun der alte Marktflecken Lörrach vor dem für die Weiterentwicklung entscheidenden Jahr 1678 aus? Die ältesten Teile gruppieren sich um die Kirche und Burg längs der Basler Straße und zwischen dieser und dem Westabfall des oberen Talbodens bis zur Teichstraße (Abb. 2). Daneben eine losere Bebauung längs der alten Straße nach Rheinfelden („Ufhabi"). An der Einmündung letzterer in die Basler Straße hatte sich wohl schon früh der Marktplatz herausgebildet. Nahe davon gabelt sich die Wiesentalstraße Basel—Schopfheim in die Brombacher (Turm-) Straße, die weiter auf der oberen Talsohle verläuft, und in die aufs rechte Flußufer übergehende Tumringer Straße, zugleich die Abzweigung der wichtigen alten Paßstraße ins Kander- und Rheintal über die „Lucke". Beide Straßenarme werden aber erst vom 18. Jahrhundert ab stärker bebaut. Kunstgeschichtlich hervorragend war wohl keiner der damals bestehenden und seitdem entweder verschwundenen oder veränderten Bauten, aber sie trugen alle, wie die wenigen erhaltenen Spuren beweisen, den Stempel schlichter heimatlicher Bauübung: sachliche, fast nüchterne Formen, das Kennzeichen der markgräfler Baukunst. Da ist zunächst die alte Kirche, die schon seit etwa 1100 erwähnt wird.

Ihre Erbauungszeit läßt sich jedoch heute nicht mehr genau feststellen, da urkundliche Zeugnisse fehlen und Anfang des 19. Jahrhunderts ein Neubau an ihre Stelle trat; nur der

Turm blieb erhalten. In dessen Ost-Westachse erstreckten sich, also schräg zur Basler Straße, das einschiffige Langhaus und der gegen dieses durch einen Triumphbogen abgeschlossene Ostchor.

Eine Inschrifttafel am Turm: „do man zalt nach der geburt cristi jesus (jhsus) 1517"[1], nennt als Baudatum desselben das Schicksalsjahr, in dem die Reformation ihren Ausgang nahm. Zwei spätgotische einfache Portale an der Nord- und Südseite des Turms führen in eine mit hübschem Sterngewölbe überspannte Vorhalle und von hier aus durch ein jetzt vermauertes Westportal in das Langhaus. Diese Anordnung der Portale wurde wohl dadurch notwendig, daß das alte Schulhaus quer vor der Westseite gelagert war. Es verschwand beim Kirchenneubau. Über der Turmhalle folgen noch drei Geschosse, deren oberstes maßwerklose Schallfenster zeigt; das übliche markgräfler Turmsatteldach bildete die Bekrönung und wurde erst beim Umbau durch das jetzige Zeltdach ersetzt. Im Kirchenschiff waren seit Einführung der neuen Lehre Emporen eingebaut worden, zu denen eine äußere Stiege unter einem Vordach hinaufführte.

Eigenartig waren die Besitzverhältnisse an der Kirche: für den Chor war das Stift St. Alban in Basel baupflichtig, dem auch bis zur Basler Reformation (1529) der Lörracher Pfarrdienst oblag, für das Langhaus die fürstlich geistliche Verwaltung und für den Turm die Gemeinde. Hieraus entstanden natürlich im Lauf der Zeit endlose Reibungen in Fragen der baulichen Unterhaltung und des Neubaus.

Der Friedhof befand sich bis Anfang des 17. Jahrhunderts in der Umgebung der Kirche. Die gewaltige Todesernte der damals wütenden Pest machte 1610 die Anlegung eines neuen Gottesackers an der Brombacher Straße (jetzt Hebelplatz und Schulhof) notwendig. Das frühere Pfarrhaus, ein Fachwerkbau des 16. Jahrhunderts, lag in dem eingegangenen Gäßchen von der Basler- zur Herrenstraße (im Hof der Lerchenapotheke) und wurde 1902 abgetragen. — Ältere Bauten auf St. Alban-Gelände sind das noch bestehende frühere Armenhaus (Zehnttrotte) mit der anstoßenden Scheuer und dem Feuerwehrgerätehaus hinter der Kirche (Zehntscheuer und -schopf des Klosters).

TIEFBURG ZU LÖRRACH 1695

A = WOHNHAUS — B = TREPPENTURM — C = BURGHOF — D = ZIEHBRUNNEN · E = INNERE MAUER F = ÄUSSERE MAUER · G = GRABEN · H = ZUGBRÜCKE · J = BURGSCHEUER · K = STALL · L = SEITENGASSE DER BASLER STRASSE · M = ROSSGARTEN N = HOCHGESTADE · O = GRENZEN ·

H. R. 1923

Abbildung 3

Die alte Burg stand an der Stelle des Versorgungsamtes (früher herrschaftlicher Speicher und Keller) und Hauptsteueramtes (früher Burgvogtei).

Pläne zu einem Schloßneubau Ende des 17. Jahrhunderts (s. u.) haben wenigstens den Burggrundriß in großen Zügen erhalten (Abb. 3): ein einfacher Wohnbau mit starken Umfassungsmauern und Treppenturm (Südseite), an den sich ein sechseckiger innerer Mauerring mit Ecktürmchen und ein an den Rand des Hochgestades gerückter äußerer Mauergürtel anschloßen; dazwischen der Graben. Also eine Tiefburg mit gleichzeitiger Ausnützung des Geländeabfalls an der Westseite. Der Eingang zur Burg mit der Zugbrücke

[1] Im Band V der Kunstdenkmäler Badens ungenau wiedergegeben: „do man zait nach der geburt cristi ist vō 1514".

lag im Norden an einer Seitengasse der Basler Straße. Der Ziehbrunnen im Burghof wurde im 18. Jahrhundert wieder benutzbar gemacht und kann somit, da er in Pläne der neuen Herrschaftsbauten eingezeichnet ist, als fester Anhaltspunkt zur Lokalisierung der verschwundenen Burganlage dienen.

Dasselbe bietet die eine Burgscheuer an der Nordwestecke der Außenmauer, deren Umfassungsmauern und Dachstuhl für den Bau der Hofküferei (jetzt Steuereinnehmerei) verwendet wurden. Hier befand sich wohl auch der mehrfach urkundlich genannte Roßgarten — eine eingefriedigte Pferdeweide (vgl. Stuttgart) — und westlich davon im Talgrund die Roßmatte. Der in Urkunden des Mittelalters genannte Weiher lag südlich der Burg auf dem oberen Talboden; er war 1595 noch vorhanden und scheint erst später trocken gelegt worden zu sein.

Die Burg war wohl im dreißigjährigen Krieg abgebrannt und fristete seitdem bis zu ihrem Abbruch in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts als Ruine ihr Dasein. Als letzte Besitzer erscheinen die adeligen Familien Gebweiler und Offenburger, aus deren Hand das markgräfliche Haus das Gelände (nach 1678) erwarb.

Im Süden bildete der Fuchsbach, von der oberen Rheinfelder Straße kommend und bei der Baumgartner Straße die Basler Straße kreuzend, die Grenze des Burggebiets, im Norden der Teichrain und die Herrenstraße (früher Mittelgasse). In einer Parallelgasse zu letzterer, der Fuchsgasse, wird vom 14. bis 16. Jahrhundert „Der frawen von Baden Hoff" genannt, anscheinend noch zum Burggelände gehörig. Er ist vollständig vom Boden verschwunden.

Von älteren Profanbauten ist in der Stadt nicht mehr viel erhalten: einer der ältesten dürfte das Hinterhaus von Basler Straße Nr. 27 (neben dem „Schwarzen Bären") sein, wenigstens in seinem Keller- und Erdgeschoß; im Flur findet sich noch eine verbaute gotische Türöffnung. Hier haben wir übrigens die alte Flucht der Basler Straße vor uns, die erst durch Vorrücken der Hauszeile von der Kirchstraße bis zur Baumgartnerstraße in die jetzige Straßenfront einging. Ein eigenes Rathaus war vor dem 18. Jahrhundert nicht vorhanden; die Gemeindegeschäfte und -versammlungen wurden in dem schon vor 1682 genannten Stubenwirtshaus („zum Ochsen", „jetzt zum Storchen") erledigt.

Große Veränderungen gingen nun mit diesem ländlichen Ortsbild Lörrachs vor sich, als nach der Zerstörung Röttelns die dortigen Ämter allmählich hierher verlegt wurden. Die fürstliche geistliche Verwaltung bezog zunächst ein Gebäude gegenüber dem Rathaus, mußte hier aber bald der von Basel herverlegten Landvogtei (Oberamt) Platz machen; sie kam dann in das Ulmische Haus in der Basler Straße (nahe dem Gymnasium). Gleichfalls in Basel kamen vorerst die Burgvogtei (Verwaltung der Zehnten und staatl. Ländereien) und die Hofküferei unter, wo die Markgrafen schon lange ein Absteigequartier besaßen.

Das Rötteler Landkapitel und die Kapitelschule (Lateinschule) fanden nach kürzerem mietweisen Unterschlupf von 1697 an dauernden Aufenthalt im Hause Herrenstraße 10 (Kapitelhaus). Der Landesherr, Friedrich Magnus, widmete der Ausgestaltung des neuen Regierungssitzes der oberen Lande seine besondere Aufmerksamkeit; auf Vorschlag des Landvogts von Gemmingen erhob er, wie erwähnt, im Jahre 1682 den bisherigen Marktflecken zur Stadt. Neben den üblichen Rechten der Befreiung von der Leibeigenschaft, freier Religionsübung, Steuerfreiheit auf 30 Jahre, Hebung von Handel und Gewerbe u. a. war dem Bauwesen im

Grundriß des Fürstlichen Landhauses zu Loerrach. 1695.

A. Das Landhaus.
B. Altanen, darunter Grotten.
C. Der Hof.
D. Die Küche.
E. Der Stall.
F. Der Küchengarten.
G. Die Eisgrube.
H. Der Blumen- oder Lustgarten.
J. Bocage mit Cabinetchen.
K. Spaziergänge en terrasse.
L. Großer Platz.
M. Der Forellenweiher.
N. Cabinetchen v. Hagebuchen.
O Gartenhäuslein.
P. Spaziergänge im Obstgarten.
Q. Brunnen.

R. Die alte Burg.
S. Ziehbrunnen.
T. Burgscheuer.
U. Burgstallung.

Brunnen
Teich
Alte Grenze
Durlacher Schuh
Fuchsbach
H. K. 1923

Abbildung 4

Freibrief große Beachtung geschenkt: zum Bau der modellmäßig vorgeschriebenen Häuser wollte die Regierung Baumaterialien wie Steine, Sand, Kalksteine zum Brennen und Bauholz umsonst oder zu mäßigem Preis stellen. Der Bau einer Ringmauer mit Toren und Türmen — damals allerdings schon kein wirkungsvoller Schutz mehr — wurde der Stadt versprochen.

Leider kamen diese Pläne, ebensowenig wie die großzügigen Bauabsichten des Markgrafen für eine Schloßanlage in Lörrach, nicht zur Ausführung.

Im General-Landesarchiv sind eine Reihe schöner Pläne, von der Hand des französischen Architekten Lefêbvre in den Jahren 1694—96 für diesen Zweck geschaffen, erhalten. (Abb. 4.)

In einer der Varianten wird der interessante Versuch unternommen auf die Grundmauern der alten Burg (Umrisse einpunktiert) die Umfassungsmauern des neuen Schlosses in Hufeisenform aufzusetzen. In den übrigen Varianten, die sich nur durch andersartige Gartengestaltung von einander unterscheiden, ist der Grundriß unabhängig von den Burgresten ausgebildet. Der Neubau ist mit seiner westlichen Schmalseite an den Rand des Hochrains gestellt; an der südlichen Langseite ist ein Lustgarten, an der nördlichen ein Wirtschaftshof mit Stall und Küche sowie anschließendem Küchengarten und Eisgrube angeordnet. Über eine die Geländeunterschiede geschickt ausgestaltende Freitreppenanlage mit Altanen und Grotten gelangt man von der Westfront hinunter auf einen großen Platz am Fuß des Geländeabfalls, von dem die Spazierwege fächerförmig in den Obstgarten hinausstrahlen bis zu dem in der Hauptachse gelegenen Forellenweiher und Gartenpavillon am Lörracher „Teich" (dem schon Ende des 16. Jahrhunderts entstandenen Gewerbe- und Wässerungskanal). Dieser bildet die westliche Grenze des Geländes.

Markgraf Friedrich Magnus baute sich dann um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts auf neutralem Gebiet in Basel das in Lörrach unter den politischen Stürmen nicht zustandegekommene fürstliche Haus, das heute noch besteht, nach den Plänen von Auge und Prisier.

Auf dem Boden seines Landes aber wünschte der Markgraf in Lörrach wenigstens ein Absteigequartier während seiner Aufenthalte zu haben. So ließ er sich 1705 von dem Werkmeister Joh. Leonhard Buchmiller in Badenweiler Risse zur Umgestaltung des alten Landvogteigebäudes vorlegen.

Dies stattliche schon damals als baufällig bezeichnete, also ältere, Haus stand gegenüber dem Rathaus (an der Stelle der jetzigen technischen Ämter) etwas von der Straße zurückgerückt; daneben ein mit der Schmalfront an die Wallbrunnstraße stoßender langer herrschaftlicher Stall mit Scheuer. Die Außenmauern sollten beim Umbau erhalten bleiben, nur die Inneneinteilung verändert werden, erweitert durch eine angebaute Einfahrtshalle an der Straße mit darüber liegendem zweigeschossigem Saal. Um eine geräumige „undere Hausdennen" gruppierte sich im Erdgeschoß „der alte Saall" (Straßenseite), „die Dürnitz" mit anstoßendem Küchenanbau (Gartenseite) und der Wendeltreppenturm („die Schnöcke") mit der „Sülberkammer" und den „Salva venia sedes" (Aborten). Die beiden Obergeschosse sollten gleichmäßig durch einen kreuzförmigen Gang in je 4 Paare von Stuben und Kammern aufgeteilt werden. Reizvoll beschaulich zeigt ein perspektivischer Schnitt die Endigung der Wendeltreppe im „Lust-Erckher", einem kleinen Turmgemach, das mit seinem runden von Weinkanne und Pokal gezierten Tisch zum stillen Rasten von des Amtes Sorgen und zur Ausschau ins schöne Wiesental einlädt. Eine Wetterfahne mit Drachenkopf und bad. Wappenschild bekrönt das liebenswürdige Werkchen. Auch diese Pläne teilten das Schicksal der anderen dieses baulustigen, aber von Kriegsnöten so verfolgten Herrn. So blieb es bei der 1696—1701 vorgenommenen notdürftigen Renovierung des Landvogteigebäudes, und erst Anfang des 19. Jahrhunderts (1820) ward es neuerdings im Innern modernisiert und erhielt damals wohl die äußere Form — Mansarddach mit abgewalmtem Giebel nach der Straße — in der es bis zum Abbruch (1896) stehen blieb.

Der sehr umfangreiche Landvogtei-Garten wird schon Ende des 17. Jahrhunderts erwähnt (u. a. gab es darin ein „Sommerhäußlein uff der Lindten"). Nach dem Plan von 1820 bestand er aus drei Teilen, einem streng geometrischen Küchengarten, dem großen hochstämmigen Baumgarten und einem Lustgärtlein mit Gartenhaus.

An Stelle des mit der Burg Rötteln zerstörten Landesgefängnisses entstand in den Jahren 1688—91 in Lörrach ein neuer Gefängnisturm — zugleich Stadttor —, welcher der Turmstraße den Namen gab. 1867 wurde der einfache, aber charakteristische Bau leider, wie so viele Zeugen Alt-Lörrachs, abgebrochen.





5. Rathaus vor seinem Umbau im Jahre 1869

Nachdem der Schloßbau aufgegeben war, wurden auf dem Burggelände eine Reihe staatlicher Verwaltungsgebäude untergebracht. In den Jahren 1722 bis 1727 wurde zuerst in mehreren Bauabschnitten der große Herrschaftsspeicher und -Keller erbaut. Der Keller des Nordflügels erstand zuerst auf dem ehemaligen Burggrabengelände durch weitere Vertiefung des Grabens. Als dann der Südflügel im Bau war, ergab sich durch die Verlegung der Hofküferei hierher (1724) die Notwendigkeit, für diese einen geräumigen Weinkeller zu schaffen; indem man den Keller dieses Flügels einwölbte, wurde der verlangte Raum gewonnen. Für den Hofküfer Herbster (das Amt blieb lange in dieser Familie) wurde die eine der beiden Burgscheuern als Wohn- und Bandhaus umgebaut. Um diese Zeit (1725) wurde „das steinerne Schlößle" (d. h. die Burg) abgebrochen und machte dem Westflügel des Kellers und dem neuen Burgvogteigebäude (1728—31) Platz. Letztere war zuerst im Speichergebäude selbst geplant gewesen, wurde aber nun als selbständiger Bau in der Mittelachse des hufeisenförmigen Speichers so angelegt, daß man aus der Schreibstube alle Vorgänge in Kasten, Keller und Hofküferei und im Hof überwachen konnte. Eine Mauer mit Einfahrtstor bildete zwischen Burgvogtei und Hofküferei den Abschluß der Anlage. Neben dem Speicher (nördlich) wurde 1765/66 ein zweiter etwas kleinerer hufeisenförmiger Speicherbau aufgeführt, der als Heu- und Strohmagazin, Bandhaus und Magazin für geschnittene Holzwaren diente (abgebrochen um 1906).

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann eine lebhafte Bautätigkeit in Lörrach einzusetzen. Die Anfänge der Industrie, die nun von Markgraf Karl Friedrich bewußt gefördert wurde, fallen in diese Zeit. Älter ist nur die schon im 17. Jahrhundert entstandene Papiermühle. 1753 gründete dann der Schweizer Joh. Friedrich Küpfer eine Indiennefabrik auf dem unteren Teil des Burggeländes, die sich später zu der bedeutendsten Lörracher Textilfirma Köchlin-Baumgartner & Co. entwickeln sollte. Auf den großzügigen Aufruf der badischen Regierung hin siedelten sich weitere Textilbetriebe hier an. Die Aufhebung der Freiheitsbeschränkungen

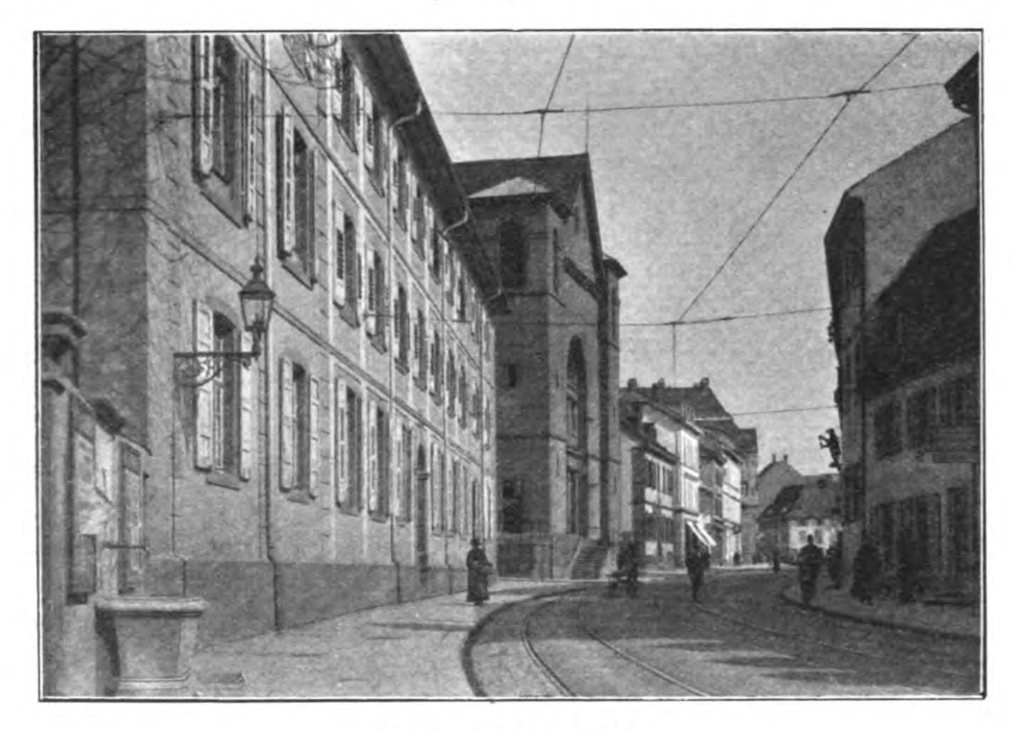

6. Ehemaliges Amtshaus (1914 niedergelegt)

durch Erteilung des Stadtrechtes (1756) tat das Ihrige, um aus dem zuerst nur Landwirtschaft und Gewerbe treibenden Ort eine lebhafte gewerbe- und industriereiche Stadt zu machen. Die Zahl der Wirtshäuser, die 1682 nur zwei („Stube" und „Krone") betragen hatte, stieg bis 1756 schon auf 11, und weitere folgten.

In jener Zeit entstanden die meisten öffentlichen und privaten Bauten, die dem Stadtbild bis in die neueste Zeit ihr Gepräge verliehen. Da war vor allem das Rathaus (Abb. 5), mit dem Kornhaus unter einem Dache erbaut (1756), ein schlichter, wohlgegliederter Bau mit Dachreiter, leider 1869/70 durch einen wenig glücklichen Neubau ersetzt. Schräg gegenüber wurden 1756—59 die drei Dienstgebäude für den Einnehmer (bis vor kurzem Sparkasse), den Frohndenverwalter und den Land-Commissarius nach demselben Modell erstellt. Gute einheitliche Wirkung im Straßenbild geht noch jetzt von den zwei erhalten gebliebenen Bauten aus, der dritte ist erst kürzlich dem an eine verfehlte Architektur angepaßten Posterweiterungsbau zum Opfer gefallen. An der schönsten Stelle des Marktplatzes als Abschluß der Wallbrunnstraße, da wo jetzt die doch wohl nur provisorisch durch niedere Verwaltungsbaracken gefüllte Lücke in der Bebauung klafft, stand bis vor kurzem das alte Amtshaus (Landschreiberei), um die Wende des Barock und Klassizismus erbaut, architektonisch wohl der beste Bau des älteren Lörrach (Abb. 6). Wenige Wochen vor Kriegsausbruch wurde er niedergerissen, um dem stattlichen Rathausneubau Dr. Grubers Platz zu machen, der jedoch unter der Ungunst der Zeiten bis jetzt nicht ausgeführt werden konnte. 1761/62 wurde für die Kapitelschule (Abb. 7) eine neue Behausung geschaffen: die „Tabac-Fabrique" neben der Kirche ward nach Plänen des Freiburger Werkmeisters Anthony Schrotz zum Schulgebäude (jetziges Gymnasium) umgestaltet. In diesem einfachen, aber gut durchgebildeten Bau wirkte Hebel mehrere Jahre jetzt als Präzeptoratsvikar. Zur gleichen Zeit wurde auch das neue Spezialat (Pfarrhaus der Südpfarrei) gebaut. Schwieriger war die Frage eines neuen Kirchenbaus zu lösen.

Über 75 Jahre zog sich der Streit der Parteien und Meinungen hin, bis endlich das Ziel erreicht wurde. Schon 1736 war eine Erweiterung durch Einbau größerer Emporen angeregt worden, ein Gedanke, der später mehrfach wieder aufgegriffen wurde; dann 1758 Vorschläge zum Anbau kreuzförmig angeschlossener Querschiffe.





7. Kirche und Gymnasium

1768 wurden von dem Karlsruher Rechnungsrat und Bauamtsassessor Weyhing zwei im Grundriß (achteckig und dreipaßförmig) und Aufbau architektonisch schön durchgestaltete Varianten zu einem Zentralbau unter Erhaltung des Turmes vorgelegt. Bald Streitigkeiten zwischen der geistlichen Verwaltung und dem Stift St. Alban, bald Geldmangel machten aber immer wieder die Verwirklichung der Bauabsichten zunichte. Endlich schien (1792) die Stunde für einen Neubau gekommen. Die damals entstandenen Pläne des Landbaumeisters Meerwein in Emmendingen stellten eine reife Lösung des sorgfältig beackerten Programms und zugleich einen interessanten Beitrag zum neuzeitlichen protestantischen Kirchenbau dar: achteckiger Grundriß, durch Säulenstellung in einen Kuppelraum und umlaufende zweigeschossige Emporen mit eingebauter Kanzel und Orgel gegliedert, das Gestühl zentral auf den in der Mitte (!) angeordneten Altar angeordnet. Der weiträumigen Innenwirkung entsprach eine großzügige Außenarchitektur: Überspannung mit zeltförmigem Mansarddach und organische Eingliederung des zu erhaltenden Kirchturms. Daß diese schönen Pläne, diesmal durch Quertreibereien eines Unterbeamten, nicht zur Ausführung gelangten, ist sehr zu beklagen. Denn der endlich 1815—17 nach dem Entwurf von Weinbrenners Schüler Landbaumeister Frommel in Emmendingen, ausgeführte Neubau kann sich, namentlich in bezug auf den Innenraum, nicht mit dem Meerwein'schen Projekt messen. Es ist ein ziemlich trockener Bau des ausgehenden Klassizismus, im Innern durch Emporen allzu eingeengt, im Äußeren ganz auf die Wirkung der Hauptfassade

an der Basler Straße eingestellt, die sich übrigens der hier beginnenden Straßenkrümmung gut einfügt (Abb. 7).

Der klassizistischen Zeit gehören auch die Gasthäuser „Zum Hirschen“ und „Dreikönig“ (jetzt Kaufhaus Asal) an, ebenso wie der leider verschwundene „Schwanen“ vornehme doch schon etwas nüchterne Bauten. Zusammen mit dem ehemaligen Direktorium des Wiesenkreises (dem „Haus Favre“ in der Herrenstraße) bilden sie die letzten Ausklänge einer im Boden einer sicheren Handwerkstradition wurzelnden Bauübung.

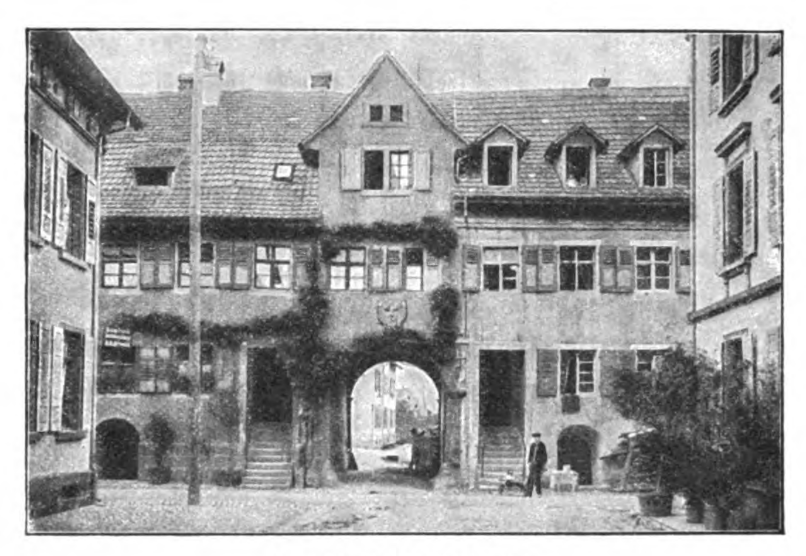
Was die nachfolgenden Zeiten dem an die Seite zu stellen hatten, war entweder von kärglicher Nüchternheit und einem Mangel jeglicher künstlerischer Formung oder — noch schlimmer — oft von großer Häßlichkeit oder unangebrachter Prunkhaftigkeit. Das Versiegen der architektonischen Gestaltungskraft, das für ganz Deutschland lange Jahrzehnte hindurch charakteristisch ist, mußte hier in einer ausgesprochenen Industriestadt besonders unbefriedigend zutage treten. Wenn auch die letzten beiden Jahrzehnte, wie allerwärts, eine zunehmende Besserung des baulichen Durchschnitts mit sich brachten, so fehlt doch immer noch bis heute jene wirkliche Baugesinnung, die ein so einheitliches harmonisches Gesamtbild hervorbringen könnte, wie es z. B. die schöne Lithographie von Lörrach um 1820 (aus dem Besitz des verdienten Sammlers heimischer Kunst, Herrn Sparkassenvorstands Schulz) zeigt (Abb. 1).

An die Baugedanken jener übrigens auch auf bescheidene äußere Mittel beschränkten Zeit heißt es heute wieder bewußt anknüpfen, nicht im Sinne sklavischer Nachahmung von bestimmten Stilformen, sondern einer Durchdringung aller Bauaufgaben mit wahrhaft architektonischem Geist, der auf einer gesunden handwerklichen Bautradition fußend das Ganze wie das Einzelne gleich liebevoll in schlichter heimischer Weise durchbildet. Die Heimatkunst des Markgräfler Landes bietet hierfür Beispiele in Fülle aus allen Jahrhunderten. Möge dieser Geist das bauliche Schaffen und Gestalten an einem neuen geschlossenen Stadtbild des Ortes, den wir in seinem Werdegang durch die Jahrhunderte geleitet haben, befruchten und zu voller Wirkung reifen lassen!

Literatur

Akten des G.L.A. — Die Kunstdenkmäler des Großh. Baden. Band V. — W. Höchstetter, Die Stadt Lörrach, 1882. — C. G. Fecht, Die Großh. bad. Amtsbezirke Waldshut, Säckingen, Lörrach, Schopfheim, 1859. — K. Herbster, Die Burg zu Lörrach (Oberländer Bote 1921). — Dr. Humpert, Das Wiesental, 1920. — R. Faißt, Die Papierfabrik von Höfen (Blätter aus der Markgrafschaft 1916).





1. Schopfheim, Torstraße

Schopfheim

Ein Beitrag zu seiner Baugeschichte

Von Rudolf Faißt, Schopfheim

In einer kleinen Geographie des badischen Landes aus dem Anfang des vergangenen Jahrhunderts las ich folgende Stelle: „Schopfheim, ein altes, halbzerfallenes Landstädtchen". Nicht sehr groß ists geworden seit jener Zeit, es war 1812, zwischen 4—5000 Einwohnern zählt es, Seelen darf man ja heute nimmer sagen, wie man in früheren Jahren edler und tiefsinniger geschrieben hat. Aber ein so schmuckes, sauberes, fleißiges Städtchen ist es geworden, wie es nicht viele im Oberland und Unterland gibt. Dabei von einer gewissen Bedeutung in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht: Sitz einer Handelskammer für die Kreise Lörrach und Waldshut, der üblichen Behörden einer badischen Amtsstadt, nicht unberührt von den Errungenschaften und Einrichtungen der neuesten Zeit „eines Finanzamts", ferner Sitz zahlreicher Industrien wie Baumwollspinnerei, Baumwollweberei, Färbereien, Hanfspinnerei und Bindfadenfabrik, Seifenfabrik, Möbelfabriken, Papierfabrik, Papierhülsenfabrik und anderer Gewerbe, unter denen „in der Stadt des großen Durstes" Bierbrauereien nicht fehlen dürfen. So ist reges wirtschaftliches Leben, aber nicht minder geistiges Leben vorhanden durch eine Reihe von Schulen, unter denen die Oberrealschule hervorragt, die schon äußerlich durch einen massigen und doch schönen Bau das Äußere des Städtchens beherrscht.

Wer aber kennt sonst Schopfheim? und doch wäre es wert bekannt zu werden, so gut wie unser einzig, schönes Wiesetal, das vom Weltverkehr so abgelegene, vielfach unbekannte und unverstandene Wiesetal, auf dem ein ganz besonderer Duft liegt, trotz der vielen Fabriken, die das Tal zu einer großen einzigartigen, von Matten durchbrochenen, von Kanälen durchwundenen Fabrikstadt machen.

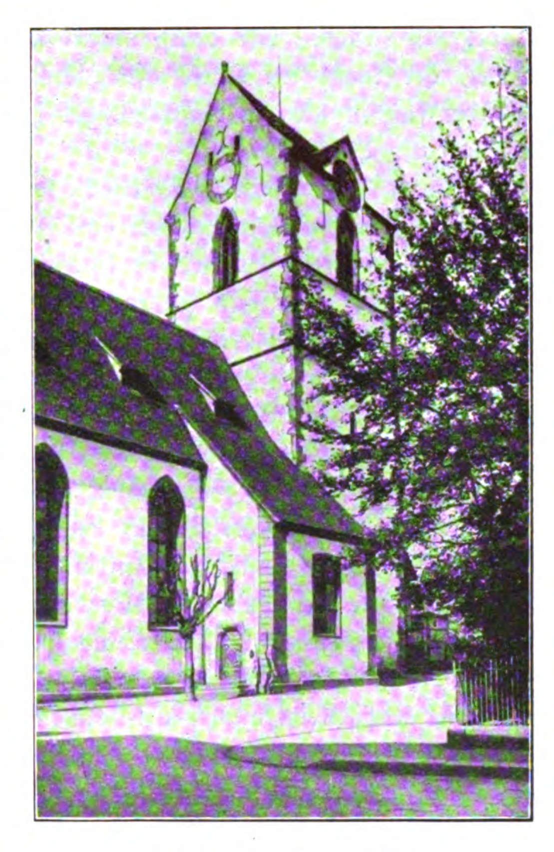


Ja, Feldbergs Töchterlein, die von Hebel besungene Wiese ist fleißig gewesen und immer fleißiger geworden. Munter und geschwätzig eilt sie herunter von den verschwiegenen Schwarzwaldfelsen und siehe dort, wo sie herabstürmt und nach Westen schaut „der sinkenden Sonne entgegen", dort liegt unser liebes Heimatstädtchen Schopfheim. An den Bergrand des Entegast hat die Stadt den Fluß gedrängt, um sich mit dem Kranze zu schmücken von Buchengrün und der Welle silbernem Bande. Verschwiegen wie ihres Flusses Ursprung ist ihr Name. Mit den Wiesen des Tales hat er nichts zu schaffen, Vesu ward sie einst geheißen, nach einem alten keltischen Flußgott, der unter dem keltisch-römischen Namen Vesucius bekannt ist. Aus Vesu wurde Visen, Wissen, Wisen und endlich Wiese, und wie der Name sich änderte, so der Charakter des Tals und des Flusses Lauf, der wohl zuerst gegen Rheinfelden lief, um dort mit dem Rheine sich zu vermählen, dann aber wohl bange vor des Alpensohnes stürmischem Verlangen sich von ihm wandte, um sich mit dem ruhiger gewordenen bei Hüningen zu vereinigen. Noch andere Namen der Gegend, z. B. Wiechs erinnern an keltische Bewohner.

Wann hier im Walde Menschen ihre Hütte bauten, ist unbekannt. Man weiß nur, daß im Jahre 807 n. Chr. ein gewisser Himini und seine Söhne Einhart und Winibolt die Villa Scofheim an das Kloster St. Gallen schenkten (cf. Schenkungsurkunde vom 26. Juli 807 im St. Gallener Urkundenbuch). 1150 wird das Städtchen Scopheim genannt, mit welchem Namen es bis 1258 genannt wurde. 1260 finden wir in St. Blasier Urkunden, denn St. Blasien war an die Stelle des alten Mutterklosters St. Gallen getreten, den Namen Schoiphain, 1283 Schopfhein, 1484 Schopffe, 1460 Schopfe, wie es auch heute noch im Dialekt genannt wird. Schwer ist der Ursprung des Namens zu enträtseln. Die Erklärungen, die z. B. Eberlein in seiner Geschichte Schopfheims zu geben versucht hat, dürften hinfällig sein. Nicht von einem Eigennamen „Scoppo" wird der Name kommen, auch nicht von dem Worte Scopf = Schuppen oder Scheune, sondern von dem Worte „Scoph". Das bedeutet nach Krieger entweder ein einzelstehendes Wäldchen oder überhaupt eine einsame Gegend. Darnach heißt Schopfheim soviel wie Heim beim einzelstehenden Wäldchen oder Heim in wilder einsamer Gegend, was sehr leicht erklärlich ist, weil in jener ältesten Zeit unsere Gegend waldreich und wild gewesen ist. Aus der Endung des Namens „heim" ist zu schließen, daß der Name fränkisch ist, waren doch im benachbarten Kirchen wie auch in Basel kaiserlich fränkische Pfalzen, und in Schopfheim selbst wohl aus fränkischer Zeit stammend eine romanische Kirche.

So war der Ort jedenfalls von frühe an von gewisser Bedeutung. Diese alte romanische Kirche konnte durch Ausgrabungen, die auf Veranlassung des Staates im Jahre 1921/22 stattfanden, innerhalb des jetzigen Kirchenraumes lückenlos nachgewiesen werden. Ihre südliche Langhauswand fällt mit der der heutigen Kirche zusammen, die im Laufe der Zeit nach Norden eine Verbreiterung von 3 m erfahren hat; die nördliche Langhauswand der romanischen Kirche liegt





2. Alte evangelische Kirche

also innerhalb des jetzigen Kirchenraums. Die östliche Umfassungswand lag unmittelbar vor der heutigen Chorwand. Die Kirche stand, wie all die alten Kirchen in der Richtung von Westen nach Osten. Im Westen erhob sich, darauf deutet das etwas verstärkte Mauerwerk hin, wie vielfach bei Michaelskirchen — um eine solche handelt es sich hier — ein rechteckiger Turm, jedenfalls nicht allzu hoch, während nach Osten eine halbrunde Apsis den Abschluß bildete. Die Mauerstärke des Apsis ist 0,95 m, die des Langhauses 0,65 m, während die Stärke des Turmes 0,85—0,90 m mißt. Vor der Chorwand wurden Quermauern freigelegt, deren Bedeutung noch nicht festgestellt ist und zwar in der Entfernung von 2,65 m bezw. 5,30 m. Möglicherweise, daß der Chor bis dorthin reichte, der einige Tritte erhöht und gegen das Schiff durch einen Lettner abgeschlossen war. Ob diese ausgesprochene Vermutung richtig ist steht dahin, jedenfalls ergaben sich hierfür bei den Ausgrabungen keine schlüssigen Beweise, auch nicht für das Vorhandengewesensein einer vermuteteten Krypta. Für derartige Anlagen scheint die Kirche doch zu klein und der Ort zu unbedeutend gewesen zu sein. Es wäre aber wohl denkbar, daß sich die romanische Kirche aus einer noch kleineren Kirche oder Kapelle entwickelt hat, auf welche die Quermauern vielleicht zurückgehen. Das Mauerwerk ist sorgfältig ausgeführtes Schichtenmauerwerk aus heimatlichem Sandstein. Die Schichten sind 10—15 cm hoch. Die Mauern ruhen in einer Tiefe von ca. 2 m unter dem jetzigen Kirchenboden ohne irgend welche Sohlenverbreiterung auf dem gewachsenen Erdboden auf. Nur die äußern Umfassungsmauern des Westturmes sind bis zur Höhe von 1,20 m um 0,25 cm nach innen verstärkt.

Im Kirchenraum, d. h. zwischen Turm und der vorhin genannten Quermauer, fanden sich Stufen und zwar an der Nordseite fünf in einer Reihe, sie sind von kleineren Abmessungen im gewachsenen Boden gegraben, auf der Südseite waren es zwei größere. Die kleineren sind in ganz einfacher Weise mit ziemlich rohen dünnen Sandsteinplatten umwandet und abgedeckt. Die Gräber auf der Südseite haben Umfassungen aus Bruchsteinmauerwerk, der Boden ist mit Lehm ausgelegt, nach oben finden sich einfache Abdeckplatten. Von irgend welchen Bezeichnungen

findet sich nichts. Die darin vorgefundenen Skelette waren völlig in Sand eingebettet, der wohl im Laufe der Zeit eingedrungen ist. In einem der südlichen Gräber fanden sich ein einschneidiges Schwert und Reste eines Bronzesporns, sonst fehlten alle Beigaben.

Wann diese romanische Kirche erbaut worden ist, steht dahin, da keinerlei Angaben über die Baugeschichte vorhanden sind; die erste Erwähnung einer Pfarrei geschieht 1244, bei Eberlin ist schon 1130 ein Pfarrer erwähnt, demnach mußte also schon um diese Zeit Pfarrei und Kirche bestanden haben. Diese romanische Kirche dürfte von einem Brande heimgesucht worden sein, wie auch eine spätere gotische Kirche, denn es fanden sich in der Erdauffüllung zwei Brandschichten vor, die durchschnittlich 0,90 bezw. 0,50 cm unter dem jetzigen Kirchenboden liegen. Nach diesem ersten Brande wurde die Kirche im alten Umfang wieder hergestellt. Vielleicht schon bei dieser Gelegenheit wurde dann ein Turm an der Ostseite gebaut über der Apsis. Dieser Turm, der noch heute besteht, hat in seinem untersten Teile noch stark romanische Anklänge, aber aus späterer Zeit zum gotischen hin. So sehen wir die Türe zur Wendeltreppe des Turms romanisch profiliert, aber schon mit Spitzbogen. Die kleinen Ecksäulen in den vier Ecken des Turmes tragen romanische Kapitelle und haben Basen mit Eckblättern, zwei Basen gleichen übrigens Kapitellen, können also solche gewesen sein. Zwischen Kapitell und Rippenansätze besteht kein organischer Zusammenhang. Diese Säulen dürften einmal im Freien gestanden haben, denn sie sind zum Teil sehr verwittert. Das Kreuzgewölbe zeigt frühgotische Rippen. Die ausgegrabenen Chortritte verbanden offenbar diesen Chor noch mit der zweiten Kirche, da die höchsten Stellen der ausgegrabenen Umfassungswände höher liegen als der Langhausboden, der sich am untersten Tritt angeschlossen haben muß.

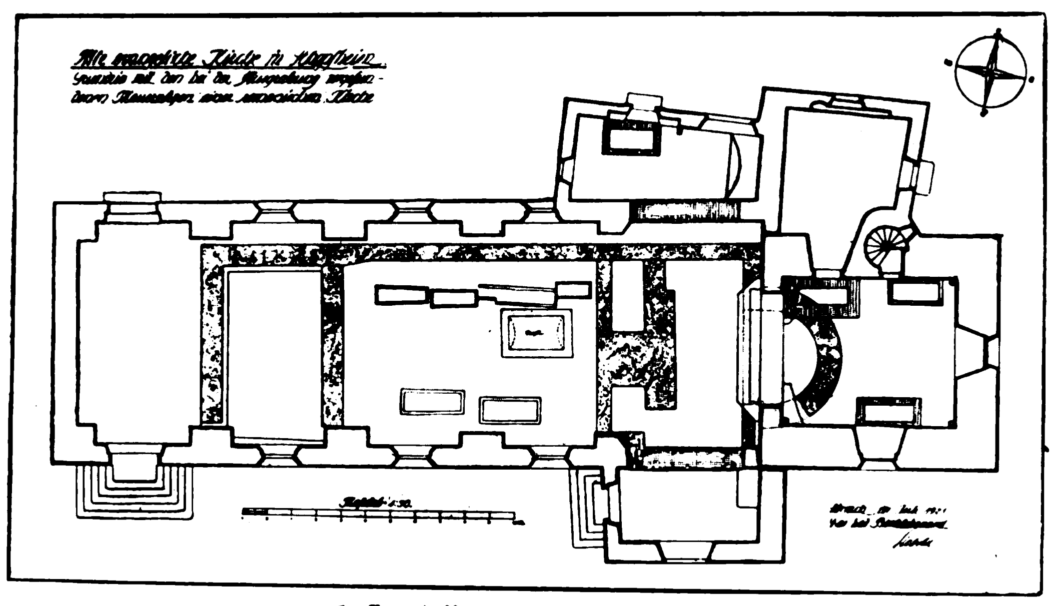
Diese erwähnte Kirche wurde durch eine gotische ersetzt mit den heutigen Abmessungen, die zunächst wohl eine flache Holzdecke getragen hat. Nur so läßt sich die bis zu 8 cm starke obere Brandschicht verkohlten Holzes erklären. Auch sind auf dem Dachraum über Langhaus und Sakristei die Anschlüsse eines niederen Daches an dem Turmmauerwerk noch sehr gut erkennbar. Die erwähnte Brandschicht erstreckt sich über das ganze Langhaus, fehlt jedoch in den Seitenkapellen. Diese blieben entweder vom Brand verschont oder bestanden damals noch nicht. Die Grundmauern, die unter den Bogenöffnungen gegen die beiden Seitenkapellen blosgelegt wurden, sprechen für einen nachträglichen Anbau wenigstens für die Südkapelle, dagegen nicht für die Nordkapelle, denn bei Änderung des benachbarten Kirchenfensters wurde offensichtlich Rücksicht genommen auf eine bereits vorhandene westliche Kapellenwand, die übrigens nicht rechtwinklig zur Langhauswand verläuft. Ob die in der Nordkapelle gefundene Jahreszahl 1451 — die gleiche Zahl findet sich auf Gemälden an der westlichen Kapellenwand — die Erbauungszeit bedeutet, steht nicht fest, dagegen bezeichnen die im Langhaus an verschiedenen Stellen angebrachten Zahlen 1479—1481 offenbar die Zeit des Wiederaufbaus nach dem



Brand, der wohl erst nach 1451 stattgefunden haben kann. Langhaus und Kapellen wurden nunmehr mit Holzgewölben überdeckt und die Dächer erhöht. Ein Schlußstein im Langhaus sowie auch das spätgotische Portal zur Sakristei trägt das Wappen der Herrschaft Badenweiler (seit 1444 im Besitze der Markgrafen von Rötteln), ein anderer Schlußstein das Schopfheimer Stadtwappen, den hl. Michael. Ob nicht daraus zu schließen ist, daß Sakristei und Langhaus in diesem Jahre fertiggestellt worden sind, daran anschließend die Nordkapelle, worauf bald nach der Neuerrichtung der Dachstuhl einem Brande zum Opfer fiel?

Im Jahre 1619 wurde dann die untere Empore im Langhaus und jene in den Kapellen errichtet und gleichzeitig eine neue Türe an der Nordkapelle gegen die Altstadt ausgebrochen, die noch gute Rennaissanceform zeigt. Die alte Türe, die einen Ausgang aus der Kapelle gegen Westen öffnete, wurde als entbehrlich geworden zugemauert. Damals wurde wohl auch für bessere Erhellung des Kircheninnern das Maßwerk der Fenster sowohl im Langhaus als auch im Chor entfernt und größere Fensteröffnungen geschaffen. Im Jahre 1768 endlich wurde die neue Orgel aufgestellt, die Orgelempore verbreitert und die neue Empore eingebaut.

Der Bodenbelag der Kirche vom Jahre 1481 hatte bereits die heutige Höhenlage (2,50 m über dem gewachsenen Erdreich), der Chor lag nur eine Trittstufe erhöht. Die bei den Ausgrabungen freigelegten Stufen aus romanischer Zeit sowie die Brandschichten und frühere Chortreppe wurden bereits oben erwähnt. Im Langhaus fand sich aus späterer Zeit stammend ein bis fast unmittelbar unter dem Kirchenboden ziehendes Gruftgewölbe vor, in welchem sich zahlreiche Gebeine von Erwachsenen und Kindern beiderlei Geschlechtes fanden sowie auch



3. Grundriß der alten evang. Kirche

Sargreste. Es ist wohl ein Sammelgrab, in dem jedenfalls anläßlich einer Umgrabung die Gebeine gesammelt wurden. Im jetzigen Chor endlich fanden sich ebenfalls Grüfte, von denen eine aus Backstein und zwei aus Bruchsteinen hergestellt waren, ihre Tiefe beträgt 1,30 m. Einige davon waren mit gotischen, z. T. sehr abgelaufenen Grabplatten bedeckt. Die Grüfte auf der Nordseite waren mit Bauschutt aufgefüllt, also schon früher einmal aufgegraben, vereinzelte Knochenreste fanden sich darin, aber ohne Zusammenhang. In einem südlichen Grab lagen zwei unversehrte männliche Skelette mit spärlichen Resten von Umhüllungen. Ebenso fand sich in der Nordkapelle eine weitere ummauerte Gruft unmittelbar vor der Ausgangstüre. Auch sie war jedenfalls schon einmal aufgegraben, sie enthielt Bruchstücke eines schönen Renaissancegrabsteins aus Champagnekreide mit Spuren von Bemalung.

In der Auffüllmasse fanden sich außerdem neben zahlreichen menschlichen Knochen, gotischen und späterzeitlichen Grabplatten, einige wenige glasierte und unglasierte Ziegel und Bodenplatten, romanische und gotische Architekturteile, die vermutlich von der alten Kirche herrühren, Teile von Tür- und Fensterumrahmungen, Fenstermittelpfosten, Bruchstücke von Säulentrommeln, Tauf- und Weihwasserbecken.

Das Kircheninnere trug wie meistens bei mittelalterlichen Kirchen, reichen Farbenschmuck. Reste von Wand- und Deckenbemalung finden sich an zahlreichen Stellen, sie sind jedenfalls in protestantischer Zeit übertüncht und auch sonst mißhandelt worden, indem man Epitaphien und Balken der Emporen in die übertünchten Malereien hineintrieb. Dadurch wurden diese Bilder zum Teil fast vernichtet. Vor allem scheint die Nordkapelle schön ausgemalt worden zu sein. An der Ostseite befindet sich eine Kreuzigungsgruppe in nicht allzu spärlichen Resten erhalten, an der Westseite neuentdeckt ein hl. Sebastian und hl. Martin von Tours aus dem Jahre 1451, ebenfalls gut erhalten wie auch das Rankenwerk an der Nordseite. Überreste von früheren Malereien finden sich auch im Chor vor wie auch am Triumphbogen mit einem eigenartig schönen hölzernen Cruzifixus von 1687. Von der ursprünglichen Ausmalung der Sakristei zeigen sich noch geringe Reste im darüber liegenden Speicherraum unmittelbar über den Gewölbekappen, die an Stelle der alten Holzdecke traten. Selbstverständlich waren auch die Architekturteile farbig gefaßt und die Gewölbe mit ornamentalem Rankenwerk überzogen. Selbst das Holzwerk der später eingebauten Emporen und der Orgel waren in kräftigen Tönen gestrichen. Es ist beabsichtigt das Kircheninnere, das jetzt etwas monoton und kalt wirkt, wieder in der alten Farbenpracht erstehen zu lassen. Die Freilegung der Wandmalereien muß dabei mit besonderer Vorsicht vorgenommen werden, weil sich bisweilen 2—3 Malschichten verschiedener Zeitperioden übereinander befinden.

Ein weiterer Schmuck der Kirche sind eine große Anzahl von Grabplatten und Epitaphien, die Boden und die innere und äußere Wandfläche der Kirche schmücken, dazwischen zwei sehr schöne Rennaissanceepitaphien des Herrn Höcklin von Steinegg und einer Familie Gütt. Die Kirche hatte ferner in früherer Zeit



bis in die Zeit der Kriege Ludwig XIV. hinein bemalte Fenster, denn nach vorhandenen Schriften wurden in Kriegsläuften die Fenster zur Sicherheit in den markgräflichen Hof nach Basel gebracht. Von diesen Fenstern ist keine Spur mehr vorhanden. Ob sie in Basel geblieben sind?



4. Alte evangel. Kirche, Innenansicht

Um die Kirche schmiegen sich herrschaftliche Wohnungen und die Bürgerhäuser an, wie wenn sie sich in den Schutz des hl. Michael begeben wollten, der sie hüten soll mit seinem Schwert gegenüber den Angriffen der Menschen, es ist das Bild von der Henne und ihren Küchlein. Eng suchen sie Schutz unter der sie schirmenden Kirche. Mit Mauer, Wall und Graben wurde Stadt und Schloß umgeben. Hinter den Mauern und Wällen hatten sich neben den Bediensteten des Vogts, der im Schlosse wohnte, Hörige, aber auch Adlige Schutz suchend angesiedelt. In der Königshofener Chronik ist das Städtchen beschrieben, wie es um 1400 aussah. Das Schloß bildet mit seinem festen Turm die Nordwestecke. Dieser feste Turm, der sog. Diebsturm, wurde etwa 1824 abgetragen. Auf den alten Stadtbildern sieht man ihn noch als hochragendes Wahrzeichen vergangener Tage. Gegen Süden dehnte sich das Schloß aus bis „zu des Kilchherrn Hus", das heutige Haus des Gipsers Lenz. Dazwischen befanden sich die herrschaftlichen Wohnungen und Marställe. Man sieht noch heute an diesen, jetzt die Wirtschaft zum Hans Sachs, das Röttelnsche Wappen mit der Inschrift: 1453 Markgraf Rudolf von Rötteln. Auf der linken nördlichen Seite dehnte sich das Schloß aus bis zur herrschaftlichen Mühle, wo heute die Stadtmühle steht. Es dürfte aber fraglich sein, ob das Schloß ein ununterbrochener zusammenhängender Bau gewesen ist. Die Kirche stand an der Südseite der damaligen Stadt, wie wir gesehen haben in der üblichen

Weise von Osten nach Westen gerichtet, hart an der Mauer. In der Nähe westlich stand der Roggenbachsche Hof, später die Stube, heute das Gasthaus zur Sonne, östlich von der Kirche vom Stadttor an das städtische Kaufhaus, die lange Schol, heute die Häuser des Blechners Jutzler, Bäcker Brüderlin, Färber Lenz, offenbar aber von der Kirche getrennt durch einen Graben oder Bach.

Drei Tore führten aus den engen Gassen des Städtchens hinaus in die freie schöne Landschaft. Das alte, heute noch bestehende Tor bei Schuhmacher Zirns Haus, wohl das Schloßtor, führte hinaus ins Wiesental nach Westen, ein zweites Tor zwischen Blechner Jutzler und Schuhmacher Walters Haus führte gen Südost, dort stand auch das Torstüble, aber außerhalb der Zugbrücke, und dann ein drittes Tor bei der Stadtmühle, dessen Torbogen noch heute zu sehen sind. Von dem zweiten Tor, dem Altstädter Tor, breitete sich gegen Westen der Gerichtsplatz aus, der etwas erhöht war, ein Teil des heutigen Lindenplatzes.

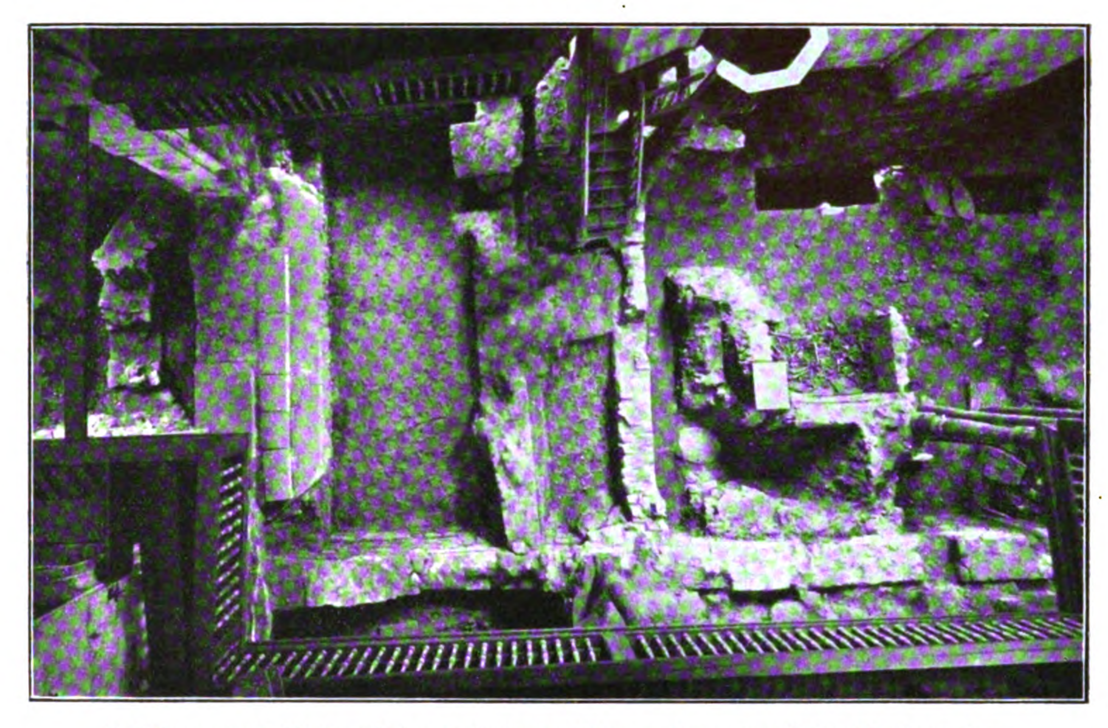
Das ganze Städtchen war umgeben von Graben und Mauer, fünf Türme schützten wehrhaft die friedlichen Bewohner. Vom Schloß- oder Diebsturm haben wir schon gehört, ein anderer Turm stand in der Nähe der Stadtmühle und ist zum Teil noch erhalten im Dreher Sutter'schen Haus, der dritte war beim Altstädter Tor, die Lage der beiden andern ist nicht mehr festzustellen, vermutlich an der Südwestecke in der Nähe der Roggenbach'schen Häuser, der fünfte nicht allzuweit davon. Möglicherweise, daß ein weiterer Turm noch erhalten ist im Schlosser Seufert'schen Hof in der Hauptstraße.

Um die Mauern floß ein Graben, dessen Lauf noch heute gut zu verfolgen ist trotz der Auffüllungen und trotzdem er heute friedlicheren Zwecken dient. Auf ihm gegen Westen befinden sich Gärten ehrsamer Bürger, die lieber ihre Nahrung bauen als wie einst ihre Vorfahren schild- und schwertbewehrt feindliche Überfälle abzuwehren. Der Stadtgraben wurde gespeist vom Stadtbach.

In diesem Städtchen lebte nun eine im ganzen geruhsame Bürgerschaft im Schutze der Herrschaft und einiger adliger Familien, die hinter Wall und Graben ihre Häuser gebaut hatten, wie die Freiherrn von Ulm, die Herren von Wise, von Tegernau, von Schweiningen, denen die Markgrafen Rudolf II. und Otto den Platz von zwei abgebrannten Häusern zur Verfügung stellten, die Edlen von Stegelholz, Achtdorf, Erzingen und Eriman, die aber fast alle ausgestorben und verzogen sind bis auf die Herren Roggenbach, die noch hier, d. h. im Schlosse zu Ehnerfahrnau ihren Sommersitz haben und die Herren von Ulm, die in Freiburg leben. Während der Adel in Jagd und dem Fischfang seine Kurzweil fand oder den Markgrafen oder andern Herrn die Kriege führen half, lebte der Bürger seiner Arbeit, friedlich und still und beschaulich, so wie es einem Bürger geziemt.

Innerhalb dieser Umwallung, deren Oberfläche etwa 294 ar umfaßt, lag also die Stadt mit ihren engen winkligen Straßen, wie sie im wesentlichen noch heute bestehen und auch heute noch manch malerisches Bild abgeben. Allerdings man muß diese Bilder suchen, dem oberflächlichen Beschauer bieten sie sich nicht





5. Alte evangel. Kirche mit den freigelegten Mauern der romanischen Kirchenanlage

dar. Gewiß es ist nicht hervorragend Künstlerisches, aber schön. In ein Gewinkel von Höfen, Balken, Lauben, Streben äußerst interessanter Art schaut man von einer Laube eines Hauses bei der alten Kirche. Es ist eines der schönsten Bilder der alten Stadt. Ein kleines Juwel könnte der Platz bei der alten Kirche sein mit seinen gotischen Häusern, wenn er nicht durch eine Mietskaserne verschandelt wäre. Unweit davon in der heutigen Wallstraße steht ein Haus mit Rundbogen und Buckelwerk von 1776. Nicht weit davon trägt das Mitteltor das Schopfheimer Stadtwappen mit der gleichen Jahreszahl. Es ist der hl. Michael allerdings in schlechter Barockausführung. Daneben steht ein weiteres gotisches Haus drei Stockwerke hoch mit Steinkreuzfenstern und der Jahreszahl 1566 an einem Fenstersturz und dem kleinen gotischen Fenster oberhalb der Türe. Nicht weit davon wieder ein Haus mit gekoppelten Fenstern und der Jahreszahl 1586 und zwei andere unbedeutende Häuser von 1740 und 1742.

Wir sehen, es ist nicht allzuviel erhalten von dem alten Schopfheim; Brände und Zerstörungen haben aufgeräumt mit den alten Überlieferungen. Heutzutage trägt die Altstadt nur noch der Anlage nach, aber nicht den Häusern nach einen einheitlichen Charakter. Aber auch die übrige Stadt, die sich gegen Osten ausdehnt, die Au, hatte noch manch schönes Haus mit gotischem Bogen und Fenstern, hatte Häuser aus der Barockzeit und aus der Weinbrennerzeit, aber was ist aus solchen Häusern geworden? Sie wurden verunziert, mißhandelt, gewiß nicht aus



6. Amthaus, von der Rathausvorhalle aus gesehen

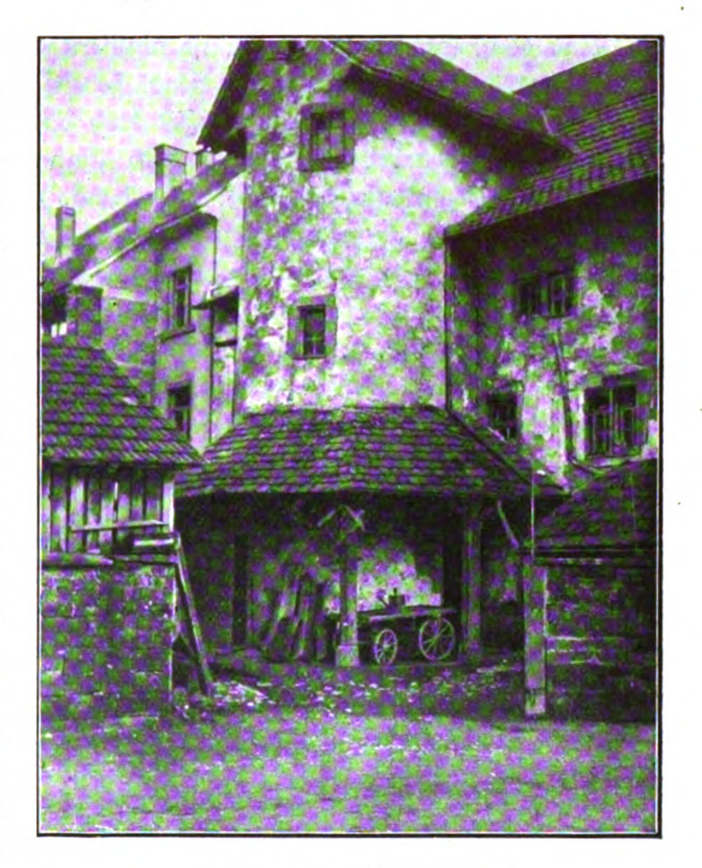
Absicht, sondern aus Unkenntnis künstlerischen Wertes; aus Rücksichten praktischer Art wurden sie modernisiert, so sagt man, glaube ich. Schade! Wie oft ist das praktische Leben Feind des Schönen?

Uneinheitlich ist auch der Stolz der Stadt, der sog. Lindenplatz, die alte Gerichtstätte. Wie schön und edel wäre er, wenn seine Bauart einheitlich wäre. Seiner ganzen Anlage nach trägt er Weinbrenner Art, wenn auch nicht völlig echt und rein, aber er macht einen vornehmen Charakter, manche größere Stadt könnte uns darum beneiden. Wir sehen das schöne, einfache Rathaus, zwischen 1820 bis 1830 von Frinz erbaut, das Bezirksamt um 1800. Andere, auch durch einen Anbau nicht schön geworden, in der Ferne das evang. Pfarrhaus (1796) mit seiner großen, kleinstädtischen Freitreppe, die Linde mit ihrem schönen Walmdach, den Engel mit seinem hochragenden Giebel, die Majerschen und Kymschen Häuser, das eigen schöne Gasthaus zur Krone, die hochgiebelige Apotheke, schließlich auch noch das Ühlinsche Haus, und stände noch das alte Pollagsche Haus, so wäre eine gewisse reine Schönheit vorhanden, aber welche, man verzeihe den nicht schönen Ausdruck, Kästen stehen dazwischen und verunschönen den ganzen Platz und nehmen ihm seine schlichte Vornehmheit. Und doch übersieht man alle diese neuzeitigen Häuser, d. h. schaut man über sie hinweg als Schönheitsfehler und Geschmacksverirrung, kann man sich der Schönheit des Platzes freuen und wird besonders erfreut, wenn man vom Marktplatz aus den entzückenden Blick in die Hauptstraße aufnimmt gegen den Pflug hin; nicht minderschön ist der Blick durch das frühere Altstadttor hindurch in die Altstadt.

Eine der schönsten Stellen der Stadt ist auf dem Viehmarktplatz mit dem kleinen Giebelhaus. So recht ein Winkel aus kleinstädtischer Vergangenheit. Wie heimelig mutet es uns an. Dies Häuschen mit seinem Blick auf die Au sei ein Rührmichnichtan.

Willkürlich wie man die Häuser früher baute, unbekümmert um die Straßenzüge, oder wie man die Straßen erst machte, wenn die Häuser standen, ist auch die Bauweise. Ein Sammelsurium von Stilvollem und Nichtstilvollem. Darunter

neben viel charakterlosen Bauten aus neuer und neuester Zeit, manch edler Bau, vor allem die Jutzlersche Villa gegen das Sengelwäldchen, von Schulze-Naumburg. Das ist Stilkunst und Raumkunst edelster Art. Und die allerneuesten Bauten, im Innern vielleicht praktisch und gut, aber nach Außen vielfach unschön, charakterlos, nicht gerade immer in der Einzelwirkung, aber in der Gesamtwirkung; das gilt auch von den Häusern des Bauvereins. Also alles in allem vom rein baukünstlerischen Standpunkt aus kein einheitliches schönes Städtebild, keine Bauten, die in diese von der Natur so reich an Schönheit geschmückte Gegend passen. Alle diese Häuser, auch die Oberrealschule, von Curjel-Moser nach seinem bekannten Schema erbaut, die neue evangelische und die katholische Kirche, auch das Krankenhaus und was sonst gebaut wurde, gleichen Häusern, die von einem Engel vom Himmel herabgestreut worden sind und nun da und dort auf die Erde fielen, davon einige zufällig nach Schopfheim. Es ist kein Rhythmus, keine rechte Harmonie in all den Bauten der neuen Stadt, die so recht den Charakter der modernen Zeit hat, falls man von der modernen Zeit überhaupt von Charakter reden kann. Der Juwel, künstlerisch genommen, nicht bautechnisch, ist trotz alledem die Altstadt, eingefaßt von modernen Straßen und Bauten, gleich als ob sie dieselbe schützen wollten. Die Altstadt hat zum guten Teil noch Rhythmus, wenn auch keine reine Harmonie. Eine Reihe schöner Brunnen, z. T. aus der Empirezeit, beleben das Stadtbild, das durch eine Reihe schöner Hausportale aus dem 18.—19. Jahrhundert geschmückt ist. Und oberhalb der Stadt gegen Norden von einem Vorsprung des Entegast aus grüßt „der Itzstein", das Schützenhaus, 1820—1831 erbaut in Weinbrennerart, von dessen Terrasse man eine entzückende Aussicht auf Tal und Stadt genießt. Es erhielt seinen Namen von den Führern der liberalen Opposition im bad. Landtag 1775—1855, der gerade zur Zeit der Erbauung des Schützenhauses, mit Hecker, einer der bedeutendsten Volksmänner unseres Landes war.

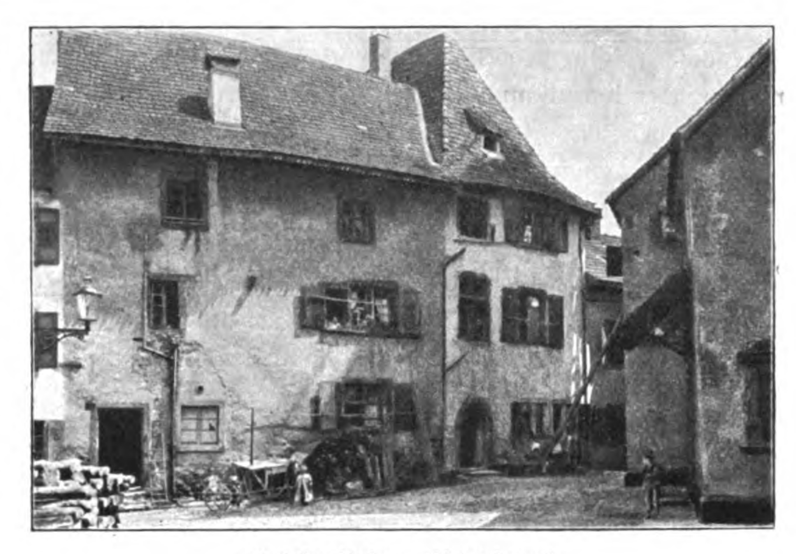


7. Alter Hof mit Treppenturm

Und doch, so viel auszusetzen ist künstlerisch und baulich, der Gesamteindruck ist versöhnend, mag man auf die Stadt herabsehen von der Hebelhöhe aus oder von den Bergwegen des Entegast. Ist doch das Städtchen eingebettet im grünen Wiesetal, diesem arbeitsfrohen und doch stimmungsvollen, einzig schönen Tal, im Norden umsäumt von der Wiese Silberband, durchflochten von einzelnen silbernen Wassersträhnen, die gurgelnd und rauschend die Stadt durcheilen, nimmermüde von Mühle zu Fabrik, von Fabrik zur Mühle eilend, nimmermüde wie ihre Bewohner. Und wenn man das Rauschen der Wellen hört, das Rasseln und Pfeifen der Fabriken und Sirenen, ja dann vergißt man all die Fehler, all die Mängel der Menschen und ihrer Werke, man lauscht in dem Anblick des Städtchens versunken den gewaltigen Chören der Arbeit, dem Hohenliede menschlichen Adels, menschlicher Würde.

Doch noch einen kleinen Ausflug wollen wir machen nach Norden hin. Dort winkt am Waldesrand des Entegast mitten in den grünen Matten des Tales ein kleiner Turm, den von Süden her aus dem nahen Dörfchen Eichen eine Schwester grüßt, während die dritte Schwester in Steinen, ferne von ihren Geschwistern steht. Kommt man näher, so sieht man ein entzückendes Bild. Hinter einem kleinen Weiher, umgeben von schön gepflegten Anlagen, steht ein Schlößchen Ehnerfahrnau, dem Freiherrn von Roggenbach gehörig. Nicht ursprünglicher Besitz dieses heimatlichen Geschlecht's, sondern erst seit 100 Jahren. Ehnerfahrnau war ursprünglich St. Blasiens Eigentum, wahrscheinlich Zehnthaus mit einer daneben stehenden Kapelle, den heiligen Dreikönigen geweiht. Einstens sollen dort 2—3 Mönche gewohnt haben und mit der Kapelle ein kleiner Friedhof verbunden gewesen sein. Später wurde das Schloß Eigentum der Höcklin von Steinegg, deren Stammburg von den Höhen bei der Schweigmatt, dem Steineck herüber schaute; dann war eine Familie Pauli der Besitzer und später eine Familie Grether, von welchen dann das Schloß in den Besitz derer von Roggenbach überging. Gelegentlich von Grabungen fand man eine Steinplatte mit nicht entzifferbarer Inschrift, die wohl auf den ursprünglichen Erbauer Bezug hat; die Platte trägt ein leeres Feld, auf dem möglicherweise das Wappen angebracht war. Baugeschichtlich kann man nichts finden; es dürfte wie die gleichgebauten Schwesternschlösser von Eichen und Steinen im 15. Jahrhundert entstanden sein von dem gleichen Bauherrn und Baukünstler. Dies Schlößchen enthält ein hohes Gut, ein Bild eines oberrheinischen Meisters aus der Baldungzeit, darstellend eine Anbetung der drei-Könige in wunderschönen Farben. Dies Schlößchen fügt sich ein in die stimmungsvolle Landschaft des Wiesetales. Ein Klang ist's aus vergangenen Tagen. Wenn man über die neue Wiesebrücke in Schopfheim, ein unschönes Machwerk der neuen Zeit, am Fuße des Entegast hinwandert auf einem früheren Waldweg und hinabschaut auf die betriebsame Stadt, den fleißigen Fluß zu seinen Füßen munter von Arbeit zu Arbeit eilen sieht, und dann in den eigentlichen Wald kommt, wird es still draußen und drinnen. Kühle Waldesluft umweht uns, und dann öffnet sich

der Blick auf das Schloß, umrahmt von den dunkeln Schwarzwaldbergen, aus der Ferne läutet die Glocke von Hebels Heimatdorf und Sehnsucht überkommt uns nach bessern Zeiten, oft auch ein Sehnen nach der Sehnsucht. Wir sehen die Mönche im Geiste wandeln hin zur Kapelle und wir wissen, wo wir Kraft finden können zu neuem Leben im ewigen Wechsel der Zeit. Wir schauen den kleinen Johann Peter von Hausen nach Schopfheim eilen zur Lateinschule, um dort Latein zu lernen und sich vorzubereiten auf seinen Beruf, seine Streiche auf dem langen Weg ausführend, ohne welche Buben nicht sein können, und wir wissen, daß sie auf dem Boden der Heimat allein blühen und das Menschenleben erfreuen können Glaube und Wissen: die Freudenbringer des Lebens.



8. **Schopfheim, „Hirtenhaus“**

(Die Druckstöcke der Abbildungen 1 und 8 sind uns in freundlicher Weise von der Firma Gg. Uehlin, Schopfheim, zur Verfügung gestellt)



Johann Peter Hebels Eltern

Von Wilhelm Zentner, München

In Johann Peter Hebel mischt sich alemannisches mit fränkischem Blut. Nur so konnte es geschehen, daß die zwei verschieden gearteten deutschen Stämme, die sich im badischen Lande die Bruderhand reichen, in gleicher Weise den Dichter als einen der Ihren liebgewannen und verehrten. In der Tat, er wurde zum Bindeglied zwischen beiden Teilen, die nicht von Geschlecht zu Geschlecht ererbte Gewohnheit und Gemeinsamkeit der politischen Schicksale mit dem stählernen Ringe innerer wie äußerer Notwendigkeit umschloß. Und während nach der endgültigen äußeren Formung des badischen Staates durch Napoleon seit dem Jahre 1806 die einheitliche Verwaltung ehedem geschichtlich getrennte Länderteile politisch ineinanderschweißte, konnte in dem großen Heimatpoeten eine geistige Grundmauer gefügt werden, die nicht minder bedeutsam werden sollte als die äußere Bindung.

Des Dichters Vater war Johann Jakob Hebel, ein Weber zu Hausen, einem damals Markgräflichen Badischen, dem Oberamt Rötteln zugehörenden Dorfe. Johann Jakob Hebel, der im Jahre 1720 das Licht der Welt erblickte, war aus Simmern im Hunsrück gebürtig, das damals zur Kurpfalz gehörte. Seine Vorfahren, Schmiede und Weber, waren ortsansässig geblieben; ihn zog ein früherwachter Wandertrieb hinaus in die Ferne. In Basel trat er anno 1747 in die Dienste des Majors Iselin. Auch in dieser Stellung ward seinem Verlangen, ein gut Stück Welt zu sehen, vollauf Genüge. Iselin, eine Kondottierenatur, lieh seinen Degen gar manchem Waffengange, der Europa in Atem hielt. Johann Jakobs Tagebuch gibt von diesen Zügen Kunde. Unter Iselin beteiligte sich der Vater des Dichters am österreichischen Erbfolgekrieg und kämpfte mit den sechzig in Englands Sold stehenden Schweizerkompagnien in Flandern und am Niederrhein. Später, 1756, trat Iselin unter die Fahnen der um ihre Unabhängigkeit ringenden Korsikaner. Nach seiner Rückkunft verheiratete sich Johann Jakob Hebel mit Ursula Oertler aus Hausen, die er in Basel, wo sie im Hause Iselins diente, kennen gelernt hatte. Es war eine tiefe, jahrelang gehegte Neigung. Ihr Bild begleitete ihn auf seinen letzten Kriegszügen und Reisen. Ein kalligraphisch hergestellter Werbebrief ist noch vorhanden, der unter der gezierten Schrift, verschnörkelten und scherzhaften Wendungen den echten Naturlaut des Gefühls und das lautere Schlagen des Herzens zu verstecken sucht. Eine ernstere Sprache reden die mit wahrem Geschmack zusammengestellten Sprüche von Liebesleid und -lust in Johann Jakobs Tagebuch. Hausen, der Heimatsort der jungen Frau, wurde der Wohnort der Neuvermählten. Johann Jakob Hebel, der Einwanderer aus der Kurpfalz, wurde Schutzbürger dieses Ortes. Als Weber gewann er dort im Winter sein Brot. Im Sommer gab es Beschäftigung auf dem Gute Iselins. Während eines solchen Aufenthalts in Basel kam Johann Peter Hebel im Jahre 1760 zur Welt.

Noch über der Wiege des Knäbleins bewölkte sich der Himmel. Allerdings durfte der Stolz des Vaters noch die ersten wichtigen Ereignisse im Leben seines Sohnes seinem



Tagebuch anvertrauen, aber keinesfalls hatte der in den besten Jahren stehende Mann daran gedacht, daß er nicht viel mehr als den ersten Zahn und Sitzversuch seines Sprößlings erleben sollte. Am 25. Juli 1761 entriß ihn der Tod nach kurzer glücklicher Ehe seiner Familie.

Eine Erinnerung an den Vater konnte Hebel demnach infolge dessen frühen Hingangs nicht erhalten. Johann Jakob Hebel verschwand zu bald aus dem Gesichtskreis des Kindes, als daß sich sein Bild dem jugendlichen Gemüte hätte einprägsam mitteilen können. Was er dem Sohn aus seinem Wesen vererbte, war diesem unbewußt ins Blut gesenkt worden. Johann Jakob Hebel trägt ausgesprochen fränkische Charakterzüge. Leichte Empfänglichkeit und Auffassungsgabe eignen ihn. Sein reger Geist beherbergt vielseitige Interessen: mathematische, geographische, historische und sprachliche. Bildungstrieb beseelte ihn. Die Auszüge seines Rechen- und Tagebuchs, die das Bedürfnis nach schriftlicher Äußerung dartun, verraten Sorgfalt und Pünktlichkeit. In der kalligraphisch deutlichen und sauberen Schrift, die das Wesentliche besonders hervorhebt, zeigt sich ein gewisser Schönheits-, vor allem jedoch Ordnungssinn. Daneben offenbart sich in den zahlreichen poetischen Einträgen seiner Aufzeichnungen Liebe zur Dichtung, in der getroffenen Auswahl Gemüt und Geschmack. Das Volkslied war ihm ein allzeit treuer Kamerad; über hundert Anfangszeilen nennt sein Tagebuch, die entsprechend der Verwandtschaft des Inhalts sinnreich in einzelne Gruppen abgeteilt sind. Seiner schon erwähnten Werbungsepistel sind feine humoristische Stäubchen angeflogen, welche die Vielseitigkeit seines Wesens bedeutsam erweitern.

Die Mutter, die er als Witwe zurückließ, war eine anders geartete Natur: Alemannin! Vielleicht etwas weniger vielseitig als ihr Gatte, steht sie arbeitsfroh und arbeitsstark dem Leben gegenüber, das sie trotz der bedrängten Lage einer Witwe in kleinen Verhältnissen mit schaffiger Hand meistert. Der Zustrom gesunder Kraft quillt ihr aus jener echten und tiefen Herzensfrömmigkeit, wie sie überhaupt das Fühlen und Denken des protestantischen Markgräflers auszeichnet. Nach getanem Tagewerk schätzte sie beschauliche Nachdenklichkeit. Diese einfache und tapfere Frau hatte ihr Lebensziel. Die gewissenhafte Erziehung ihres Kindes, die Sicherstellung seiner Zukunft rückte ihr in den Mittelpunkt des Daseins. Johann Peter war ein aufgeweckter Knabe, von gutmütigem Herzen und munterem, manchmal etwas übermütigem Geiste. Die Mutter fand den richtigen Mittelweg zwischen Milde und Strenge.

Allein die rastlose Arbeit forderte bald das Leben von Hebels unermüdlicher Betreuerin. Im Oktober 1773 erkrankte sie während eines Aufenthalts in Basel. Ungeachtet der menschenfreundlichen Pflege, die man ihr im Hause ihrer Herrschaft angedeihen ließ, verlangte sie trotzdem nach Hausen. Dort in ihrer Heimat hoffte sie zu genesen oder, was sie vielleicht nicht offen aussprach, zu sterben. Am 16. Oktober holte ein Fuhrwerk von Hausen die Schwerkranke ab. Johann Peter begleitete sie. Er ahnte bei der Abfahrt aus Basel noch nicht, daß ihnen mitten auf dem Wege der Tod entgegentreten und der Fahrt Einhalt gebieten wollte. Zwischen den Dörfern Brom-

bach und Steinen hub er seine allmächtige Hand auf. Noch ehe ein Arzt herbeigeholt werden konnte, erlosch das Leben der kranken Frau. Der Knabe empfand damals an dem Teuersten, was er besaß, das Bild irdischer Vergänglichkeit. Er barg es still in seiner Seele, bis ihm der gereifte Mann ergreifenden künstlerischen Ausdruck verlieh. Ein Grabstein, schöner und unvergänglicher als das Holzkreuz auf dem Totenhügel im Hausener Gottesacker, ward damit der Mutter des Dichters gesetzt. Hebel hatte viel verloren, als man die nimmermüde Frau zum großen Ausruhen auf dem Friedhofe nötigte. Eine Liebe brachte er ihrem Gedächtnis entgegen, die an Anbetung grenzte. Später verwischte sie sich allmählich im munteren Drang unbesorgter Jugend. Der Mann aber wußte, daß er dieser wackeren Frau mehr als sein Leben zu danken hatte; verklärt stieg die Mutterliebe als tröstliches und stärkendes Symbol in ihm empor und erfüllt eine Reihe seiner Gedichte mit besonders inniger Leuchtkraft. Eine Erinnerung ohne Schmerz warf denn ihr sonniges Licht über alle Stunden, wo sich das Andenken mit der längstabgeschiedenen Mutter beschäftigte.

Von ihr hat Hebel die tiefe Frömmigkeit und Gläubigkeit überkommen, die kaum jemals von ernsteren Zweifeln erschüttert worden ist. Sie gab ihm als dauernstes Erbe das Vorbild eines strebsamen, arbeitsfrohen Lebens und dazu die Liebe vieler Menschen, die sich von der Mutter auf den Sohn übertrug. Er wahrte beides mit der ihm angeborenen Kraft der Pietät als wertvollstes Vermächtnis. Der Mutter Blut kreiste auch in der beschaulichen Tiefe seines Wesens. Eine gewisse Langsamkeit und Schwerfälligkeit des Entschlusses, dessen raschen Entscheidungen er zeitlebens gerne auswich, verblieb ihm als Kehrseite. Demut und Hochachtung vor Höhergestellten hatte er unter dem Dache Iselins aus dem Dienen der Eltern gelernt. Er empfand sie in allen Stadien seines Lebens. Schüchtern war er im großen Kreise, für den er nicht geschaffen schien. Hatte der spätere Kalendermann und Erzähler Johann Peter Hebel von den fränkischen Charaktereigenschaften des beweglichen Vaters manche bestimmende Weisung erhalten, so verdankt der alemannische Lyriker der Mutter und ihrer Heimat das Beste und Schönste in seinem Gedicht. Hier fühlte er die starken Wurzeln seiner Kraft. Nicht ohne Erschütterung kann man jene Verse lesen, in denen er der Mutterliebe und ihrer segnenden Kraft das rührendste Denkmal gesetzt hat. Als er zur höchsten Stufe in der evangelischen Landeskirche gestiegen war, war er sich selbst in ungeahnter Weise zur Bestätigung dieser eigenen einst gesprochenen Dichterworte geworden:

„. . . . Gott im Himmel sieht's
un het us menggem arme Büebli doch
e brave Maa un Vogt un Richter gmacht."

Im Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, erscheinen 1925 „Johann Peter Hebels Werke", herausgegeben von Dr. Wilhelm Zentner.





1. Marktplatz in Kandern

Kandern

Von Hermann Eris Busse, Freiburg

Eine selbstgesprächige Heiterkeit liegt überm Städtlein, wenn die Sonne breiten Glanz über Dächer und Giebel wirft. Die schimmernde Helle der Hauswände steht gegen das Grün der Halden und Waldungen, die ringsum dem Stadtbild einen kräftigen Rahmen geben. Es ist ein eigen Ding, so im Mittagsglast durch die stillen weißen Straßen und Gassen zu wallen. Wenig Leute gehen zwischen den Häusern umher; wenig Kinder spielen träge auf den sonnerhitzten Staffeln; die Alten werkeln in Stuben und Werkstätten oder auf irgend einem Acker oder im Rebberg. Einschläfernd rinnen die Glutstunden hin; alle Äußerungen des menschlichen Daseins schluckt das heiße, breite, stehende Wesen solchen Mittags auf. Nur die Farben feiern leuchtende Spiele. In den Blumengärten vorab. Da stehen die altmodischen Balsaminen neben stolzen wohlgepflegten Rosenstämmchen, feuerrote Nelken sinken über die Beetsteine, und der Kapuziner hebt mit tausend Kelchen seine Blütenpracht im Gartenhag zur Sonne empor.

Vor den meisten Häusern liegt Holz zum Trocknen, bald in Scheiterhaufen, bald in kunstgerechten Beigen an der Hauswand hinauf. Vom Spalier her schwebt der Ruch reifender Birnen, tönt das Summen naschender Wespen und fällt plötzlich das kurze Zankgeschilp eines Spatzenpaares gell in die Traumstille, wie ein ungeduldiges Kinderwort unerwartet hell mitten in eine fromme Atempause der Kirchenpredigt springt. Man hebt den Kopf, lächelt belustigt und fühlt dabei eine rieselnde Neubelebung. Eine Gänseschar reckt, gleichfalls aufgeschreckt die Köpfe unterm Flügel her-

vor, der Gänserich züngelt erregt mit langem Hals und nimmt samt seiner Weiberschaft den Weg ins Wasser. Sie pfludern in der Kander herum, daß die Bachstelze entsetzt einen Gumper auf den nächsten Stein macht. Die Kander aber, der die Kelten den Namen Cantara, d. i. die Helle, Klare, Glänzende schenkten, fließt vom Blauen her in einem Bett von Urgestein und ihr reines Wasser gab der Siedlung heitere Lenkung von je her; so ging wohl der Bachname auch auf die Wohngemeinschaft über.

Die Kelten führten wohl als erste Ackerbauer ihre Hütten im Kandertal auf. Daneben waren sie auch des Bergbaus kundig und trieben allerlei kunstvoll Handwerk. So kann man wohl die Anfänge des später zu bedeutender Höhe gelangten Bergbaus den Kelten zumuten. Als die Römer ihre Züge nach dem Norden schoben, wurde die Landschaft, deren Herz Kandern war, ein Teil des Zehntlandes. Die Südländer trieben sicherlich in den 200 Jahren ihres Regiments auch Bergbau neben der großzügigen Anlage eines Straßennetzes übers ganze Gebiet, dessen einzelne Linien z. T. heute noch Verkehrswege bilden. In der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts kamen die Alemannen hereingeflutet und setzten sich im Rheinwinkel fest. Obwohl dieser starke eigenartige Volksstamm alles Keltische und Römische mit Haß zerstörte, sind doch Blutströme beider Rassen heute noch von Forschern nachgewiesen und geben oftmals eine Erklärung für die Verschiedenheit der einzelnen Menschen dieses Landes. Neben der lebendigen Überlieferung früher Geschlechter künden zahlreiche Funde aus Gräbern die Kultur ferner Vergangenheit.

Nach dem Jahr 600, als das erste Christentum der zähheidnischen Alemannen sich zum Kirchenbau anschickte, wird Kandern auch urkundlich genannt — 776 — und somit zu einer der ältesten bekannten Siedlungen der Gegend. Zunächst mögen es nur weit verstreut umher liegende Höfe gewesen sein, die später zu Gruppen anwuchsen, so daß einzelne Flecken entstanden wie Mehren-(Groß-) und Minder-(Klein-)Kandern, die große Siedlung ist Kernpunkt der heutigen Stadt. Die Gründung der zusammenhängenden Ortschaft geschah wohl um die Kirche herum, also in christlicher Zeit. (Die heutige Kirche ist neuzeitlich.)

Ungemein lebendig pulst die geschichtliche Vergangenheit in der Landschaft. Da ist ein stetig Auf und Ab auf der Wage des Geschehens und Vergehens, wie es selten in solch gedrängter Fülle einem kleinen Erdenwinkel zuteil wurde. Die Lage im Knie des stets umkämpften Rheinstroms ward in Kriegszeiten nothaftes Verhängnis für die Bewohner, in Friedenstagen glücklich-ausgebreitetes, durchsonntes Eden voll Fruchtbarkeit, Korn, Wein und Waldsegen, voller Geschäftigkeit über den aufgeschlossenen Bodenschätzen an Eisen, Silber und Ton. Darinnen lebten die Alemannen ihr kerniges, aufrechtes Dasein und waren seßhaft auf ihrer Scholle. Die Adeligen besaßen ihre Schlösser in der Runde. Von der Sausenburg herab herrschten als die langlebigsten die Herren von Hachberg-Sausenberg, Landgrafen im Breisgau und Herren des uralten Sausenhart, in dessen Herz Kandern liegt.

1103 gehörte die Kirche samt ihren Einkünften dem neugegründeten Kloster St. Alban zu Basel. In jene Zeit fällt auch die Gründung des nachmals hochangesehenen, dem hl. Johannes geweihten Klosters Bürgeln[1]. Im Beginn des 12. Jahrhunderts lebte auf seiner Burg Kaltenbach

[1] „Schloß Bürgeln" von Prof. Dr. H. Rott erscheint als Heimatblatt in der Schriftenreihe Vom Bodensee zum Main, C. F. Müller Verlag, Karlsruhe.



im Kandertal Graf Wernher mit seiner Gemahlin Itha und seinen sechs Kindern. Es war eine sehr fromme und edle Familie, deren Glieder alle ins Kloster gingen. Der alte Wernher gründete Kloster Bürgeln, eine St. Blasische Propstei, deren erster Propst des Grafen Sohn Wernher wurde. Zugleich wies er seiner Frau und seiner Tochter die Einsiedelei Sitzenkirch zur Klostergründung zu. Die ruhelose, kampfdurchtobte Zeit der Welfen und Waiblinger weckte in empfindsamen, tiefen Seelen die Sehnsucht nach Ruhe und gottgefälligem Leben. So ist der Zug nach Kloster und Einsiedelei ein charakteristisches Zeichen jener Epoche geworden. Als die neue Zelle gebaut war, kam durch Schenkung das Gebiet um Ekkeneim (Obereggenen), Kaltenbach und Sitzenkirch zur Bürgelner Herrschaft.

Im Jahre 1315 erbten die Sausenberger die Herrschaft Rötteln und brachten die geschichtlichen Ereignisse der ganzen Landschaft unter eine führende Hand. Im Jahre 1444 kam noch die Herrschaft Badenweiler dazu und 1503 trat durch Erbschaft die Baden-Durlachische Markgrafenlinie den Besitz des ganzen Gebietes an, wie es im Erbvertrag, dem sog. „Röttelnschen Gemächte" niedergeschrieben ist.

Von keinem Kriegsgetümmel blieb die Markgrafschaft verschont. Der dreißigjährige Krieg schlug heillose Wunden. Not an Leib und Leben, Gut und Blut fraß am Volke und wütete grausig mit Pest, Seuche und Mißwachs. Allerhand Unwetter und Erdbeben schreckten Mensch und Vieh; Plünderung, Brand und Mord tobten und schlichen ums verlassenste Gehöft. Als die geplagten Bürger endlich ein entlastetes Aufatmen begannen der Erholung entgegen, stürzte Ludwig XIV. von Frankreich in den Jahren vor und nach 1700 neues Elend ins Land. Von der nahen Festung Hüningen her drangen die französischen Raubheere vor. Dies geschah nach etwa 100 Jahren abermals, als die Moreauschen Truppen im Sommer 1796 ihre Kriegsgreuel ausübten. Selbst die österreichischen Söldner, die zur Abwehr dem Franzmann gegenüberstanden, waren barsch, ja grausam gegen die Markgräfler, in deren Quartieren sie lagen. Als 1814 der Rheinwinkel wieder von fremdem Kriegsvolk überflutet ward, erzählte man sich namentlich von den Russen haarsträubende Geschichten ihres Benehmens. Erst nach den Befreiungskriegen brach eigentlich eine wirklich ruhige Zeit für die Markgrafschaft an. Das Land erholte sich zusehends, das Gemüt der Bewohner gewann seine natürlich-heitere, entschlossene Besinnlichkeit zurück. Freilich ist das alemannische Blut leicht erregsam, wenn es gilt, Freiheit und Recht zu verteidigen; ein unbeugsamer Stammesstolz wallt sofort auf, tritt einer ihr Recht mit Füßen. So mußten die 40er Jahre des neunzehnten Jahrhunderts auch im Markgräflerland eine Gärung hervorrufen, die anno 48 mit großer Heftigkeit aufbrauste. Hecker und Struwe sammelten Scharen Unzufriedener um sich und organisierten Wehren. Zwar hielten die Kanderner größtenteils treu zur Regierung, doch gab es im Städtle, das seit 1810 erst die Stadtrechte besaß, unruhige Köpfe genug, die sich in die stürmischen Revolutionsereignisse stürzten und andere durch ihre beredte Begeisterung mit sich rissen. Nahe bei Kandern auf der Scheideck wickelte sich dann das Gefecht zwischen Aufständischen und hessischen Regierungstruppen ab, das durch den Tod des Generals von Gagern ein tiefernstes Gepräge erhielt.

Als die Wogen der politischen Flut sich geglättet hatten, blieb es aber noch längere Zeit ungemütlich in der Stadt, denn das gesellige Leben wurde durch die leiden-

schaftlichen Meinungsverschiedenheiten von Mißtrauen durchsetzt, welches namentlich zuwandernde Leute empfindlich fühlen mußten. Unser berühmter badischer Arzt Kußmaul übernahm gerade damals seine Praxis in Kandern. Er litt peinlich unter der kühlen Fremdheit einzelner Familien; es fiel ihm schwer, festen Fuß zu fassen. In seinen „Jugenderinnerungen eines alten Arztes" schildert er im Kapitel Kandern die Eindrücke von Land und Leuten und schreibt: „Eine Sache war freilich schlimm bestellt in Kandern. Die gesellschaftlichen Verhältnisse waren greulich zerrüttet, die Bürgerschaft tief gespalten, selbst im Schoße der Familie hauste die Zwietracht." Der junge Pfarrer Hermann Strübe aus Schopfheim trat damals seine Predigerstelle in Kandern an. Er befreundete sich mit dem Arzt und beiden gelang es, mit feiner Beredung die Hemmnisse zwischen den einzelnen Familien wegzuräumen und so wieder Heimfrieden in den Häusern zu schaffen. Erst als die düstere Stimmung im Städtchen verzog, fühlte sich der naturliebende, großzügige Mensch behaglich im „badischen Nizza", wie er trefflich das vom Klima wohl bedachte Kandern gerne nannte. Die lichte Landschaft pries er oft in seinen Gedichten und Aufzeichnungen. Er beobachtete die Bewohner in ihren Eigenheiten, sammelte Schnurren und Sagen, Bräuche und Weisen zu seinem volkskundlichen Wissen, das er in seinen Schriften festhielt. Die Einwohner hatten bald heraus, daß der neue Bürger das Herz auf dem rechten Fleck trug und unerbittlich scharfe Augen im Kopfe hatte. Seine schlichte, gerade Art führte ihm drum viele Freunde zu, die ihr Vertrauen zu ihm trugen und ihm ebenso herzhaft wie reichlich das „Wiichrüesli" mit dem Besten kredenzten.

Der Rebberg, oft der einzige Grundbesitz des Markgräflers, steigt überall an Halden und Hängen empor. Er ist sein Sorgenkind Jahr für Jahr. Seine Zeitrechnung geht nach guten und schlechten Herbsten. Die Chroniken weisen daher auch fast lückenlos aus jedem Jahr die Berichte des Rebstandes auf. Die Rebe wurde schon in frühen Zeiten auf dem Sausenberger Gebiet angepflanzt. Der Überlieferung nach hat der römische Kaiser Probus (276—282) die ersten Weintrauben im Markgräflerland gezogen. Urkundlich steht für Kandern das Jahr 778 fest. Von jener Zeit an scheint der Geist der goldenen Beeren gehörig in manchem Alemannenkopf gespukt zu haben; denn die meisten Schelmereien, die von Mund zu Mund bis heutigentags wandern, haben irgendwie eine „weinliche" Ursache. Andere Sagen künden aber auch vom bösen Dämon, der den unmäßigen Trinker unerhört straft. Hebels Gespenst an der Kanderner Straße führt Berauschte in die schrecklichste Irre und nach langem Umhertorkeln zuletzt wieder an ihren Ausgangspunkt, die „Weserei" zurück, zum uralten Wirtshaus aus früheren Bergwerkszeiten.

Einer fürstlichen Weidmanns- und Weinlaune verdankt Kandern ein „köstliches" **Kleinod**: Die güldne Sau. Als Markgraf Georg Friedrich anno 1605 großes Glück hatte auf der Jagd nach Wildschweinen im Gelände des Sausenburger Schlosses, stiftete er als „Willkomm" ein sonderbar Trinkgefäß in Gestalt einer silbervergoldeten Wildsau, dazu ein Buch, in welches jeder Name und Reim eintragen mußte, dem der Ehrentrunk aus diesem Becher kredenzt wurde. Der Markgraf selbst eröffnete die fröhliche Trinkfestchronik:



[illegible] Müllheim [illegible]

[illegible]

Unveröffentlichter Hebelbrief

(Durch Herrn Oberbürgermeister Dr. Gugelmeier, Lörrach, in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt)

[illegible] 1817. [illegible]

[illegible] 1780 bis 1792 [illegible]

[illegible]

[illegible] d. 12ten [illegible] 1818

[illegible] Hebel.

Als wir Waidwerks woll abgangen
Und ein gutes Schwein gefangen
Auch mit fraiden kham zu Haus
Trank ich den willkhom restlich aus.
Georg Friedrich Markgraf von Baden.

Manchem ist der tiefe Zug nicht gar so leicht eingegangen. Drob schrieb einer bekenntnistreu:

(1622) Der Willkomm ist mir wohl bekommen
Allein thutt er mir im Leib sehr brummen.
Dietrich von Eyberg.

Becher und Buch, den Sausenberger Herren geschenkt, werden im Kanderner Forsthaus sorglich aufbewahrt. Die Jagd war überaus reich im Sausenhart, manche Beschwerde der Landleute ruht im Archiv wider den Feldschaden, den das fürstliche Jagdgetier angerichtet, ein Umstand, der viel dazu beitrug, die Bauern aufrührerisch gegen die Adeligen zu machen, deren Lust über des einfachen Mannes Not übermütig mit Hussa und Hallo ging.

Da Kandern im Mittelpunkt der Herrschaften Sausenberg-Rötteln lag, so wurde auch dorten das Forstamt eingerichtet, in dessen Stuben manch frohes Gelage nach glückhafter Jagd von fürstlichen Gästen abgehalten wurde Im Garten des Forsthauses steht ein achteckiger Tisch, dazu die Sessel; alles aus verwittertem Stein. Auf der Tischplatte eingemeißelt folgender Vers:

Hier muß der dustere Wald
Prinz Friedrichs Aufenthalt
Und dieser Wildnus finsterer Erden
Zum Paradies der Freuden werden,
Doch weil der Himmel jetzt
Die Jagdlust sehr benetzt,
Soll dieser Ort, der solchen kennet
Zur „Naßen Kuchen" sein benennet.

Man fand den Tisch im hinteren Rötteler Wald und seine Geschichte trug sich also zu: Der Sohn Markgraf Karl Wilhelms, des Gründers von Karlsruhe — der Erbprinz Friedrich — ergötzte sich samt Gemahlin und Gefolge am 17. Juni 1729 im Rötteler Wald am Waidwerk. Als sich die Gesellschaft gerade zu einem Imbiß im Freien niedersetzen wollte, goß es plötzlich in Strömen. Trotz des heillosen Gewitters blieb die Stimmung recht heiter, und der Erbprinz nannte den Platz dieses im wahrsten Sinne feuchtfröhlichen Jagdlagers „zur nassen Küche", und so heißt er noch heute. Der damalige Landvogt und vorzügliche Geschichtsschreiber E. F. v. Leutrum ließ an jene Stelle den steinernen Tisch setzen und die selbst verfaßte Inschrift eingraben.

Der Landvogt Leutrum hat der Nachwelt eine Chronik seiner Landvogtei überliefert, die er 1731 begann, und die letzten Endes zu sieben Folianten anwuchs. Das riesige Werk bildet eine tiefe Fundgrube zur Erforschung der Markgräfler Geschichte in jeglicher Beziehung Da ist von Bannstreitigkeiten die Rede, welche heftig hin und herwogten, um dann klug und gütlich geregelt zu werden, von Löhnen der Forstknechte, Bergleute und Waidgesellen. Er beschreibt die Wappen der einzelnen Orte und ihrer Geschlechter und forscht sogar ihre „Ohnnamb", ihre Übernamen aus. Er erzählt vom Empfang der Fürsten durch die Bürgermiliz und ermißt die Menge des dabei gespendeten Huldigungsweines. Die Kanderer Chronik von Mehrer[2] fußt in vielen Punkten auf den Leutrum'schen Aufzeichnungen, doch unbedingte historische Zuverlässigkeit ist nicht gegeben.

Jegliches große Ereignis im weiten Land warf Licht und Schatten in den Rheinwinkel: Krieg und Frieden, Fruchtbarkeit und Mißwachs. Trotzdem die Markgrafschaft

[2] Karl Mehrer, Das badische Markgräflerland mit besonderer Rücksicht auf die Chronik von Kandern. 1871. Im Selbstverlag.



stets im Zeichen erregter Geschichte stand bis zu den 48er Jahren vorigen Jahrhunderts, wuchs ein Ort nach dem andern auf; das machte einmal der Reichtum des Bodens, und immer wieder nach grauenhaften Zerstörungen, das zähe Festhalten des Alemannen an seiner Scholle. Auch Kandern erholte sich stets wieder. Seine Siedlungsgeschichte blieb ununterbrochen lebendig. Als Urgewerbe gewissermaßen wurde der Bergbau betrieben, dann auch die Töpferei. Der geologische Aufbau des Gebietes bot solche Möglichkeit freigebig dar, findet man doch in nur geringer Entfernung von Kandern bedeutende Lager von Brauneisenstein und Bohnerz. So entstanden die Kanderner Eisenwerke. Während des 30jährigen Krieges geriet auch dies Unternehmen ins Stocken. Erst 1635, als die Werke der badischen Landesherrschaft gehörten, begann ein wirksamer Ausbau. Zu Hunderten fanden Flößer, Bergleute, Knappen, Schmelzer, Gießer und Schmiede Arbeit. Der Schmelzofen erhob sich im oberen Ortsteil, seine Reste sind heute noch sichtbar. Hebel wurde durch ihn zu seinem kernhaften „Gspröch in der Weserei" über den „Schmelzofen" angeregt.

Es war für ganz Kandern und seine weite Umgebung eine kraftvolle Äußerung gesunden Jubels, feierten die Bergleute irgend einen frohen Tag. Die schmucke Bergmannskapelle spielte unermüdlich ihre frischen Weisen: Die Uniformen saßen ordentlich vornehm, und die Maidli flochten noch einmal so sorgfältig ihre Zöpfe, zupften hundertmal Fransen und Fältchen ihres Mailänder Tuches zurecht und hoben stolz ihren feinen Scheitel mit der prächtigen Haube. In der „Weserei", dem alten Bergmannsgasthaus, gabs Tanz, und der güldne Markgräflerwein wirkte sein leibhaftig Wunder an jung und alt. Die „Weserei" gehörte nebst vielen andren Gebäuden zur Verwaltung des Hüttenwerks, sie besteht heute noch als Gastwirtschaft, die auch im Kanderner Sagenkreis eine Rolle spielt. Außer dem Schmelzofen gehörten zum Hüttenbetrieb noch Hammerschmiede, Zaine und die Gießerei. Die Öfen wurden von dem Holz der reichen Wälder um und um gespeist. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts begann das Bergwerk sich zu voller Blüte zu entfalten, und eine besondere Industrie entwickelte sich nebenher, als der Eisenguß in seiner Technik bekannt wurde. Geschickte Gießer brachten gute Erzeugnisse zustande, zumeist praktische Gebrauchsgegenstände, die in Handel kamen: Leuchter, Aschbecher, Büchsen, Türklinken, Herdplatten, Ofentüren, Tore und Grabkreuze. Auf dem Friedhofe überrascht noch manches gußeiserne Totendenkmal durch seine schlichte, taktvolle Erfassung des Künstlerischen, das aus dem Material herausgeholt werden kann.

Der Hüttenbetrieb wurde Ende der 60er Jahre von der Regierung aufgelöst; die Rhein- und Ruhrindustrie erdrückte den kleinen badischen Bergbau, namentlich auch deshalb, weil die Steinkohlenfeuerung dorten Vorteile schuf und die Badener eben meist auf ihre Holzkohlen angewiesen waren. Es war ein herber Schlag für die Kanderner, wurde doch hierdurch manchem Bewohner ein Lebenszweig entzogen. Aber dem wackeren Volk wuchs bald ein neues Erwerbsgebiet entgegen durch die Verwendung des Tones. In der Umgebung sind große Tonlager. Die Römer hatten bereits



diese Entdeckung gemacht; denn aus Funden geht hervor, daß sie aus dem blauen Letten Töpferwaren verfertigten.

Im Mittelalter erreichte die alemannische Töpferei eine gewisse Höhe. Zunächst natürlich als einfache Bauernkeramik, dann aber, als aus der Fremde schmuckreiche



2. Bauerntöpferei — Blum

Ziergefäße heimgebracht wurden, gab es auch bunte Teller, Vasen, Ofenkacheln. Letztere sind sehr häufig hergestellt worden für die großen Öfen. Der schöpfende Töpfergeist verflachte immer wieder und brachte nur allernötigste Hafnereien auf den Markt. Nach der Auflösung der Eisenwerke erwachte der Formsinn mehr und mehr, und als zu allem hin das abseitige Städtchen (1895) gar ans Bahnnetz angeschlossen wurde mit Hilfe der Kandertalbahn, die der damalige Bürgermeister Berner ein Lebensalter lang erkämpfen mußte, erhob sich bald ein großzügiger Trieb nach Ausbreitung. Die Tonwarenindustrie, vertreten durch die Tonwerke Kandern, entwickelte sich aus einer kleinen, einfachen Handziegelei im Laufe der Jahre zum modernen Großbetrieb, dessen Erzeugnisse: Dachziegel, Backsteine, Verblendsteine, feuerfeste Steine, weithin Absatz finden. Die Herstellung dieser Waren geschieht zum Teil heute noch in den Räumen des ehemaligen staatlichen Hüttenwerks. Eine zweite Firma stellt ausschließlich feuerfeste Erzeugnisse her, die zum Teil ins benachbarte Ausland gehen. Ungeahnten Aufstieg nahm jedoch der feinere Zweig der Tonindustrie, die Töpferkunst, durch die Eröffnung einer Kunsttöpferei durch die Tonwerke Kandern um das Jahr 1900. Unter Mitwirkung von



3. Gebrauchskeramik — Fritz u. Sohn

Professor Max Läuger-Karlsruhe entwickelte sich diese keramische Werkstätte künstlerisch und technisch zu hoher Blüte und ihre Erzeugnisse erlangten Weltruf. Aber auch mehrere Einzeltöpfer führen ihr Gewerbe mit neuer Freude und feinem Sinne aus. Einige unter ihnen drehen seit Generationen an derselben Stelle die Töpferscheibe.

Neben der Tonwarenindustrie als Ausnützung der Bodenschätze kam auch das Granitwerk in die Höhe und ein Steinbruchbetrieb, der aus der satten Heimatscholle für chemische Zwecke den reinen kieselsäurefreien Kalkstein gewinnt. In der Nähe des alten Hüttenwerks entstand das Eisenwerk Kandern, das zwar kein Eisen aus dem Boden gewinnt, sondern in der Gießerei und Schlosserei verarbeitet. Außerdem sind noch die Zellulose-, die Pappen-, die Holzwaren-, Lederwaren und Möbelfabrik zu erwähnen, ebenso die beiden Sägewerke.

Geht man heute durchs schmucke Städtli, so kommen einem die Geräusche frohen Gewerbefleißes entgegen und überall die Zeichen zielbewußten Aufstrebens. Trotzdem merkt man kaum aufdringlich den hastigen Industriebetrieb, es ist eine liebe gemütliche Stadt bis heute geblieben. Freilich schwindet auch hier manche Überlieferung; eh man sichs versieht, ist wieder etwas Altes verdrängt und zu stiller Wehmut haben nur noch die Träumer Zeit. Es bleibt uns nur wacker zu fahnden, daß nichts aus der guten alten Zeit umkomme, und daß alles Besitz der ganzen Bürgerschaft bleibe! Das ist Aufgabe des Heimatmuseums.

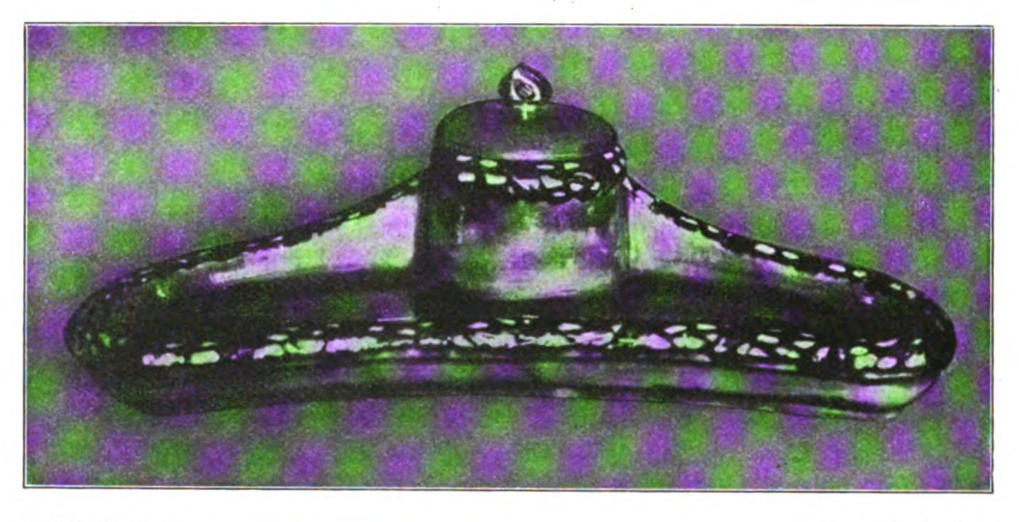
Das Ehrwürdigste in einem Orte sind die alteingesessenen Geschlechter, deren Namen bereits in den ältesten Kirchenbüchern stehen, die sich gesund erhalten haben und über die Häupter ihrer Kinder hinweg noch zahlreiche Seelen in Zukunft und Unsterblichkeit des Blutes wachsen sehen. Das Markgräflerland ist reich an solchen Geschlechtern und irgendwie bindet sie ein Glied zusammen. Eine Kanderner Bürgerin behauptete mir gegenüber, „man braucht nur an einem Fädlein zu ziehen und man hat alle alten Familien beisammen". Versippt sind sie oft von ältesten Zweigen her. In Kandern nennen die alten Urkunden die Namen Kammüller, Hauser, Spohn, Kramer u. v. a. Oft gehen innerhalb dieser Familen en auch die Berufe von Geschlecht zu Geschlecht, die Bräuche, Anekdoten, Sitten. Ein altes übererbtes Gewerbe ist die Bäckerei der knusperigen Kanderner Brezeli, deren Rezept von der alten Sausenburg stammt. —

Als die Bahn eröffnet war, zog zusehends ein neues Leben in die Stadt. Zwar wuchs sie von frühester Zeit an in die talweite Natur hinein, ohne stilvolle Romantik, ohne Pracht und Prunk, jedoch mit einer selbstverständlichen, zweckmäßigen Schlichtheit und Geradheit. Nüchtern könnt' sie einer nennen, der aus dem Rauschen des behäbigen Marktbrunnens nicht das Lied der Heimat und Kindheit erlauscht, der hinter den sauberen alten Hauswänden mit den blinkenden Fenstern nicht die traute Heimeligkeit lieber Seelen erträumt, der nicht der blanken Kander uralten Wassersang versteht, und dem aus den ehrwürdigen Steinen und Kreuzen der Kirchhofsmauer nicht das Antlitz wechselvoller Vergangenheit entgegensieht. Der Alemanne ist den Schnörkeleien der Mode von Grund auf abhold. Er baut für große Zeitspannen sein Leben auf die Scholle des Wirklichen: Da schaff. Aber die Scholle ist fruchtbar und freigebig im Markgräflerland, sie wächst dem Pfleger dankbar mit ihren Früchten in den Mund, mit ihrer Schönheit aber ins Gemüt. Drum steckt



im Rebländer ein Poetengeist, verborgen meist, oft nur vom goldenen Wein feurig beredt gemacht. Ersteht aber ein Dichter zu bewußtem Singen, dann ist's das Alemannenwort, das Heimatweben ringsum, das ihn weckte. So ging es Hebel, der auf dem Weg von Bürgeln nach Kandern manch schönen Gedanken zu Versen spann. So geht es dem Kanderner Kind Karl Berner, der im einfachen Bürgerhaus auf dem Blumenplatz zur Welt kam. —

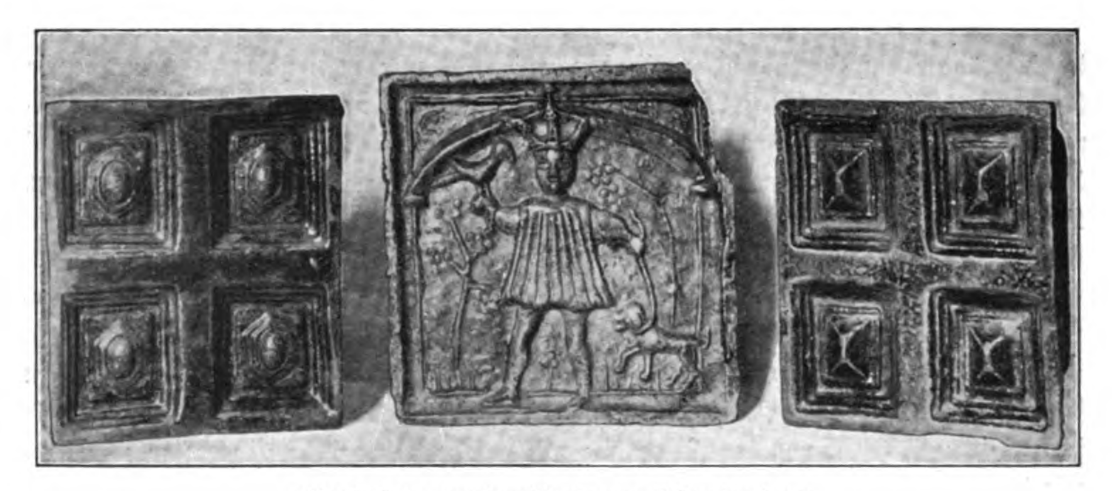
Der Blauen hebt als Wächter über den Giebeln und Dächern sein dunkles, schweres Haupt. Die Stadt schmiegt sich in seinen Schutz und liegt im grünen Talbett wie ein Kleinod, wenn man von irgend einer Bergeshöh auf sie herabschaut. Man hat ein fromm Gefühl im Herzen unwillkürlich, nichts stört die Schau, auch nicht die Fabrikschornsteine; sie sehen von der Ferne aus wie gelobend gehobene Finger; wir wollen, wir können! Im Tagneigen spricht die Glocke der Kirche einen klaren Segen. Alles schwingt mit, da der Sommerabend übers Städtlein webt, lind und kühl.



4. Schreibzeug — Tonwerke Kandern

Die keramischen Arbeiten sind von Photograph Baumgartner, Freiburg i. B., aufgenommen





Ofenkacheln aus dem Kanderner Heimatmuseum

Das Kanderner Heimatmuseum

Von Karl Herbster, Lörrach

Im Frühjahr 1910 rüstete sich das Markgräflerland, den 150. Geburtstag Joh. Peter Hebels festlich zu begehen. Auch das Städtlein Kandern, wo der Altar des Heimatheiligen seit alters stets mit frischen Kränzen geschmückt ist, wollte seinen Ruf als Hebelkultort wahren, den es sich durch die Festspiele des Jahres 1899 im „Land vom Blaue bis an Rhii" von neuem erworben hatte. Wie damals, so sollten auch nun geeignete Gedichte dramatisiert zur Darstellung kommen und die Kinder der Hebelschen Muse selbst zur Festgemeinde sprechen. Bei den szenischen Vorbereitungen und beim Einstudieren der Gedichttexte konnten nun zwei überraschende Beobachtungen gemacht werden; einmal fiel es ungemein schwer, zumteil war es unmöglich, das für die Szene nötige Gerät und Trachtenstücke aus Hebels Zeit beizubringen; ferner war zu bemerken, daß die jungen Darsteller sich vielfach nicht ohne weiteres in ihre Rollen hineinfinden konnten, weil ihnen das Verständnis für die wirtschafts- und kulturgeschichtliche Vergangenheit der Heimat fehlte.

Diese Erfahrungen waren es, die zuerst den Gedanken einer Sammlung heimatlicher Altertümer für die Stadt Kandern aufkommen ließen. Als dann im Sommer desselben Jahres der Gewerbeverein in seiner Jubiläums-Ausstellung ein Antiquitätenzimmer eingerichtet hatte, war Gelegenheit zu einem Überblick geboten, was an altem Heimatgut und Erinnerungsstücken an zurückliegende Zeiten der Orts- und Heimatgeschichte noch vorhanden sein mochte. Es schien immerhin so viel, daß es sich lohnte, der Verwirklichung des Gedankens näherzutreten. Aber wie viele Widerstände und Gegenströmungen, wieviel Mißtrauen und Mißverständnisse galt es zu überwinden, bevor man ans Werk gehen konnte! Dankbar muß heute jener Kanderner Bürger gedacht werden, die von Anfang an dem

Plan volles Verständnis entgegengebracht haben und ihm mit Markgräfler Zähigkeit und nie versagender Hilfsbereitschaft bis zur Stunde in Treue zugetan geblieben sind. Der Gemeinderat stellte dem neugegründeten „Heimatverein“ zur Unterbringung des Sammelguts zwei leerstehende Räume in einem städtischen Gebäude zur Verfügung, und der Gewerbeverein schenkte einen wertvollen alten Schrank. Damit war dem Unternehmen der Weg geebnet.

Es geschähe der Wahrheit Gewalt, wollte man heute behaupten, über Umfang und Aufbau der Sammlung sei von Anfang an ein klarer und scharf umrissener Plan vorgelegen, keineswegs; zum Glück brach sich aber rasch die Erkenntnis Bahn, daß nur durch Beschränkung auf das engbegrenzte Gebiet der nahen und nächsten Heimat etwas Gediegenes zustande gebracht werden könne. Weckung und Vertiefung des Heimatgefühls war ja der letzte und höchste Zweck, dem das begonnene Werk dienen sollte und der auch nie aus den Augen verloren worden ist. So ging es denn frohgemut ans Bergen dessen, was noch vorhanden und vor gewinnlüsternen Händleraugen zu retten war. Kinder wurden durch Hinweise in der Schule, Erwachsene durch Hausbesuche veranlaßt, „Bühni“ und Kammern, Schränke und Schiebladen nach Urväterhausrat und verschollenem Gerät zu durchstöbern; manch schönes und für die Ortsgeschichte bedeutsames Stück gelangte so in den Besitz des Heimatvereins. Ein gebürtiger Kanderner, Herr Bankdirektor Karl Nees in Frankfurt a. M., durch seinen Freund, Herrn August Schöpflin-Läuger, auf den Verein und sein Unternehmen aufmerksam gemacht, schickte wiederholt namhafte Geldbeträge und Antiquitäten verschiedener Art; da manche nicht in den Rahmen der Sammlung paßten, wurden sie später mit Einwilligung des Spenders vorteilhaft veräußert. Dadurch kam der Heimatverein in die Lage, wertvolle Altertümer in Stadt und Umgebung anzukaufen, welche geschenkweise nicht zu erhalten waren. In dankbarer Würdigung der Verdienste des Herrn Nees hat der Verein ihn zu seinem Ehrenmitglied ernannt.

Schon bei den ersten Anfängen war der Kanderner Heimatsammlung das Glück beschieden, in Herrn Maler Hermann Daur einen kunstverständigen Berater zu finden. Ohne seine uneigennützige Mitarbeit und heimattreue Hingabe wäre es nie möglich gewesen, in dem kurzen Zeitraum von 12 Jahren die Sammlung auf ihren heutigen Stand zu bringen. Im Jahre 1914 schrieb Herr Professor K. Kornhas in einem Aufsatz über den Kanderner Kunsteisenguß: „Die Kanderner Sammlung ist zwar eine der jüngsten und kleinsten im Badner Lande, aber zweifelsohne eine der am besten aufgestellten und am besten geordneten.“ Zwei Jahre vorher hatte man es gewagt, zur Belebung des Interesses in drei Räumen des Schulhauses eine Ausstellung des gesammelten Heimatgutes zu veranstalten, die viel Beifall gefunden und ihren Zweck vollauf erreicht hat.

Die Arbeit des Suchens und Sammelns wäre sehr erleichtert und gefördert worden, hätte sie sich auf eine „Ortsgeschichte“ stützen können. Wohl gibt es eine „Chronik von Kandern“ von K. Mehrer, ein an sich recht verdienstvolles





Das Kanderner Heimatmuseum

Werk; leider ließ es sich für das Heimatmuseum nicht in dem gewünschten Maße nutzbar machen. So war man genötigt und mußte sich zunächst darauf beschränken, zu sammeln und zu bergen, was an geschichtliche Begebenheiten und wirtschaftliche Zustände erinnerte, die im Bewußtsein der Bevölkerung noch lebendig waren. Das war nun nicht gerade wenig; noch wußten ehrwürdige Grauköpfe aus der Überlieferung ihrer Großväter und Väter zu berichten vom Rückzug Moreaus und der Erstürmung Kanderns durch die Österreicher am 24. Oktober 1796, vom Durchzug der Russen im Winter 1813/14, von den Schicksalen des Städtchens in den Revolutionsjahren 1848 und 1849; noch lag die Zeit nicht weit zurück, wo der Postwagen die Verbindung mit der Amtsstadt und den Anschluß an die große Verkehrsader des Landes bewerkstelligte; Namen von Gebäuden, Ortsteilen und Gewannen wiesen auf den in der Umgegend betriebenen Bergbau und das Kanderner Hüttenwesen hin; auch lebte noch eine kleine Zahl ehemaliger Bergknappen und Hammerschmiede. Zwei bedeutende Tonwarenfabriken, 5 Hafnereien und eine Kunsttöpferei erinnerten eindringlich an den Jahrhunderte alten Ruf der Kanderner Geschirre und Öfen. Die Lage des Orts an der geologischen und dadurch bedingten wirtschaftlichen Grenzlinie zwischen dem Holz und Vieh liefernden „Wald“ und dem Wein und Früchte bauenden „Rebland“ erklärte die lebhafte Gewerbetätigkeit Kanderns und seine Bedeutung für das südwestliche Blauengebiet und die von ihm aus-

laufenden Täler. Das waren zunächst die gegebenen Punkte, von denen bei der Anlage und Einrichtung des Heimatmuseums auszugehen war.

So vergingen denn die ersten 3 Jahre; der Heimatverein und das Interesse an seinem Unternehmen durften wie dieser selbst sich eines kräftigen Wachstums erfreuen. In Herrn Tierarzt Doll hatte sich ein äußerst tätiger Mitarbeiter gefunden; Schaustücke, die zu den wertvollsten der Sammlung gehören, sind seiner Findigkeit und seinem rastlosen „Stöbern" zu verdanken. Bald konnte und mußte an die endgiltige Unterbringung der Schätze in einem eigenen Gebäude gedacht werden. Die Aussichten für die Erreichung dieses Zieles waren sehr günstig; schon wurde die Platzfrage erwogen. Doch, „was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe!" Es kamen die letzten Julitage 1914, und mit einem Schlag schien alles in weite, nebelhafte Fernen gerückt. Nun galt es nicht mehr in die Vergangenheit der Heimat zurückzublicken, sondern sie selbst, ihren Bestand und ihre Zukunft mit den Waffen zu sichern und zu verteidigen. Das Bersten feindlicher Fliegerbomben in unmittelbarer Nähe eines Raumes der Sammlung war eine nicht mißzuverstehende Symbolik. Während die waffenfähigen Jünglinge und Männer auf den Schlachtfeldern der West- und Ostfront, im See- und Luftkampf für Heimat und Vaterland einstanden, nahm der Ausbau der Sammlung seinen Fortgang; sie erfuhr sogar eine bedeutende Bereicherung. Freunde und Gönner machten dem Heimatverein beschlagnahmefreies Metall zum Geschenk und ermöglichten es dadurch Herrn Maler Daur, der sich wieder in den Dienst der guten Sache gestellt hatte, prächtiges Kupfer- und Messinggeschirr aus der zur Ablieferung an das Reich bestimmten Metallmasse einzutauschen. Wohl geborgen harren diese Stücke noch der Aufstellung. Als nach dem unglücklichen Ende des Krieges die Kämpfer heimgekehrt und die Wogen der politischen Sturmflut etwas verebbt waren, konnte dem Heimatmuseum von neuem Aufmerksamkeit und Pflege zugewandt werden. Herr Tierarzt Doll übernahm die Leitung des Vereins bis zu seinem Wegzug von Kandern; seine großen Verdienste um die Sammlung hat der Heimatverein durch die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft anerkannt. Seitdem versehen Herr Fabrikant E. Kammüller und Herr Maler Daur gemeinsam das Pflegeramt, und es ist ihnen gelungen, der Bürgerschaft Wert und Bedeutung des Heimatmuseums für die Stadt zum Bewußtsein zu bringen.

„Wer an den Weg baut, hat viele Meister; wer aber angreift, bringt es zustande." Diese Worte altägyptischer Weisheit treffen auch auf den Entwicklungsgang der Kanderner Heimatsammlung zu. Man hat ihr zwar noch kein eigenes Haus bauen können, aber in der kurzen Zeit ihres Bestehens ist tüchtig zugegriffen worden und etwas zustande gekommen. Das darf allen, die daran gearbeitet haben, eine stolze Genugtuung sein. Der Direktor des Landesmuseums, Herr Professor Dr. Rott, sprach sich bei seinem letzten Besuch dahin aus, die Kanderner Sammlung sei in Zielsetzung und Aufbau eine der besten Badens. Einstweilen ist sie dank dem verständnisvollen Entgegenkommen des Gemeinderats in je einem Zimmer



des alten und des neuen Schulhauses und in einem Speichergelaß des Rathauses untergebracht; hier hat auch die interessante Kachelnsammlung einen Platz gefunden. Wie so viele Pläne der Vorkriegszeit, muß auch der Gedanke eines Sammlungsgebäudes auf absehbare Zeit zurückgestellt werden. Mehr aber als je haben die Heimatsammlungen ihren hohen Beruf: Weckung und Vertiefung des Heimatgefühls, zu erfüllen; es wird der Kanderner angesichts der sehr beschränkten Raumverhältnisse nicht leicht, dieser Aufgabe gerecht zu werden.

Heimat

Von Karl Berner, Freiburg i. B.

My Heimet . . . o wie han i d'Heimet gern!
Si gfallt mer halt, wenn dusse d'Immli summe
Un wenn im Chachelofe d'Schyter brumme;
Si schiint ins Herz eim wie der Morgestern!

Nei saget au, cha's näume schöner sii?
Do stoht der Blaue, do ne Schloß, e Chilche,
Un d'Sunne schrybt uf Schwyzerschnee „Gottwilche!" —
Un zwische Schwyz un Schwarzwald glänzt der Rhii.

Un was de bisch un hesch, isch Heimetguet.
Du arme Tropf, was cha der d'Fremdi gee?
Dy Herz will Schwarzwaldluft un Schwyzerschnee,
Un d'Heimet ruuscht im Rhii un singt im Bluet!

Un wenn de sihsch, aß d'Sunne abegoht
Un d'Nacht will cho, die langi, langi Nacht:
Schlof numme, schlof — de weisch jo, d'Heimet wacht;
Si blybt der treu, au wo dy Chrüzli stoht.





Die alemannische Mundart des Markgräflerlandes

Von Adolf Sütterlin, Freiburg i. B.

Wo n i gang un stand,
Wär's e lustig Land.

Zum Eingang

Unsere schweizerischen Nachbarn alemannischen Sprachgebietes werfen uns gelegentlich vor, wir vernachlässigten, ja verachteten unsere Mundart, weil bei allen öffentlichen Gelegenheiten in unserem Lande auch im alemannischen Gebiet hochdeutsch gesprochen wird, und der „Gebildete" seine Mundart überhaupt nicht mehr anwende, während in der Schweiz die Mundart überall bevorzugt und selbst in der Bundesversammlung alemannisch gesprochen wird.

Das ist an sich richtig; aber der Vorwurf, den man uns macht, ist unverdient. Bei uns in Baden, in Deutschland überhaupt, liegen die Verhältnisse wesentlich anders als in der Schweiz.

Die Mundart der deutschen Schweiz ist im ganzen fast überall die gleiche, und der Züricher versteht trotz einzelner Abweichungen den Berner und den Basler im mundartlichen Gespräch ganz gut; von dieser Seite her läge also gar kein Grund vor, in der Schweiz hochdeutsch zu reden und — zu schreiben.

Ganz anders steht die Sache bei uns. Schon der Mannheimer, der Mannemer und der Lörracher, verstehen sich, wenn sie in ihrer Mundart reden, nicht ganz, und gänzlich unmöglich ist die Verständigung durch's weite deutsche Vaterland: Einem Bremer kommt die Sprache des Alemannen, des Wiesentälers, wie eine völlig fremde Sprache vor.

Ich fuhr einmal von Bremen auf einem Schiff nach Wangeroog und unterhielt mich während der Fahrt in angenehmer Weise auf Deck mit dem Kapitän. Da war auf dem Schiff irgend etwas vorgefallen; der Kapitän stand auf, gab einige Befehle in der Mundart der „Wasserkante"; davon verstand ich kein Wort.

Also: wenn wir Deutsche uns im ganzen deutschen Vaterland verstehen wollen, so muß jeder Deutsche befähigt werden, sich in der allgemeinen deutschen Sprache, in der Schriftsprache — hochdeutsch, wie man sagt — auszudrücken.



Daraus ergibt sich dann aber, daß die Mundart eben leider nicht die Förderung erfahren kann, die sie verdient, und nicht so viel Verwendung finden kann, wie das in der Schweiz der Fall ist.

Das ist dann auch der Grund des Rückganges unserer herrlichen Mundart. In der Schule müssen die Kinder an das Hochdeutsche gewöhnt werden, und da die Lehrer durch das ganze Land wechseln, kann es vorkommen, daß der Lehrer, der vielleicht ein „Unterländer" ist, die alemannisch redenden Kinder zunächst nicht versteht. Ähnliche Verhältnisse finden sich bei den Geistlichen.

Es tragen aber noch andere Dinge zu diesem Rückgange bei, zunächst die Charaktereigentümlichkeit des Alemannen, der im Gegensatz zum Schwaben und zum Norddeutschen sehr leicht Fremdes in der Sprache annimmt, besonders Norddeutsches, das ihm, wie es scheint, als vornehmer vorkommt. Wir haben hier in Freiburg die Beispiele dafür auf Schritt und Tritt, auch bei den Behörden, die jetzt beispielsweise nicht mehr sagen „vom 1. April an", wie es seit Urvätertagen bei uns üblich war und in Württemberg und Bayern noch üblich ist, sondern: „vom 1. April ab" (oder gar das unsinnige „ab 1. April" anwenden); die jetzt nicht mehr ankündigen, es sei eine Bank „frisch angestrichen", sondern „frisch gestrichen". — Und vor einiger Zeit kündigte ein Landwirt alemannischen Sprachstammes aus einem benachbarten Orte in der Freiburger Zeitung an, er habe einen Entenerpel zu verkaufen. Das ist ein nicht einmal in ganz Norddeutschland gebräuchliches Wort für das sonst übliche Enterich. Und so ähnlich geht es in der Mundart. Ich habe schon vor Jahr und Tag an einer anderen Stelle erzählt, wie mir im tiefsten alemannischen Sprachgebiet eine Frau aus dem Volke auf meine an sie gerichtete Frage den Weg wies: „Gange Si numme do um das Huus umme! 's goht steil do uffe," und beigefügt: Als ich mich im Flügelkleide in der Gegend herum trieb, sagte man: Göhn Si! 's goht geech (gäch, jähe = steil) uufe.

Das ist alles verständlich; denn, da jedermann hochdeutsch unterrichtet worden ist, so fühlt er sich natürlich verpflichtet, auf eine hochdeutsche Frage eine möglich hochdeutsche Antwort zu geben.

Andere Gründe für den Rückgang der Mundart sind der gewaltige Verkehr, ehemals besonders auch der Militärdienst; manche, die vom Militär zurückkamen, legten eine Ehre darein, etwas „gebildeter" zu sprechen und brachten wohl auch neue Wörter, neue Bezeichnungen mit; und wenn sich das mit der Zeit auch wieder ausgleicht, so ist die Wirkung im ganzen für die Mundart doch recht nachteilig.

Der Rückgang ist z. T. jetzt schon ganz bemerkenswert, sowohl in der Aussprache wie im Wortschatz des Alemannischen. Die Erscheinung ist einer besonderen Untersuchung wert; ich kann hier nur einige Andeutungen geben und ein paar Beispiele anführen. Alte Leute in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sagten noch e Suu (Sau = Schwein) und e Süüli; das hört man kaum noch;



jetzt „metzget d'r Buur e Sau oder e Säuli", wenn er sie nicht gar „schlachtet". Auch ist „er siig" (sei) ebenso selten geworden wie drüü (drei). Daß einige Wörter mit den Dingen verschwunden sind, wie Beederthalbe, Chilchelueger und schellewerche ist weiter nicht verwunderlich, und wenn es keine Büntene mehr geben sollte, so wäre der Verlust des Wortes ja auch nicht auffallend; aber e Biete hat doch wohl noch jeder in seinem Tschope, wenn auch das Wort vergessen ist, und e Schihuet trägt im Sommer noch manch einer, wenn er auch e Strauhuet gekauft haben sollte, vielleicht zugleich mit den Chreeze, wobei er Hoseträger verlangt hat. Und gar was e Fazenetli und e Dosch ist, und ob die Kinder noch Chügelibürz machen, wer weiß das alles noch? — Und im Handarbeitsunterricht strickt man jetzt rechte und linke (!) Maschen, wo man sonst „letze" strickte, was eine viel deutlichere Bezeichnung war.

Ich will damit nicht sagen, die alemannische Mundart werde ganz verschwinden. Unsere Markgräfler Landleute werden in den nächsten Jahrzehnten noch kein hannöversches Hochdeutsch reden; aber der Rückgang und der Verfall der Mundart ist in einzelnen Erscheinungen ganz deutlich und nicht zu leugnen.

Und alle diese Erscheinungen sind vom sprachlichen Standpunkt aus höchst bedauernswert; denn das Alemannische unseres Markgräfler Landes trägt im allgemeinen noch ganz das Gepräge des Mittelhochdeutschen, hat die Lautverhältnisse nur wenig geändert und eine beträchtliche Zahl Wörter, die unserer Schriftsprache verloren oder nie aufgenommen worden sind, treu bewahrt. Davon wird später noch die Rede sein, wenn wir vom Wortschatz sprechen.

Zur Lautlehre

I. Die Schreibung der Mundart

Zunächst noch ein Wort über die Schreibung des Alemannischen.

Als Hebel im Anfang des vorigen Jahrhunderts seine alemannischen Gedichte veröffentlichte, war er natürlich in großer Verlegenheit, wie er das Alemannische schreiben sollte. Er fand sich damals damit ab, so gut es gehen wollte, und da diese Gedichte ja zunächst nur für seine Landsleute im Oberland bestimmt waren, so durfte er hoffen, daß sie trotz der mangelhaften Rechtschreibung würden verstanden werden. Inzwischen aber haben sich in den hundert Jahren die Verhältnisse doch wesentlich geändert, und seit alle deutschen Lesebücher Hebelsche Gedichte aufgenommen haben, liegt uns denn doch die Pflicht ob — da ja auch die Sprachforschung sich auf die Mundarten erstreckt hat —, für eine bessere, richtigere, vor allem folgerichtige und gleichmäßige Schreibung zu sorgen.

Es kann sich dabei selbstverständlich nicht darum handeln, die einzelnen mundartlichen Laute mit besonderen „diakritischen", phonetischen Zeichen darzustellen, wie das in rein wissenschaftlichen Werken zu geschehen pflegt. Aber es hat der Herausgeber der Hebelschen Werke (bei Hesse), Direktor Ernst Keller, nachdem ich



selber schon jahrelang Vorschläge zu einer zweckmäßigen Schreibung unserer Mundart gemacht und auch in Oberländer Zeitungen veröffentlicht hatte, eine brauchbare Schreibung angewandt. Ich verwende hier diejenige, die sich in meiner Hebel-ausgabe (Berlin, Bong; gold. Klassikerbibl.) findet, und die bei der Betrachtung der einzelnen Laute erkennbar sein wird. Ich will hier nur vorweg auf eine sonst übliche Torheit aufmerksam machen: Wenn das Zeichen ie zur Darstellung des im Alemannischen erhaltenen Doppellautes (Diphthongen) dient, wie er in Dieb, tief vorkommt, so kann man verständiger Weise nicht dasselbe Zeichen zur Darstellung des langen i-Lautes verwenden, wie er sich in si (sie) findet; die Schreibung: sie isch mer lieb (statt si) ist also mindestens töricht. Und da wir vier verschiedene i-Klänge haben, ebenso viele u- und ü-Klänge, so geht es heutzutage nicht an, dafür jeweils dieselbe Schreibung zu brauchen. Es ist doch ein Unterschied, ob ich sage wit (willst du) oder wyt (weit), und ob ich von der Mühli oder von 's Annemeilis Müüli rede.

Ich werde die Schreibung unserer mundartlichen Klänge, wie sie hier angewandt wird, am Schlusse zusammenstellen, und bemerke hier noch, daß sich eine Anzahl alemannischer Dichter und Schriftsteller wie Berner, Hirtler, Raupp dieser Schreibung angeschlossen haben; aber viele andere stehen noch abseits.

II. Die Selbstlauter (Hellaute, Vokale)

Anmerkung. In eckiger Klammer steht die etymologische, mhd Form und Bedeutung des Wortes, während in der runden Klammer die hd Bedeutung, ein erklärender Ausdruck oder ein selten vorkommendes Wort (miete) beigesetzt ist.

Die lautliche Änderung vom Mhd[1] zu unserer Mundart betrifft hauptsächlich das lange a, das bei uns, im Gegensatz zu einzelnen Gebieten der Schweiz, zu o geworden ist; jâr > Johr; der Abfall und die Abschwächung vieler Endungen: lîn > li; eselîn > Eseli, und endlich die Verschiebung des k zu ch: kalt > chalt; an einzelnen Orten geht diese Verschiebung nur zu kch, eine Erscheinung, die der Tübinger Bibliothekar Dr. Bohnenberger näher untersucht hat, und die sich hauptsächlich in der Schweiz findet mit Ausnahme der Stadt Basel, wo das k erhalten ist.

Mhd â > oo, oh. Der Alemanne unseres Landes sagt also: Oobe (Abend), wohr, do, schlofe, brote, goo (ahd gân), frooge, bloose, Blootere [blâtere = Blase, Blatter], groote, Hooke (Haken), Hoor, jo, Joomer, Johr, Chlofter (Klafter), chloor (klar, veraltet), Chroom, loo [lân, lâzen], Gfohr, Moo [mâne = Mond; macht allmählich dem „Mond" Platz], mool, noo, nooch, Nochber, Noodle, Noot (Naht), Pfohl, Ploog, roote, Soome, Schoof, Schloof, Schnooke, spoot, Spoo [spân], Sprooch, stoo [stân], Stroof, Strooß, Schwoob, Schwooger, too [tân], Toope, Woog [Wage].

[1] mhd bedeutet, wie üblich, mittelhochdeutsch; > = wird zu. — Außerdem sage ich dem Gebrauch gemäß „hochdeutsch" statt schriftdeutsch; nhd = neuhochdeutsch, unsere gegenwärtige Schrift- und Buchsprache.

Nicht zu o geworden ist das â in Magsoome [mâge = Mohn], einem Worte, das aber im Markgräflerlande volksetymologisch Magdsoome lautet, also zu Magd gestellt wird und deshalb ein a hat. — Auch in Waffe [wâfe], einem übrigens seltenen Wort, ist das a erhalten und in der Mundart wie in der Schriftsprache kurz.

Mhd kurzes a ist als a erhalten, auch wenn es im Nhd, wie in offenen Silben, lang geworden ist: Wa·ge, lade; Namme, Tag.

Mhd langes î. erhalten. Ebenso klingen im Alemannischen Wörter, die im Mhd langes î haben, das im Nhd zu ei geworden ist, noch ganz mhd: bii, by[2], biiße, bysse (beißen, aber bisse mit offenem i = gebissen), bliibe (bleiben); aber blibe, mit offenem i = geblieben); Briisli [brîse], dii, dy [dein; aber di = dich]; drii (drei, veraltet allmählich); glii (gleich, sofort); griine (greinen, weinen); chlii (so in älterer Zeit, jetzt schon meist chlai); Chiib (Zorn), Liib, liicht, Liicht (Beerdigung), Liim, liisli, mii, my (vgl. dii und dy); Niid; pfiife, pfysse (pfeifen; aber: pfiffe, mit offenem i = gepfiffen); riibe, riich, Riif (Reif, gefrorener Tau); Riis (Reisig), Riiste und Ryste (Hanf, Flachs an der Chunkle, der Kunkel); Ryter, rytere (sieben); sii, sy, Siide, siider, Spiis, stiige, striiche, Stryt, Tiich.

Dieses i erscheint, teils lang (ii), teils kurz (y) als geschlossenes i, wie etwa im hd Ziel, im Gegensatz zu Trieb. So unterscheiden sich durch geschlossenes und durch offenes i: bysse, biiße (beißen) und bisse (gebissen); bliibe (bleiben und blibe (geblieben); gryffe, griife (greifen) und griffe (gegriffen); gliiche (gleichen; selten) und gliche; griine (greinen, weinen) und grine (geweint); iine (hinein) und ihne (Ihnen), inne (darin); liis (leise) und līs (lies); niide (neiden, selten) und nide (unten); Niid (Neid) und nit (nicht); pfysse, pfiife (pfeifen) und pfiffe (gepfiffen); priise (preißen) und prise (geprießen); rytte (reiten) und gritte (geritten); triibe (treiben) und tribe (getrieben); verrysse, -riiße (zerreißen) und verrisse; wyt (weit) und wit (willst).

Ganz dieselbe Erscheinung zeigt das mhd lange û, das im Alem. ebenfalls erhalten, (uu) gelegentlich allerdings kurz (u) geworden ist, während es im Hd zu au wurde: Buur (Bauer), bruuche (brauchen), bruun, Brut [brût], Buuch, buuche (mit Lauge waschen; niederdtsch: büken), Duuge (Faßdaube), Duume, duure (dauern), dagegen dure (hindurch), Fluum, fuul, Fust und Fuust (Faust), Huus, Hut (Haut), huure (nieder kauern), chruus (kraus), Chruuse (Krug), Chrut, chuum, Chuuder [Kûte] (Hanf), luure, Luune, lustere, lut, luter, Muul, Muur (Mauer), Muus, nuune, (summen?), Pfluume, pfuuse (schnauben), ruume, ab-, Schuuder, Schuufle und Schufle, Schuum, Schruube, Schluuch, schnuufe, Spuur, stuune, Struuß, Stuude, Suu (Sau), suufer, suffe und suufe, Suum, suur, suuße, truurig, Tuube, tuusig!! (jetzt veraltet), uufe, uuße (hinaus), dagegen usse (draußen), Zuun, Zuuse.

---

[2] Ich schreibe dieses lange geschlossene i in der Mundart mit zwei i, ii, das kurze geschlossene i mit y.



Es ist ein geschlossenes u (uu, u), etwa wie in Uhr und unterscheidet sich, als Länge (Muur) und als Kürze (Hut = Haut) in der Aussprache deutlich vom offenen u (sūdle, blutt), das auf mhd Kürze zurückgeht, wie das geschlossene i vom offenen: uuse — urig; Hut — blutt; duure (dauern) — dure (hindurch, hinüber); huure (kauern) — Fuhre (Furche); muure (mauern) — Schnure (Maul).

Dazu kommt der aus dem Mhd ebenfalls erhaltene Umlaut dieses uu, der meist lange geschlossene ü-Laut, der im Mhd iu geschrieben, ü gesprochen wird: Huus — Hüüser [hûs — hiuser] und der im Alemannischen klingt wie in Süddeutschland etwa das ü in Mühe im Gegensatz zu Mühle, Türe. Alemannisch unterscheiden sich nur durch den ü-Klang Müüli (Mäulchen) und Mühli (Mühle); füürig (feurig) und fürig (übrig); tüüri gesprochen düüri (teuere) und düri (dürre); Hüt (Häute) und hüt (heute). —

Dieser Laut findet sich, wie im Mhd, außer in den umgelauteten vorstehenden Wörtern noch etwa in Büüle (Beule); dütsch (kurzes ü); düte (deuten); stellenweise noch, doch meist schon veraltet: drüü (drei); Füür, füücht und füücht, grüüsli [griuslich] (grausam), hüüle, üüser (nur noch selten: unser), Üül (Eule), Üter, Üterli (Euter), Chrütz, Chrüüsel, Lüt, lüte (läuten), nüün, nüt nichts); rüüdig; vom mhd riuten ist der Ortsname Rüti, Rüte vorhanden; Schüüre, schüüch (scheu, mhd schiüche); schnütze, süüfere (säubern); süüfzge, Stüür, tüür, Tüüfel (unter dem Einfluß der Kanzel veraltet, jetzt meist Teufel), Züüg.

In Bünti, aus mhd biunte, in Fründ aus friund, in hüt aus hiute ist das ü offen geworden, und das mhd niuwe hat auch alemannisch neu ergeben, ebenso wie riuwe zu Reu geworden ist.

Sodann hat unsere Mundart bewahrt die mhd Doppellaute (Diphthonge) ie, uo, jetzt gewönlich ue geschrieben, und dessen Umlaut üe. Die Schreibung ie bezeichnet also nicht (wie ungeschickter Weise in der Schriftsprache) ein langes i, sondern den Doppellaut, der aus i mit einem nachklingenden dumpfen e oder ä besteht; und ue bezeichnet nicht (wie törichter Weise in einigen Eigennamen) ein ü, sondern ein u mit e-Nachklang. Die Beibehaltung der nhd Schreibung für langes i (Dieb) rührt davon her, daß dieser mhd Doppellaut im Nhd eben zu langem i geworden ist, während man die Schreibung des mhd Lautes beibehalten hat, was bei uo nicht geschah. Schiller schreibt im Tell den Doppellaut noch nach alter Weise: Kuoni, Ruodi; es ist aber natürlich nicht, wie es ab und zu von Norddeutschen geschieht, Ku-o-ni, Ru-o-di zu lesen, sondern entweder nach hochdeutscher Art Kuni, Rudi, oder alemannisch Kue-ni, Rue-di.

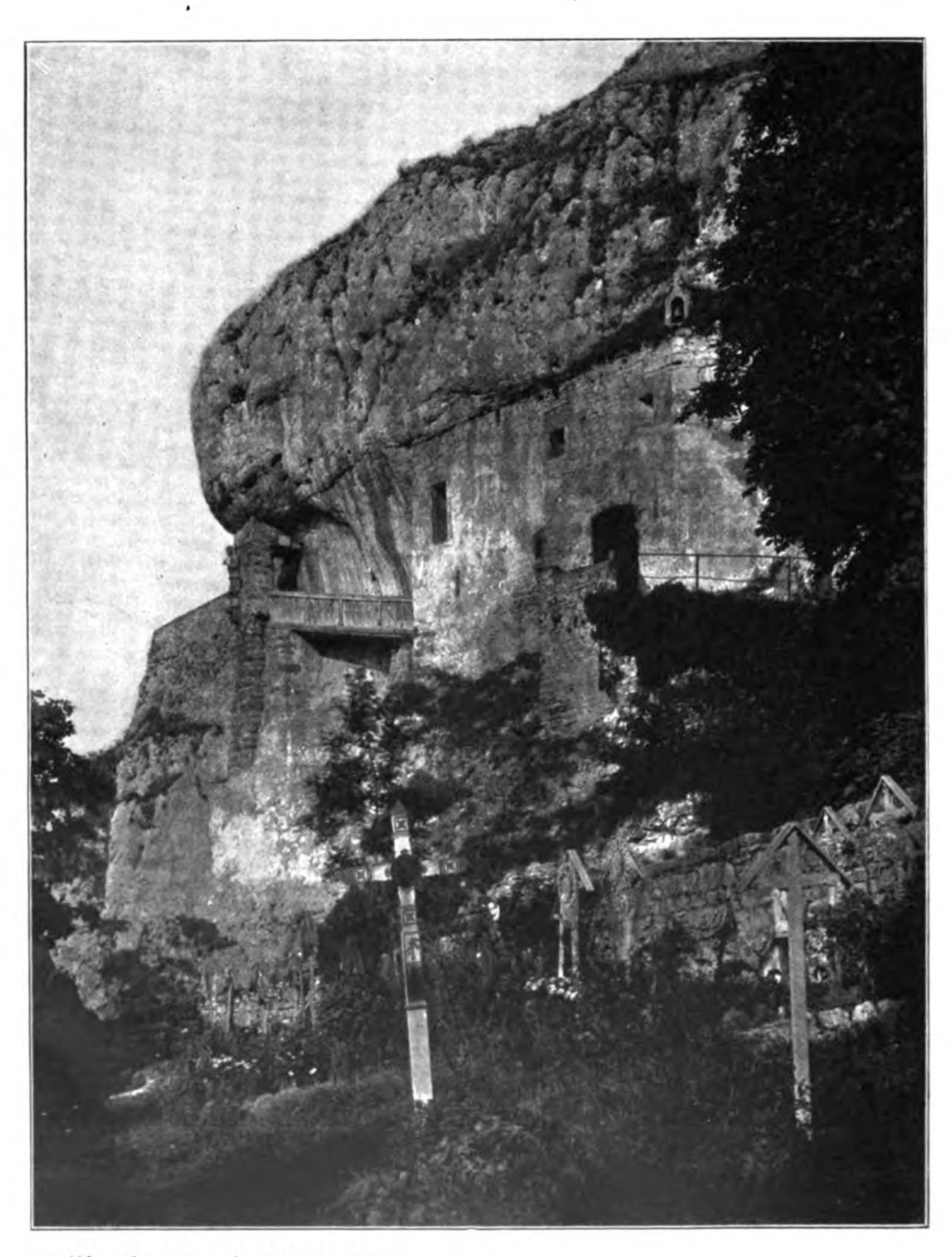
Die Wörter mit diesen Doppellauten sind im Alemannischen ziemlich zahlreich: biege, Bier, Biet (Gebiet, Baselbiet), Biete (Brusttasche), Brief, die, Dieb, Diechsle [dîhsel!], diene, Dienst, verdrieße, Fieber, vier, Fließ (fließe), verliere, gieng (nur als Konjunktiv) (gieße), Grie [grien = sandiges Ufer], Grieß, hiesig, Hiene (Henkel, Griff), Chien, dagegen Chnüü (Knie) und chneue (knien), Chrieg (chrieche), lieb, Lied, liederli, liege (lügen), dagegen: lige (liegen), Liecht, Mies (Moos), (miete),







Keramik — Tonwerke Kandern



St. Vituskapelle mit Isteiner Klotz
(Aufgenommen von Carl Däublin-Efringen)

nie, niemes (niemand), niene (nirgends), Niere, niete, nieße, Priester, rieche, Riedlige (Riedlingen, Ortsname), Rieme (auch Ruder) Riester (Fleck auf dem Schuh, auch Pflugsterz), schiebe, schier, schieße, schliefe (schlüpfen), schließe, siech (krank, auch Scheltwort), Spiegel, Spieß, stief, Stier, Strieme (Streifen), tief, Tier, Trieme (Überrest des Zettels beim Garnweben), wie, Wieche (Docht, dickes Stück), Ziegel, zieh, Zienke (Ortsname), dagegen Zinke.

Aber in der hochdeutschen Schriftsprache liegt nicht überall, wo ie steht, der mhd Doppellaut ie vor, da das e hinter dem i oft lediglich als Dehnungszeichen gebraucht wird: Hd sieben, alem. sibe; hd geblieben, alem. blibe, hd gerieben, alem. gribe, hd sie, alem. si; diese und manche andere Wörter haben im Alem. (wie im Mhd) keinen Doppellaut und können deshalb, wie oben schon dargetan worden, verständigerweise nicht ebenso, nicht mit ie geschrieben werden. So unterscheiden sich die, der Artikel, und di, dich; und die Schreibung sie würde alemannisch nicht si lauten, sondern eben mit dem Doppellaut gesprochen werden müssen.

Beispiele des ue-Lautes [mhd uo] und seines Umlautes üe: Bueb — Büebli; Blueme — Blüemli; Buech — Büechli; Brueder — Brüeder; brüele; Bueß — büeße, Büeßli; Duele (Vertiefung); Fluech, flueche — Flüech; Fluer; Fuer (Fuhre) — füere; Fueß — Füeß, Füeßli; Fuetter -- füettere; Gluet — glüeje (s. weiter unten); Gruebe — Grüebli; guet — Güeti; Huen — Hüenli, Hüener; hueste (öfter: wueste); Huet — Hüet, hüete; Chue -- Chüei; Chrueg — Chrüeg, Chrüegli; chüel; Lueder; luege; Muet — hochmüetig; müed; müen (müssen); mueß; wuele (herumwühlen); vernuefere (sich gütlich tun); nüechter; Pflueg — Pflüeg; prüefe; Ruef — rüefe; rüeme, rüehme; rüehre; Rueß, rueßig; Ruete — Rüetli; Schnur — Schnüer, Schnüerli; Stuel — Stüel — Stüeli (Stüehli?); sueche; süeß, Süeßi; Tuech — Tüecher, Tüechli; tue (tun) — tüen (sie tun); Wuer; Wuet — wüetig; wüest; Üehli (so sollte der alem. Eigenname geschrieben werden!); zue.

Auch die Vokalverbindung üei, üe-j, die sich im einsilbigen Wort als üei darstellt und in der Schreibung des Wortbildes wegen vielleicht am besten mit dem Dehnungszeichen h versehen wird (früeih) ist erhalten, ebenso wie ä-j: Rüejig (ruhig), früeih, Müeih, blüeje — blüeiht; brüeje — brüeiht; drüeje — drüeiht; glüeje — glüeiht; Chue — de Chüeje. — Sä-je — säit (säiht?, sät), nicht zu verwechseln mit sait (sagt, kurzes ai); bäje — bäiht (bäht); chräje — chräiht; mäje — mäiht; näje — näiht; wäje — wäiht (weht).

O mit nachfolgendem Nasallaut ist wie im Mhd = u: Suhn, Sunne, grunne, gwunne, gschwumme, bsunne, frumm, chumm, blund, bsunders, chunnt, Dunder. Ja, das Wörtchen von, das sein n meist verliert, lautet doch meist vu: Er isch vu Steine.

Zusammenfassung

Mit Rücksicht auf den Klang und die Dauer der einzelnen Hellaute sind also im Alemannischen zu unterscheiden:



4 i: ein geschlossenes kurzes, y: wyt; ein geschlossenes langes, ii: trübe; ein offenes kurzes, i: mit; ein offenes langes: ī, i: sibe; ebenso

4 u: geschlossenes kurzes, u: Hut; geschlossenes langes, uu: duure, Buur; offenes kurzes, ų: blutt, chunnt; offenes langes, u, ū: dure, Fuhre, Zug.

Ähnlich erscheint das e; doch sind die Abweichungen vom Hd nicht so wesentlich wie bei i und u; in der Endung klingt es ganz dumpf; aber es scheint für gewöhnlich nicht angebracht ein besonderes Zeichen (ein umgekehrtes e, ə, wie in rein wissenschaftlichen Darstellungen) dafür einzuführen. In den Stammsilben, wo im Hd vielfach offenes e vorhanden ist, klingt es in einzelnen Gebieten der Ma noch viel offener: d'r Härr hat äs gegäben.

Das a dagegen hat fast durchweg einen tiefen Klang nach o hin; aus diesem Grunde erscheint die Schreibung des Endungs-e als a („Stechbalma" = Stechpalmen), wie es ein niederalemannischer Dichter getan hat, unzweckmäßig.

Dazu kommen außer den auch im Hd vorhandenen Doppellauten ai, ei, au, eu (öu) noch drei der Ma eigentümliche Doppellaute: ie, ue, üe; nebst den Dreiklängen ä-i und üe-i, die im Nhd nicht mehr vorhanden sind. — Es ist im Markgräfler Land der aus Hebels „Statthalter" bekannte Familienname Üeli, die Verkleinerungsform des ebenfalls (wie auch in Norddeutschland) vorkommenden Uhl, noch vorhanden. Die Leute schreiben jetzt aber leider nach hochdeutscher neuzeitlicher Art Uehlin, was dann, alemannisch gelesen, gar nicht Üehlein heißt, sondern uelin [mhd uolin] (wie Bueb); sie hätten bei der alemannischen Form bleiben oder Ühlin schreiben sollen.



1. Markgräfler und Markgräflerinnen, um 1840
(Aus Baders Badenia)

Die Markgräfler Volkstracht

Von August Richard Maier, Karlsruhe

Wenn wir von Markgräfler Tracht sprechen, eilen unsere Gedanken in das weingesegnete Land, das sich vom oberen Rheinknie bei Basel den Fluß entlang in das mittlere Wiesental mit den Hauptorten Lörrach und Schopfheim bis fast gegen Zell hin erstreckt. Dort, wo das kleine Wiesental abzweigt, das große enger sich zusammenfügt, liegt Hausen, die Heimat Joh. Peter Hebels, der den Ursprung des Flüßchens belauscht und mit sinnigen Worten seinen Lauf uns beschrieben, den er wie das Wachsen und Werden eines „Markgröver Maidli" sich denkt, bis es geschmückt wie eine Braut dem jungen Rhein in die Arme eilt. In den weinfrohen Dörfern der Rheinebene abwärts bis vor Heitersheim, die sonnigen Rebhügel und Vorberge des Schwarzwalds hinan, um den Blauen und bis fast zur Belchenspitze, lag die ehemalige obere Markgrafschaft Baden mit den stolzen Schlössern zu Sulzburg, Badenweiler, Sausenberg und Rötteln. Dort wohnt ein echt alemannischer Menschenschlag, der durch den früh erschlossenen Verkehr ähnlich wie die durch das Münstertal von ihm getrennten stammesverwandten, aber durch Konfession und Landesherrschaft geschiedenen Breisgauer unter günstigen Lebensverhältnissen sich entwickelt haben. Allüberall klingt im Land bei den sangesfrohen, heiteren Bewohnern die alemannische Sprache Peter Hebels. Die Tracht der Mädchen ist leider nur noch ein verblaßtes Bild ihrer einstigen Schönheit, die der Männer ist ganz ausgestorben. Um die Mädchentracht zu erläutern, möchte man nur die gemütvollen Worte Hebels anführen, mit denen er die „Wiese" in der schmucken Tracht eines





2. Markgräflerin, um 1780
Nach S. Graenicher, gestochen von Gatine

„Markgröver Maidli ausstaffiert" hat und die Bilder würden Leben bekommen, wenn seine Poesie im alemannischen Dialekt sie umspielt: „Feldbergs liebliche Tochter, o Wiese, bis mer Gottwilche".

Überaus malerisch ist der Anblick einer echten Markgräflerin mit ihrer kleidsamen Tracht und der großen Flügelschleife, die zu dem schlanken Wuchs und feinen Teint der Trägerin vortrefflich steht, auch wenn wir wissen, daß dieses Kostüm nur noch ein Bruchteil seines einstigen Reichtums uns bietet. Diese Entwicklung der Tracht von ihren greifbaren Anfängen gilt es im folgenden näher aufzuzeigen.

Die Volkstracht des Markgräflerlandes gehört zu der großen oberrheinischen Trachtenfamilie, die sich durch die Kopfbedeckung in Gestalt einer Bänderkappe von der schwäbischen Backenhaube mit hochgestelltem Kappenboden deutlich unterscheidet. Ihre ursprüngliche Grundform läßt sich heute noch in der Plunderkappe der Hauensteinerin feststellen und die verwandten Abarten der Flügelhaube im Breisgau, am Kaiserstuhl, im Hanauerland und die sog. Elsaßschleife zum Vergleich heranziehen. An Stelle der Dotschkappe sind in den zuletzt genannten Gebieten und im Markgräflerland im Laufe des 19. Jahrhunderts Flügelhauben entstanden und zwar unter steigender Betonung der Schleife auf Kosten des Käppchens. Ältere Stiche und Lithographien lassen drei wichtige Etappen der Entwicklung der Markgräflertracht überzeugend hervorheben.

Das früheste uns zugängliche Bild nach einem Stich von S. Graenicher, gestochen von Gatine, zeigt für die Zeitepoche zwischen 1760 und 1800 eine Bandkappe, die den ganzen Kopf gleichmäßig umschließt, bestehend aus einem rosaseidenen Boden (Kopfteil), der von einem handbreiten gewässerten, schwarzen Seidenband eingefaßt wird, dessen Enden über dem Kopf hochgezogen, zu einem Schlupf gebunden werden (Abb. 2).

Als Hebel die erste Ausgabe seiner alemannischen Gedichte im Jahre 1803 herausgab, hatte die „Chappe" bereits eine kleine Veränderung durchgemacht. Sie bestand für die Mädchen aus einem ovalen Boden aus wasserblauem Damast, mit goldenen Flitterblumen bestickt. Als Abschluß diente ein weißes mit Goldranken gesticktes Band, das unter den Zöpfen durch, über der Stirn, zu einem Schlupf geschlungen

wurde, dessen Enden in die Stirn fielen. So sah die Chappe der Drönelistracht aus. Die Frauen trugen dieselbe Form mit dunkelgeblümtem Kappenboden (violett oder rotbraun broschierte Seide), nur die Bandeinfassung und kleine Stirnschleife bestand aus schwarzem Band (Originalhauben im Badischen Landesmuseum). Der Haarknoten ward unter der Kappe getragen. Das Schmuckbedürfnis hat dann im Laufe der Zeit, ähnlich wie im Breisgau, Ried und Hanauerland, die Bandschleife zu immer „größerer Blüte" gebracht. Das vollzog sich in feststellbaren Abständen. Der Schlupf ward zunächst etwas mehr aus dem Kappenboden herausgehoben (Abb. 3), dann wurde die Kappe zum kleineren Käppchen, das nur noch den Zweck hatte, den Haarknoten oder „Drüller" der Frau zu umschließen. Die Schleife verschiebt sich hernach immer mehr nach der vorderen Kopfhälfte und wird zur Stirnmasche, die über der Stirn hochgezogen und verschlungen, die Bandenden in das Gesicht herabfallen läßt. (Abb. 6, Weinlese bei Müllheim um 1820.) Eine Spielart des vergrößerten Schlupfes zeigt Tafel 4, eine kolorierte Federzeichnung von etwa 1825. Auch die Jungfrauen tragen jetzt schwarze Schleifen. Das Käppchen fällt schließlich ganz weg und die Hornchappe, wie sie jetzt heißt, wird bei den Mädchen durch ein unter den Zöpfen durchgeschlungenes, darüber gekreuztes Band festgehalten. (Abb. 1 um 1840.) Und wenige Jahre später sieht der Schlupf so aus, daß ein kürzer gehaltenes Ende auf die Stirn hereinfällt, während das größere mit der Schleife absteht und daran festgenäht ist (Abb. 7). Die Bandschleife nimmt hernach immer größere Dimensionen an, bis sie in einer Breite von



3. Markgräflerin aus Efringen im alten Drönelis-Kostüm um 1800

fast 50 cm den Kopf überschattet, so daß die langen Fransen auf die Schultern herabfallen und das Gesicht der Trägerin in weitem Abstand umrahmen.

Der Rock der Markgräflerin war im 18. Jahrhundert aus hochrotem, selbstgesponnenem Wollenstoff, der ursprünglich in einzelne Streifen geschnitten und wieder zusammengenäht, später in gleichmäßige Längsfalten gelegt war. An den Rock war das vorn offene Leible angenäht, das aus rosafarbenem Tuch bestand und dem offenen Ausschnitt entlang vorn eine weißgeblümte Bandeinfassung hatte. Das Leible wurde durch das rosafarbene samtene Brusttuch geschlossen (Abb. 2).

Schon um 1800 hat die Farbe des Rockes gewechselt und man trug nach Hebel einen bis zu den Füßen reichenden, in enge Falten gelegten („Fältli an Fältli") grünen Rock, dessen bandbesetztes rosafarbenes Leible mit Goldstickerei geziert war. Form und Farbe von Rock und Mieder hat im Lauf des 19. Jahrhunderts nach der bürgerlichen Mode stark sich verändert, bis dann die an den Rock angenähte, vorn geschlossene Taille aus blauem, geblümtem, oder schwarzem Stoff sich einbürgerte (Abb. 7) und seit 1880 das Trachtenmäßige nur noch auf Bandschleife und Halstuch beschränkt blieb.

Der Tschoben in Form eines kurzen Spenzerjäckchens war ursprünglich eine braunrote, weitärmelige Jacke mit Ärmelumschlägen oder Bandbesatz, das meist offen getragen wurde, damit die bunte „Brust" sichtbar blieb („D'Ermel" nennt Hebel deshalb das Jäckchen), Abb. 2.

Die Farbe wechselt dann sehr unter der Mode. Um 1840 ist die Jacke tief ausgeschnitten, um das Halstuch, das vorn gekreuzt darunter geborgen wird, am Hals zur Geltung zu bringen und die Ärmel sind oben in Fältchen genäht und dann glockenförmig ausladend. Daneben kommen braunrote Wolljacken und dunkelblaue Seidenspenzer (Original im Landesmuseum), zu dem ein rosaseidenes Brusttüchlein ins Mieder gesteckt und darüber das große graubraune Wollhalstuch mit langen geknüpften Fransen. Diese Halstücher wurden von Italienern gekauft, deshalb spricht auch Hebel vom Mailander Halstuch. Die Farbe wechselt stark. Eine zeitlang waren sie rostbraun mit goldenen Fransen; auch blaue und grüne Halstücher kleineren Formats, die unter der Jacke getragen wurden, kommen vor (Abb. 1). Eine zeitlang waren auch gestreifte seidene Halstücher Mode. Abb. 7 zeigt zum schlanken blaugrauen Kleid ein in der Mitte aufgereihtes in gleichmäßige Falten gelegtes Halstuch, das dem Kleid sich anschmiegt und der auf äußerste Schlankheit gearbeiteten Linie sich anpaßt und nur durch die Glockenärmel unterbrochen wird. Um 1880 trug man bis in die Gegenwart hinein zum modischen hellblauen Kleid mit schwarzen Samtaufschlägen an Arm und Hals das große geblümte gelbliche Seidentuch und darüber oft das schwarze Tüllspitzentuch, so daß das helle Tuch darunter zart durchschimmerte. (Originaltracht im Badischen Landesmuseum.) Auch heute noch tragen die Markgräflerinnen je nach der Jahreszeit und dem Charakter des Feiertages schwarze Tücher aus Wolle und Seide und gelblich-weiße Seiden- oder Tüllhalstücher, die über Eck gelegt vom Rücken nach vorn geschlungen, auf der Brust gekreuzt und im Rücken geknotet werden.



Die Schürze oder das Fürtuch war beim Festtagsstaat stets aus schwarzem Wollenstoff oder aus Seide, oben am Bund eingereiht, so daß sie in Falten herabfiel. Werktags waren einfache, in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts rote, blaue oder grüne, aber auch hellgestreifte Schürzen im Gebrauch.

Überaus malerisch muß zu der ältesten Tracht der große „Schiehut" (Sonnenscheinhut), ein fein geflochtener Strohhut mit breitem Rand und niederer Gupfe, ähnlich dem Rosenhut des Renchtals und dem schwarzweißen von Lehengericht, gewirkt haben. Auf der Gupfe waren vier symmetrisch angeordnete Rosetten und auf dem Rand siebzehn Strahlenschnüre mit aufgerollten Endknoten aus schwarzem Stroh zum Schmucke angebracht (Abb. 2). Später trugen die Markgräflerinnen einen einfachen, weichen Strohhut, der, mit einem Band und kleiner Schleife zugerichtet, zu beiden Seiten herabgezogen werden konnte. Den Abschluß der Tracht bildeten weiße, baumwollene Strümpfe mit künstlichen Zwickeln und Schnallenschuhe mit silbernen „Rinkli". Einschließlich aller Zutaten, wie drei Unterröcke, Stiefel, Handschuhe und Brosche kostete die modernisierte Tracht mit einem hochfestlichen Halstuch aus Caschmir mit seidenen Fransen im Jahre 1885 169 Mark. Die Tracht der hochbergischen Lande bei Emmendingen und der evangelischen Orte am Kaiserstuhl, entsprach genau der des Markgräflerlandes, nur



4. Hausen im Wiesental mit Markgräfler und Hauensteiner Trachten
Kolorierte Federzeichnung um 1825

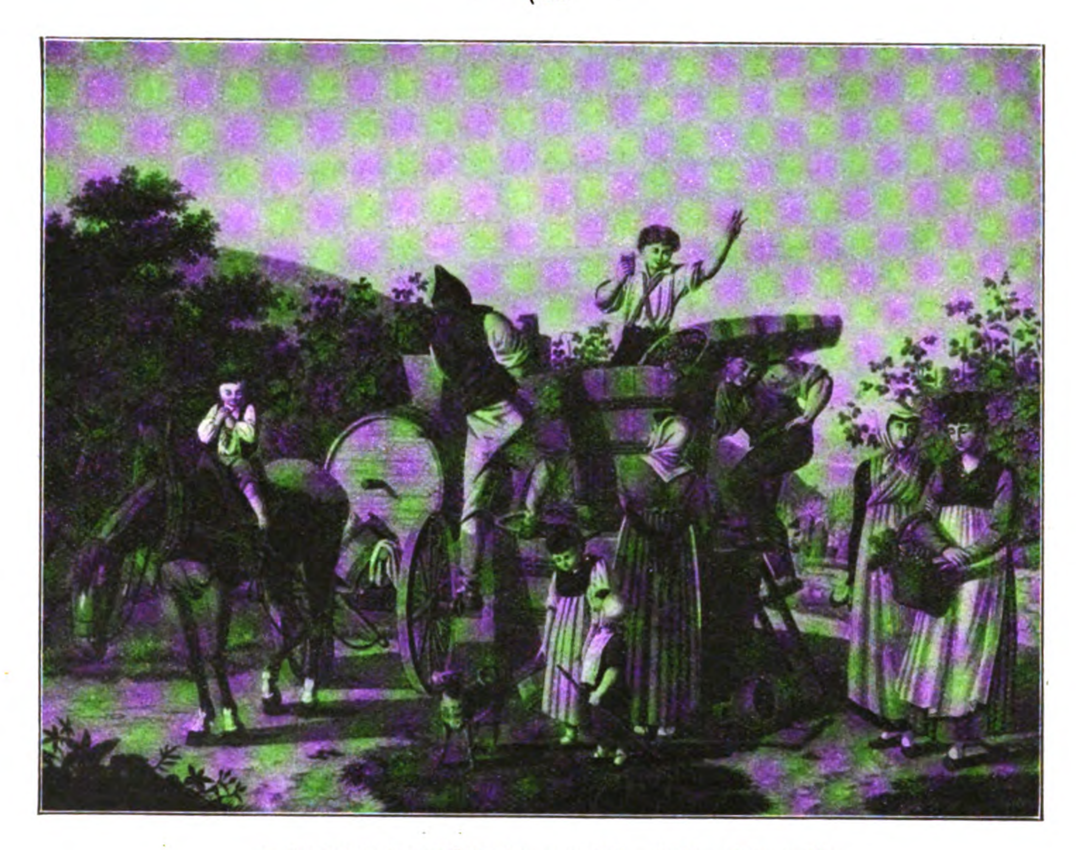


5. Markgräfler und Markgräflerin, um 1835
Lithographie von Hieronymus Heß, Basel

waren die Farben noch mehr auf Schwarz gestimmt. Nur das Halstuch hatte violette Streifen.

Die Männertracht ist seit Jahrzehnten ganz ausgestorben; es läßt sich nur aus alten Gemälden und Stichen ein Bild der einstigen Form einigermaßen wieder herstellen. Zur Hilfe kommt dabei der Umstand, daß die Kleidung der Männer fast genau der Tracht der unteren Markgrafschaft Baden-Durlach entsprach und wie diese ihre Herkunft aus der höfischen Mode des 18. Jahrhunderts herleitete. Die Männer trugen ursprünglich braunrote Kniehosen, blaue Strümpfe und Halbschuhe (Abb. 4 u. 5). Unter dem Einfluß der französischen Revolution bürgerten sich lange Hosen ein (Abb. 1). Die Farbe wechselt zwischen braunrotem und graufarbenem Zeug. Auch blaue Arbeitshosen kommen vor (Abb. 1). Zum selbstgesponnenen Leinenhemd mit Vatermörder und florseidener Halsbinde kam die scharlachrote Weste, auf dem Rücken von gleichem Stoff, vorn mit Reversaufschlägen und zweireihig mit Metallknöpfen besetzt (Abb. 1, 4 und 6). Als Überrock diente der bis unter die Knie reichende Gehrock aus braunem Wollenstoff von höchst altertümlichem Schnitt mit großen Taschen und Reversaufschlägen (Abb. 5, Lithographie von Hieronymus Heß, um 1835). Dazu kam als Kopfbedeckung der vom 18. Jahrhundert bis etwa 1820 getragene große Zweimaster mit auf einer Seite hochgestülptem Rand, der bald mit der Breitseite oder der Spitze nach vorn getragen (Abb. 4 und 6) und dann durch den vom Westen gekommenen hohen Hut mit nach oben sich verbreiterndem Zylinder ersetzt wurde (Abb. 1 und 5). Zu den Strümpfen aus selbstgebleichtem Garn trug der Markgräfler Schnallenschuhe oder halbhohe Stiefel über den Hosen.

Die Markgräfler Volkstracht weist in ihrem ursprünglichen Zustand eine noch starke Verwandtschaft mit den benachbarten Volkstrachten des Breisgaus und Hauensteins auf und kommt ihr auch in der Farbenfreudigkeit nahe. Den roten gefälteten Wollenrock zum grünsamtenen Tschoben trugen im Untermünstertal die Frauen noch bis in die sechziger Jahre, dazu das braunrote, mit weißgeblümtem Seidenband eingefaßte Leible, das — und hierin dürfen wir den nicht mehr nachweisbaren frühesten Zustand der Markgräfler Tracht erkennen — über dem geblümten Vorstecker genestelt und am Hals durch den Göller ergänzt wurde. Der Wegfall des Göllers, den wir auch bei den Hanauern nicht mehr feststellen können, hat zu der vorn geschlossenen Brust das



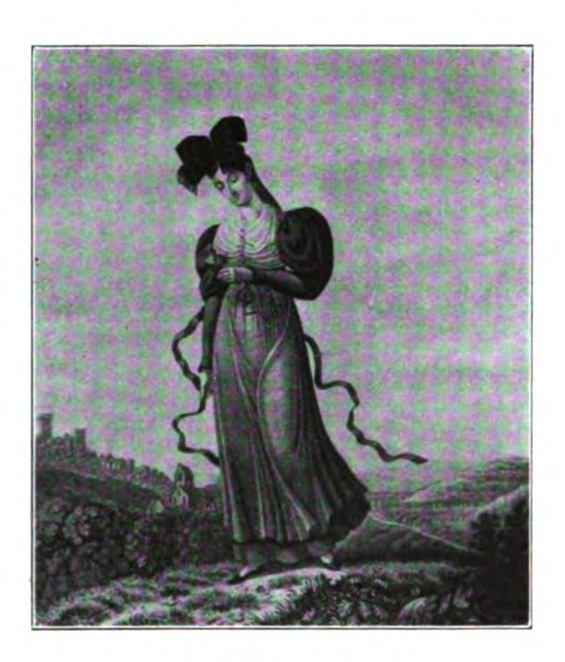
6. Weinlese bei Müllheim, um 1820. Farbige Lithographie

Bedürfnis eines Nackenhalstüchleins geschaffen, dessen Enden vorn ins Mieder gesteckt wurden. Zum Ausgang kam dann das den ganzen Oberteil des Körpers verhüllende Halstuch in der Tragweise der späteren Zeit. Die Haube hat sich im Breisgau in ähnlicher Form zur großen Flügelhaube entwickelt. Die ältere Form zeigt eine eng an den Hinterkopf anhängende Kappe mit Gold- oder Silberstickerei und schwarzer Bandeinfassung, an der über Stirnhöhe der Kappenschlupf aus handbreitem, gewässertem Seidenband befestigt und durch eine Bandführung mit der Kappe unter dem Haarknoten verbunden wird. Die jüngere Form betont stärker die Flügelhaube, behält aber die Kappe in gleicher Größe bei.

Wie sich die Flügelschleife am ganzen Oberrhein bis ins Elsaß nachweisen läßt, so war auch ihre ursprüngliche Grundform im Breisgau, am Kaiserstuhl, im Ried und Hanauerland im Gebrauch und bildete neben der schwäbischen Backenhaube im Schwarzwald den wichtigsten Typus des weiblichen Kopfschmuckes im badischen Oberland. Im Bandkäppchen des Renchtals und von Schapbach finden sich neben der Hauensteiner Plunderkappe die letzten Anklänge.

Es muß der Zukunft überlassen bleiben, die erhaltenen Überreste der oberrheinischen Volkstrachten, ergänzt durch bildliche Darstellungen, auf die

gemeinsame Grundform zurückzuführen. Notwendig ist dazu zunächst, daß die Trachten der einzelnen Territorien möglichst umfassend in ihrer geschichtlichen Entwicklung aufgezeigt werden. Einen wichtigen Bestandteil für die Erkenntnis der kulturellen Zusammenhänge wird hierbei die Markgräflertracht stets bilden.



7. Markgräflerin, um 1850
Lithographie bei Meichelt, Lörrach



Markgräfler Segensbräuche

Von Eugen Fehrle, Heidelberg

An einigen Orten des Markgräflerlandes wird im Frühling der Hisgier umgeführt. Albert Haaß gibt folgende Beschreibung aus Vögisheim[1]: „Am Sonntag Lätare (Ladääri) wird einer der Dorfknaben, gewöhnlich der kräftigste Konfirmand, von seinen Kameraden an Beinen, Leib und Armen in Strohseile gebunden. Hinten erhält er einen Strohschwanz mit daran befestigter Glocke. Das Gesicht wird verlarvt, auf den Kopf ein alter Zylinderhut gestülpt. Es ist der Hisgier. Rechts und links von 2 Kameraden geführt, so zieht er, geleitet von den übrigen, von Haus zu Haus. Dabei wird folgendes Lied mehr gesprochen als gesungen, heute ohne Kehrreim, vor etwa 40 Jahren noch mit ihm:

Hüd isch die Midi Midi Faschde,
me sol im Hisgiir Chiechli bache.
Äi, sei der Winder noch so chald,
drei Rööseli schdöön im griene Wald.
Der Hisgiir isch käi völger Naar,
er möchd gäärn Äier in Angge haa.
Me höörde Löfel gaare,
me sol em Angge schaare.
Me höör das Mäser giire,
me sol em Schbäg abschniide.
Me höör das Fäsli rumble,
der Hisgiir sol ufgumbe.
Un wän er is käini Äier wän gee,
mues ich der Hisgiir d'Hiener nee.
Holdschleegel üübers Huus,
der Hisgiir in das Hienerhuus.

Während des Gesanges gehen 3 oder 4 von den Buben in die Häuser und sammeln Eier, Schmalz, Mehl, verschmähen auch Geld nicht und teilen überall, wo sie etwas erhalten, kleine sog. Zedernsträußchen aus, die dann in den betreffenden Häusern hinter dem Spiegel aufbewahrt werden. Ist das Dorf so abgeklopft, dann begibt sich der Zug in ein Haus, wo ihnen nach vorausgegangener Anfrage ihre Vorräte in Chiechli verarbeitet werden, die sie dort auch verzehren."

Das Wort Hisgier ist unklar. Es ist jedenfalls verwandt mit dem schweizerischen Hutz-Gür oder Gutz-Gyr, das eine maskierte Fastnachtsgestalt bezeichnet, die einst in der Gegend von Läufelfingen (Baselland) umging[2], und dem Schnabelgyri der Fastnacht in Meersburg a. Bodensee[3]. Die Gestalt des Hisgier ist in ihrer

Bedeutung ersichtlich: wir haben in ihr eine Darstellung des Wachstumsgeistes, der im Frühling neues Leben bringen soll, wie sie sich im ganzen indogermanischen Kulturgebiet bei den verschiedensten Stämmen finden. Der Zweck des Umzugs ist deutlich ausgesprochen in den Versen:

Äi, sei der Winder noch so chald,
drei Rööseli schdöön im griene Wald.

Die feste Hoffnung des Volkes auf den kommenden Frühling kann auch der größte Dichter kaum schöner aussprechen als hier der Volksmund. Goethe gibt die Frühlingsstimmung, in der Winter und Sommer miteinander kämpfen, wieder im Faust:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick,
Im Tale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Überall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben.

Das Naturhafte liegt Goethes Dichtung stark zugrunde. Wohl ist der Winter, wie im Volksglauben, als rauher Mann gedacht, der die Sonne zu vertreiben sucht mit seinen Stürmen, der sich aber vor ihrer Macht in die Berge zurückziehen muß; und in dem „holden, belebenden Blick", mit dem der Frühling wie eine liebliche Gottheit das Land beglückt, empfindet man etwas Persönliches; aber im Hintergrund steht der Kampf zwischen Sturm, Schnee und Sonne, den man zur Frühjahrszeit in den Bergen beobachten kann. Die Volksverse aus Vögisheim dagegen sind losgelöst von Erfahrungstatsachen. Wie ein Zauberspruch wirken sie: trotz der Winterkälte, die noch andauert, stehen, einem Wunder gleich, drei heilige Röslein im Walde und geben den nach der Sonne sich sehnenden Menschen die Gewißheit, daß der Sieg des Sommers über den Winter entschieden ist. Hier sind wir ganz im Bereiche des Übersinnlichen. Einem großen Maler mit religiösem Sinn könnten die zwei Verse ein herrliches Bild wecken.

Den Segen, den die Mutter Erde geboren hat und in den drei Röslein den Menschen kund gibt, bringt eine übernatürliche Gestalt, der Hisgier den Menschen in die Häuser: seine Begleiter teilen dort die „Zedernsträußchen" aus. Diese Kinder der Mutter Erde sollen den Segen jeder Familie, jedem Haus verbürgen. Solche Gedanken sind klar ausgesprochen in den Sommertagszügen, die in der Pfalz heute noch üblich sind und die man auch sonst in Deutschland kennt und über unsere Grenzen hinaus z. B. in Holland und die im alten Griechenland schon vor 2500 Jahren gefeiert wurden[1].

Das Hiesgierlied in Laufen, das am Ostermontag hergesagt wird, schließt:

Die Fräu sitzd ufem Daneriis,
mer winschen er Glig ins Varadiis.

„Glück ins Paradies“ bedeutet „Glück in die Ehe“, reichen Kindersegen[5]. Das ist für ein gesundes Volk das Paradies auf Erden.

Alles Leben, auch das der Menschen, kommt nach altem Volksglauben aus dem Schoße der Mutter Erde. Die Pflanzen vermitteln diese Lebenskraft, besonders solche, die im Frühjahr zuerst Knospen und Blüten treiben, und noch mehr diejenigen, welche die ganze kalte Jahreszeit über der Todesstarre des Winters trotzen und ihren grünen Schmuck nie verlieren, die immergrünen. Deshalb ist im alemannischen Land seit Jahrhunderten die Sitte üblich, zum Beginn des neuen Jahres Zweige von Stechpalmen oder Tannen in die Stube zu stellen. Aus diesem Segenszweig ist der Weinachtsbaum geworden, der vom alemannischen Land aus sich über ganz Deutschland ausgebreitet hat[6]. Auf solche Segenswirkung weist der Vers: „Die Fräu sizt ufem Danneriis“. Möglich ist es, daß hier ein alter Brauch zugrunde liegt, nach dem Frauen, wie es bisweilen bei derartigen Festen Vorschrift ist, auf Kräutern oder Zweigen lagern müssen, die besonders geeignet erscheinen, Fruchtbarkeit zu übermitteln[7], oder aber diese Segenswirkung ist nur zur Bekräftigung des unmittelbar folgenden Glückwunsches ausgesprochen und wie Zauber- und Segenssprüche im allgemeinen schon an sich wirksam, ohne daß die erwähnte Handlung ausgeführt würde.

Das Werden neuen Lebens war unverdorbenem Volksglauben allezeit etwas Heiliges, sei es das Leben der Pflanzen oder das der Menschen und Tiere. Beides wurde aus demselben Mutterschoß der segenspendenden Erde geboren. An die Erde als Allmutter der Menschen erinnern noch die Erzählungen von Kindern, die man vor der Geburt unter Bäumen oder Steinen wimmern hört und welche die Hebamme aus einem abgelegenen Wasser holt[8]. Dieses Leben, das im Wesen und Ursprung gleichartig, wenn auch in den Erscheinungsformen verschieden ist, kann von den Pflanzen auf die Menschen und umgekehrt übertragen werden. Der Mensch sucht sich die Wirkung besonders lebenskräftiger Pflanzen zu nutze zu machen, indem er ihre Kraft auf sich überströmen läßt. So hat die Braut am Hochzeitstag einen Kranz aus immergrünen Zweigen, deren Lebenskraft ihr Segen in die Ehe bringen soll. Denselben Zweck hat der grüne und bunte Schmuck am Hochzeitshaus, ebenso der Maien am ersten Mai oder beim Beginn eines Lebensabschnittes, für den man Segen begehrt, wie beim Aufrichten eines Hauses. Ein grünes Tännlein wird so zum Sinnbild des Segens, ein Strohwisch deutet auf das Gegenteil, genau wie ein Strohmann oder ein Buziböck für junge Mädchen. Ist die ursprüngliche Bedeutung verblaßt, so ist der grüne Maien mit buntem Schmuck eine Anerkennung, der Buzibök oder Schandmaien ein Zeichen des Mißfallens.

Wie lebendig die Überzeugung von der Wechselwirknng zwischen dem Leben der Menschen und dem der Pflanzen ist, zeigt ein Volksglaube aus Maulburg: hat dort jemand auf seinem Acker oder in seinem Garten einen weißen Klee- oder Kohlstock, so muß in Bälde ein Glied der Familie sterben. Wird der Stock wieder



grün, so wird eine Person der Familie schwer krank, genest aber wieder[9]. Wenn in Vögisheim ein junger Baum zum ersten Mal Früchte bringt, so soll man einer jungen schwangeren Frau davon zu essen geben. Das ist gut für den Baum. Denn es ist eine Verbindung hergestellt zwischen der Frau, die sich „in gesegneten Umständen" befindet, und dem jungen Baum, der jetzt, wo er zum ersten Mal „trägt", Segen nötig hat, um immer reichlich Früchte bringen zu können. Später kann auch er auf menschliche Fruchtbarkeit einwirken. Deshalb sagte eine junge Frau zu einem Obstbaum, als sie ihm am Christabend ein Strohband umlegte: „Jez bring ich Diir s'Wienechdchindli, s'ander Joor bringsch Du miirs[10]."

Im Volkslied wird das Blühen und Welken der Pflanzen oft neben das Gedeihen oder Niedergehen des Menschenlebens gestellt[11]:

Deine Schönheit wird vergehen
wie die Blümlein auf dem Feld:
es kommt ein Reiflein bei der Nacht
und nimmt dem Blümlein seine Macht[12].

Die Mädchen des Markgräflerlandes haben eine Feier, die in finniger Form der Segenswirkung gilt: am Himmelfahrtstag geht ein weißgekleidetes, mit Kranz geschmücktes Mädchen durchs Dorf, die Uuferdbrud. In Tannenkirch singen die sie begleitenden Mädchen:

Fraueli chömed uuse
go das Brüdeli bschaue.
Bschaued ir das Brüdeli nid,
so erlääbed ihr d' Bfingschde nid.

Anderswo heißt diese kultische Braut Maibraut und hat einen Maibräutigam neben sich, oder das Paar wird Maigraf und Maigräfin genannt[13]. Ein schönes und unbescholtenes Mädchen wird zu solch heiliger Handlung auserſehen. So wie das junge Paar sich verbindet, um neues Leben zu zeugen, so soll der Himmel zusammenwirken mit der Erde, damit aus ihrem Schoße neues Leben hervorsprieße.

Weh dem, der sich versündigt gegen das junge Leben!

Vor etwa hundert Jahren lebte in Maulburg eine Hebamme, die man das „Schuelkäter" hieß. Sie hatte mit dem Teufel einen Vertrag geschlossen und ihm das jeweils zehnte Kind verschrieben, das mit ihrer Hilfe das Licht der Welt erblickte. Einmal wurde sie des Nachts nach Schopfheim zu einer vornehmen Frau gerufen und in einem Wagen abgeholt. Während der Fahrt hörte man eine Stimme, die rief: „Vergiß mer jo de Zehnte nit!" Als das Schuelkäter gestorben war, wurde sie auf dem Friedhof nahe bei der Kirche beigesetzt. Am andern Morgen aber war der Sarg aus dem Grabe herausgeworfen; das geschah noch mehrmals, denn „der Boden het sie ebe nit dolt". Ein Baum wurde an die Stelle ihres Grabes gesetzt, — er wuchs nicht.

Ein anfangs der siebziger Jahre verstorbener alter Mann erzählte, er habe einmal in aller Frühe die Pferde gefüttert und am Brunnen getränkt, um Holz nach Basel zu fahren. Da habe er eine Gestalt auf der Treppe eines Hauses sitzen sehen, und wie er sie genauer betrachtete, war es das Schuelkäter[14].

Die Mutter Erde duldete nicht, daß eine Frau, die ihre Kinder gemordet, in ihr Ruhe finde. Deshalb warf sie die Leiche aus. Diese Sage beruht auf



uraltem Glauben. Besonders stark ausgeprägt war er einst in Griechenland: ein Vaterlandsverräter oder Mörder durfte dort nicht im Schoße der heimischen Erde gebettet werden; man warf ihn über die Grenze oder ins Meer[15].

Anmerkungen.

[1] Alemannia 25, 1897, 107 f.

[2] Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes, Zürich 1913, 129 f.

[3] Eugen Fehrle, Der Schnabelgyri von Meersburg: Bodenseebuch 1917, 139 f.

[4] Die Röslein sind auch genannt in einem Volkslied aus Schönau: Und in dem Wald allein stehn drei rote Röselein mit schönen grünen Zweigen. Und wenn mein Schatz einen anderen nimmt, ach Gott, wie wird sie's reuen. O. Meisinger, Volkslieder aus dem bad. Oberlande, Heidelberg 1913, Nr. 155. — Zum Sommertag vgl. Albrecht Dieterich, Sommertag: Archiv für Religionswissenschaft 8, 1905, Beiheft S. 82 ff., Kleine Schriften, Leipzig 1911, 324 ff.; Albert Becker, Pfälzer Frühlingsfeiern, Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz, Kaiserslautern 1908; Katharina van de Graft, Palmpaasch, een folkloristische Studie von Palmzondaggebruiken in Nederland, Dordrecht 1910.

[5] Ernst Fehrle, Garten, Rose und Rosengarten im deutschen Mittelalter, Heidelb. Diss. 1923.

[6] Eugen Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche², Leipzig 1920, 20 ff.

[7] Ders., Die kultische Keuschheit im Altertum, Gießen 1910, 148 ff.

[8] Albrecht Dieterich, Mutter Erde, ein Versuch über Volksreligion², Leipzig 1913, 18 ff.

[9] Aufzeichnung des Lehrers Wilh. Renk in den volkskundl. Fragebogen der Badischen Heimat.

[10] Alem. 25, 106.

[11] Eugen Fehrle, Badische Volkskunde, Leipzig 1923, 51 f., 61 ff.

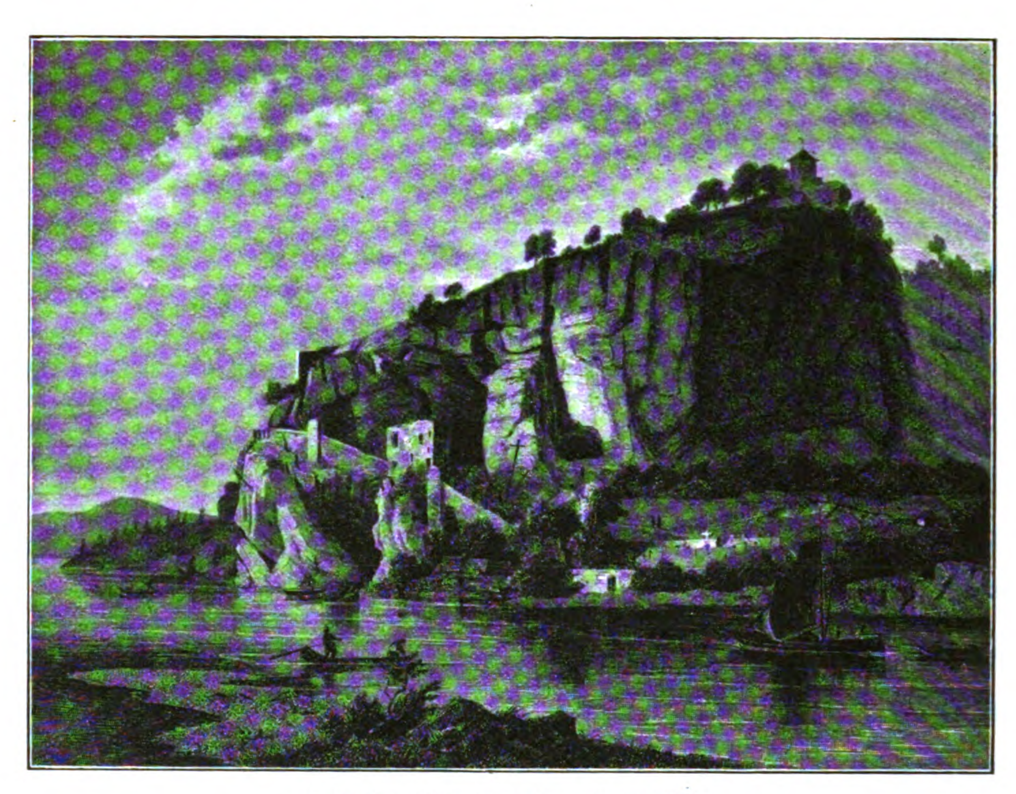
[12] Meisinger, a. a. O. Nr. 94, 3.

[13] A. Dieterich, Kleine Schriften 350 ff.

[14] J. Künzig, Badische Sagen, Leipzig 1923, Nr. 55.

[15] A. Dieterich, Mutter Erde 52.





1. Isteiner Klotz (nach einem alten Stahlstich)

Der Isteiner Klotz

Von Walther Zimmermann, Illenau

Der jugendliche Vater Rhein, nachdem er bei Basel seinen Lauf verändert und in rechtwinkliger Biegung seine Stromwanderung nach Norden fortsetzt, hat dortlands wenig Berge und stolze Höhen mehr zur Seite, die ihn an seine alpenumtürmte Heimat gemahnen. Doch schickt ihm der Schwarzwald einen seiner Ausläufer gleichsam als diensttuenden Kammerherrn entgegen, daß er den Stromgewaltigen ehrerbietig empfange und ihm einen Gruß mitgebe an das, was jenseits Mainz wieder als fröhliches Gebirge seine Ufer umsäumt.

Selbiger Ausläufer ist eine senkrecht und steil in die Rheinflut abfallende Kalkwand, ein einzelner vorgeschobener Posten jener großen Heerschar, die der Belchen und der Blauen befehligen, hat keine sehr anmutige Form und wird von den Leuten seines gröblichen Äußern halber mit nicht schmeichelhafter Benennung der „Klotz von Istein" geheißen.

Treffender als Scheffel in seinem „Hugideo" kann man die geographische Lage und Bedeutung dieses für Baden in vielfacher Hinsicht — landschaftlich, geschichtlich, naturwissenschaftlich — einzigartigen und wichtigen Naturdenkmales nicht schildern. Solange er die Feste Istein trug, war er im wesentlichen geschützt. Jetzt droht ihm

Gefahr, denn der Kalkstein des Felsenriffes soll abgebaut werden. Eine sehr entstellende, tiefe Wunde ist in die Nordseite geschlagen! Mögen die Schritte, die zur Rettung des weitaus bedeutendsten Natur- und Heimatdenkmals am Oberrhein getan sind, den Erfolg haben, den die Heimat und die Wissenschaft erhoffen darf.

Solche Naturdenkmäler wie der Isteiner Klotz dürfen niemals so sehr Besitz Einzelner sein, daß form- und antlitzverändernde Eingriffe unternommen werden können. Sie eignen einem Höheren, dem Heimatland — dem Volke, — dem Erdgeschehen. Macht über solche Naturdenkmäler darf nur die haben, die sie schuf mit jenem urgeheimnisvollen Walten, die Natur. Menschen haben nur die Gunst der Nutznießung mit der heiligen Verantwortung der Nachwelt gegenüber, nach Kräften zur unversehrten Überlieferung beigetragen zu haben. Noch lange nicht genügend ist diese spät erkannte Ehrfurchtspflicht bestimmten Einzelstellen und Einzelgestalten der Erdrinde gegenüber bekannt. Es fehlt die gesetzliche Unterstützung, das Naturschutzgesetz, das außerordentliche Stellen vor zerstörenden Eingriffen bewahrt. Die Anerziehung des Heimatschutzgedankens, das Werben für ihn tut es nicht allein. —

Wenn der Isteiner Klotz als das bedeutendste Naturdenkmal am Oberrhein bezeichnet wird, ist wahrlich damit nicht zu viel gesagt. Das wuchtet der Klotz jedem in die Seele, der mit empfänglichen Sinnen am Fuße dieser Kalkwand weilte, oder in der Isteiner Bucht stehend, von der Tüllinger Höhe herabschauend, die Juralandschaft betrachtete, die in Baden ihresgleichen nicht hat. Ein Stück schwäbischer Alb scheint hier aufgebaut zu sein.

Dem ist auch so. Der Weißjurakalk des Klotzes ist Stein von jenem Steine, der den Steilrand der Alb bildet. Korallen des Jurameeres erbauten die Wände, deren leuchtendes Weiß so ungemein reizvoll absticht gegen das Wiesen-, Reben-, Busch- und Baumgelände mit seinen verschiedenen Grünen, gegen den blauen Sonnenhimmel Von der Alb zog die Malmdecke über Schwarzwald, die Stelle der heutigen Rheinebene, das südliche Elsaß und über Hegau, Aargau, Basel- und Bernerbiet. Als das Rheintal zwischen Schwarzwald und Wasgenwald einbrach, sank die Isteiner Gegend tief in das Oligozänmeer hinab, das eine lange, schmale Bucht durch ganz Baden sandte. Aus den Tier- und Pflanzenresten der Melanien- und Cyrenenkalke kann man schließen, daß gewisse Zeiten dieses Meeres brackischer Natur waren, daß Süß- und Salzwasser sich mischte. In Mulden, Taschen und Nischen der Korallenriffe lagerten sich die braunerz- und jaspisknollenhaltigen Einschwemmungen ab, die die Bohnerzformation des Tertiärs darstellen. Die Alpen preßten das Urgesteinsmassiv des Schwarzwaldes und Wasgenwaldes empor. Auf dem Schwarzwald ward die Malmdecke abgetragen. Eine Hebung der Erdrinde verdrängte das Tertiärmeer. Die Weißjurascholle zwischen Kandern und Istein tauchte, abgetrennt von den schwäbischen Riffen, mit den auflagernden Tertiärschichten empor. Im Elsaß sank sie tiefer ein. Der Rhein schwemmte Diluvialschotter in den Graben. Er meißelte die Wände des Klotzes, die er teilweise unterwusch, so daß sie heute die Straße etwas überragen. In die Isteiner Bucht frachtete die Strömung große Mengen. Am Klotz selbst staute sie sich, und der Abschwall der Flut verhinderte dort die Ausbildung der Schotterterrasse, die sonst den ganzen Oberrhein begleitet. Aus trocknen Stellen der Schotterfläche bliesen Stürme die feinen Teilchen als Löß ans Gestade, auf die benachbarten Höhen und schufen so die fruchtbarste Oberfläche.

So ward der Isteiner Klotz ein aus Rheinesströmung blendend hell sich aufschwingendes Riff, die vorspringende Nase der Weißjurascholle, an deren Flanke die



Bahn von Kleinkems bis Efringen sich hinzieht. Ihr Fuß streckt sich unterirdisch ins Elsaß hinüber. Beim tiefen Rheinstand im Frühjahr 1921 trat er zutage.

Sonne trinken diese Felsen, saugen sie ein und speichern die Gluten. Und als ob Erinnerung an frühere heißere Erdzeiten sie beseele, strömen sie die Hitze in südlichen Graden aus. Das macht den Klotz und seine nächste Umgebung zum Siedlungsort einer besonderen Pflanzen- und Tierwelt, zu einem für die pflanzen- und tiergeographische Forschung außerordentlich wichtigen Naturdenkmal.

Wesen, die in heißeren, trockenen Breiten, in östlichen (pontischen) Steppen, in südlichen und südwestlichen, mittelmeerischen Gegenden beheimatet sind, faßten hier nach der Eiszeit Fuß. Von einzelnen ist es durchaus wahrscheinlich, daß sie als Tertiärrestlinge sich aus vormenschlichen Tagen erhalten haben. Die eingewanderten — Pflanzen und Tiere — kamen teils den Rhein herab, nachdem sie donauaufwärts, wutachabwärts gewandert waren, teils die Rhône herauf und den schweizer Jura entlang durch das Loch von Belfort. Oltmanns Karten zu seinem Werke „Pflanzenleben des Schwarzwalds" (Schwarzwaldverein 1922) legen dies auch dem Laien klar.

Der Botaniker und der Zoologe vergessen ob der großen Seltenheiten und Erlesenheiten die sengenden Sonnenstrahlen, die Blendung der Augen. Ich kann nur die allerwichtigsten Pflanzen und Tiere anführen[1]: Federgras (Stipa pennata, pontisch), Hundszahngras (Cynodon dactylon, südlich), Wimper-Perlgras (Melica ciliata, po.), Zwergsegge (Carex humilis, sü.), grundfrüchtige Segge (C. gynobasis, sü.), Heidesegge (C. ericetorum, po.), Graslilie (Anthericum ramosum, po.), runder Lauch (Allium rotundum, po.), rundköpfiger Lauch (A. sphaerocephalum, sü.), deutsche Schwertlilie (Iris germanica, sü.), neben vielen anderen Orchideen die Hundswurz (Anacamptis pyramidalis, sü.), Bocksorchis (Himantoglossum hircinum, sü.), die drei südlichen Ophrysarten: Hummel- (O. fuciflora), Bienen- (O. apifera) und Spinnen-Ophrys (O. araneifera), der Ohnsporn (Aceras anthropophora, sü.), Schildampfer (Rumex scutatus, sü.), Flammen-Blutströpfchen (Adonis flammeus, sü.), Waid (Isatis tinctoria, po.), Berg-Steinkraut (Alyssum montanum, po.), Zwergmispel (Cotoneaster integerrima), Sand-Fingerkraut (Potentilla arenaria, po.), Weichsel-Kirsche (Prunus mahaleb, po.), Rauher Klee (Trifolium scabrum, sü.), Alpen-Klee (Tr. alpestre, po.), Strauch-Kronwicke (Coronilla emerus, po.), Scheerwicke (Vicia narbonensis, sü., nur hier in Deutschland), Pimpernuß (Staphylea pinnata, po.), blaugrüne Steppendolde (Trinia glauca, sü.), Berghaarstrang (Peucedanum oreoselinum, po.), blauroter Steinsame (Lithospermum purpureum, sü.), Berg-Gamander (Teucrium montanum, sü.), Klebsalbei (Salvia glutinosa, po.), früher Ehrenpreis (Veronica praecox, sü.), hingestreckter Ehrenpreis (V. prostrata, sü.), Epheu-Würger (Orobanche hederae, westlich), amethystener Würger (O. amethystea, sü.) Kugelblume (Globularia Willkommii, sü.), Hügelmeister (Asperula cynanchica, po.), Goldaster (Aster linosyris, po.), Kalkaster (A. amellus, po.), Ochsenauge (Buphthalmum salicifolium, po.), stengellose Kratzdistel (Cirsium acaule, po.) und vieles andere.

Aus der Tierwelt stellt namentlich das Reich der Vögel, Insekten und Schnecken südliche Formen. Den Girlitz (Pyrrhula serinus), die Zaunammer (Emberitza cirlus), Zippammer (E. cia) hört man neben der Nachtigall, dem Rohrsänger. In den Felsen nisten Dohlen, deren hellharter Schrei jedem auffällt, und Turmfalken. Die Blumenbuntheit des Steinrötels (Monticola saxatilis) lenkt allzubegehrliche Blicke auf sich. Die Smaragdeidechse (Lacerta viridis) sonnt sich mit der Mauereidechse (L. muralis). Die südlichen Schnecken Pomatias septemspiralis, Cyclostoma elegans, Buliminus detritus finden sich neben winzigen Pupa-Arten. Südliche und bemerkens-

[1] Wer botanisch mehr zu wissen heischt, sei außer auf Oltmanns Werk hingewiesen auf den ganz vortrefflichen Aufsatz des † Bezirksarztes Dr. Winter „Am Isteiner Klotze" in den „Mitteilungen des Bad. Botan. Vereins" (heute „Landesverein f. Naturkunde und -schutz") 1899, Nr. 57/58.





2. Dorf Istein mit Klotz

werte Schmetterlinge sind: Deilephila vespertilio und hippophaes, Satyrus arethusa, Ino pruni, Eucharia casta; bemerkenswerte Käfer: der Prachtkäfer Ptosima undecimmaculata, der Bockkäfer Calamobius filum. In den Reben lebt die sonderbare Sattelschrecke Ephippigera vitium, die nicht fliegen und springen kann, auch sie eine südliche Erscheinung. — Da heute nach der Schleifung der Festungswerke der Zoologe freiere Bahn hat, werden sich wohl am Klotz noch viele der südlichen Gestalten finden lassen, die schon am Kaiserstuhl, bei Lörrach, Basel, Tüllingen beobachtet wurden.

Es ist geplant, einen Teil des Klotzes als Naturschutzgebiet zu erhalten, damit die wissenschaftlich wertvolle Flora und Fauna eine gewisse Sicherung hat. Die Sprengungen der Festungsanlagen haben glücklicherweise nicht viel beschädigt. Auch das Landschaftsbild hat sich im großen Ganzen nicht geändert. Dem Besucher aber bietet sich oben ein beelendendes Trümmerfeld dar. Die Regelung der Rheinstraße griff tiefer in die Landschaft ein.

Heute spült der Strom nicht mehr an den Felsen. Ein alter Stich, ein Bild Lugos, die Schilderung in Baders „Fahrten in Baden" geben uns diese Ansicht wieder. Die wohl dem Mittelalter entstammenden Schiffsringe in der Isteiner Bucht zeugen, daß einst die Schiffahrt einen östlicheren Weg hatte. Ein schmaler Rebstreifen, die Straße, ein Altwasser, das den Hodbach[2] — gebildet aus Engebach und und Feuerbach — aufnimmt und die buschige Wörtzunge des Mühlegrundes trennen

[2] Auch dieser Name ist ein Zeuge, daß der Rhein die Isteiner Bucht einst umfloß; denn Hod bedeutet „Altwasser".



den gedämmten Rhein vom Fels. Nicht mehr finden im Stauwasser hier die Toten ein Ende der letzten Reise, die der Grenzrhein herabtrug. Man bestattete sie auf dem Friedhof am Felsenanstieg unter den Grotten, die frommer Sinn mit Engeln und Heiligen zierte und der Veitskapelle. Kühn klebt sie am Fels und umhaust die aus dem Fels ausgehauene Nische, die einst die Burgkapelle war und wohl im 17. Jahrhundert neu hergerichtet wurde.

Hinter der Andachtsstätte überschwingt eine Brücke, überdacht vom Fels, dessen weite Vorkragung ein Pfeiler mit stegschirmendem St. Nepomuk stützt, eine Kluft und vermittelt die Fortsetzung des Weges. Der Volksmund will wissen, daß 1796 nach der Schlacht bei Schliengen fliehende Franzosen sich auf diesen Felsweg verirrten und ihre Pferde mit verbundenen Augen über den schmalen Bcraettersteg geführt haben. Kapellennische und Felsvorsprung sind die Stätten, wo Scheffel den Klausner Hugideo hausen, bildhauen, träumen und trauern läßt.

Zur Dichtung regte ihn wohl die Sage vom ungetreuen Ritter Veit von Istein an. Der vergaß, von Turnierglanz berauscht, vom Siegestaumel übernommen, seine Braut, ein Fräulein von Sponeck und verlobte sich mit einer Gräfin von Thierstein auf Angerstein an der Birs. Die Untreue des Geliebten kommt der Sponeckerin zu Ohren. Im Pilgergewand, vorgeblich nach Mariastein bei Basel wallfahrtend, will sie sich Klarheit verschaffen. Sie trifft die Liebesleute auf der Birsbrücke kosend, stößt sich einen Dolch in die Brust und stürzt in den Fluß. Veit erkannte in der Stürzenden und mit dem Oberkörper nochmals Auftauchenden seine erste Braut. Es hetzt ihn durchs Birstal an den Rhein, an Basel vorüber zu einer Fähre. Mitten im Strom tauchte neben dem Nachen die Leiche abermals auf. Da jagt es ihn heim. Er kommt an das Stillwasser des Stromes unter seinem Schlosse — zum drittenmale hob das Wasser ihm die Tote entgegen. Irrsinnig läuft er zum Schlosse mit den Rufen: seine Braut käme. Er rast zurück, nimmt die geländete Leiche auf seine Arme und schnellt sich mit ihr vom Felsvorsprung in die Fluten.

Über der Stelle, wo man die Leichen einerdete, am Rheinufer unter dem Klotz, erbaute Bischof Leuthold von Basel ein Frauenklösterlein, das 1387 durch Brand zerstört wurde. — Auch das Schloß steht nicht mehr.

Von altersher war der Klotz eine sichere Zufluchtsstätte mit seinen von der Flußseite unzugänglichen Ebnungen, seinen Höhlungen in der Felssteilung. Hier waren mit die ältesten Siedelungen in badischem Gebiet; hier wohl eine der ältesten Kunstwerkstätten. Man fand mit Strichzeichnungen verzierte Hirschhorngeräte der älteren Steinzeit in einer Höhle. Jaspismesser und Topfscherben der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit treten zahlreich zutage. Kaum hat es eine Zeit gegeben, wo der Klotz nicht besiedelt war. Sein Schutz war zu verlockend. Die Römer sollen einen Wartturm droben gehabt haben, Istein soll ein Lager gewesen sein. Leider liegen keine Quellen vor, die zur Spur der Deutung des Namens leiten. Das würde vielleicht den ersten Teil der römischen und alemannischen Geschichte erhellen. K r i e g e r führt als ältesten Beleg von 1139 an: Hiesten; 1185 Ystein.

Im 12. Jahrhundert gehört das Schloß, dessen Gründungszeit unbekannt ist, dem Hochstift von Basel. 1372 stürmten es die Bürger von Basel. Durch Verhandlungen fiel es an das Hochstift zwei Jahre später zurück, um etwa 1382 dem Domherrn Schaler für seinen Verzicht auf den Bischofsstuhl als Ruhesitz verpfändet zu werden. In Geldverlegenheiten gab er es gegen 30 000 Gulden dem Hause Österreich als Pfand, das den Burghard Mönch von Landskron daraufsetzte mit dem Vorbehalt, daß das Schloß zu Notzeiten dem Hause Österreich immer offen stehen müsse. Dies war schicksalsbestimmend für die Burg. Herzog Leupold kam in Streit mit den





5. Isteiner Klotz

Baslern, die ihm Klein-Basel verpfändet hatten. Österreicher ziehen auf Istein auf. Die Basler siegten im Sturm auf die untere Burg, nachdem sie einen Teil durch Untergrabung in den Rhein gestürzt hatten. Die obere Feste ergab sich. 1411 schleiften sie die Mauern. Mit einem Teil der Quadern erbauten sie das Riehentor zu Basel. 1423 gelang es dem Domherrn Johann von Fleckenstein den Burgstall Istein an das Domstift zurückzugewinnen. Einen Wiederaufbau duldeten die Bürger aber nicht. 1827 stürzten die letzten Reste mit großer Erschütterung der Umgebung ab.

Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, nachdem manches Wasser den Rhein, manche Ohm trefflichen Isteiners durstige oder genießerische Kehlen hinabflossen, in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Rheintalbahn gelegt und die ersten Tunnel in Baden geschlagen, nachdem 1870/71 viele französische Kugeln gegen die Felsen gefahren waren, ward der Klotz Festung. Ihr Dasein schützte das Oberland, auch ohne daß ihre Kanonen oft eingriffen, als von 1914—1918 das deutsche Heer und Volk gegen die Welt sich wehrte.

Ach — und heute liegt die Festung in Trümmern, unbezwungen vom Feind, gesprengt auf Grund eines mit List und Lüge und Drohung gegenüber Entwaffneten erzielten Vertrages. Eine Stätte des Schmerzes und der Schmach!

Dort oben, wenn der Blick von den Trümmern in das verlorene stammesdeutsche Bruderland weit hineinschweift, hinüber über den vom Volk der schwarzen Schande entweihten Rhein, vom Sundgau über die Höhen des Wasgenwaldes, wo eine deutsche Heldenmauer — denkt an den Hartmannsweiler Kopf, ans Münstertal! -- trutzig

stand, weit hinab bis zum Münster von Straßburg, dort oben — — da greift es mit Krallen in die Seele. Und die Leiden des Vaterlandes steigen empor und umfloren den Blick wie kalte Novembernebel vom Strome her, wenn die Natur sterben geht. Da schnürt die Angst das Herze: muß, soll das Vaterland sterben, feig erdrosselt von jenem welt- und ewigkeitsgeächteten Gallicrvolk.

Kehrt dann das Auge um zu den heimatlichen, unversehrten Gefilden und Höhen, zum Blauen, zur Tüllinger Höhe, zur Krischona, dann keimt leise die Hoffnung auf, daß einmal doch von deutschen Lippen das stolze Wort Hugideos erklingen wird:

„Ich bin ein freier Juthung und eurer Cent am Rhein nicht pflichtig, und wenn ich Nein gesagt, so weiß ich niemand im Himmel und auf Erden, der mich zwingen soll, einen Grund dafür anzugeben!"

Der Obe

Von Otto Raupp, Denzlingen

Jetzt chunnt no gege—n Obe spot
E Heiteri dur d'Wulke dobe!
E fründlige Schleier, zart un rot,
Isch über d'Berg und d'Wälder gwobe.

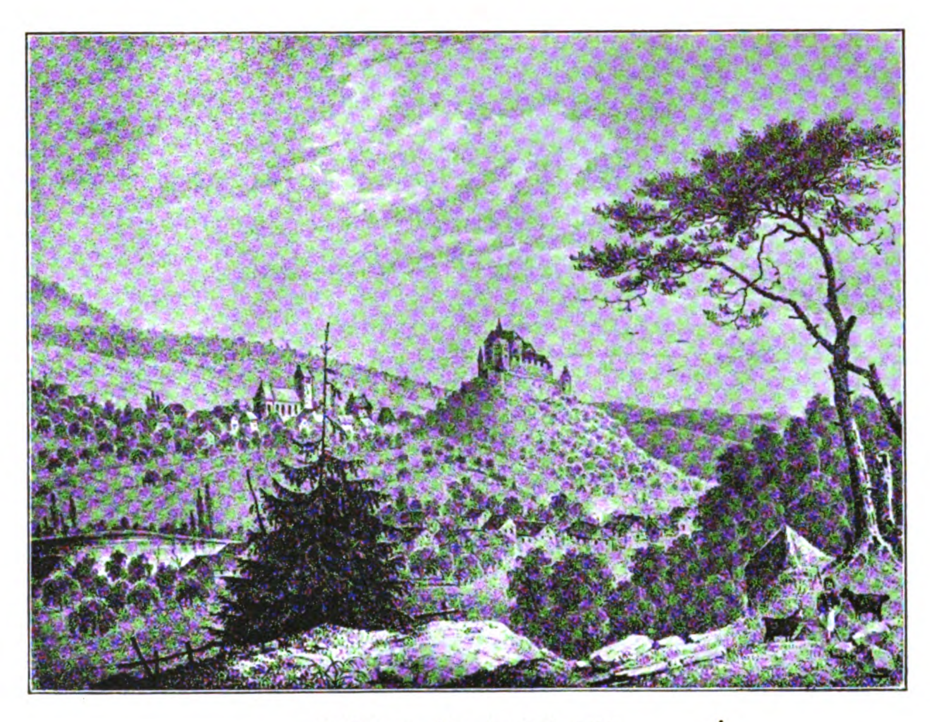
Wie Silberfäde schwümmts dur d'Luft,
Un d'Blättli glitzere uf de Bäume,
Vom Bode stygt e blaue Duft,
Un Muckeschwärmli giige näume.

's chunnt alles heim, het ferig gmacht,
Wäscht d'Haue suffer amme Brunne,
Un do un dört het liislig d'Nacht
Scho Schatte über 's Dörfli gspunne.

E Füüerli flammt rein un still,
Kei Räuchli schier hangt an de Fuure;
E Fink, wo zue de Junge will,
Schwingt d'Fegge zue siim Nestli duure.

E Sternli schickt der golde Strahl
Un sait: Gel, wenn er mi nit hättet!
Un 's Glöckli tönt dur 's fridlig Tal
Bim — bam, bim — bam, un alles — bettet.



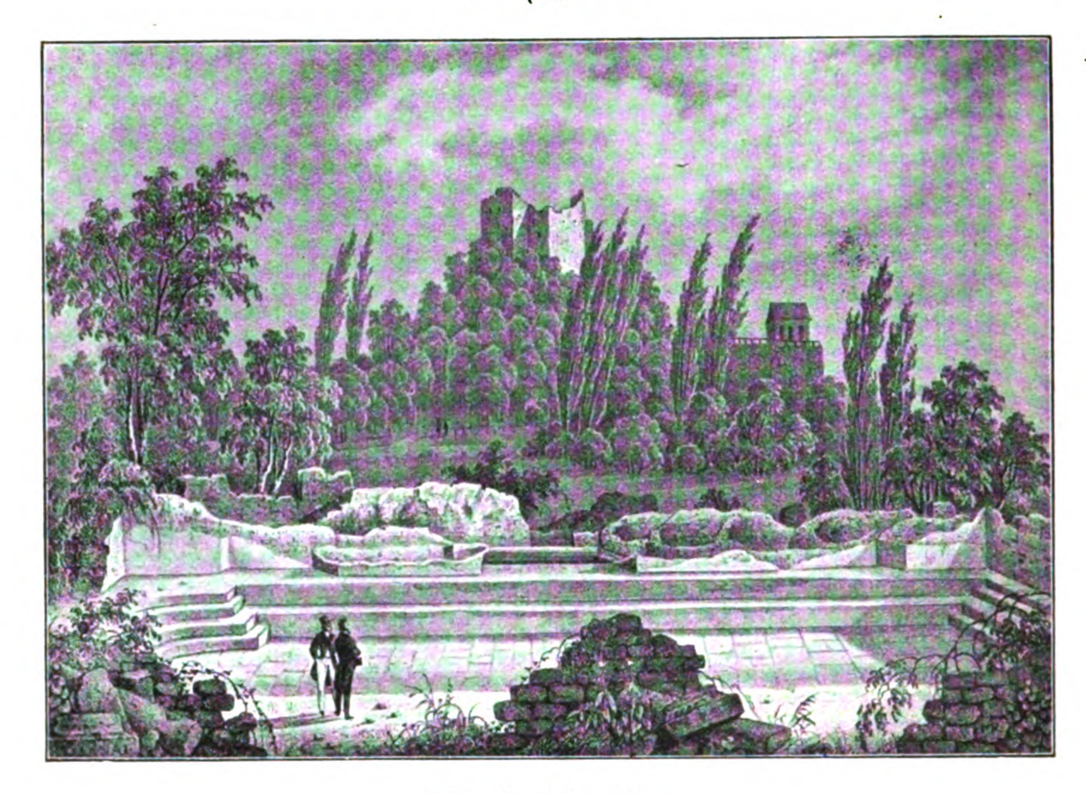


1. Badenweiler (im Jahr 1600)

Badenweiler

Von Otto Hertel, Badenweiler

Wenn einmal ein gütiger, menschen- und naturliebender Arzt von dem allschaffenden Geiste die wundersame Gabe zu eigen erhielt, nach seinem Wunsche und Willen einen Ort der Erholung und Labung für die ringenden, in der Tagesarbeit zermürbten Menschen zu schaffen, wie etwa würde sich unser Freund den ersehnten, segenspendenden Ort vorstellen? Sicherlich würde seinem inneren Auge eine mächtige, grüne, den würzigsten Waldesduft atmende Bergeskette erscheinen, die sich jauchzend von stolzer Höhe herab zu einer weiten lachenden Ebene heruntersenkt. Auf einer kleinen, sanftgewölbten Stufe des Hanges — nicht zu hoch hinauf in die rauhen Bergeswinde, aber auch nicht zu tief hinab in die milde Wärme der Ebene — dort, wo die Wälder voll blaudunkelnder Tannen, voll altersgeheiligter Eichen und silberschimmernder Buchen leise ihre letzten Fühler hineintasten in die grünprangende Pracht der Wiesen und Rebberge: dort müßte sich der erträumte Ort in die Bäume und Fluren hineinschmiegen! Nach der einen freien Seite des Hanges hinab würde der Blick des Beschauers von einem stillen, freundlich besiedelten Wiesentale aufgefangen werden, hinter dem sich eine stattliche Höhenkette abwehrend gegen die nördlichen Winde reckt. Nach der andern Seite aber müßte das Auge frei über die tief untenliegende Ebene mit ihrem silberglänzenden Strome gleiten können, bis es auf einer fernen blauen, von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne umgoldeten Bergeskette ruhen bliebe! — So etwa würde unser begnadeter Menschenfreund sein Wunschbild erträumen. Wenn ihn aber dann sein unsichtbarer Schutzgeist plötzlich in das gottgesegnete Markgräflerland entführte, so würde er beim Erwachen mit Staunen und Freude erkennen, daß das Ziel seines Traumes hier schon erfüllt ist — erfüllt durch **Badenweiler**! Von den Zinnen der alten Burgruine würde er sein entzücktes Auge schweifen lassen über all



2. Die Römischen Bäder
(Nach einem alten Stich)

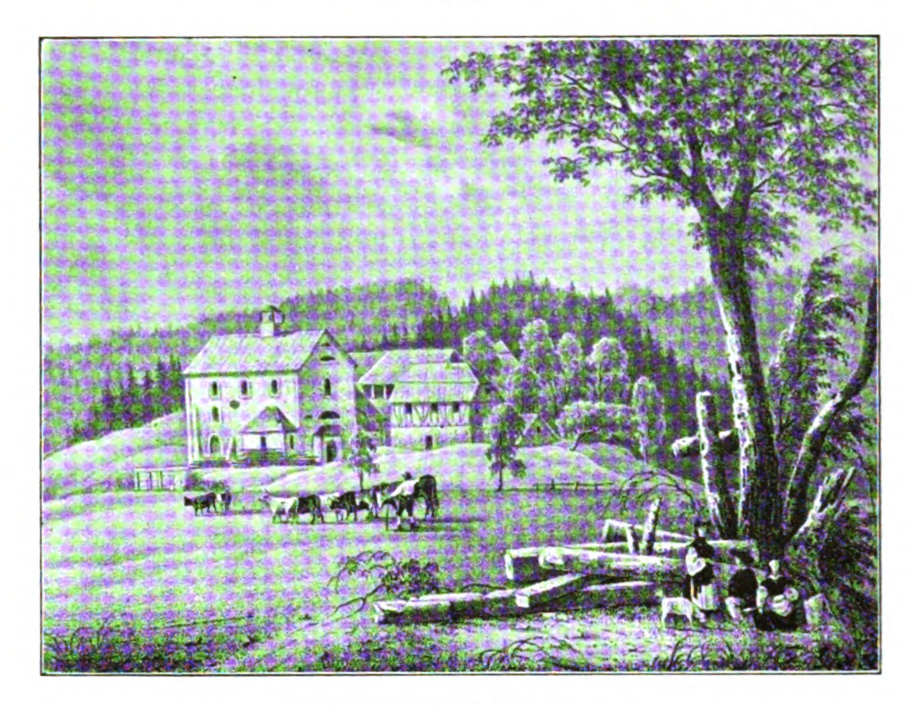
die Gottespracht, und preisen würde er die Menschen, die schon seit Jahrhunderten mit klugem Sinne die Schönheit und Heilkraft des Ortes erkannt haben. — — —

Es mag etwa das Jahr 121 n. Chr. sein zur Zeit der Herrschaft des römischen Kaisers Hadrian! Der Kaiser selbst weilt in Obergermanien, um sich von dem Zustande der Provinz zu überzeugen. Durch die Rheinebene zieht sich eine stattliche Römerstraße. Aber auch in die Seitentäler führen schon Nebenstraßen, und an den anmutigen Orten des Schwarzwaldhanges erstehen die fröhlichen Sommerhäuser der Eroberer. Was ist natürlicher, als daß die durch die Pracht und Üppigkeit ihrer Heimat verwöhnten Einwanderer mit Vorliebe gerade jene Orte zur Niederlassung wählen, die durch die Schönheit ihrer Lage und durch die südliche Milde ihres Klimas ihnen einen Ersatz für die ferne Heimat bieten? Nicht verwunderlich ist es daher, daß vor allem auch an der Stelle des heutigen Badenweilers eine römische Siedelung entsteht. Bald fesseln hier die badegewohnten Römer die sprudelnde warme Heilquelle in eine feste Leitung und erbauen sich schließlich Thermen von einer Pracht und Größe, daß sich kein römisches Baudenkmal auf der rechten Seite des Rheines mit ihnen messen kann und daß sogar die gewaltigen Badeanlagen der prangenden Colonia Augusta Treverorum, Trier, hinsichtlich der Klarheit und Zweckmäßigkeit der Anlage nur schwer neben ihnen bestehen. Eingefaßt von säulengeschmückten Vorhöfen umschließt der stolze

Bau in einer Länge von 65 m all das, was das Herz eines an Wohlleben und hochentwickelten Badekult gewöhnten Römers erfreuen kann. In symmetrischer Anlage dehnen sich 4 weite durch Nischen reich belebte, einstmals hochgewölbte Säle mit treppenumgürteten Schwimmbecken, in denen das laue Wasser der heilkräftigen Quelle wogt. Um diese Säle lagern sich die schönen Warte- und Ankleidezimmer, die Frottierräume, die Dampf- und Heißluftbäder, die Salbzimmer, Einzelbäder und die technisch hochstehenden Räume für die Heizung. Geschliffene Marmorplatten bekleiden die Baderäume; mosaikähnliche Fußböden erfreuen den Besucher; ovale Vertiefungen bieten Raum für schöne Büsten. In einem der Vorhöfe aber ragt ehrfurchtheischend ein Altarstein, der noch heute die bedeutsame Inschrift trägt: „Diana Abnoba"! Welch südlichfröhliches Leben mag sich einstmals in gütiger Sommerzeit in diesen schönen Räumen entwickelt haben; aber auch heute noch schweift das Auge mit Entzücken über die musterhaft ausgegrabenen und erhaltenen Überreste alter Pracht! Dem leichtbeschwingten Dichtermann erscheinen hier in einer mondbeglänzten Nacht mühelos die verklungenen Gestalten römischer Herrlichkeit und er mag, wie unser sinniger Märchendichter R. Vogel in Oberweiler die Geschichte einer in Badenweiler gefundenen Spange erträumen, die die fragendrängende Inschrift trägt: „Si me amas"? — Vorbei die römische Pracht! Tapfere Alemannen sind von den Bergen herniedergestiegen; mit harten Fäusten haben sie die Römer vertrieben — mit denselben harten Alemannenfäusten haben sie aber auch in dem angestammten Hasse gegen alles Römische unter wohlgefälligem Jauchzen das Bad in Trümmer geschlagen — nun ruhte es als ein großer Schutt- und Steinhaufen — vom Volke das „Gemür" geheißen, berühmt als unfreiwilliger Steinbruch wegen seiner schönen Steine und Platten — bis im Jahre des Heils 1784 das alte (wohl schon 1586 erbaute, noch heute dem Großherzog Friedrich als Wohnung dienende) „Amtshaus" der Herrschaft zum Absteigequartier für den damals 56jährigen Markgrafen Karl Friedrich, den hochherzigen Befreier der Leibeigenen, den weisen Begründer des neuzeitlichen Badens, umgebaut wurde. Von dem Landesherrn war angeordnet worden, daß die Vogtei für 272 Kubikklafter Steine „von dem alten Gemäuer" sorgen solle. Als man nun in dem alten Schutthaufen grub, stieß man plötzlich auf festes Mauerwerk! Der wohlgebildete Pfarrer Gmehlin, der damals als Nachfolger seines Vaters die Pfarrei betreute, verhinderte sofort das Weitergraben und erstattete Anzeige. Alsbald ließ der Markgraf 400 fl. bewilligen und setzte sogar 50 fl. als Belohnung für die Entdeckung eines Diebes aus, der Marmorplatten aus dem Bade entwendet hatte!

Was Alles aber liegt zwischen dem Augenblicke, in dem das Bad unter den Alemannenhieben in Trümmer sank, und dem Tage, an dem der staunende Pfarrer Gmehlin die herrlichen Reste an das alte Licht der Sonne steigen sah! Sommer und Winter, Sonnenschein und Hagelschlag haben sich abgelöst. Herrscher sind gekommen und gegangen, Familien haben geblüht und sind erloschen, Häuser sind





3. Der Schmelzofen (in Oberweiler)
(Nach einem alten Stich)

entstanden und zerfallen, aber aus Glück und Unglück, aus Ruhe und Wechsel ist Badenweiler immer siegreich hervorgegangen und hat sich langsam und sicher im Laufe der Jahrhunderte seinen altrömischen Ruhm als Badeort zurückerobert. Das 12. Jahrhundert sah die Burg Baden — später nach dem Ort „Badenweiler" geheißen — entstehen; mehrmals wurde sie ausgeplündert oder zerfiel in Asche, wie z. B. am 6. April 1678, an welchem Tage die das Schloß besetzt haltenden Franzosen in aller Stille abzogen und als Zeichen ihrer tapferen Gesinnung die rauchenden Trümmer zurückließen. Letztmals wurde sie während des spanischen Erbfolgekrieges zerstört und nicht wieder aufgebaut. Die malerisch-schöne Burgruine aber gibt heute noch Zeugnis von der ehemaligen Stärke und Kraft der Feste! Mühelos erklimmt heute der Kurgast des 20. Jahrhunderts inmitten des Kurparks den ragenden Schloßberg, um sich von dem altersgrauen Bergfried aus an dem herrlichen Rundblick auf Berg und Tal zu erlaben — und so der Chronist nicht falsch berichtet ist, soll auch ab und zu ein trautes Liebespärlein im lauschigen Mondesscheine mutig den nächtlichen Schrecken der Burgruine trotzen! — Manches bedeutsame Stück aus der Geschichte Badenweilers wäre noch zu erzählen. Vornehmlich könnte die alte, einstmals auf römischem Unterbau und Pfahlrost errichtete, erst im Jahre 1892 niedergelegte Kirche Anlaß zum Verweilen geben, zumal ihr alter Turm einen im Jahre 1866 von Lübcke unter der Tünche entdeckten Totentanz enthalten hat, der zu den ältesten erhaltenen Totentänzen zu zählen ist. Auch der bedeutsame Bergbau in der Umgebung

Badenweilers (Hausbaden, Karlstollen usw.) und das Hüttenwerk zu Oberweiler gäben anregenden Erzählungsstoff. Aber Badenweiler gehört ja heute zu den angesehendsten deutschen Bädern, und so wird es begreiflich sein, daß an dieser Stelle vor allem seine Entwicklung zum Badeorte Anteilnahme erheischt. — Längere Zeit nach der Vertreibung der Römer scheint Badenweiler allerdings nicht mehr als Bad in weiteren Kreisen bekannt gewesen zu sein. Im Jahre 1544 und 1565 indessen rühmten wieder die beiden Ärzte Tabernaemontanus und Etschenreuther die Heilkraft des Bades für „viele Leibesgebrechen". Ein Badehaus wurde erbaut und noch während der Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges hatte im Jahre 1641 ein gewisser Koller aus Zofingen den Mut, das Badehaus des Hans Schumacher um 600 fl. zu erwerben! Später fiel auch die landesfürstliche Huld auf das Bad. So ließ Karl Wilhelm, der Erbauer von Karlsruhe, die Bäder in Badenweiler in besseren Stand setzen. Im Jahre 1741 gar besuchte der Landesadministrator Karl August Badenweiler persönlich und von da nahm die Regierung bis heutigen Tages wachsenden Anteil an der Entwicklung des Kurortes. Schon 1746 erließ das Oberamt unter Karl Friedrich nicht nur Aufmunterungen an die Wirte, sondern versandte auch öffentliche Empfehlungen (Avertissements). Die Quelle wurde neu gefaßt und eine Taxe für die Gasthöfe eingeführt. Die ersten Spazierwege wurden gebaut und damit der Stamm für das heutige herrliche, unzählige kilometerlange Netz von Waldwegen geschaffen. 1811 entstand auf dem Schloßberg am Hange der Burgruine nach Plänen von Weinbrenner das lustige sog. „Belvedere", das seinen Namen (schöne Aussicht) mit Recht trägt. Heute schließt es den märchenhaft stillen Platz für das Freilichttheater ab. (Ein anderes Freilichttheater ist in den Trümmern eines der alten Schloßgebäude selbst eingebaut.) — Die zweifellos sehr bedauerliche Erkrankung eines höheren Staatsbeamten in Badenweiler hatte die für den Kurort erfreuliche Folge, daß im Jahre 1823 die Erlaubnis zur Erbauung einer Apotheke, der Stammutter der heute noch blühenden Hofapotheke, erteilt wurde. Ein ganz besonders bedeutsames Ereignis in der Entwicklung Badenweilers zu einem gesegneten Kurorte war die in den Jahren 1824—1835 durchgeführte Umwandlung der gesamten prächtig gegliederten herrschaftlichen Schloßmatte in die herrlichen, später mehrmals erweiterten Parkanlagen nach den Plänen des Gartendirektors Zeyler von Schwetzingen und später von Krautinger. Wer mag sich erinnern, in andern Badeorten inmitten der Gemeinde eine derartig von Natur und Menschenkunst gleichermaßen geförderte, von bedeutsamen historischen Denkmälern geschmückte Parkanlage gesehen zu haben? Die seltensten Nadel- und Laubhölzer von oftmals wahrhaft südlicher Pracht, Cedern, Pinien, Lorbeer, Taxus, Königsbäume und all ihre köstlichen, hier üppig sprießenden Genossen, erfreuen allenthalben das Auge. Stille Wege, eben oder mit lebhaften Steigungen, laden zu stundenlangem Wandern. Immer wieder schweift das Auge aus einem der in der grünen Pracht geschaffenen Durchblicke hinaus auf die Berge oder die weite

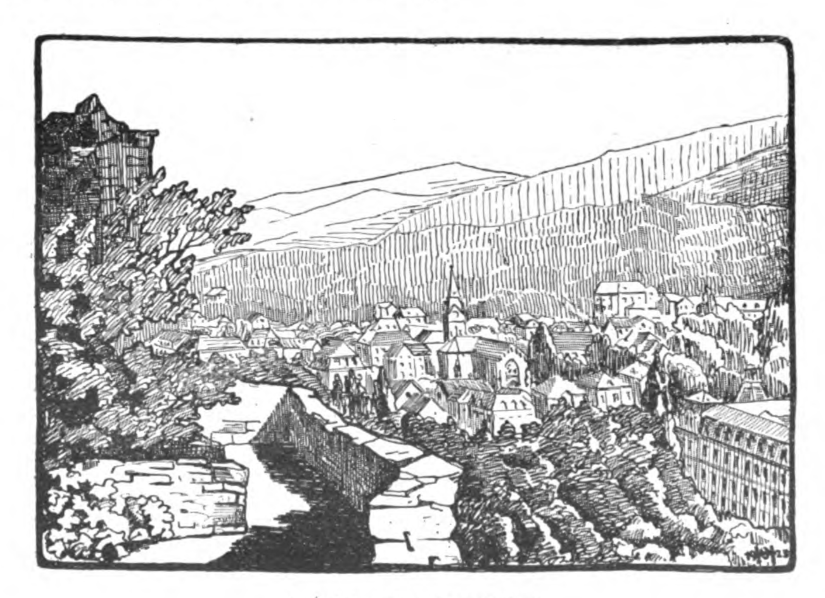




4. **Badenweiler** (nach einem alten Stich)

Ebene. — Am oberen Eingange zum Kurpark steht das äußerlich einfache, aber geschmackvolle, in den Jahren 1851—53 nach den Plänen von Professor Eisenlohr gebaute Kurhaus. Noch heute dient es mit seinem großen, gefällig in Holzbau errichteten Sale für die allwöchentlichen vornehmen Tanzabende und die regelmäßigen Veranstaltungen des Kurtheaters, mit seinem Lese- und Spielzimmer und mit den verschiedenen Räumen für den Gastbetrieb (insbesondere den großen Terrassen mit ihrem freien Blick ins Weilertal) den Forderungen des Kurbetriebes. Hoffentlich gestattet bald eine glücklichere Zeit eine dem Wachstum des Kurortes entsprechende Vergrößerung dieser Anlage. In der Nähe des Kurhauses bietet ein Flügel der 45 m langen Wandelhalle an der Hauptpromenade der seit dem Jahre 1853 ständig eingerichteten, dauernd vergrößerten Kurkapelle Raum für ihre täglichen Konzerte. Den bedeutsamsten baulichen Schmuck der Kuranlagen und den wesentlichsten Heilfaktor in dem hochentwickelten Badebetrieb des Kurortes bilden die neuen Bäder, zuvörderst das im Jahre 1874 von Leonhard im Gedenken an die römische Blütezeit nach der Art altrömischer Anlagen mit Säulenvorhalle und überwölbtem Innenraume geschmückten Marmorbad, in dessen blaudurchflutetem Marmorbecken sich die gedämpften Lichtstrahlen in märchenhaftem Farbenspiele brechen. An seine Seite lehnt sich das im Jahre

1908 eröffnete weithallige Markgrafenbad, das alle neuzeitlichen Bäder, Apparate und Heilgeräte birgt, und das überdies in seinem weiten Flure noch Raum für eine Kunstausstellung bietet. Ein wohliges offenes Schwimmbad mit anstoßendem grünsprossendem Luftbad vervollständigt diese dem Wohle der Menschheit gewidmete Anlage. Fröhlich spendet darin, wie in alten Römerzeiten, die warme heilkräftige Wasserwoge aus der nahen, mehrfach neugefaßten Quelle. Das kalte Wasser aber quillt waldesfrisch und erlabend vom „Fischersbronn", hoch an der kühlen Nordseite des Hochblauen, und vom Klemmbachtale her nach Badenweiler hinein; — es kann hier nicht der Ort sein, um mit gelehrten Worten darzulegen, welche Krankheiten und Gebrechen ganz besonders günstig durch Badenweilers Heilmittel beeinflußt werden. Aus ihrer reichen Anzahl seien nur Chronische Herz- und Gefäßkrankheiten, Rheumatische Leiden, Organ- und funktionelle Nervenkrankheiten, leichte Erkrankungen der Atmungswege, Stoffwechselkrankheiten, Erholungsbedürfnis des höheren Alters, Rekonvaleszenz nach schweren Krankheiten und Operationen, Folgen von Kriegsverletzungen, hervorzuheben. Über alles nähere mögen die verschiedenen bekannten Ärzte und Spezialisten Badenweilers Auskunft geben. Wer aber einmal das Glück gehabt hat, die endlosen Waldwege rings um Badenweiler zu durchwallen und andachtsvoll der Melodie der Bäume zu lauschen, der wird als Laie bei alledem stets das Gefühl haben, daß die beste Heilmacht Badenweilers, neben seinen Bädern, vor allem in seiner gottgesegneten Schönheit beruht, die unterstützt durch alle Vorzüge des lindkräftigen Klimas erquickend und kräftigend auf jedes empfängliche Gemüt und damit auch auf den heilbedürftigen Körper wirken muß.



5. Blick auf Badenweiler
(Nach einer Federzeichnung des Verfassers)

Die alte Kirche in Müllheim

Von Josef Sauer, Freiburg i. B.



Abbildung 1

Große Baudenkmäler ersten oder auch nur zweiten Ranges hat das Markgräflerland nicht aufzuweisen. Weder hauste in seinem Bereich ein reiches Dynastengeschlecht, das für den Bau und die Ausstattung seines Sitzes der Kunst freien Spielraum gelassen hätte, wie etwa die Grafen Zimmern droben in Heiligenberg, noch war hier eine klösterliche Niederlassung von namhafterem Rufe zu suchen. Es gab wohl viele Klösterlein, aber kein Kloster oder Abtei. Die Benediktinergründungen Sitzenkirch und Guttnau, Sulzburg und Weitenau und Bürgeln, das Cluniacenserhaus Istein und Cistercienserinnenniederlassung Reintal brachten es durchweg zu keiner rechten Bedeutung, führten bis zur Reformation, die den meisten ihr gewaltsames Ende brachte, ein kümmerliches, häufig noch dazu durch widrige Schicksalsschläge gestörtes Dasein. Vielfach waren es auch nur Priorate entfernter großer Klöster oder sonst in engerem Verhältnis zu solchen stehend; vor allem hatte St. Blasien seinen ausgedehnten Besitz im Markgräflerland auf diese Weise zu festigen gesucht (Bürgeln, Weitenau, Sitzenkirch, weiter unten Krozingen). Der freie Besitz war hier eben früh verteilt an die ferner gelegenen Urklöster, wie St. Gallen, Lorsch, St. Blasien und St. Denis, so daß kaum mehr genügendes Interessengebiet für eine größere monastische Gründung blieb. Am meisten wird auffallen, daß die im Herzen des westfränkischen Reiches gelegene Urabtei St. Denis bei Paris, im 8. Jahrhundert Besitz am alemannischen Oberrhein hatte. Indes sind solche Schenkungen von weitentlegenen Klöstern und Stiften gerade in spätmerowingischer und karolingischer Zeit überaus häufig gewesen. Über die Besitzrechte von St. Denis sind wir außerdem etwas genauer unterrichtet; und wir können daraus interessante Aufschlüsse über die früheste Geschichte der Alemannen überhaupt erhalten. Im Jahre 764 wurde dem Dionysiuskloster bei Paris von mehreren angesehenen Persönlichkeiten die Orte Rümmingen, Binzen, Eimeldingen, Haltingen, Ötlingen, Tumringen, Wollbach, dem Mar-

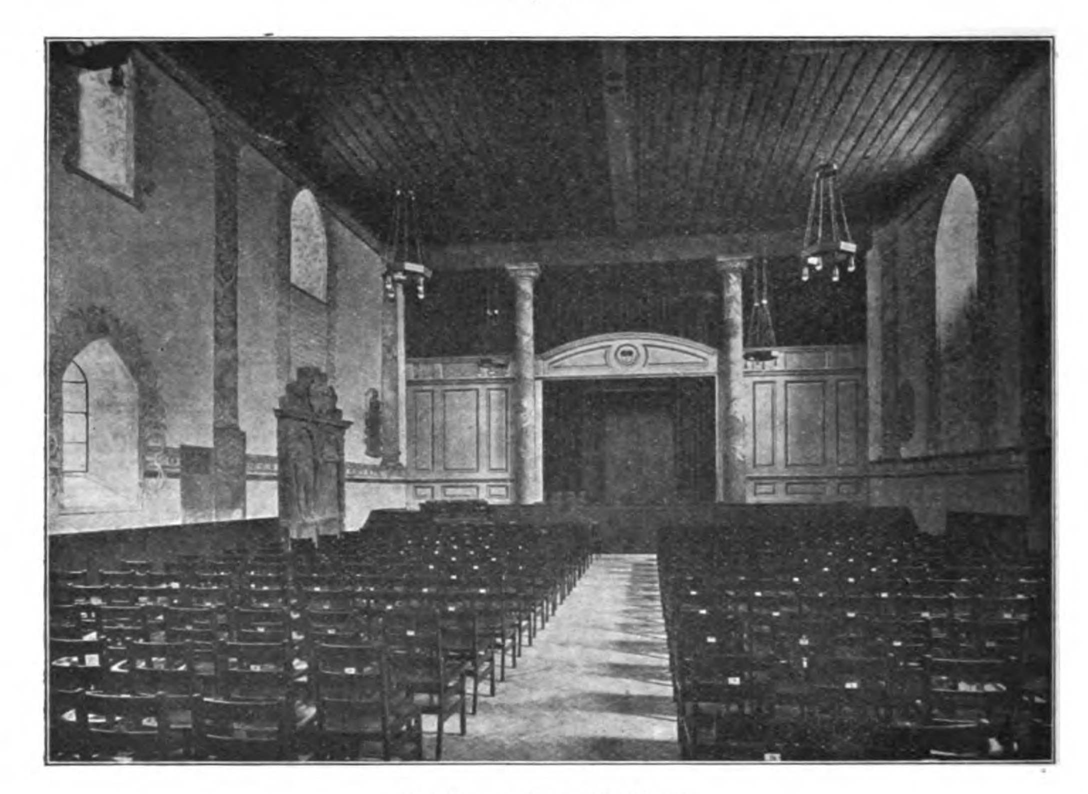
tinskloster in Tours Steinenstadt vermacht. Aus Urkunden Karls des Großen erfahren wir dann, daß die Stifter zu Unrecht über diesen Besitz verfügt hätten; sie hätten ihn allerdings von einem Unnidus wohl in gutem Glauben erworben; er sei aber ein Teil des zu Zeiten Pippins und Karlmanns an den Fiskus gefallenen Gebietes gewesen.[1] Indes bestätigte Karl der Große die Schenkung an St. Denis bezw. Tours. Allem Anschein nach war diese Konfiskation im Zusammenhang mit den letzten gescheiterten Versuchen der Alemannen, die Unabhängigkeit von der fränkischen Oberherrschaft zu erringen, erfolgt (742).

In dem Umstand, daß mehrere der großen Urklöster schon vom 8. Jahrhundert an Besitz und Einfluß im Markgräflerland gewannen, ist der frühe Bestand von Kirchen begründet. Die meisten der noch heute bestehenden Ortschaften, hatten in der Urzeit der Christianisierung schon ihre Gotteshäuser, wohl durchweg von dem Gutsherrn neben seinem Fronhof errichtet. Selbst mit unserem sehr lückenhaften Urkundenbestand läßt sich diese Tatsache noch gut übersehen. So werden Kirchen im 8. Jahrhundert erwähnt für Brombach (786), Rötteln (751), Weil (786), im 9. Jahrhundert zwei für Liel, für Binzen (807), für Griesheim (805), im 10. Jahrhundert für Sulzburg, im 11. Jahrhundert für Auggen (1036), im 12. Jahrhundert Niedereggenen (1132), Buggingen (1144), Haltingen (1139), Hauingen (1102), Eimeldingen (1169), Kandern (Anf. 12. Jahrh.). Es ist möglich, daß aus dieser Frühzeit noch mancher Rest der heute stehenden Gotteshäuser stammt, vor allem die Türme, die im ganzen Markgräflergebiet durchaus einheitliches Aussehen haben: vor die Fassade gestellt und von respektablem Umfang, in 3 oder 4 Stockwerken zum Satteldach aufsteigend. In andern Landesgebieten erhebt sich der Kirchturm über dem Chor; hier aber ist die Eingliederung in die Hauptfassade fast ausnahmslose Regel; im Untergeschoß birgt er den Haupteingang. Ich nenne als Beispiel nur die Türme von Sulzburg, Hügelheim, Buggingen, Britzingen, Bellingen, Brombach, Grenzach, Efringen, Nieder- und Obereggenen, Feldberg, St. Ilgen, Dattingen, Märkt, Ötlingen, Schliengen. Ihnen reiht sich auch die Anlage der alten Kirche in Müllheim an, von der hier etwas mehr die Rede sein soll.

Müllheim hat von mittelalterlichen monumentalen Erinnerungen nahezu alles eingebüßt; allzu viel wird allerdings auch hier nie bestanden haben. Es waren in der Hauptsache doch stets ländliche Verhältnisse. Immerhin hatte das Frauenkloster Reintal hier eine Zuflucht gefunden und Bestand gehabt bis zur Reformation. Des weiteren waren am Orte noch eine Nikolauskapelle an der Stelle der Kreuzung der Freiburg—Basler Landstraße mit der Neuenburger; eine Margarethenkapelle und eine Kapelle in Obermüllheim. Alle diese kirchlichen Erinnerungen sind bis auf die heute profanierte Margarethenkapelle verschwunden, die selber auch in ihrem heutigen Bestand erst eine Schöpfung aus der Mitte des 18. Jahrhunderts ist. Die zahlreichen Verwüstungen und Brandschatzungen, die über diese der alten Reichsfeste Breisach, den

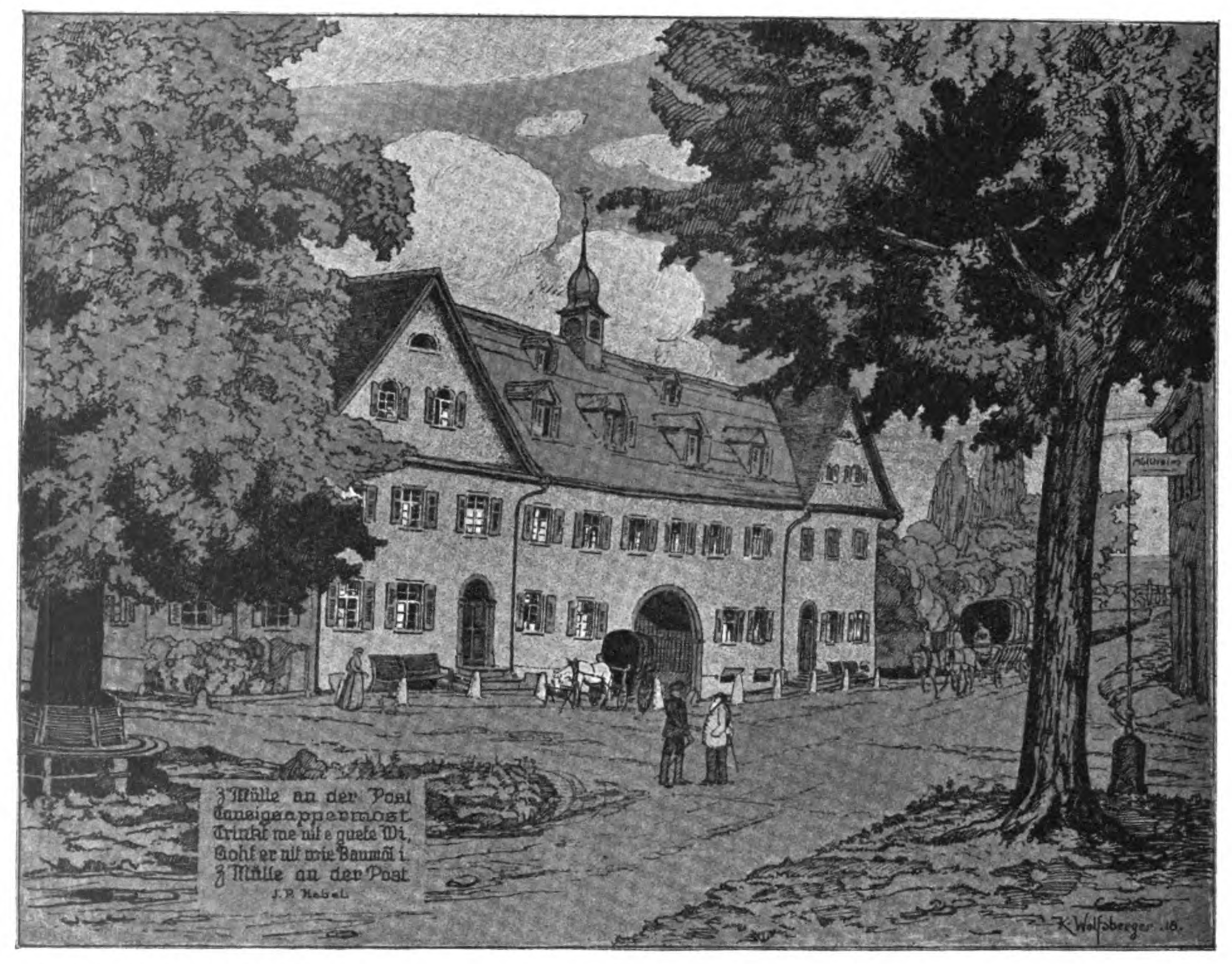
[1] Vergl. Diplom. Carolinor. I, 224/225.



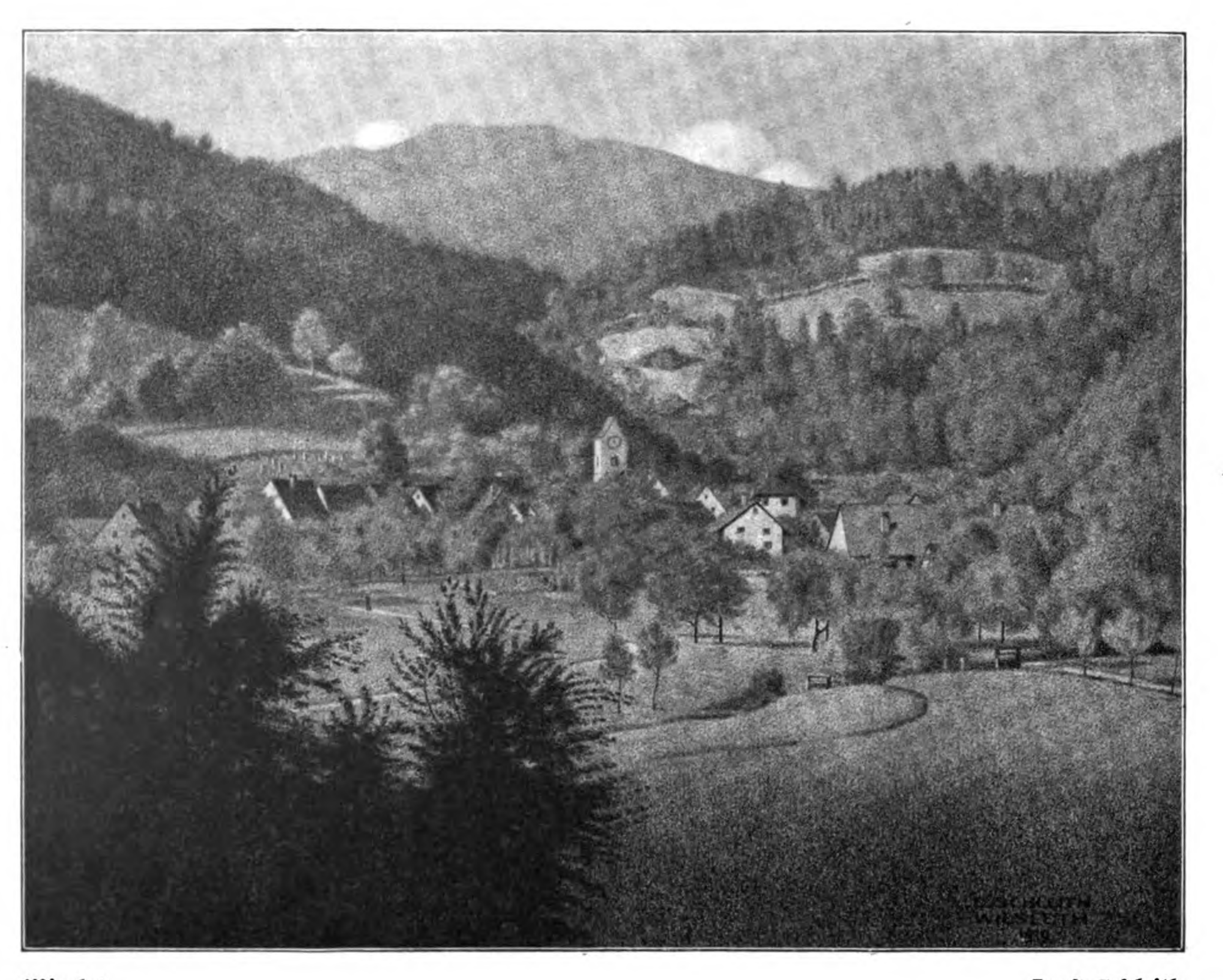


2. Inneres der alten Kirche

markgräflichen Schlössern in Badenweiler und Rötteln so nahe gelegene Gegend hinweggingen, zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch die Schweizer, im 30 jährigen Krieg, und dann in den ewigen Franzoseneinfällen des 17. und 18. Jahrhunderts, aber auch die Reformation und noch mehr der veränderte Kunstgeschmack und der Wandel der inneren Gesinnung zu diesen Erinnerungen aus alter Zeit haben hier fast restlos mit allem Alten aufgeräumt, im Gegensatz zu so mancher alten Kirche im Markgräflerland, die selbst noch altkatholische Bilderaltäre und Figuren bis tief ins 19. Jahrhundert sich erhalten hatte, bis auch darüber der Altertumshändler gekommen ist. So ist dem Ort, der auf eine 1200jährige Geschichte zurückblicken kann, nichts mehr geblieben aus früheren Jahrhunderten als die alte ehemalige Pfarrkirche. Geht sie in ihrem heutigen baulichen Bestand auch nur in die letzte Zeit des Mittelalters zurück, so kann man doch mit Sicherheit annehmen, daß sie Vorgängerinnen hatte, wohl auch an der gleichen Stelle, die in die Frühzeit christlicher Kultur zurückreichten. Müllheim wird urkundlich seit Mitte des 8. Jahrhunderts genannt, und zwar regelmäßig im Zusammenhang mit größeren Besitzzuweisungen an die Klöster Lorsch an der Bergstraße und St. Gallen. Wie an andern Orten insbesondere des Markgräflerlandes werden diese Klöster neben ihren Gutshöfen auch hier ein schlichtes Gotteshaus errichtet haben. Diese Analogie-Annahme wird hier zur Gewißheit durch den Patron der Kirche, den hl. Martin. Dieser Namensheilige ist ein Zeuge, daß auch hier in Müllheim die fränkische



Die „Alte Post“ in Müllheim — Karl Wolfsberger

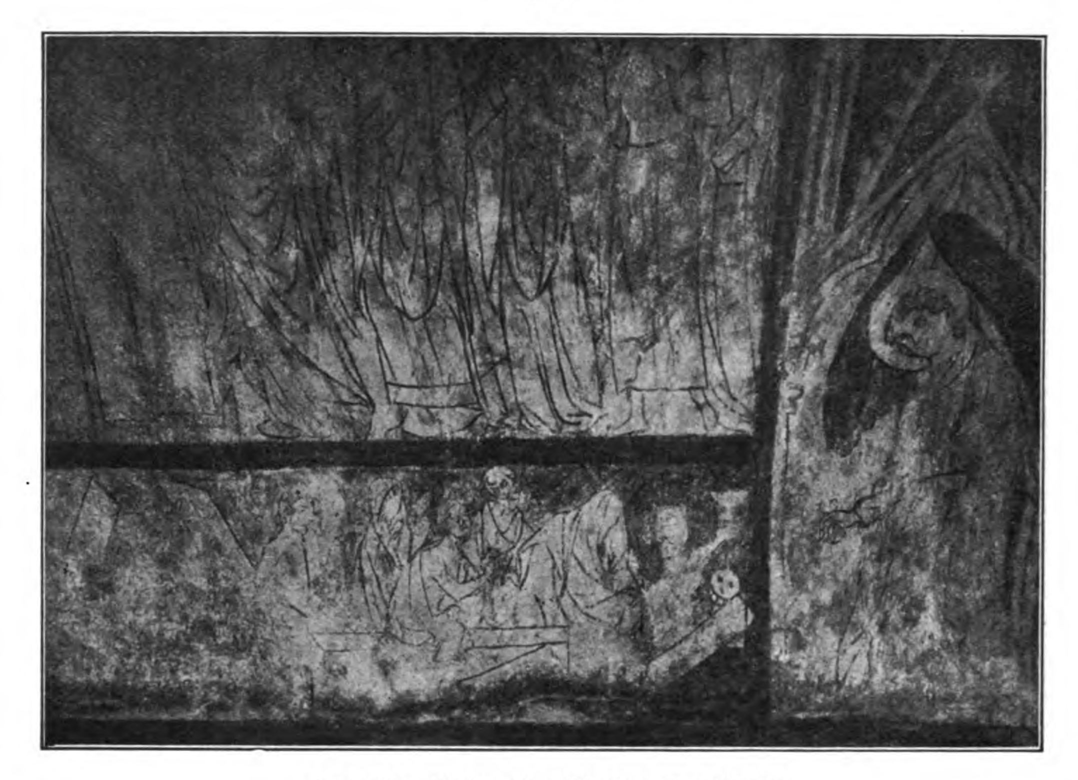


Wieslet **Ernst Schleith**
(Nach einer Zeichnung)

Missionierung eingegriffen hat und sich für alle Zeiten verewigte in der Benennung des Gotteshauses nach dem fränkischen Nationalheiligen, ganz ebenso wie wir es bei allen Ur- oder Frühkirchen des Landes beobachten können. Welcher Art die Martinskirche des frühen Mittelalters war, darüber können wir nur Vermutungen hegen. Die alten Kirchen der Gegend, etwa in Nieder- und Obereggenen halten wohl auch das Bild der älteren Müllheimer Kirche noch fest. Zu irgend einer Zeit muß dieser Bau aber durch das noch stehende Langhaus und Chor ersetzt worden sein. Man nimmt den Anfang des 15. Jahrhunderts als Zeitpunkt an und glaubt, daß in dem Schweizerüberfall von 1409 die alte Kirche untergegangen ist. Sichere geschichtliche Zeugnisse haben wir hierfür zwar keine, aber der bauliche Charakter von Langhaus und Chor ließe sich mit dieser Zeit in Einklang bringen. Es ist ein großer einschiffiger Hallenbau mit einem Chor, der in 3 Seiten des Achteckes schließt. Die Spitzbogenfenster, heute ohne Maßwerk, im Chor und zum Teil noch im Langhaus, sowie oben im obersten Geschoß des Turmes, hier mit Fischblasenfüllung, ebenso auch die Spitzbogentüren können in diese Zeit gehören. Sonst weist der Bau keinerlei Merkmale auf, aus denen ein Schluß auf seine Entstehungszeit gezogen werden könnte. Bemerkenswert ist einzig nur noch der Westturm, der wie bei allen Kirchen unseres badischen Oberlandes vor die Fassade gestellt ist, aber merkwürdigerweise nicht in der Mittelachse des Langhauses, sondern stark nach Süden gerückt. Schon daraus ergibt sich, daß er nicht gleichzeitig mit jenem entstanden, sondern älter ist. Wir werden sehen, daß dafür auch noch andere zwingende Gründe sprechen. Der Turm baut sich im heutigen Zustand in sieben ungleich hohen, durch kräftige Gesimse geschiedenen Geschossen auf und schließt oben mit einem polygonen Helm. Dieser Abschluß, sowie die starke Überhöhung sind sicherlich nicht ursprünglich gewesen; vielmehr wird auch hier wie überall in der Gegend ein Satteldach über dem Turm gesessen haben. Beim Neubau der Kirche dürfte sich dann infolge der Höhe des Schiffdaches eine Erhöhung auch des alten Turmes als nötig erwiesen haben, worauf dann noch ein Helmaufsatz aufgesetzt wurde. Die Fensterform im oberen Geschoß gehört unzweifelhaft dieser Zeit an.

Das Erdgeschoß des Turmes, die Eingangshalle zur Kirche, ist mit einem Tonnengewölbe überspannt. Für die Gotik, besonders der Spätzeit wäre eine solche Abdeckung in unserer Gegend völlig ungewöhnlich, so daß man sie wie den ganzen Turm in seinem unteren Bestand einer erheblich früheren Zeit zuzuweisen genötigt ist. Die beiden Spitzbogentüren, das Eingangsportal von außen und das nach der Kirche bräuchten einer solchen Annahme nicht im Wege stehen, da mit nachträglicher Umänderung gerechnet werden müßte. Was diesem Eingangsraum aber seine besondere Bedeutung noch gibt, das ist ein alter W a n d m a l e r e i e n - C y k l u s, der im Frühsommer 1913 von dem Stadtbaumeister Schneider anläßlich der Herrichtung des Kircheninnern für ein Feuerwehrfest entdeckt wurde. Eine alsbald vorgenommene Besichtigung ergab mir die Notwendigkeit, die Erhaltung und Behandlung dieser künstlerischen Ausstattung des Turmuntergeschosses in die Wege zu leiten. Infolge des Krieges und der vor demselben und während desselben bestehenden Ungewißheit über das





3. Gotische Wandmalerei in der alten Kirche

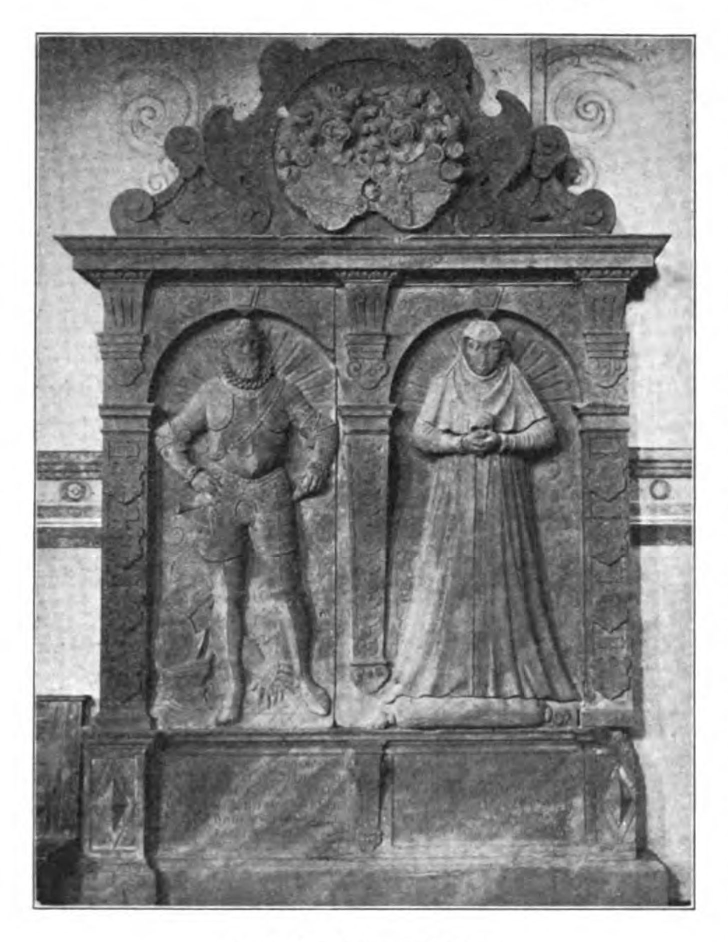
künftige Schicksal der alten Kirche wurde diese Aufgabe aber vorläufig vertagt und konnte erst wieder aufgenommen werden, als die Stadt sich entschloß (1920), die alte Kirche in eine Fest- und Konzerthalle umzuwandeln und dafür herzurichten. Das Unterrichtsministerium stellte bereitwillig die nötigen Gelder in Aussicht, um die Bilder völlig freizulegen und durch sachkundige Hand zu konservieren. Im Frühjahr 1921 wurde durch Herrn Kunstmaler Mezger in Überlingen und seinen technisch vorzüglich geschulten Maler Glas die Behandlung vorgenommen. Das noch Vorhandene der Malerei ist ohne jeden Versuch einer unzulässigen Ergänzung einfach konserviert worden.

Dem Zyklus, der die beiderseitigen Wände der Halle bis beinahe zum Scheitel des Tonnengewölbes hinauf bedeckt, ist an verschiedenen Stellen durch die Unvernunft der Menschen bös mitgespielt worden. Nach Aufgabe der kirchlichen Zweckbestimmung des Gebäudes war die Turmhalle einige Zeit gegen Ende des 19. Jahrhunderts das Feuerwehrdepot; man hat damals, um die langen Schläuche gut aufhängen zu können, einfach das ganze Tonnengewölbe in seinem Querschnitt auf eine Breite von 30 bis 40 cm gegen den Außeneingang zu durchgeschlagen. Auch das Einlassen von Glockenseilhülsen haben den alten Bildern schweren Schaden gebracht, ebenso das Abscheuern der Wände durch das Anlehnen bequemer Kirchenbesucher. Das alles darf man nicht vergessen, wenn man den fragmentarischen Zustand heute gewahrt. Die Bilderreihe ist

gegen die beiden Eingangswände zu eingefaßt mit je einem Abschlußband, das gegen das Kircheninnere als Füllung ein noch fast romanisierendes Rankenornament enthält, gegen die westliche Ausgangswand einen Wappenfries, der 13 Schilde in der Form der 1. H. des 14. Jahrhunderts aufweist. Leider sind die Wappenbilder z. T. erloschen, so daß eine Feststellung nur für einen kleineren Teil sich durchführen läßt. Zu erkennen sind noch die Wappen der Herrn von Baden, der von Neuenfels, die auch außerhalb der Kirche auf einer Grabplatte verewigt sind, der Herrn von Müllenheim und mit einiger Zurückhaltung die Wappen der Familie von Tennevisel aus Neuenburg. Diese feststellbaren Familien bieten leider zu allgemeine Anhaltspunkte, um für eine Datierung in Frage gezogen werden zu können. Über den Scheitel der Tonne läuft in ganzer Länge eine rot eingefaßte Rankenbordüre. Rechts und links von ihr ordnen sich bis zum Sockel hinab die Darstellungen des Bilderfrieses, in dem die Einzelheiten des Weltgerichts geschildert waren. Nur der Richter selber mit der üblichen Umgebung fehlt vollständig. Seine Stelle müßte, so wie Rechts und Links hier verteilt sind, an der Eingangswand gegen das Kircheninnere gewesen sein; aber im heutigen Zustand ist dort kaum genügend Raum vorhanden, so daß anzunehmen wäre, daß der Weltrichter auf der Innenseite dieser Eingangswand, also im Kircheninnern dargestellt war. Auf jeder Wand sind die Darstellungen in 2 Reihen übereinander angebracht; auf der Südwand geht die Unterteilung über die ganze Wandlänge, auf der Nordwand nur über den mittleren Teil, östlich und westlich ist je ein Motiv durchgängig von oben nach unten gemalt wie zwei Rahmenbilder. Auf der Südwand haben die Verdammten Platz gefunden, in der unteren Reihe die Auferstehenden, die sich aus Sarggräbern in sehr bewegten Posen erheben, z. T. noch Gerippe, z. T. schon zu menschlicher Figur umgewandelt, manche darunter sehr ausdrucksvoll im Zustand des Entsetzens, aber auch einige im Gesicht verzerrt zu reinen Teufelsfratzen. Am Anfang dieser untern Bilderreihe gegen die Kirche hin steht ein Engel, der mit riesiger Posaune zum Gerichtstag bläst. Über ihm in der oberen Zone ein anderer Engel, der in kühnem Schwung zu einem Schwerthieb ausholt auf die vor ihm hergetriebenen Sünder; es ist Michael, in seiner ganzen Erscheinung wie in der bewegten Haltung eine ungemein schöne Gestalt. Vor ihm zieht der Troß der Unseligen nach vorn dem Höllenrachen zu; in nächster Nähe eine große Schar Juden oder Ungläubige, an ihren Spitzhüten erkennbar; auch ein Bischof befindet sich darunter. Gerungene Hände und verzerrte Gesichter drücken die seelische Verfassung aus. Gegen die Mitte der Bilder öffnet sich in großem halbkreisförmigen Bogen der zähnebesetzte Höllenrachen. Und dahinter erhält man Einblick in Einzelheiten der Höllenqual, doch verliert sich die Klarheit der Bilddarstellung unter starker Abscheuerung mehr und mehr. So sieht man nur noch einen Dämon mit einem kopfüber von seinem Rücken hängenden Sünder einem mächtigen Kessel zueilen, unter dem aus Holzstößen hoch auflodernde Flammen aufzüngeln.

Auf der Nordwand wird die Darstellung gleich hinter der Eingangswand zur Kirche eingeleitet durch eine die zwei Bilderreihen ausfüllende fassadenartige gotische Architektur





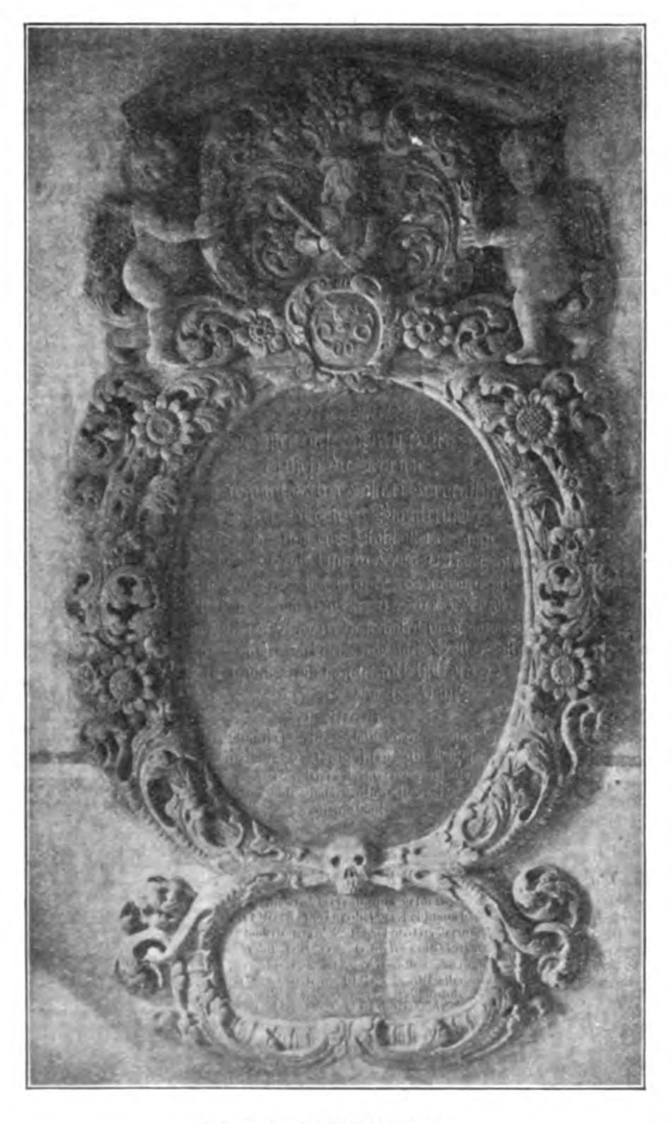
4. Grabmal der Habsberg

mit zwei Flankierungstürmchen und einem durch hochgotischen Dreipaß gefüllten Wimperg dazwischen. Es soll hier die Himmelspforte angedeutet werden. Unterhalb des Wimperges steht ein leicht nach vorn geneigter Engel, der nach links mit der einen Hand den Schlüssel zum Öffnen der Pforte hält. Die Fortsetzung der Darstellung ist in zwei Zonen, wie schon erwähnt, gegeben; unten wieder die Auferstehenden; oben eine lange Reihe fast lebensgroßer Einzelgestalten, die Seligen nach den verschiedenen Ständen geordnet. Bedauerlicherweise ist bei dieser besonders gut erhaltenen, in ihren Posen ausgezeichneten Gruppe die oberste Partie durch Beschädigung des Verputzes stark beeinträchtigt. Es fehlen heute meistens die Köpfe; wo solche noch vorhanden sind, da gewahrt man eine Mitra, einen Kurhut u. a. Weiter nach links gegen den Ausgang zu wird das Wandfeld in ganzer Höhe abgeschlossen durch eine hohe Pforte mit imitiertem Eisenbeschläg und außerhalb dieser sitzt auf niederem, von einem Dreipaßbaldachin überdeckten Thronstuhl eine Männergestalt, auf seinem Schoß in einem Busentuch drei kleine Seelen haltend. Es ist der in der frühmittelalterlichen Kunst oft dargestellte Abrahamsschoß, oder der Aufenthaltsort der vor der Erlösung gestorbenen Gerechten, hier ersichtlich gegenübergestellt der Paradiespforte am vorderen Ende des Frieses. Unterhalb des Thronsitzes, an einem Absatz des Podiums sitzt vor einem Baum eine kleine gekrönte Gestalt, und gegenüber streckt ein halb bekleideter Mann die Hand nach Abraham aus; doch läßt sich weiteres hier nicht mehr erkennen, da der schon erwähnte Ausbruch des Gewölbes für die Feuerwehrschläuche alles zerstört hat. Möglicherweise sollen in den beiden Gestalten am Throne Abrahams der arme Lazarus und der reiche Prasser versinnbildet werden.

In künstlerischer Hinsicht gehen die Malereien über das rein Handwerksmäßige spätmittelalterlicher Wandmalereien erheblich hinaus. Die Farbenskala ist, soweit noch ersichtlich, einfach, enthält aber durchweg kräftige Töne. Die Sicherheit und Klarheit der Zeichnung und die Ausdrucksfähigkeit in Gesten und Körperhaltung bei aller Stilgebundenheit verraten eine hohe Reife technischen Könnens. In der noch hochgotischen Gestaltung und Haltung der menschlichen Figur, in der Gewandbehandlung mit dem noch weichen lockern Fluß, in so manchen Einzelheiten der Architekturandeutung spricht sich der Stil der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aus und zwar wird man nicht allzu weit in dieselbe hineingehen dürfen.

Man frägt sich natürlich sofort, wenn man heute den fast lichtlosen Raum betritt, wie er zu dieser künstlerisch hohen Auszeichnung kommen konnte. Am nächsten läge die Vermutung, daß das Turmuntergeschoß, wie so häufig in den Frühkirchen unseres Landes, den Chor einer älteren Kirche geborgen hat. Dieser Auffassung hatte ich auch zunächst Ausdruck gegeben. Ich kann sie aber heute nicht mehr mit der Bestimmtheit von 1913 aufrecht erhalten, nachdem ich beim Verlauf der Arbeiten weiteren Einblick in die Baugeschichte erhalten habe. Vor allem muß beachtet werden, daß im ganzen Markgräflergebiet der Turm vor die Westfassade tritt, wie wir es ja auch am Freiburger Münster noch vor uns sehen, und die entwicklungsgeschichtlich ältere Anlage über dem Chor hier gar nicht vorkommt. Dazu kommt noch das ikonographische Moment, daß Weltgerichtsdarstellungen von der Einläßlichkeit wie hier in mittelalterlichen Kirchen im Chor selten zu finden sind, höchstens noch am Triumphbogen, für gewöhnlich aber an der Ausgangswand gegen Westen, durch die es zum Friedhof hinausgeht. Entscheidet man sich nach solchen Erwägungen für die baugeschichtlich allerdings auch nicht genügend zu klärende Annahme, daß die Malereien tatsächlich in der Eingangshalle ursprünglich angebracht waren, dann muß man auch folgern, daß die ältere Kirche einen ähnlich reichen Schmuck an ihren Innenwänden hätte. Der heutige Langhausbau kann aber, weil später erst erstanden, davon nichts mehr enthalten, höchstens an den gegen das Kircheninnere gerichteten Flächen der Turmostseite. Eine genauere Untersuchung der Wandflächen bei den Arbeiten des Jahres 1921 hat wohl da und dort ältere Farbspuren zutage gefördert, aber nichts Zusammenhängendes, das der Erhaltung wert gewesen wäre. Es könnte sich da aber nur um Reste einer Malerei des 15. Jahrhunderts gehandelt haben. Dagegen kam unter der neuzeitlichen Tünche eine ganz ausgezeichnete Dekorationsmalerei des späteren 16. Jahrhunderts zum Vorschein, die der Erhaltung und Wiederherstellung um so mehr sich würdig zeigte, als sie sich in ihrer neutralen Ornamentik der neuen Zweckbestimmung des Baues sehr gut anpaßte. Die Wandflächen waren durch aufgemalte, auf einer Sockelbordüre aufsitzende marmorierte Pilaster zwischen den Fenstern gegliedert; oben unter der flachen Holzleistendecke trugen sie eine gebälkartige Bordüre. Die Fensternischen waren von einem reichen Rollwerkornament umsäumt, das aus zahnartigen Spitzen mit dazwischen sitzenden Rankenvoluten bestand; die Fensterlaibungen selber überzog ein ungemein fein entwickeltes naturalistisches Ranken- und Blumenornament. Die ganze Dekoration steht





5. Grabmal Blankenhorn

zwischen der spätgotischen und der deutschen Ornamentik des beginnenden 17. Jahrhunderts; im Beschlägwerk der Pilaster berührt es sich mit der deutschen Renaissance. In Einzelheiten aber steht es einstweilen ganz für sich da und hält eines der wenigen ornamentalen Denkmäler fest, an denen versucht wurde, über die Gotik hinaus neue Formen zu schaffen. Hier galt es vor allem, dem Innern ein gefälliges Aussehen zu geben, ohne in die verpönte Figuraldarstellung der katholischen Vergangenheit zu verfallen. Man wird darum diese auf alles Bildliche verzichtende Dekoration eines Kircheninnern erst nach dem Zeitpunkt der durchgeführten Reformation, also erst nach 1556 ansetzen können, da sie aber auch schon das Doppelgrabmal des Ehepaares Habsberg berücksichtigt, wird sie erst nach dessen Errichtung entstanden sein, die man zwischen 1583 und 1589, den Todesjahren des Ehepaares anzunehmen hat. Möglicherweise haben diese beiden die Kosten für den neuen Schmuck des Kircheninnern bestritten. Keinesfalls kann die Dekorationsmalerei später als dieser Zeitpunkt angesetzt werden; denn Anklänge an die schwere deutsche Barockornamentik, wie sie uns im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts begegnet, etwa in Freiburg und am Bodensee, finden sich noch keine hier vor.

Der künstlerische Aufwand, der wenige Jahrzehnte nach Durchführung der Reformation, sehr wahrscheinlich, um die anstößigen Bilderwände der katholischen Vergangenheit zuzudecken, im Kircheninnern gemacht wurde, ist der letzte gewesen, der der Kirche zuteil wurde. Das alte künstlerisch gehaltene Inventar, wie Altäre, deren es vor der Reformation fünf gab, wird schon vorher daraus verschwunden sein. Ein

Jahr nach Einführung der Reformation stellte der kirchliche Visitator in der Müllheimer Kirche im ganzen noch drei Heiligenbilder fest und ließ sie beseitigen (Freib. Diöz. Arch. N. F. XV, 65). Die Arbeit der folgenden Jahrhunderte beschränkte sich darauf, den Bau leidlich in Stand zu halten und die schweren Gebrechen, die Alter, Vernachlässigung und ganz besonders die langdauernden Kriegsläufte des 17. und 18. Jahrhunderts ihm gebracht hatten, notdürftig zu heilen. 1881 war auch diese Fürsorge zu Ende; die Kirche verlor den altehrwürdigen Charakter eines Gemeindegotteshauses, nachdem ein Neubau ihre Rechte übernommen hatte. Damit begann für sie wie für jedes andere Gebäude, das die praktische Zweckbestimmung eingebüßt hatte, die traurigste Zeit; irgend welche Mittel für eine Instandhaltung sind in den seltensten Fällen zu erwarten und ebenso selten auch Versuche, eine andere würdige, der bisherigen einigermaßen entsprechende Verwendung zu finden. Der Stadt Müllheim muß es darum hoch angerechnet werden, daß sie den alten Bau der Martinskirche nach jahrzehntelanger Verwahrlosung einer solchen ehrenvollen Zweckbestimmung zuführte und keinerlei Opfer selbst in diesen schweren Zeiten scheute, ihn dafür richtig und würdig herzurichten. Die Martinskirche wurde Fest- und Versammlungshalle, die auch gelegentlich zu Theateraufführungen verwendet werden kann. Es ist also eine dem monumentalen Charakter entsprechende Erhaltung sicher gestellt und für die neuen Zwecke brauchte der bauliche Bestand und selbst auch die noch vorhandene künstlerische Ausstattung nicht verändert oder umgestaltet zu werden. An Bürgermeister Hämmerle fand der neue Plan einen sehr energischen und glücklichen Verfechter, an der Bürgerschaft eine einsichtige und opferwillige Bevölkerung und an Stadtbaumeister Schneider einen klugen und weitsichtigen Durchführer, der von vornherein den entschiedenen Willen zeigte, bei Befriedigung der neuzeitlichen Bedürfnisse dem geschichtlichen Charakter in weitestem Maße Rechnung zu tragen. Ihm ist es wesentlich zu verdanken, daß die alten Malereien im Turmuntergeschoß, wie die ornamentalen im Kircheninnern erhalten und instand gesetzt wurden. Dabei wurde bei letzteren eine leichte Auffrischung und wo Lücken vorhanden waren, Ergänzung vorgenommen, eine Maßnahme, die auch für die Denkmalpflege angesichts des rein ornamentalen Charakters dieser Malerei und der sich doch stets wiederholenden Einzelmotive hinzunehmen war. Außer dieser aus alter Zeit stammenden künstlerischen Belebung hat das Innere noch einen weiteren monumentalen Schmuck in den verschiedenen höchst beachtenswerten Epitaphien, die die Wände, ehedem auch den Kirchenboden zierten. Alle Stilarten vom 15. Jahrhundert an sind hier mit charakteristischen Proben vertreten und geben einen höchst instruktiven Überblick sowohl über die dekorativen Anschauungen einer jeden Zeit als auch über den Wandel des Schriftcharakters; die nur fragmentarisch erhaltenen oder nur unscheinbaren hat man an der nördlichen Außenseite der Kirche gut gesichert angebracht, die übrigen dekorativ wirkungsvollen aber im Innern, gut verteilt, aufgestellt. Allen voran steht das imposante Renaissancedoppelgrabmal des Vogts Hans Hartmann von Habsberg und seiner Frau. Köstliche Proben der Rokokokunst stellen die 2 Epitaphien des Stabhalters Blankenhorn († 1726) und der Familie Engelhard Sonntag dar. Ein treff-



liches Muster spätgotischer heraldischer Kunst ist der nur etwas abgetretene Stein des Erhard von Neuenfels. Durch diese charaktervollen Zeugnisse und Erinnerungen aus Müllheims alten Tagen aber auch durch die alte Ornamentmalerei von wohltuender Farbigkeit und Wärme ist dem Innenraum ein gut Teil stimmungsvollen Lebens eingehaucht worden. Jedenfalls besitzt heute die Stadt eine Festhalle von so monumentaler Raumwirkung und vornehmer weihevoller Stimmung wie wohl kaum eine andere Gemeinde des Landes. Zugleich ist hier ein Vorbild geschaffen, wie alte Baudenkmäler, die ihre ursprüngliche Verwendung verloren haben, würdig auch weiterhin erhalten werden können. Dank dafür der Stadt und ihrer einsichtigen Einwohnerschaft!

Scheibenschlagen

Von Hermann Burte

Schyby, Schyby, Schybo!
Wem soll die Schybe goh?
So wyt me Füürer brenne duet
So wyt glengt's alimannisch Bluet.
Heluff! My ersti Schybe fahrt
Im liebe Volch un syner Art,
    Schyby, Schybo!

Schyby, Schyby, Schybo!
Wem soll die zweiti goh?
Schön gäl un rot, wie d' Flamme sin
Stöhn Farbe im e Fahnen inn:
Dem Badnerländli gäl un roth,
Dem simmer treu bis in der Dod!
    Schyby, Schybo!

Schyby, Schyby, Schybo!
Wem soll die dritti goh?
Der Bode schwarz, der Himmel roth
Der Schnee rein wiis: die Schybe goht
Im dütsche Riich! — wenns je verwacht,
E Morge dagt no jedere Nacht:
    Schyby, Schybo!

Schyby, Schyby, Schybo!
Wem soll die Schybe goh?
Es isch die letzschti abem Droht,
Jez lueg emol wie wyt sie goht,
Die fahrt frei furt, die fliegt bis haim,
Volch Land un Riich, die drei in aim!
    Schyby, Schybo!

Aus „Madlee“. Alemannische Gedichte von Hermann Burte. Verlag G. K. Sarasin, Leipzig.





1. Markgraf Ernst von Baden. Medaille von Friedr. Hagenauer
(Aus: H. Rott, Kunst und Künstler am Baden-Durlacher Hof, 1917)

Sulzburg

Ein Abriß seiner Geschichte

Von Rudolf Schick, Karlsruhe

Zwischen steilen, tannenbewachsenen Hängen hat sich der Sulzbach im Laufe der Zeiten seinen Weg gebahnt, das enge Tal geschaffen, hinter dem nicht allzufern der massige Belchen sein Haupt erhebt. Wo das Tal sich zur Rheinebene öffnet, wo rebentragende Hügel von den düstern Schwarzwaldbergen zu ihr überleiten, da liegt wohl versteckt die Stadt Sulzburg, in einer Lage, die jedem Naturfreund durch die auf so knappem Raum vereinten Gegensätze Freude bereiten muß. So friedlich aber die Stadt daliegt, so unruhvoll ist ihre Geschichte, in der so mancher Feind sie zu finden wußte. Freilich haben sich hier keine großen Welthändel abgespielt, nein: nur deren Ausläufer sind es und reine Lokalereignisse, über die uns Urkunden und Akten berichten, Alltäglichkeiten des Weltgeschehens, über die die Weltgeschichte nicht spricht. Gerade dadurch stehen sie uns aber näher; sie sind leichter zu verstehen, weil sie nicht wie jene durch ihre Größe das Schicksal des Einzelmenschen völlig verdecken, weil sie vielmehr gerade dieses beleuchten; gerade durch diese Vertraulichkeit sind sie aber umso anziehender. So muß die Ortsgeschichte in die Breite gehen, da jedes Zusammenfassen ihr ihren eigentlichen Reiz raubt. Auch dieser Abriß[1] kann nur auf einzelnes etwas näher eingehen, muß darauf verzichten, so manche reizvolle

[1] Erwachsen ist diese Arbeit aus der Beschäftigung des Verfassers mit einer neuen Stadtgeschichte von Sulzburg, die jedoch noch nicht vollendet ist. So ist es auch nicht unmöglich, daß einzelne der hier vorgetragenen Dinge bis zur Erschöpfung des archivalischen Materials ihr Bild noch ändern. Einstweilen ist für Sulzburgs Geschichte noch zu benutzen: E. Martini, Sulzburg, in der Zeitschrift für Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, Band 5 (1882).

Kleinigkeit zu bringen: zu knapp ist der verfügbare Raum, zu vielgestaltig Sulzburgs Werdegang.

Zwar wird unser Ort schon im Jahre 840 als Sulzibergeheim erwähnt, wo ein Presbyter Bertfrit dem Kloster Lorsch Besitz schenkt, aber erst im Jahre 993 beginnt die zusammenhängende Geschichte. Damals stiftete ein gewisser Pyrtilo, vielleicht ein Vorfahr der Herzöge von Zähringen, zum Heile seiner Seele ein Klösterlein, das er St. Cyriacus, einem zu jener Zeit in Deutschland sehr beliebten Heiligen, weihte. Dem Nonnenklösterlein, dessen Gründung, wie so manche andere und besser, als alle Forschungen in Urkunden und Literaturwerken es vermögen, zeigt, daß man damals Sinn für die Schönheiten der Natur besaß und gern an schönen Orten wohnte, wurde bald von verschiedenen Seiten Besitz zugewendet; sogar die deutschen Könige fehlen nicht unter den Stiftern: Otto III. schenkte Land, Heinrich II. gab die Erlaubnis einen Markt zu errichten, ein Recht, das in jener Zeit allein einem Ort die Entwicklung zur Stadt ermöglichte.

Im Jahre 1028 verlieh Kaiser Konrad II. alle Silbergruben im Breisgau, darunter auch solche bei Sulzburg, wo also schon damals Bergbau betrieben worden sein muß, dem Bischof von Basel, dem auch das sonst zur Diözese Konstanz zählende neue Kloster in geistlichen Dingen unterstellt wurde. Mit der Ausübung der Aufsicht beauftragte der Bischof zunächst den Abt von St. Blasien, der schon 1125 Ita von Kaltenbach, die Gründerin des Klosters Sitzenkirch, aus dem Nonnenkloster Bernau nach Sulzburg schicken mußte, um dort nach dem Rechten zu sehen. Die weltliche Aufsicht aber, die sogenannte Vogtei, verlieh er den Erbschenken seiner Hofhaltung, den Herren von Usenberg. Einige von diesen mißbrauchten allerdings, wie es damals nicht selten geschah, ihr Amt und schreckten sogar vor Gewalttätigkeiten gegen Hab und Gut ihrer Schützlinge nicht zurück. So geriet das nie besonders reiche Kloster im Lauf der Zeit in drückende Armut, so daß selbst sein Weiterbestand in Frage gestellt war. Um es nicht soweit kommen zu lassen, wandten sich die Klosterfrauen im Jahre 1346 in einem flehentlichen Schreiben an den Papst nach Avignon, der ihnen darauf die Einkünfte der Kirche von Rimsingen überwies. Auch Güterverkäufe des Klosters in diesen Jahren, wie der des Sultzhofes in Vörstetten an den Johanniterorden, hängen wohl mit dieser Notlage zusammen.

Nicht besser wie dem Kloster erging es aber auch den Herren von Usenberg, die in jenem Jahrhundert Stück um Stück ihrer Herrschaft verkauften oder verpfändeten. Im Jahre 1352 ereilte dieses Schicksal auch die in ihrem Besitz befindlichen halben Wildbänne bei Sulzburg, das inzwischen, wohl gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, von seinen Herrn zur Stadt erhoben worden war; sie kamen, wie vieles andere, an die Markgrafen von Baden-Hachberg. Diesen fiel schließlich im Jahre 1388 nach dem Aussterben der Herren von Usenberg auch unser Städtchen zu; es mußte aber erst aus den Händen der benachbarten Herren von Staufen, an die es versetzt war, eingelöst werden, und ebenso galt es, die an die Grafen von Freiburg abgetretene Lehensherr-

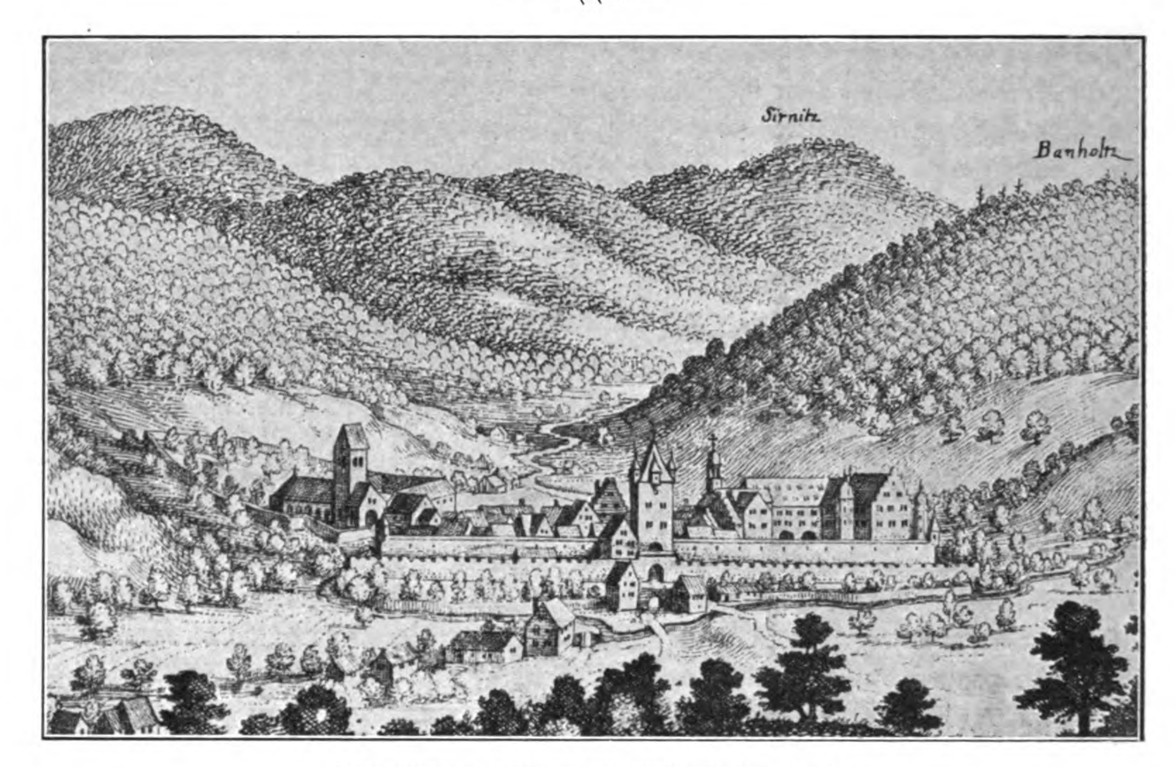


lichkeit zurückzugewinnen. Bald aber folgte eine neue Versetzung, bis der letzte Markgraf der hachbergischen Linie im Jahre 1415 sein ganzes Gebiet um 80 000 rheinische Gulden an seinen mächtigeren Verwandten, den Markgrafen Bernhard I. von Baden, verkaufte.

Bernhard I., der bekannte Begründer des badischen Territorialstaates, führte die Verwaltung von Sulzburg aber nicht selbst, sondern übertrug sie seinem Sohn Jakob I., der die Stadt aber noch zu Lebzeiten seines Vaters an die verwandten Markgrafen von Rötteln-Sausenberg verpfändete; doch löste er sie selbst nach etwa zwanzig Jahren wieder ein. Während dieser Zeit war ihr, deren Kloster vom Konzil von Basel erneut dem Bischof von Basel unterstellt wurde, von König Friedrich III. nicht nur ihr, wie schon erwähnt, von König Heinrich II. gestifteter, allerdings schon einige Zeit nicht mehr abgehaltener Wochenmarkt erneuert, sondern auch zwei Jahrmärkte verliehen worden, ein Zeichen für die Blüte der Stadt, die sie vor allem dem Bergbau und den die Förderung sogleich verarbeitenden Hüttenwerken verdankte. Nur mit dem Erwerb der heute ihren Hauptbesitz bildenden Wälder sollte es noch bis 1617 dauern; damals besaß sie sie noch gemeinsam mit den benachbarten Ortschaften zur Nutzung, was uns heute noch eine ganze Anzahl von Urkunden über mehr oder minder rasch und friedlich beigelegte, aber stets wieder auflebende Streitigkeiten, sowie eine Reihe von Waldordnungen bezeugen.

Mit dem Jahre 1515 begann für Sulzburg ein Jahrhundert der Blüte. Markgraf Ernst, dem die breisgauischen Lande zufielen, als Markgraf Christoph seinen Besitz unter seine drei Söhne verteilte, verlegte seine Residenz hierher und begann sofort in der Südwestecke der Stadtumwallung das auf der rechten Seite des beigegebenen Stiches von Merian erkennbare dreistöckige Schloß zu erbauen. Ein merkwürdiges Schicksal wollte es, daß gerade Markgraf Ernst, der der damals beginnenden Reformation ablehnend gegenüber stand, sich gezwungen sah, das Kloster in Sulzburg aufzulösen. Die inneren Zustände in diesem waren nämlich so unhaltbar geworden, daß im Jahre 1523 sogar der Bischof von Basel der Vertreibung der Nonnen und ihrer Meisterin Gunsia Spörlin zustimmte; die Verwaltung der Gebäude wurde einem Schaffner übertragen. Für die kirchlichen Bedürfnisse der Stadt war das ohne Bedeutung, da neben dem Prior des Klosters ein besonderer Leutpriester da war, dessen Pfründe im Jahre 1391 von Anna von Schwarzach gestiftet worden war. Wider alles Erwarten endete der Aufenthalt des Markgrafen Ernst in Sulzburg sehr schnell: im Jahre 1535 fiel ihm bei der Verteilung des Erbes seines Bruders Philipp noch die untere Markgrafschaft zu, was ihn veranlaßte, den Regierungssitz nach Pforzheim zu verlegen. Doch hat er seine alte Residenz, deren Kloster im Jahre 1548 auch wieder eingerichtet wurde, nicht vergessen; sie wurde der Witwensitz seiner dritten Gemahlin Anna Bombast von Hohenheim, die dort auch ihre letzte Ruhestätte fand; heute noch ist ihr Grabstein in der im neunzehnten Jahrhundert neu erbauten Stadtkirche zu sehen. Noch zu ihren Lebzeiten wurde das Kloster endgültig aufgehoben, als ihr Stiefsohn, der in Sulzburg geborene





2. Ansicht von Sulzburg. Nach Matth. Merian, 1643
(Aus: H. Rott, Kunst und Künstler)

und sich öfters hier aufhaltende Markgraf Karl II., im Jahre 1556 in seinen Landen die Reformation einführte. Den alten Glauben konnte er allerdings nicht so schnell ausrotten, wie in unserer Stadt das rührende Beispiel von dem Kammerschreiber zeigt, der „sein Weib vor ihrem Absterben durch ein Meßpfaffen mit dem Sakrament versehen und, als sie gestorben, ußer der Herrschaft in das Bapstthumb füeren und allda begraben lassen".

Bei der letzten Erbteilung in der Markgrafschaft Baden-Durlach nach dem Tod Karls II. fiel Sulzburg mit Hochberg zunächst an Jakob III., dessen Übertritt zum katholischen Glauben seinerzeit in ganz Europa Aufsehen erregte. Auch er hatte Sulzburg zum Wittum seiner Gemahlin bestimmt, dies aber kurz vor seinem Tod wegen der Entlegenheit Sulzburgs „in Erwägung ihrer freundlichen ehelichen Liebe und Treue" durch Emmendingen ersetzt. Ihm folgte sein Bruder Georg Friedrich, der unsere Stadt im Jahre 1599 wieder zur Residenz machte. Es entstanden nun eine Reihe von Erweiterungsbauten des Schlosses, die mit diesem durch einen Gang verbundene Schloßkirche und der heute noch teilweise erhaltene Schloßgarten. Mit Begeisterung erzählt eine schweizer Gesandtschaft, die 1612 im Schloß übernachtete, von „einem schönen Pallast von Zimmet-Gärten, Springbrunnen, einem lustigen großen Hof und anderen zierlichen Gebäuwen dem Herrn Margrafen zugehörig," eine Schilderung des Schlosses, die wir leider fast als die ausführlichste bezeichnen müssen. Auch errichtete Georg



3. Der Marktplatz von Sulzburg
Rechts: Haus Steinhäußler, an der Stelle des Hauptgebäudes des ehem. markgr. Schlosses; links: das Rathaus, der ehemalige Saalbau des Schlosses

Friedrich in den alten Klostergebäuden eine allerdings nie zu besonderer Blüte gelangende Lateinschule, machte die Stadt zum Sitz der Regierungsbehörden und der Generalsuperintendentur der oberen Lande. Auf alle Fälle stellt diese Zeit einen Höhepunkt in Sulzburgs Geschichte dar, deren glänzendste und friedlichste Tage es damals erlebte. Denn gleichzeitig stand sein Bergbau, standen seine Hüttenwerke in höchster Blüte, die ihre Erzeugnisse bis nach Venedig lieferten. Und die Verhältnisse änderten sich auch nicht, als Georg Friedrich im Jahre 1604, nachdem die ganze Markgrafschaft Baden-Durlach wieder in seiner Hand vereinigt worden war, den Sitz der Regierung in die Durlacher Karlsburg verlegte; auch weiterhin unterhielt er in Sulzburg einen stattlichen und zahlreichen Hofstaat.

Doch noch während Georg Friedrichs Regierungszeit brach ein schweres Unglück über die oberrheinischen Lande herein: es begann die harte Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Fast Unerträgliches hatte da auch Sulzburg zu erdulden, worüber uns vor allem von dem Pfarrer Johannes Fecht in die Kirchenbücher eingetragene Bemerkungen unterrichten. Zwar herrschte während der ersten Kriegsjahre in diesen Gegenden noch ziemlich Ruhe, doch brachten vom Jahre 1624 ab Einquartierungen und Requisitionen durchziehender Truppen viele Nöte. Die Regierung führte in jener Zeit im Namen des Kaisers Claudia von Medici, die Witwe Erzherzogs Leopolds V. von Österreich,

während Markgraf Georg Friedrich in unsteter Flucht In- und Ausland durcheilte, mit großer Tapferkeit, aber stets unglücklich auch mit den Waffen für die protestantische Sache eintrat, bis er schließlich im Drachenschloß zu Straßburg zur Ruhe kam. In demselben Jahre 1627 gelang es seinem Sohn Friedrich V., seine Belehnung mit den baden-durlachischen Landen zu erreichen. Schon 1635 aber ging er ihrer wieder verlustig, Claudia von Medici begann wieder, die oberländischen Herrschaften zu verwalten. Diese Jahre brachten für Sulzburg die schlimmste Zeit. Schon im Jahre 1633 litt das Schloß schwer durch Plünderung, der sich in den nächsten Jahren Überfälle, neue Plünderungen, Einquartierungen und Requisitionen anschlossen. Oft sahen sich die Einwohner, denen Hungersnot und Seuchen das Leben noch mehr erschwerten, zur Flucht vor der immer mehr verrohenden Soldateska gezwungen. Im harten Winter galt es manchen Tag, ja manchmal Wochen in den Wäldern zuzubringen, woran noch heute die Sage von der Pfarrershöhle erinnert; und gar froh konnte sein, wer sicher, ohne in die Hände plündernder und mordender Soldaten zu fallen, in eine der benachbarten Städte gelangte und dort Zuflucht fand. Erzherzogin Claudia wollte in dem ihr unterstellten Gebiet auch den alten Glauben wieder einführen, auf Grund des Restitutionsedikts das Kloster wiederherstellen. Ihr Plan scheiterte, weil gegenüber den von ihr bevorzugten Jesuiten der auch Anspruch erhebende Abt von St. Blasien die Unterstützung des Kaisers fand, der schließlich anordnete, jedem Orden solle sein Besitz erhalten bleiben, demnach Sulzburg den Benediktinern. Doch die Geschichte des St. Cyriakus-Klosters war beendet; der Beginn der Friedensverhandlungen unterband die Ausführung der erlassenen Verordnungen. Die Klostergebäude selbst gingen im Jahre 1769 durch einen Brand bis auf geringe Reste zugrunde, während die nur noch zu Leichengottesdiensten dienende Kirche im achtzehnten Jahrhundert, als sie völlig einzustürzen drohte, wiederhergestellt wurde; und heute versäumt wohl kein Besucher Sulzburgs diese ehrwürdige Zeugin der Vergangenheit aufzusuchen.

Erst durch den Westfälischen Frieden kam Sulzburg, dem diese Jahre den Besuch des später zum Katholizismus übergetretenen und sogar Kardinal gewordenen Sohnes Friedrich V., Gustav Adolf brachten, wieder an seinen angestammten Herrn. Wie das ganze Land war auch unsere Stadt verarmt und menschenleer; gar manche Trümmerstätte erinnerte noch lange an die Jahre des Schreckens. Völlig ruhten Bergbau und Hüttenwerke, diese Quellen des Reichtums; die Bergleute hatten sich in alle Welt zerstreut. Wie ganz Deutschland hatte auch Baden eine Zeit der Ruhe nötig, um sich von den geschlagenen Wunden zu erholen, um wieder aufzubauen und neu einzurichten, was die Jahre des Kriegs zerstört hatten.

Doch nur kurz war die Erholungsfrist, die den Landen am Rhein gegönnt war; die Raubkriege der Franzosen unter König Ludwig XIV. brachten neue Not, neue Drangsale. Sie begannen, als sich die deutsche Reichsarmee sammelte, um die badischen und vorderösterreichischen Gebiete gegen französische Ausfälle aus der Festung Breisach zu schützen. So schlimm hausten besonders die Soldaten des schwäbischen Kreisregiments im Jahre 1675 in dem befreundeten Land, daß die Witwe Friedrichs V., die Mark-





4. Porträtgemälde der Markgräfin Katharina Barbara
Vermutlich von dem Basler Maler J. R. Huber. Am 27. 7. 1922 im Rathaus zu Durlach vernichtet
(Aus: H. Rott, Kunst und Künstler)

gräfin Elisabeth Eusebia aus ihrem Witwensitz in Sulzburg nach Basel fliehen mußte, wo sie infolge der Anstrengungen einem Schlaganfall erlag. Besser erging es unserer Stadt, als im folgenden Jahre Herzog Karl von Lothringen den Oberbefehl übernahm; er war mit dem Markgrafen von Baden-Durlach befreundet und verschonte deshalb Stadt und Schloß Sulzburg mit der Einquartierung seiner zuchtlosen Truppen, die dafür umsomehr in den umliegenden Ortschaften plünderten; deren Einwohner suchten und fanden in Massen Zuflucht in Sulzburg für dessen Schutz eine Sicherheitswache im besonderen Auftrage des Herzogs sorgte. Kaum war aber dies Heer weitergezogen, da erschienen französische Truppen, die, nachdem sie vorübergehend durch eine kaiserliche Armee vertrieben worden waren, im Winter 1677/78 ihre Winterquartiere in der Stadt aufschlugen. Wahrscheinlich in dieser Zeit ging, vielleicht beim Abzug absichtlich in Brand gesteckt, das Schloß in Flammen auf; nur der rechte Flügel, das heutige Rathaus, und die Schloßkirche wurden gerettet.

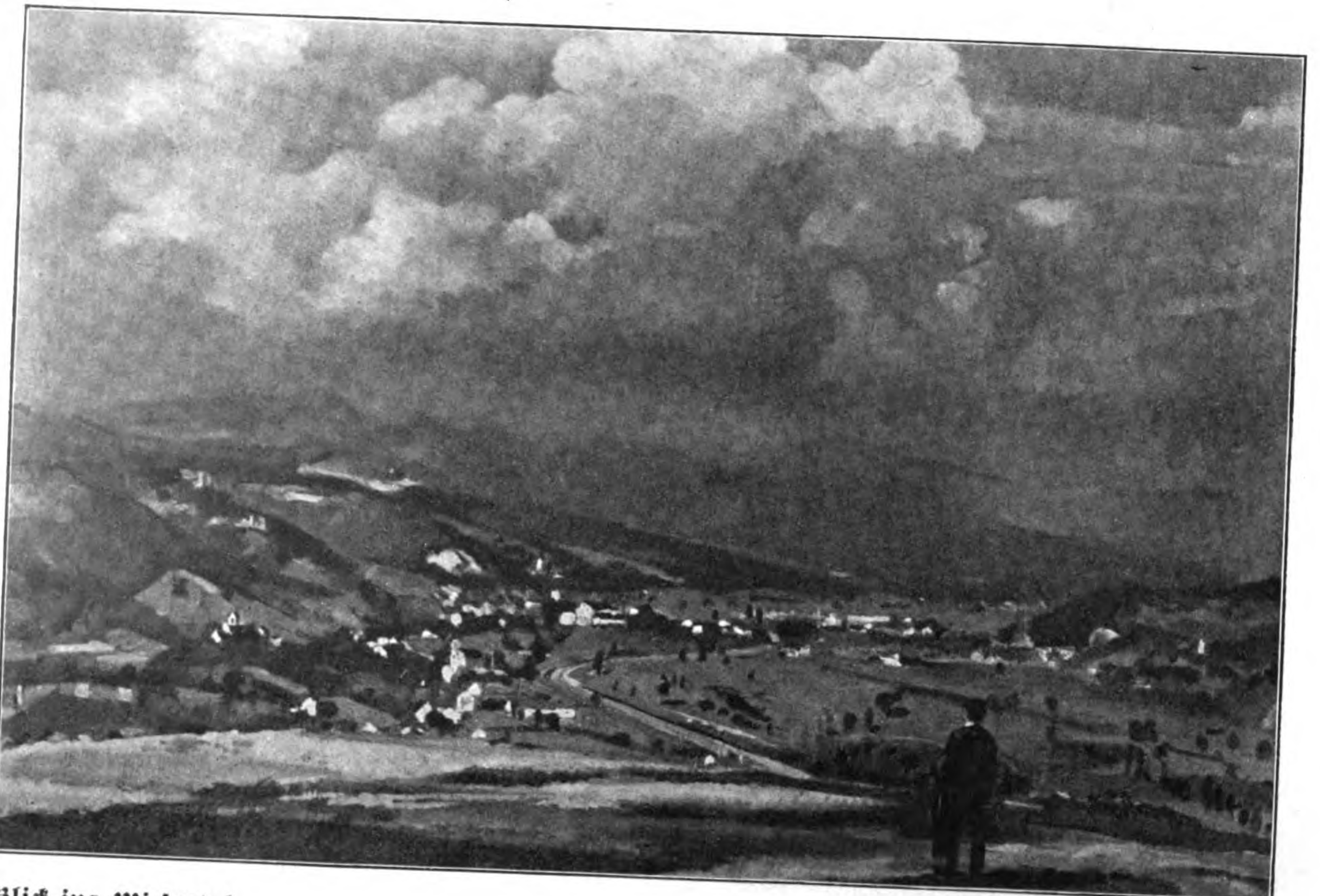
Neue Bedrängnisse brachte der pfälzische Erbschaftskrieg, der Sulzburg an den Rand des Abgrunds führte. Im Januar 1689 bezogen drei Kompagnien französischer Dragoner in der etwa siebenhundert Einwohner zählenden Stadt Quartier, im Januar des nächsten Jahres eine Kompagnie für zwei Wochen. Da lagen in manchem Haus, dessen Bewohner entflohen waren, zwölf bis fünfzehn Mann, und als sie abzogen, waren die meisten Gebäude „aufs Äußerste" beschädigt. Eine erhaltene Aufzählung der 1690 erlittenen Schäden läßt uns den ganzen Jammer verstehen, weswegen wir einzelnes daraus anführen: Im Rathaus Ruinierung der Fenster, Öfen, Türen, Läden, Hinwegnahme alles Eisenwerks; das Badhaus in der Stadt ruiniert, Badkessel und alles Eisenwerk genommen; ein großer schöner Röhrbrunnen zerschlagen und zwei mössine Rohre geraubt; eine Glocke von ca. 1½ Zentner Gewicht und eine große Schlaguhr zerschlagen und geraubt; im Wirtshaus zum Löwen dreißig große Fenster, unter welchen etliche mit schönen gemalten Schilden ausstaffiert gewesen, gänzlich samt Rahmen und Beschläg zerschlagen und genommen, die Scheuer halb abgedeckt, die Metzig, Trotte, Keller übel zugerichtet, viel Hausrat geraubt. Kaum ein Bürger hat nach dieser Liste keinen Schaden erlitten, die Stadt und Bürgerschaft zusammen aber in diesem einen Jahre fast zwanzigtausend Gulden. War der Schaden auch nicht jedes Jahr so groß, so waren es doch bis zum Ende des Spanischen Erbfolgekriegs nur wenige Jahre, in denen nicht mindestens größere Kontributionen für die französischen Besatzungen von Breisach, Freiburg und Neuenburg geliefert werden mußten, unerträgliche, zur Verelendung führende Lasten.

Ein Lichtblick in diesen Zeiten, in denen übrigens auch der bekannte Geschichtsschreiber Daniel Schöpflin hier das Licht der Welt erblickte, war für die Bürgerschaft die mehrmalige Anwesenheit der Prinzessin Katharina Barbara. Schön und edel, in Wissenschaften und Künsten erfahren, ihrem Glauben so treu, daß sie seinetwegen die Hand Kaiser Leopolds I. ausschlug, sah sie ihre Lebensaufgabe darin, die Not der Kranken und Armen in stillem Wirken zu lindern. Für sie stiftete sie im Jahre 1714 in





Kriegstafel in der Kirche zu Steinen i. W. Prof. H. A. Bühler



Blick ins Wiesental

Hermann Strübe-Burte



5. Gesamtansicht des heutigen Sulzburg von Westen

Sulzburg eine Apotheke, in der allen bedürftigen Landesbewohnern „aufrichtige Medikamente ohnentgeldlich“ gereicht werden sollten. Noch manche Wohltat ging von ihr aus, wie auch manche Kirche ihr Geräte und selbstgestickte Altardecken verdankt. Und auch die Herzen der Jugend wußte sie zu gewinnen: noch lange gedachte sie am Sonntag Lätare, wenn jedes Kind vom Neugeborenen bis zum Konfirmanden seinen Wecken erhielt, der edlen Stifterin.

Auch Markgraf Karl Wilhelm, der Gründer Karlsruhes, fand die Zeit, sich um Sulzburg zu kümmern. Er sorgte für die Wiederherstellung und Hebung des im sechzehnten Jahrhundert als heilkräftig erkannten, während der Kriegsjahre aber nicht mehr besuchten Sulzburger Bades. Auch die Wiederaufnahme des Bergbaus suchte er herbeizuführen; doch waren die Gruben nicht mehr ergiebig genug, und die viel Geld verschlingenden, aber mißglückten Versuche einiger Abenteurer nahmen anderen die Lust, so daß diese alte Erwerbsquelle der Stadt langsam völlig versiegte. Trotz aller dieser Versuche und der nur im Österreichischen Erbfolgekrieg unterbrochenen Ruhe war die Stadt noch im Jahre 1758 im größten Elend; damals stellte nämlich der badische Rat Wild von Emmendingen in einem Gutachten fest, daß man von den Einwohnern „zwei Drittel für arme Leute, die des Bettelns sich kaum erwehren können, halten muß“. Doch erholte sich Sulzburg während der Regierungszeit des Markgrafen Karl Friedrich langsam von den durchgemachten Leiden. Unter ihm wurde es auch





der Sitz des Rabbinates der oberländischen Juden, deren erste sich unter Markgraf Ernst hier niedergelassen und bald eine feste Gemeinde gebildet hatten.

Über die allerneueste Zeit ist wenig mehr zu sagen. Die Kriege Napoleons brachten zwar auch Einquartierungen und Kriegslieferungen mit sich, doch litt darunter nur die als Magazin benützte Schloßkirche schwerer; sie wurde so baufällig, daß man vom Jahre 1834 ab an ihrer Stelle die neue Stadtkirche erbaute. Das Jahr 1848 endlich brachte Sulzburg den Besuch der badischen Aufständischen, die am Tage, bevor sie von General Hoffmann bei Staufen zersprengt wurden, hier Quartier bezogen.

Seither ist Sulzburg in stetem Aufblühen und Wachsen begriffen. Doch hat es darüber seine Vergangenheit nicht vergessen, und gern pflegt man die Erinnerung an die Vorfahren, die so manches Leid und manche Freude im Lauf der Jahrhunderte an diesem schönen Fleckchen Erde erlebt haben.

Schlageter †

Schlageter, ein Alemanne vom Tal,
ein frommer, dem Glauben ergeben,
Warf in die Wirbel des Rheins und der Ruhr
sein jung frisch blühendes Leben.
War seine Sache wohl gut und gerecht?
Das gute Blut gibt ihr Weihe.
Saat war die Tat! So dankt ihm und schafft,
daß die Ernte der Freiheit gedeihe!

B.




Schönauer Stadtsiegel

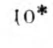

Todtnauer Stadtsiegel


Zeller Stadtsiegel

Die Städte des hinteren Wiesentales

Von Theodor Humpert, Gaggenau

Während auf dem fetten Boden der Rheinebene und auf der Baar wie im Hinterland schon im zweiten und ersten Jahrhundert vor Christi Geburt menschliche Niederlassungen in Form von Lagerstätten oder Weilern nachzuweisen sind, blieb das hintere Wiesental mit seinen undurchdringlichen Wäldern und seinem rauhen Klima lange Ödland. Wohl erst in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt zogen sich die Kelten aus Furcht vor Überfällen feindlicher Völker auch in das Dickicht des hinteren Wiesentales zurück, rodeten den Wald stellenweise aus und gründeten Siedelungen. So entstanden die Keltenniederlassungen Aitern und Präg und das Dörfchen Böllen. Aus der Römerzeit ist trotz der ziemlich reichhaltigen Besiedelung des Dinkelbergs und des Oberrheintals durch die Römer im hinteren Wiesental nur eine Siedelung, und diese nicht völlig sicher, nachzuweisen, der Weiler Kastel bei Schönau, der wohl eine römische Befestigung (castellum) zur Sicherung der Wiesentalstraße gewesen sein wird. Die meisten Siedelungen des hinteren Wiesentales stammen aus der alemannisch-fränkischen Zeit. Im ersten Jahrhundert wurde auf einer schönen Au, die sich in einem sonnigen Becken ausbreitet, eine Siedelung gegründet, die man Schönau nannte. Der Name wird erstmals 1113 als Scoennowe erwähnt. Um dieselbe Zeit gründete ein Totto in verlassener, unfruchtbarer Gegend die Tottenowe, das heutige Todtnau. Mit einer toten Au hat die Siedelung so wenig etwas gemein, wie es Schlechtnau etwa mit einer schlechten hätte. Schlechtnau, im Jahre 1301 Slehtlop genannt, bedeutet Schlehenwald. Utzenfeld wurde von einem Utzo (Ulrich, Utz) gegründet und kann keinesfalls etwa das äußere Feld bedeuten, Rollsbach von einem Rollo, der Weiler Holzinshaus (mundartlich richtig Holzehus) von einem Holzo, Hepschingen von einem Habskar, Mambach von einem Mano, Muggenbrunn von Muggo, der die Siedelung an einem Brunnen (Langenbach) anlegte, und Atzenbach von einem Atzo. Wembach, 1352 Wendwag genannt, dürfte sich als Gumpen an der Wand (Bergabhang) oder an der Wende (am Wasserdamm) erklären lassen. Zell ist als eine cella der Fridolinsmönche von Säckingen zu erklären und wurde als Expositur für die Pastoration des umliegenden Gebietes gegründet; auch Pfaffenberg dürfte von ihnen angelegt worden sein. Adelsberg hieß 1363 Adlisberg, was so viel als Berg des Adal oder Adalot bedeuten wird. Tunau ist die Au eines Tuno.





Jüngeren Alters sind alle Siedelungen, die durch Urbarmachung des Waldes entstanden sind. Das geschah um die Wende des ersten Jahrtausends. Die Klöster Säckingen und St. Blasien gaben Waldstriche behufs Ausrodung in Erblehenstand; die Waldstriche wurden abgehauen, ausgebrannt und in fruchtbares Ackerland umgewandelt. Diese Tätigkeit nannte man schwanden, ausschwanden oder schwenden, auch schweinen, der ausgerodete Platz hieß die Schwand, in der vokalreichen Sprache der Vorfahren Swanda, und erhielt seinen Namen nach der Lage des Platzes oder nach demjenigen, der ihn schuf und einen Hof daselbst errichtete. Man nannte solche Siedelungen auch Rütte. Auf diese Weise entstanden Herrenschwand (1088, Wernheri Swanda), Entenschwand (war 1374 noch ein „mättlin" ohne Hof und Scheuer), die Schwandung des Anto, Ittenschwand, die Schwandung des Itto, Geschwend, Rütte (Todtnauberg-Rütte), Michelrütte, Waldmatt, Helblingsmatt, Sonnenmatt, Rohmatt, Riedichen (früher Riedacker). Der Bergbaubetrieb im hinteren Wiesental, der viele Arbeitskräfte von auswärts anzog, machte die Anlage neuer in der Nähe der Stollen gelegener Siedelungen notwendig, und so entstanden etwa im 13. Jahrhundert Todtnauberg, das Todtnau auf dem Berg im Gegensatz zu Todtnau im Tale, (1484 huß und hof, das gelegen ist ze Todtnau uff dem berg), Brandenberg, Aftersteg (hinterer Steg über den Langenbach), Schönenberg, das Schönau auf dem Berg (1272 Schoenenberg), und Wieden.

Die keltischen Siedelungen liegen in den Seitentälern, die römische Siedelung über der Wiesentalstraße, die alemannisch-fränkischen Siedelungen fast durchweg im Haupttal, die Schwandungen auf der Höhe oder in den Seitentälern, die Bergwerkssiedelungen in den Hochtälern oder auf der Höhe. Die natürlichen Mittelpunkte dieser Siedelungen und die Sammelpunkte der drei nach ihnen genannten Wirtschaftsgebiete[1] sind die Wiesentalstädte Schönau, Todtnau und Zell.

Schönau im Wiesental! Schon in dem Namen liegt etwas Bezauberndes. Ganz unwillkürlich prägt sich dem Fremden das Bild einer Kleinstadt inmitten saftiger Auen fest, das der Herrgott wie eine Perle hineingesenkt hat in eine majestätische Bergwelt. Und fürwahr: es ist tatsächlich so malerisch in einen farbenfreudigen Wiesenteppich hineingelegt, wie man es lieblicher nicht finden kann. Ein Kranz von waldigen Höhen umgibt einen grünen Talkessel, in dessen Grunde, zwischen Bäumen teilweise versteckt, die freizügig gebaute Stadt liegt, aus dessen Mitte der gewaltige Turm der Pfarrkirche emporragt.

Die Geschichte Schönaus, das in seinem Stadtsiegel den österreichischen Bindeschild mit damasziertem Querbalken und im blauen Feld den sanktblasianischen Hirsch führt, ist die Geschichte des ganzen Tales. 1173 wird es in der von Papst Alexander III. ausgestellten Bestätigungsbulle unter den vielen anderen Besitzungen St. Blasiens genannt, war schon 1164 Pfarrort und im 14. Jahrhundert ein bedeutenderer Platz,

[1] Das Wiesental, eine heimatliche Wirtschaftskunde von Dr. Th. Humpert, Verlag Konkordia, Bühl (Baden).

der den stolzen Namen oppidum (Stadt) trug, obwohl eine Verleihung der Stadtrechte nicht nachzuweisen ist, und bestand um 1350 aus fünfzig Häusern und Hofstätten, zwei Mühlen, einer Badstube, einer Gerbe und einem Garhaus. Zur selben Zeit wurde Schönau Sitz des sanktblasianischen Amts Schönau (officium Schoenawe), das in die drei Vogteien Schönau, Todtnau und Fröhnd zerfiel. Zur Vogtei Schönau gehörten außer dem Amtsort Schönau die Ortschaften Wieden, Utzenfeld, Geschwend, Präg, Tunau, Michelrütte, Schönenberg, Aitern, Holzinshaus, Haidflüh, Wembach und die beiden Böllen. Aber das Verhältnis der Schönauer zum Kloster St. Blasien war gleichwohl selten ungetrübt. Mit der den Bewohnern eigenen Zähigkeit kämpften die Schönauer um die ihnen genehme Verfassung, die durch freie Vereinbarung in den Talordnungen von 1321 und 1519 festgelegt wurde. Die Reformation fand auch hier Zuneigung, aber die österreichische Regierung, die die Landeshoheit über die ganze Gegend innehatte, wußte ihr schnell und wirksam entgegenzutreten. Wiederholt brannte Schönau bis auf wenige Häuser und die Kirche nieder, so im Jahre 1559 infolge der Unvorsichtigkeit des Schuhmachers Schäuble, der noch nicht abgelöschte Holzkohlen heimgeführt hatte, ferner während des dreißigjährigen Krieges (1634) durch die raubende und plündernde Soldateska der Schweden, und in den Jahren 1677 und 1678 durch die Soldaten einer Abteilung des unter dem französischen Marschall Graf Créqui bei Breisach vorgedrungenen Heeres, dessen Anprall Freiburg nicht hatte widerstehen können. Aber immer wieder erstand es aus der Asche. Unter all der Kriegsnot des 17. Jahrhunderts, deren Spuren sich tief in das Ortsbild und die seelische Verfassung der Einwohner eindrückten, vergaßen die Schönauer die Wahrung ihrer Rechte nicht, die sie sich in ständigem Kampfe mit ihrem Grundherrn, dem Kloster St. Blasien, erkämpften. Nach der Säkularisation St. Blasiens im Jahre 1805 wurde Schönau zur Großh. Badischen Amtsstadt erhoben, die Gesamtvogtei wurde in neun selbständige Vogteien aufgeteilt, die aber noch weiter zum Kirchspiel Schönau, einem der ausgedehntesten des badischen Landes, gehörten. Wiederum zeigte sich die Hartnäckigkeit der Schönauer in der Wahrung ihrer Rechte und Sitten, als 1812 der Gottesacker von Schönau nach Schönenbuchen verlegt werden sollte. Die ersten auf dem neuen Gottesacker beerdigten Toten wurden gewaltsam wieder ausgegraben und auf dem alten Gottesacker ohne den Pfarrer wieder beigesetzt. Zur Strafe erhielten die Einwohner 200 Mann Exekutionstruppen, und Schönau wurde auf kurze Zeit des Stadtrechtes für verlustig erklärt. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wurde der einst so blühende Silberbergbau wieder aufgenommen, ohne jedoch große Erträgnisse zu liefern, dagegen fand die Landwirtschaft neben der seit alters her betriebenen Viehzucht einen bedeutenden Aufschwung, der aber wieder zurückging, als nach dem Eintritt Badens in den Zollverein (1835) die Baumwollindustrie und die Bürstenfabrikation in Schönau Eingang fanden.

Nicht ohne Vorteil für die so streng konservative Bevölkerung. Das Anwachsen der Industrie brachte neues Blut in die Familien, und die Zahl der Einwohner wuchs auf das Doppelte. Der neuzeitliche Geist der Gemeindeverwaltung schuf Wasser- und





1. Talstraße in Schönau mit Gerichtslinde

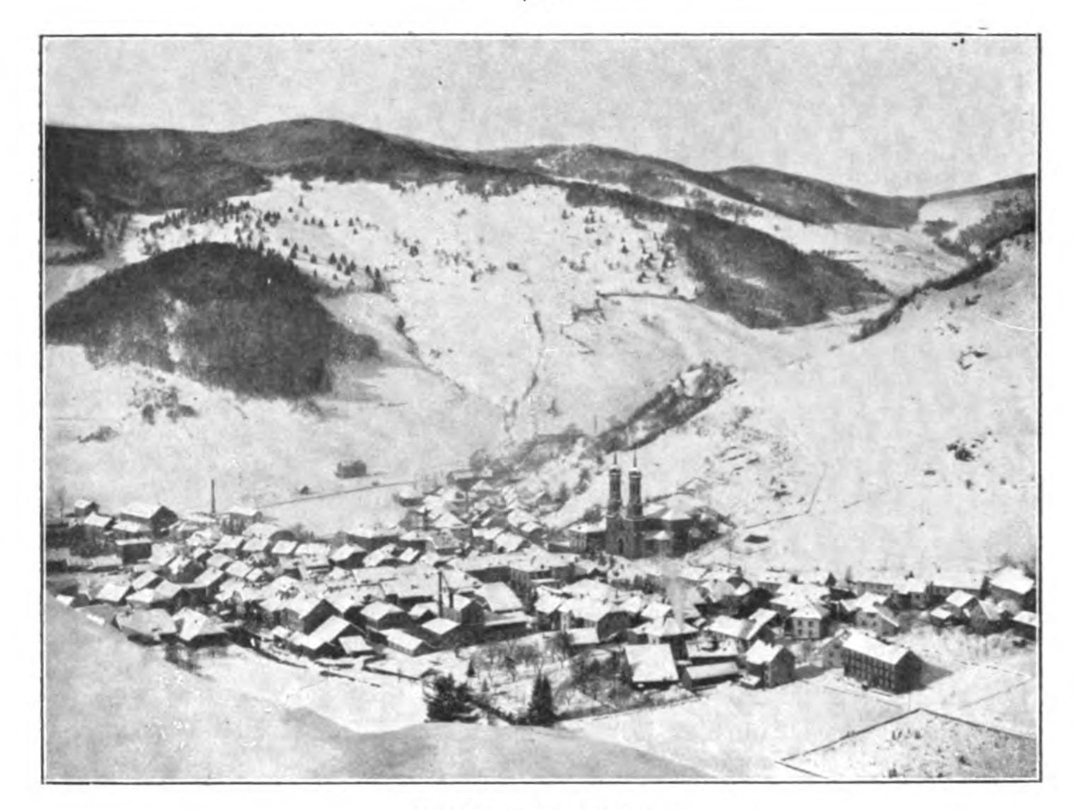
Kraftanlagen, bildete das Ortsbild schöner, erweiterte die Wohnstätten, erstellte prächtige Anlagen und Wege, erbaute eine neue, stattliche Pfarrkirche, gab der Bevölkerung weitere Bildungsstätten und wußte der Stadt den Reiz eines Kurorts zu geben, der, frei von Lärm und Überhebung, seine angestammte Eigenheit zu wahren weiß, ohne die Industrie, die vielen Einwohnern lohnenden Verdienst bot, zu benachteiligen. Heute gibt es in Schönau drei Bürstenfabriken und zwei Webereien und Spinnereien.

Aber die Industrie vermochte nicht, das Volkstum in ihrem Geist, dem Geist der Zersetzung, umzuformen. Unberührt ist noch die Sprache, das rauhe südliche Hochalemannische mit dem typischen, am Hintergaumen gesprochenen ch; sie steckt heute noch voll einer Reihe von urwüchsigen Sprachausdrücken und Sprachbildern. Das Ortsbild ist außerordentlich ruhig. Um die majestätische, gotische Pfarrkirche mit ihrem fast übermäßig hohen Turm gruppieren sich die Wohnhäuser und die öffentlichen Gebäude. Viele sind neuerer Herkunft, und man merkt manchen die völlige Stillosigkeit schon von weitem an. Das Rathaus und die Bürgerhäuser der Talstraße mit ihren drei verputzten Stockwerken und den durchgehenden Speicherräumen stechen angenehm davon ab. Die letzteren stammen fast alle aus dem 18. Jahrhundert, so das Gasthaus zur „Krone", das früher sanktblasianisches Amthaus und zugleich Pfarrhaus war (1742), „s' Marzelle" (Haus Nr. 50). „s' Naglerhannese" (Nr. 57), „s' ald Akzisers" (Nr. 56). Wer aber das typische Schwarzwaldhaus mit gemauertem Unterbau, zweigeschossigem Fachwerkbau mit Holzverschalung, umgeführter Laube und weit vorspringendem Schindeldach sehen will, das Einhaus für Mensch und Tier mit der düsteren Küche und dem lehmigen Boden, der Wohnstube mit der „Kunst" und dem Tisch im Herrgottswinkel, den Schlafkammern, den Ställen, den Futtergängen, der Tenne und der Scheuer, der gehe in die

Neustadt zu „s' alde Dodegräbers" (Nr. 20), zu „s' Isidore" (Nr. 27), zu „s' Siegrischde" (Nr. 25) oder in die obere Mühle auf dem Felsen oder zu „s' Schrienerjörge" (Nr. 112) und zu „s' Gitzibecke" (Nr. 135) oder zu „s' Lachebecke" (Nr. 156) an der Landstraße gegen Schönenbuchen. Und wer das Volk kennen lernen will, wie es weint und lustig ist, wie es die alten Bräuche tätigt, z. B. beim Scheibenschlagen, an der „ald Faasnacht" und bei den kirchlichen Festen, der muß schon einige Jahre unter ihnen gelebt haben, um es ganz zu verstehen.

Todtnau! Man kann diesen Namen nicht aussprechen, ohne sich des Schwarzwalds Königs, des in eiserner Ruhe über die ganze Landschaft thronenden Feldbergs, zu erinnern, in dessen Banne die Stadt liegt, man kann ihn nicht hören, ohne gleichzeitig an den Gewerbefleiß seiner rastlos tätigen und schaffensfreudigen Bewohner zu denken und an die Bürstenindustrie, die der Stadt Weltruf verschafft hat. Todtnaus Zweckbestimmung ist nur die Gewerbetätigkeit. Ohne Zweifel verdankt es den einst dort so ertragreichen Silberbergwerken seinen Ursprung. Daher auch sein Siegel, das im goldenen Schild auf grünem Boden einen stehenden Bergmann mit dem über die Schulter gelegten Fäustel in der rechten und einer Fackel in der linken Hand führt. Schon frühzeitig muß dort Bergbau getrieben worden sein, denn um 1250, als die Bergwerke dem Kloster St. Blasien gehörten, waren sie in solcher Blüte, daß der damalige Abt Arnold II. imstande war, mit ihrem Ertrag die zerrütteten Finanzverhältnisse des Stiftes wieder aufzufrischen. Todtnau ist seit seiner Gründung ausgesprochene Gewerbesiedelung, denn von den Erträgnissen der recht dürftigen Landwirtschaft und der Viehzucht hätten die Einwohner nicht leben können. Als während des dreißigjährigen Krieges die Todtnauer Bergwerke allmählich eingingen, waren sie gezwungen, sich nach einem anderen Gewerbe umzusehen. Schon seit 1680 kamen Züricher Herren allmonatlich nach Todtnau, brachten rohe Baumwolle und ließen sie gegen guten Lohn daselbst von Hand spinnen. Viele Familien fanden mit solcher Hausarbeit ihr schönes Auskommen. Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Handspinnerei durch die Maschinenarbeit überflüssig wurde, errichtete Johann Meinrad Thoma 1828 in Todtnau eine mechanische Baumwollspinnerei, die erste im Wiesental. Seit 1770 bildete den Haupterwerbszweig die Bürstenindustrie. Als ihr Begründer gilt Leodegar Thoma. Ein langes Dasein erhoffte niemand von dem neuen Erwerbszweig, vor allem der tüchtige Schönauer Amtmann Ackermann nicht, der in einem längeren Aufsatz seine Meinung darüber klarlegte. Er hatte falsch geurteilt: die Bürstenindustrie faßte in Todtnau festen Boden, und ums Jahr 1840 zählte man daselbst 42 Haarbinder, 14 Bürstenbinder und 42 Händler. Freilich blieb die Bürstenindustrie lange Zeit in bescheidenen Verhältnissen. Es fehlte den Bürstenmachern der Unternehmungsgeist ihrer Nachbarn auf dem hohen Schwarzwald, die Betriebsamkeit im Handel und ein gewisser geschäftlicher Weitblick. Erst nach der durch auffallend starken Preissturz und geringer Absatzmöglichkeit herbeigeführten Katastrophe der fünfziger Jahre — an die Stelle der Bürstenindustrie trat für kurze Zeit das Strohflechten — begann sie sich zu konzentrieren, ein Aufsaugungsprozeß setzte ein, und nur wenige Kleinmeister ver-





2. Todtnau im Winter

mochten ihre Betriebe beizubehalten. Ums Jahr 1830 bestanden in Todtnau auch zwei Zunderfabriken, von denen die eine noch im Jahre 1871 750 Zentner Zunder fertigte. Auch die Salpetersiederei wurde eine Zeit lang lebhaft betrieben. Ums Jahr 1827 wurde in Todtnau auch eine Handpapierfabrik errichtet, die im Jahre 1841 in eine mechanische umgewandelt und später mit einer Holzschleiferei verbunden wurde. Heute stehen in Todtnau eine Spinnerei und Weberei, vier Bürstenfabriken, eine Papier- und Pappefabrik und drei Maschinenfabriken in friedlichem Wettbewerb.

Todtnau war Talvogtei für die Gemeinden Todtnau, Todtnauberg, Schlechtnau, Muggenbrunn, Aftersteg und Brandenberg. Mit dem Anfall des Breisgaus an Baden wurde sie aufgelöst. Die anhaftenden Gemeinden wurden selbständig, und im Jahre 1809 wurde Todtnau zur Stadt erhoben. Aber lange schlief es noch den Dornröschenschlaf, bis der Bau der Landstraße nach Kirchzarten (1848 bis 1855) und über den Feldberg (1876) sowie die Eröffnung der Zell-Todtnauer Bahn (1889) die so lebensnotwendige Verkehrsverbindung nach Basel und Freiburg erleichterte. Im Jahre 1876 brannte die Stadt fast ganz nieder. War auch das augenblickliche Elend der Brandgeschädigten groß, ein Gutes hatte der Brand zur Folge: das mangelhafte Ortsbild veränderte sich beim Aufbau der Stadt in so grundlegender Weise, daß es sich heute als eines der praktischsten darstellen kann. Um den geräumigen Marktplatz sammeln sich die sauberen und gefälligen Häuser, und dar-

über thront in einzigartiger Schönheit die zweitürmige katholische Stadtkirche. Nur noch wenige Häuser sind aus der Zeit vor 1876 erhalten, Schwarzwaldhäuser verflachten Stils an der Freiburgerstraße und im „Stützle".

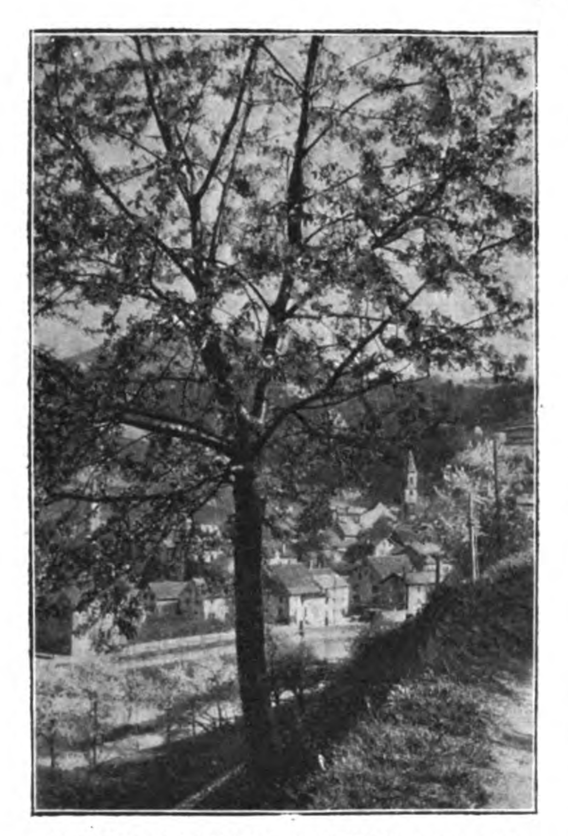
Die Freude am gewerblichen Schaffen und die Einstellung der Bewohner auf die Außenwelt hat das Volkstum ziemlich vernachlässigt und droht, es ganz niederzudrücken. Aber eines haben die Todtnauer zum Allgemeingut heranwachsen lassen: die Gastfreundschaft und die Geselligkeit, die keine Gesellschaftsschichten, sondern nur die Allgemeinheit kennt.

Wir haben festgestellt, daß Zell[2] als eine Art Expositur von den Fridolinsmönchen zu Säckingen gegründet worden ist. Die Geschichte Zells hängt mit der Gründung und Ausbreitung des Damenstifts zu Säckingen, welches im 10. Jahrhundert das Erbe des Männerklosters daselbst antrat, innig zusammen. Das Damenstift war Eigentümer des Ortes und des Zeller Tales, bezog auch in späterer Zeit noch Zehnten und Bodenzinse und besaß die ältere Fronmühle und auch noch zwei weitere Mühlen im Tal, die Mannslehen waren und an das Stift zinsten. Es belehnte mit seinem Meieramt in Zell die Herren von Wieladingen und dann die Herren von Schönau, die mit Ausnahme einer Verpfändung vor etwa hundert Jahren bis 1805 dasselbe innehatten; daher auch das Stadtsiegel, das in rotem Feld einen blauen Querbalken und als Helmzier zwei Schwanenhälse (von der von Schönauschen Helmzier herrührend) führt, die drei goldene Ringe im Schnabel tragen. Zell war Dinghof d. i. Gerichtshof im „ampt ze Zelle", das die Ortschaften Zell, Atzenbach, Adelsberg, Ehrsberg, Häg, Mambach, Pfaffenberg und Riedichen umfaßte. Hier hielt der Meier allmonatlich nach Weisung des Dingrodels die Sitzungen des Gerichts ab, das aus den Inhabern der Bauerngüter zusammengesetzt war. Die Herren von Schönau bildeten im 16. Jahrhundert aus dem Lehen ein selbständiges Amt und schwangen sich unter Ausnützung der Machtlosigkeit der um die Existenz des Damenstifts ringenden Äbtissinnen zu wirklichen Herren von Zell auf, denen die Zeller zu huldigen hatten, „in allen Gebotten und Verbotten schuldigsten Gehorsamb zue leisten, den Nutzen zu beförderen undt Schaden zue wenden undt alles dieses zue bewerkstelligen, waß ehrliebende Underthanen wohl ansteht."

Die Einwohner beschäftigten sich früher mit Landwirtschaft, Viehzucht und Kohlenbrennen. Schon frühe fand die Textilindustrie Eingang. Im Jahre 1758 wurde Zell der Mittelpunkt der vorderösterreichischen Textilindustrie; es wurde für Basel und die Schweiz und für Mülhausen gesponnen, und Ferger war Meinrad Montfort. Dieser machte sich 1760 selbständig und beschäftigte gegen 2000 Arbeitskräfte im Amte Zell und dessen Umgebung; 1770 führte er auch das Weben feinerer Tücher ein und ließ durch eine kleine Weberkolonie von Augsburg unentgeltlich Unterricht erteilen, so daß in kurzer Zeit 300 Weber auf Augsburger Tuch angelernt waren. Fabrikbetrieb bestand noch nicht. Die Rheinbundszeit führte den Zusammenbruch des Montfort-

[2] Wir verweisen gerne auf das vorzügliche Werk des Verfassers „Geschichte der Stadt Zell", Selbstverlag der Stadtgemeinde und empfehlen es allen Heimatfreunden. H. E. B.



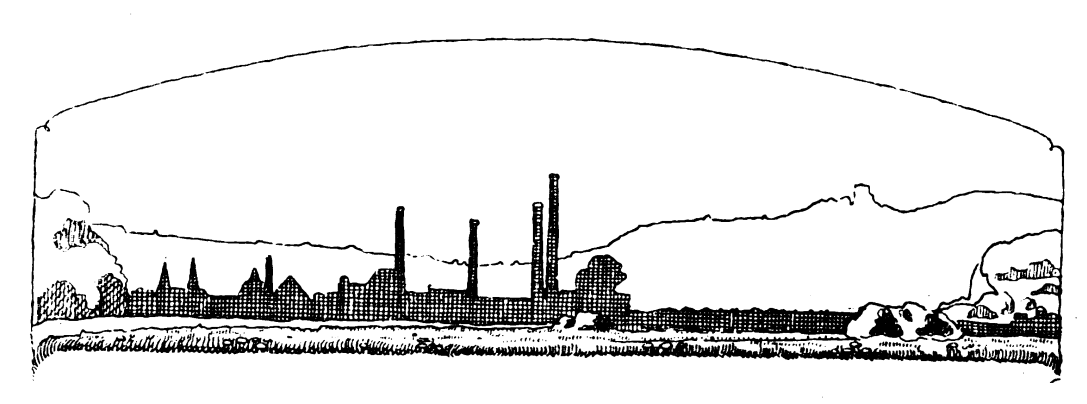


3. Blick auf Zell i. W. vom Möhrenweg aus

schen Unternehmens und der ganzen vorderösterreichischen Textilindustrie herbei. Erst nach dem großen Brand von Zell im Jahr 1818 sehen wir neue Spinnereien und Webereien, aus denen mit der Zeit die drei bedeutenden Textilunternehmen hervorgingen (Baumwollspinnerei Feßmann u. Hecker G. m. b. H., Mechanische Weberei Zell A. G. und Schappespinnerei Zimmerlin, Forcart u. Cie.), die heute den Lebensnerv Zells darstellen. Daneben bestehen noch drei metallindustrielle Werke und eine Zellulosefabrik. Auch Zell wurde, wie Schönau und Todtnau, im Jahre 1810, „in Rücksicht auf dessen ansehnliche Bevölkerung (es hatte im Jahre 1713 416, 1815 1024 und zählt heute rund 3900 Einwohner) den Gewerbefleiß und die Betriebsamkeit seiner Bewohner" zur Stadt erhoben. Der große Brand von 1818 fegte die schmutzige, unbequeme, ungesunde und feuergefährliche Winkelei der jungen Stadt, allerdings unter ungeheueren Schäden, hinweg und führte einen Wiederaufbau nach praktischen, gesunden und fachmännischen Grundsätzen herbei.

Wie Todtnau zum Mittelpunkt der bodenständigen Bürstenindustrie geworden ist, so steht Zell als Emporium vornehmlich der Textilindustrie da. Wenn zwar dies mit Freude festgestellt werden darf, so muß andererseits doch auch die betrübende Tatsache verzeichnet werden, daß die Industrialisierung der Stadt den Erdgeruch ihrer Eigenheit — und die Zeller sind wie die Schönauer und Todtnauer stets eigene Leute gewesen — genommen und den letzten Rest des Volkslebens der „guten, alten Zeit" unaufhaltsam zum Schwinden gebracht hat. An alten Gebräuchen hat sich wenig erhalten, die Zeller Tracht ist verschwunden. Die Bevölkerung ist längst keine reinstammige mehr; durch die günstige Entwicklung der Industrie wurden neue Volkselemente aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und Italien herbeigelockt, die heute mehr als die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. Was den Wechsel der Zeitverhältnisse nicht mitgemacht hat, das ist das herrliche Landschaftsbild, das die stolze Stadt umrahmt. Wohin das Auge auch blicken mag, sieht es Schönheiten auf Schönheiten, und das ist es, was uns den neuen Geist des Menschlein im Talgrund etwas vergessen macht.

Die Druckstöcke sind uns von der Buchdruckerei Armand Müller in Schönau i. W. in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt worden.



Die Industrie des Markgräflerlandes

Von Albert Maier, Schopfheim

Wer zum ersten Male die Täler des Markgräflerlandes bereist, heftet seine Blicke auf die große Zahl der stolzen Fabrikgebäude und Schornsteine, die sich in langer Kette aus dem von üppigen Auen und mit herrlichen Wäldern gezierten Bergen umrahmten Landschaftsbilde mit seinen schmucken Dörfern und Städten abheben. Er wird sofort erkennen, daß es die Industrie ist, die hier das wirtschaftliche Leben und Treiben entscheidend beeinflußt und ihm seine besondere Gestalt gegeben hat; denn wie hätten ohne die Industrie die zahlreichen eng aneinander gereihten Städte und Dörfer sich zu ihrer heutigen Blüte entwickeln können, wo doch die schmale Talsohle dem landwirtschaftlichen Fleiße nur wenig Raum läßt? Und doch wird man vergebens die Merkmale der aus der Betrachtung von Industriezentren bekannten Wahrzeichen rein industrieller Siedelungspolitik in diesem Gebiete ausgedehnter Industrieansiedelung suchen; es zeigt sich vielmehr, die Städte nicht ausgenommen, ein ländlicher Einschlag, der sich mit der industriellen Eigenart in glücklicher Mischung vereinigt. Der aus rein landwirtschaftlichen und bürgerlich kleinstädtischen Verhältnissen herausgewachsene Bevölkerungsstamm der Täler des Markgräflerlandes hat die Industrie als willkommene Ergänzung seiner Erwerbsmöglichkeiten aufgenommen, ohne jedoch selbst in ihr aufzugehen. So kommt es, daß sich die Industriearbeiterschaft aus einem bodenständigen Bevölkerungsstamm rekrutiert und daß das Markgräflerland auch in seinen Industrietälern bis heute in der Hauptsache immer noch den Markgräflern gehört. Wer das nicht glauben mag, befrage einmal die Benützer der zahlreich verkehrenden und dicht besetzten Arbeiterzüge nach ihrem Woher und Wohin und er wird feststellen, daß die Industrie hier Arbeitskräfte hat, die in ihrer großen Mehrzahl das Markgräflerland als ihre Heimat im eigentlichen Sinne bezeichnen können, mit der sie vielfach durch den Besitz von Grund und Boden verwachsen sind. Die Formen, die hier die wirtschaftliche Entwicklung angenommen hat, sind äußerst begrüßenswert und für eine gesunde Wirtschafts- und namentlich Sozialpolitik vorbildlich; denn der hier vorhandene Zwerggrundbesitz ist, um mit Gothein zu sprechen, „eine Versicherung des Konsums wie der Arbeitsgelegenheit und eine Sparkasse für die halbindustriellen Familien". — Naturgemäß liegen die Ursachen für diese Gestaltung der Wirtschafts-

verhältnisse in den Tälern des Markgräflerlandes in dem Werdegang der Industrie selbst.

Die Gründe, denen die Industrie des Markgräflerlandes ihre Entstehung und ihre besondere Wesensart verdankt, sind mannigfach; sie liegen teils in den im Lande selbst vorhandenen natürlichen Voraussetzungen, teils sind sie auf äußere Beeinflussung zurückzuführen. Die allgemeinen, für die Geschichte der Industrie ausschlaggebenden äußeren Faktoren haben im Markgräflerland ihre deutlich erkennbaren Wirkungen gehabt. Es war eine Konsequenz des in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts zur Herrschaft gelangten merkantilistischen Systems, welche den Markgrafen Karl Friedrich veranlaßte, durch Verleihung von Privilegien großzügige Unternehmer zur Errichtung von „Manufakturen" und „Fabriken" anzuspornen. Zu jener Zeit hat die damals schon hoch entwickelte schweizerische Textilindustrie, angezogen durch billige und geeignete Arbeitskräfte ihre Tätigkeit auf das Markgräflerland ausgedehnt. Die Art, wie hier damals die Erzeugnisse hergestellt wurden, unterscheidet sich äußerlich in nichts von der handwerksmäßigen Betätigung; doch war der Arbeiter nicht wie der Handwerker Unternehmer, sondern er war eben Lohnarbeiter; die Ware gehörte dem „Verleger" der durch seine „Ferger" den Verkehr mit den zahlreichen Heimarbeitern vermitteln ließ. Der Übergang von diesem sogenannten Verlagsystem zum Fabriksystem, d. h. zum Anfang der heutigen industriellen Betriebsform, wo der Unternehmer eine größere Anzahl gewerblicher Arbeiter außerhalb ihrer Wohnungen in eigener Betriebsstätte unter ausgiebiger Maschinenverwendung und in ausgeprägter Arbeitsteilung beschäftigt, konnte sich erst vollziehen, als in der Umgestaltung der Staaten und ihrer Beziehungen zu einander der Boden für einen zunächst nationalen und später internationalen Markt und damit die Voraussetzung für eine Massenproduktion geschaffen war. Die Bildung des Großherzogtums und namentlich sein Beitritt zum deutschen Zollverein im Jahre 1836 sind die Hauptereignisse gewesen, die den im Markgräflerland vorhandenen Ansätzen industrieller Betätigung den Weg zur raschen Weiterentwicklung ebneten. Bald nach diesen beiden geschichtlichen Wendepunkten sehen wir die mit dem schon erwähnten schweizerischen Kapital gebauten ersten stolzen Fabrikgebäude im Wiesental erstehen: den Anfang der Textilindustrie in ihrer heutigen Betriebsform. Was die Schweizer veranlaßte gerade hier ihre industrielle Pionierarbeit auszuüben, das war neben der nachbarlichen Lage gewiß die Tüchtigkeit und der Fleiß des Markgräfler Arbeiters und namentlich die in dem Wasser der Wiese sich bietenden günstigen Hilfsmittel der Produktion. Letzterer Umstand war es vor allem, der für die Form der Summe industrieller Ansiedelungen, welche ihrerseits wieder die Ursache der erwähnten glücklichen Mischung von landwirtschaftlicher und industrieller Tätigkeit ist, bestimmend wirkte; man mußte, um das Wasser wirksam benützen zu können, dem Flußlauf folgen. Es waren also in der Natur der Gegend und ihrer Bewohner begründete Faktoren, welche bei der Wahl des Standortes auch der Textilindustrie, deren Ansiedelung im Markgräflerland in dieser Ausdehnung im Hinblick auf die Erfordernisse ihrer Rohstoffversorgung keineswegs naheliegend ist, ausschlag-



gebend mitsprachen. Denselben Voraussetzungen in Verbindung mit anderen, wie dem Waldreichtum, dem Vorkommen geeigneter Tonerde u. a. m. ist die Ansiedelung anderer Industriezweige wie der Holz-, Papier-, Leder-, keramischen Industrie im Markgräflerland zu verdanken. Die für die Entwicklungsgeschichte der Textilindustrie verantwortlichen äußeren und inneren Einflüsse sind unter gewissen Einschränkungen, auf die der Kürze halber aber nicht eingegangen werden soll, auch in der Geschichte der übrigen im Markgräflerland vorhandenen Industriezweige festzustellen. Die Existenz eines Teiles derselben wie der Ausrüstereien und Färbereien, die heute wirtschaftlich auch zur Textilindustrie zählen, und auch der Maschinenindustrie ist durch die bereits vorhandene Industrie, deren Hilfsindustrie sie ist, bedingt.

Die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts rasch fortschreitende Vervollkommnung der Technik, der Aufstieg des Deutschen Reiches zum Industriestaate und die diesen Aufstieg bedingende Eroberung des Weltmarktes durch die deutsche Arbeit haben naturgemäß auch die Industrie des Markgräflerlandes günstig beeinflußt. Die Fabrikanlagen konnten erweitert und vermehrt werden, neue Industriezweige hielten ihren Einzug. Selbst in der Nachkriegszeit ist, trotz der großen Schwierigkeiten und Kämpfe, welche die Ungunst der Verhältnisse jedem einzelnen Betriebe gebracht hat, eine lebhafte Weiterentwicklung industrieller Arbeit im Markgräflerland festzustellen.

Heute weisen die Handelsregister der Amtsgerichte Lörrach, Müllheim und Schopfheim insgesamt 174 eingetragene Firmen auf, die nach Art und Umfang ihres Geschäftsbetriebes zur Industrie gezählt werden müssen. Darunter befindet sich eine stattliche Anzahl — über 20 — Großbetriebe mit je über 100 Arbeitern. Der weitaus größte Prozentsatz dieser Großbetriebe gehört der Textilindustrie und der Textilveredelungsindustrie an. Weitere 30 Firmen haben Betriebe mittleren und größeren Umfanges; auch bezüglich der großen Zahl der übrigen Industriefirmen darf gesagt werden, daß deren Bedeutung im Hinblick auf Qualität der Erzeugnisse oder Umfang der Umsatztätigkeit keineswegs gering anzuschlagen ist.

In sämtlichen Betrieben finden wir ein erfreuliches Aufwärtsstreben, das sich in der Anlage und Einrichtung von Arbeitsstätten, in der Anpassung der maschinellen Betriebsmittel an die Errungenschaften der Technik und in der stetigen Vervollkommnung der Erzeugnisse zeigt. Längst ist die mechanische Wasserkraft der Wiese in elektrische Energie umgesetzt, die durch die großen Rheinkraftwerke eine dem erhöhten Bedarf entsprechende Ergänzung erhält. — Die kapitalistische Unternehmungsform ist sehr verschieden; bei kleineren Unternehmungen finden wir noch die Einzelfirma in der Übermacht, während bei größeren Werken in immer wachsendem Umfang die Gesellschaft an Stelle des Einzelkaufmanns getreten ist. Die Vergesellschaftung der Industrie hat namentlich seit dem Kriege starke Fortschritte gemacht; die hinsichtlich der Kapitalbeschaffung an den Unternehmer gestellten Anforderungen zwangen zur Verteilung der Last auf mehrere Schultern. Dabei hat das Streben nach möglichster Beschränkung des persönlichen Risikos in einer Zeit, wo die allgemeine Wirtschaftsentwicklung den



festen Boden verloren zu haben scheint, die Wahl der Gesellschaftsform mit eigener Rechtspersönlichkeit (Aktiengesellschaft, Gesellschaft mit beschränkter Haftung) nahegelegt. — Zur Wahrung gemeinschaftlicher Interessen auf dem Gebiete der Wirtschafts- und Sozialpolitik ist die Industrie an Fach- und Arbeitgeberverbände angeschlossen; letztere sind die Vertretung der angeschlossenen Gesamtindustrie beim Abschluß von Lohnvereinbarungen, die heute ausschließlich auf gemeinsamer, wenn auch fachlich geteilter, Grundlage mit den Organisationen der Arbeitnehmer getätigt werden. Die amtliche Berufsvertretung der Markgräfler Industrie erfolgt duch die Handelskammer für die Kreise Lörrach und Waldshut in Schopfheim.

Nunmehr soll ein kurzer Überblick über die Art der industriellen Tätigkeit selbst gegeben werden. An erster Stelle der Erzeugnisse, die vom Markgräflerland aus den Weg in die Verbrauchsgebiete fast der ganzen Welt nehmen, stehen Textilwaren aller Art hauptsächlich aber Baumwollerzeugnisse. Rohbaumwolle wird in 6 Betrieben, in Lörrach, Schopfheim, Steinen, Höllstein, Haagen und Wieslet, zu Baumwollgarn verarbeitet. Teilweise sind diese Spinnereien gleichzeitig mit Webereien verbunden, die die Weiterverarbeitung zu Geweben oder Zwirnen an Ort und Stelle besorgen; teilweise werden die Garne an die verarbeitenden Betriebe, die keine eigenen Spinnereien haben, verkauft. Baumwollgewebe werden in Lörrach (3 Betriebe), Fahrnau, Schopfheim, Brombach, Steinen, Höllstein, Hausen, Langenau und Wieslet hergestellt. Wir finden alle Sorten und Qualitäten: Crétonnes, Façonnes, Piqués, Damast, Velvets, Cords, Renforcés, Croisés, Satins und wie die Fachbezeichnungen sonst noch lauten. Als Wäsche- und Kleiderstoffe, als Futterstoffe, Hand- und Tischtücher, Servietten, Scheuertücher usw. finden diese Waren ihre Verbrauchsverwendung. Mit dem Verzwirnen von Baumwollgarnen befassen sich 3 Betriebe in Steinen, Haagen und Tegernau; die Zwirne werden zum Teil weiter verarbeitet oder zum sofortigen Verbrauch als Nähfaden in den Handel gebracht. Die Konfektionierung von Baumwollgeweben besorgen 2 Firmen in Lörrach-Stetten, die Taschentücher und Schürzen anfertigen.

Baumwollgarne finden auch bei der Herstellung einiger Fabrikate der Seidenindustrie Verwendung. Diese erzeugt in 2 Betrieben in Lörrach-Stetten und Tumringen gefärbte und ungefärbte Seidenstoffe aller Art sowie halbseidene Schirmstoffe und in einem Betriebe in Lörrach ganz und halbseidene Bänder. Ein Betrieb in Lörrach-Stetten befaßt sich mit dem Verspinnen von Seidenabfällen und Seidenkammzeug und dem Verzwirnen von Seide und Schappegarnen zu Näh- und Webzwecken.

Kreppstoffe aus Seide und Baumwolle, seidene Mousselins, Voiles und Schleier werden in Höllstein angefertigt. Auch die Wolle verarbeitende Industrie ist vertreten und zwar werden in Lörrach und Hausen wollene und halbwollene Herrenkleiderstoffe erzeugt.

Neueren Datums ist im Markgräflerland die hanfverarbeitende Industrie: in Schopfheim wird der zum größten Teil aus Italien stammende Hanf versponnen und zu Bindfäden und Stricken verarbeitet oder zu Segeltuch verwoben.

Der skizzierten Produktion steht eine hochentwickelte und sehr bedeutende Veredlungsindustrie zur Seite, die entweder die zur Verarbeitung gelangenden Rohstoffe und Halbfabrikate oder die Erzeugnisse selbst durch ihre Tätigkeit in eine für den Gebrauch zweckmäßige, dem Auge zusagende und dem Geschmack und der Ware angepaßte Form bringt. Nur selten finden wir diese Veredlungsarbeiten mit der Produktion vereinigt (Brombach) meistens werden sie von selbständigen Betrieben im Lohne ausgeführt. — Das Färben und Bleichen von Wolle und Baumwollgarnen wird in Schopfheim in 3 Betrieben vorgenommen, die zum Teil auch Stoffe und Seidengarne veredeln. Zwei große Betriebe auf der Schusterinsel befassen sich mit dem Färben von Seidengarnen- und Stoffen sowie mit dem Appretieren und Moirieren von seidenen Bändern und Tüchern. Dem Ausrüsten namentlich Bedrucken von Tüchern ist ferner ein bedeutender Betrieb in Brombach und vor allem ein durch seine Stoffdrucke weltbekanntes Haus in Lörrach gewidmet.

Diese kurze Aufzählung möge die Bedeutung der Hauptindustrie des Markgräferlandes erkennen lassen; erwähnt sei noch, daß die gesamte Wiesentäler Textilindustrie, die bei weitem die bedeutendste Gruppe der badischen Textilindustrie ausmacht, 34 Betriebe in 20 Gemeinden der Amtsbezirke Lörrach, Schopfheim und Schönau mit zusammen über 8000 Arbeitern zählt und daß das Gebiet der früheren Markgrafschaft den weitaus größten Teil der Wiesentäler Textilindustrie in sich vereinigt.

Die übrigen Industriebetriebe des Markgräflerlandes beschäftigen zusammen etwa 4000 Arbeiter. Unser Überblick soll nun auch auf diese Industrien ausgedehnt werden; hierbei möge die Reihenfolge der Aufführung nicht als Urteil über ihre wirtschaftliche Bedeutung im Verhältnis der Industrien zueinander gedeutet werden.

Die Metallindustrie ist als Eisengießerei in Lörrach und Stetten vertreten. Hier wird Roheisen zu Stahlformguß, Eisen- und Weichguß als Material für die Maschinenindustrie verarbeitet. Letztere hat ihren Hauptsitz in Lörrach, wo Maschinen für die Textilindustrie, für die chemische und Kartonagenindustrie, Aufzüge, Laufkranen, Kesselschmiedearbeiten hergestellt werden; auch landwirtschaftliche Maschinen werden in Lörrach und außerdem noch in Steinen in Fabrikbetrieben erzeugt.

Zur Metallindustrie zählen ferner die Fabrikation von Öfen und Herden und Ofenbestandteilen durch eine Firma in Kandern, die Anfertigung von Präzisionsschrauben in Weil-Friedlingen, die Uhrenfabrikation in Weil und Binzen, der in Lörrach durch 2 Betriebe ausgeübte Wagenbau und die Herstellung von Druckknöpfen in Lörrach.

Die Erzeugung von Leder aller Art geschieht in sehr bedeutendem Umfange von einer Firma in Fahrnau, die gleichzeitig stattliche Betriebsabteilungen der Herstellung von Treibriemen, Webervögeln und Schuhwerk aller Sorten widmet. Die Schuhfabrikation wird außerdem in Steinen und in kleinerem Maßstabe auch in Schopfheim, Lörrach, Lörrach-Stetten und Müllheim ausgeübt. Andere Lederwaren stellen je eine Firma in Schopfheim und Kandern her.



Auch die Papierindustrie ist im Markgräflerlande gut vertreten. Eine bedeutende Schopfheimer Firma liefert Qualitätsschreibpapiere und Rohstoff für lichtempfindliche Papiere und eine Firma in Maulburg betreibt die Herstellung von Papieren aller Art. Die Filtermasse, die auch mit der Papierindustrie zusammen genannt werden muß, hat in Kandern eine Produktionsstätte.

Die Verarbeitung von Papier und Pappe zu Etiketten, Kartonagen und Verpackungsmitteln aller Art wird in 2 Betrieben in Lörrach, sowie in Maulburg und Kandern vorgenommen. Buchdruckereien befinden sich in Lörrach (4), Schopfheim und Müllheim.

Bei dem Waldreichtum der Gegend kommt naturgemäß auch der holzbe- und verarbeitenden Industrie eine große Bedeutung zu. 14 Sägewerke sind vorhanden, die zu handelsgerichtlich eingetragenen Firmen gehören. Davon sind 2 Werke in Lörrach, je eines in Schopfheim, Steinen, Hauingen, Kandern, Haltingen, Müllheim und Rümmingen, 2 in Höllstein, 3 in Weil. Die holzverarbeitenden Betriebe gehören in der Hauptsache der Möbelindustrie an; diese zählt 9 Fabrikbetriebe; 5 in Lörrach, 3 in Schopfheim, 1 in Kandern. Auch Holzwaren für den Haushalt und als Spielzeug werden in größerem Umfange in Kandern und Liel hergestellt.

In der Industrie der Nahrungs- und Genußmittel stehen die Mühlen an Zahl und Bedeutung an erster Stelle. Neben vielen kleineren Betrieben sind hier die großen und zum Teil modern eingerichteten Mühlen in Lörrach, Brombach, Haagen, Hausen und Oberweiler zu nennen.

Die Brauindustrie zählt zwei bedeutende Betriebe in Lörrach und einen in Schopfheim.

In kleineren Betrieben werden da und dort die mannigfaltigsten Erzeugnisse des Nahrungsmittelgewerbes gewonnen: Teigwaren in Hauingen und Schopfheim, Prezeln in Kandern, Keks und Nährmittel verschiedener Art in Lörrach und Stetten; Molkereiprodukte kommen aus Lörrach und Müllheim, Mineralwasser, Limonaden und Fruchtsäfte aus Liel, Lörrach und Schopfheim.

Die Chokoladeherstellung ist durch ein bedeutendes Werk in Lörrach vertreten.

Die Brennereien sind bei dem Weinreichtum des Markgräflerlandes ziemlich zahlreich; sie stehen zum Teil in Verbindung mit Weinhandelsbetrieben wie in Lörrach (3) Müllheim, Schliengen, Feldberg und Auggen; ein größerer Fabrikbetrieb, der auch Preßhefe liefert, befindet sich in Weil.

Nicht unbedeutend ist auch die Tabakindustrie; sie befaßt sich in 7 Betrieben (4 in Lörrach je 1 in Stetten, Haltingen und Schopfheim) hauptsächlich mit der Herstellung von Zigarren schweizerischer Spezialität (Stumpen).

Die Vorbedingungen für eine gute Entfaltung der Industrie der Steine und Erden sind im Kandertal und dem anschließenden Gebirgszug längs der Rheinebene gegeben. Bekannt sind die Kanderner Erzeugnisse (2 größere Werke): feinste



Kunsttöpfereiwaren, feuerfeste Steine und Mörtel; Gips, Kalk und Ziegel; letztere Erzeugnisse kommen ferner aus Betrieben in Haltingen, Rümmingen, Istein und Müllheim. Portlandzement wird in einem bedeutenden Werke in Kleinkems gewonnen. Zementwaren in größerem Umfange liefert ein Werk in Haltingen.

Größere Bauunternehmungen haben ihren Sitz in Lörrach, Weil, Leopoldshöhe (6), Brombach, Hauingen, Haltingen, Kandern und Müllheim.

Die der Metallraffinade dienenden Erzeugnisse aus den Betrieben in Haltingen und Stetten, die Gerbstoffe einer Haltinger Firma, die in Lörrach betriebene Seifenproduktion, die Lörracher Nährsalze und kosmetischen Präparate, die Wybert Tabletten, die neuerdings in Tumringen eine Produktionsstätte haben, sind als Fabrikate der chemischen Industrie anzusehen.

Der Elektrizitätsversorgung dient eine die Stromverteilung für den mittleren Teil der Markgräflerlandes ausübende Firma in Haltingen; für die Gasversorgung ist das Gaswerk in Lörrach als von besonderer Bedeutung zu nennen.

Nicht unerwähnt bleiben darf der Bergbau. Der Betrieb der alten Blei- und Silberbergwerke, die sich von Schweighof bis Schloß Bürgeln und von Niederweiler bis zum Hochblauen erstrecken, ist in neuerer Zeit wieder intensiv aufgenommen worden. Deutscher Fleiß ist hier bestrebt für den Verlust Oberschlesiens in einer Beziehung Ersatz zu schaffen. Viel versprechend ist vor allem der bei Buggingen begonnene Kalibergbau. Die Schätze, die das Markgräflerland in Form von Kali in sich birgt, werden uns für den Verlust der elsässischen Kalibergwerke reich entschädigen. Die Erschließung der mächtigen Kalilager wird für das Markgräflerland noch unübersehbare Entwicklungsmöglichkeiten bringen.

Unser kurzer Überblick hat gezeigt, daß auf unserem kleinen aber reich gesegneten Flecken Erde sich die industrielle Arbeit zu größter und mannigfaltigster Bedeutung entfalten konnte. Wird sie sich auch halten und weiterentwickeln können? Die Hindernisse sind mächtig und mehren sich ständig. Unsere Industrie ist ihrer Natur nach enge mit dem Weltmarkt bezüglich Rohstoffversorgung und Absatz verwachsen. Nun haben aber die Geldverhältnisse seit dem unglücklichen Ausgang des Krieges katastrophale Umwälzungen erfahren, die naturgemäß zum meisten Teile die auf das Ausland angewiesene Industrie treffen müssen. Innere Betriebserschwerungen kommen hinzu; die Kapitalbeschaffung bereitet fast unüberwindliche Schwierigkeiten, die Frachtengestaltung beschneidet die Konkurrenzmöglichkeit ganz empfindlich. Die Kohlenversorgung, die früher so einfach aus dem Saargebiet über den Kehler Hafen erfolgte, ist gewaltig verteuert, manchmal unmöglich geworden. Die Industrie des Markgräflerlandes kämpft den Kampf um ihre Existenzbedingungen; sie ist sich dessen bewußt, daß die schwersten Tage in diesem Kampfe ihr noch bevorstehen: das Durchringen zu den früheren normalen Verhältnissen; die Industrie weiß aber auch, daß sie sich nicht selbst aufgeben, sondern den wirtschaftlichen Kampfe zum guten Ende führen wird; dafür bürgen ihr die eigene Tüchtigkeit und Anpassungsfähigkeit und nicht zuletzt die sichere Mithilfe des Markgräfler Arbeiters.



Geschöntes Land[1]

Von Hermann Burte

Glänzig vom Wald an Rhy
Funklet im Sunneschy
d'Wiese wie Silberstahl,
  Markgrefler Dhal!

Aiche und Bueche stöhn,
Danne so dunkelschön:
Heerlige Ufenthalt:
  Markgrefler Wald.

Aecher und Matten ziehn
Goldig un dunkelgrün
Überall nobel bstellt:
  Markgrefler Feld.

Cheemi vo Fahl bis Wyl,
Rebe vom Bugg ans Zyhl,
Durane wuslig schafft
  Markgrefler Chraft.

Hüehner im Ghürscht am Rhy,
Hase Reh Säu durii,
Heiligi Wälderpracht!
  Markgrefler Jacht.

Rebland im Blauebiet,
Webland, wo d'Wiese zieht,
Lebland, so schön im Stand,
  Markgrefler Land.

Heerligsti Gob am Rhy
Heldeten schenket ii
Flüssige Sunneschy:
  Markgrefler Wy.

Goldne Wy wogt im Gfüehl.
Grüene Rhy gletscherchüehl:
Ruusche vo beede duet
  's Markgrefler Bluet.

Schwätzemer voll un ruuch
Urdütsch in jedem Huuch,
Himmelhoch, bodenooch:
  Markgrefler Sprooch.

Manne, so fadegrad
Fraue, es isch e Staat,
Förche nüt, schüüche nüt:
  Markgrefler Lüt.

d'Chappe stolz uf de Hoor,
Halstuech um, Fürtuech vor,
Bisch e Freud, bisch e Pracht
  Markgrefler Tracht!

Fasnecht: Schyby, Schybo!
Zentane Fürio:
Uralte Haidehuuch:
  Markgrefler Bruuch.

[1] Aus „Madlee", Alemannische Gedichte von Hermann Burte, Verlag G. K. Sarasin, Leipzig.

Maidli wie Milch un Blued
Burschte voll Chraft un Muet,
Uße ruuch, inne zart,
Markgrefler Art.

Het Aine Dichterbluet
Looſt er fiin ſicht er guet,
Zieht er vom Volch jo 's meischt:
Markgrefler Geischt.

Hebel heißt euse Ma,
Guete Geischt waiht aim a,
Chindersinn läbeslang,
Markgrefler Sang.

Worden am zähte Mai,
Ghörter nit eus ellei,
Grüeß ych Gott! Basler Gescht!
Markgrefler Feſcht.

Mit der Nadur vertraut,
Feſcht uf der Vater baut,
Haim zue de Stärne zieht
's Markgrefler Gmüet.

Muesch in der Fremdi sy,
Chunnt vo dehaim der Schy
Folgsch em, so laufsch nit fehl
Markgrefler Seel —

As der mi recht verstöhnt:
Alles mit Liebi gschönt,
Liecht in de Härzen inn,
Markgrefler Sinn.

Maine, mer saiges halt!
All öbbis aiges halt
Wunders was bſunders haig
Markgrefler Daig.

Wenn d'Welt e Stärne isch,
d'Haimeth der Chärne isch,
An Dir hangt, Di bigehrt
's Markgrefler Herz.

Wil J's nit besser cha
Nemmets in Liebi aa
Dief us em wilde Gmüet:
's Markgrefler Lied!

Haimeth, J bi Di Chind,
Willig us Liebi blind,
Segnen ys Gottis Hand:
Volch, Seel un Land!





Bücherbesprechungen

Hermann Burte, Madlee, Alemannische Gedichte. Im Verlage von G. K. Sarasin in Leipzig, eines Baslers, ist 1923 der langerwartete alemannische Gedichtband „Madlee“ erschienen: ein mächtiges, prächtiges Buch von über 450 Seiten. Volk, Weib, Gott und Ich sind die vier strebigen Pfeiler dieser Schöpfung. Alle Gedichte entstanden schon vor dem Kriege.

„Madlee“ (Abkürzung von Magdalena) ist die Patin, die „Gotte“, die Muse seines Buches; ihr wirft er seine Lieder als üppigen Strauß in den Schoß. Sie ist die gleiche dunkelblütige Weibgestalt, welche im Wiltfeber aus dem Gottserdboden der Heimat aufwächst: Markgräflerin, der glutvollen, sinnenfrohen Rasse früher südlicher Ahnen. Ihr Bild ist so, wie Martin Wiltfeber sie sah: hochwüchsig, rundgliedig; ein stolzes Haupt unter der Schleifenkappe. Ihre schwarzseidene Tracht rauscht wie ein fernes Wehr, wenn sie vorübergeht; und sie federt in den Fesseln wie eine, die viel in der Ebene wandert.

„Madlee“ ist die Verkörperung der Heimat, nach der alle Sehnsucht des Wanderers und Suchers brennt. Sie beruft er mit den heimatlichsten Lauten: alemannisch! „Du ballti Haimethärde, dunkli Brutt, Du hesch mir Liebi geh und ich Dir Lutt.“ Alles Erleben, was das Blut steigen und fallen macht: Leidenschaft, Begehr, Lust und Andacht, Glauben und Spott verkündet er ihr. „I ha my Lebe lebig dry verwobe,“ bekennt er schlicht, stolz aber auch: „My Wäse will i wiise in der Weld.“ Seine Kraft bäumt sich auch hier wie in seinen anderen Dichtungen zu eigenwilligen Wortbildern auf, und selbst wenn weiche Stimmungen liedhaft rhythmisch auftauchen, wehrt ein warnender Laut jegliche Rührsamkeit ab. Burte ist nicht von Hebels beschaulicher, heiterer Art. Er gibt keine Idylle. Alles strömt in ihm heiß erlebt, abgründig geschaut, herausgeschleudert oft aus brodelndem Wirbel. Immer ist die Dichtung Pulsschlag eines herrischen Seins, ob er nun das Volk im Rebland oder Webland aufwachsen läßt mit seinen Kräften und Schwächen; ob er das Weib aus der Landschaft schöpft; Gott über dem Erdreich sucht, und das Ich stolz mit der edelsten Scholle nährt, welche die Heimat hat. Er bricht die verborgenen Quellen auf; die Dinge der Natur sind ihm Gleichnisse; er klärt den Sinn zum plastischen Bild. Er ist hart und kühn; auch mild und süß, aber selten. Seine Sprache zwingt. Er baut Gedanken auf, so schlicht und schön gesagt in der Mundart, daß einen mancher Vers tagelang nicht mehr losläßt, weil die Fülle des Erlebnisses so unmittelbar und hemmungslos sich in die Zeilen ergoß.

Mit herrschender Kraft und Sicherheit hat Burte sich die Mundart zum Werkzeug eines beflügelten Realismus geschaffen, der unwirklich ist, aber wahr! Die Welt der Industrie wird als Webland vom grausam Nüchternen befreit und in das edle Bild des alten Markgräflertums gehoben. Mit einem tiefschürfenden sozialen Sinn hat sich der Dichter in die Schicht der Arbeitenden eingefühlt (Blick aus der Fabrik, Die schöne Seidenweberin, Wir Volk). Diese Gestaltung geschieht rein menschlich, tendenzlos.

Urgefühl schafft in ihm. Die „Madlee" aber ragt über seinem Menschtum als Hüterin und Halterin einer roten Lebenskraft; denn sie ist die erdwarme Heimat.

Der Band „Madlee" ist zweifellos seit Hebel das bedeutendste alemannische Gedichtbuch, dabei völlig unabhängig von ihm und doch durch und durch alemannisch. Es wirkt als künstlerische Leistung, dichterische Offenbarung, als bewußte Gestaltung eines ruhenden Stoffes einzigartig und hat nichts Ebenbürtiges!

Auf „Madlee" soll „Ursula" folgen, eine Sammlung hochdeutscher Gedichte. Ursula, die zweite ragende Frauengestalt im Burteschen Erlebniskreis ist seine geistige Muse. Sie ist die Blonde, aus der nordischen Rasse. Kühn und kühl erhebt sie sich am Rhein mit stahlhartem, seherischen Blick in die Welt. Sie ist seiner Art. Leidenschaftlich wollend und zwingend. Sie geht ebenschultrig mit ihm. Ihr will er sein kommendes Werk weihen. Es wäre in der Tat wahrhaft titanisch, wenn es dem Dichter gelänge, in dem hochdeutschen Bande „Ursula" den deutschen Kreis ebenso zu bannen, wie er in „Madlee" die Kraft der Heimat berufen hat. „Wir heißen Euch hoffen!"

Freiburg i. B. Hermann Eris Busse.

Ernst Krieck, Philosophie der Erziehung. Verlag von E. Diederichs, Jena 1922, 300 S. — Von je haben es die Menschen gefühlt, daß Erziehung irgendwie unmittelbar mit dem Sinn des Lebens überhaupt zusammenhängt, daß die Würde des Menschen irgendwie auf ihr beruht, daß Erziehung etwas sei des Schweißes des Edlen wert. Und sie alle, die Edlen des Menschengeschlechts haben sich um Erziehung bemüht mit Denken und Tun von den Urzeiten an über Platon und Pestalozzi. Für Lessing war die Entwicklung der Menschheit ein einziger, großartiger Erziehungsweg; Fichte erhoffte von ihr die Aufrichtung des zerschlagenen Volkes. Von Kant stammen die Sätze: „Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das erzogen werden muß. Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht."

Aber erst dem Markgräfler Alemannen Ernst Krieck ist es vorbehalten geblieben, Sinn und Begriff der Erziehung befriedigend aufzuweisen, dem uralten Bemühen und Ahnen die Klarheit, Weite und Bestimmtheit des wissenschaftlichen Begriffs zu gesellen.

Daß der Erziehungsbegriff gerade der neueren Zeit an unerträglicher Enge litt, dem weltweiten Tun der Erziehung gegenüber quälend versagte, verschuldet der verengte Individualismus und Rationalismus dieser Zeit. Er zwängte die wurzelhafte Urverrichtung der Erziehung in die Herbartsche Formel ein: „Pädagogik als Wissenschaft hängt ab von der praktischen Philosophie und Psychologie. Jene zeigt das Ziel, diese den Weg und die Gefahren." Mit Recht fragt dagegen Krieck: Hat also Pädagogik kein selbständiges Gebiet? Soll Erziehung eingeengt werden auf Unterricht und Lehre? Auf den eindeutigen Ablauf des Erziehungsvorgangs von einem Erzieher zu einem Zögling wie in Rousseaus Erziehungsrobinsonade „Emil"? Sollte sich das Mühen eines Platon, Comenius, Pestalozzi zurückführen lassen auf das Urphänomen „Schulmeister — Schüler"?

Vom Standpunkt des Individualismus aus ist keine befriedigende Sinndeutung der Erziehung zu gewinnen. Entschlossen greift Krieck Platons Urweisheit auf: Volk, Menschheit sind nicht Anhäufungen von Einzelwesen. Ewig unverständlich bliebe bei dieser Annahme des Individualismus: Übereinstimmung, Zusammenhang, Verständigungsmöglichkeit, gegenseitige Beeinflussung, Erziehung. Volk, Menschheit sind ursprünglicher als das Individuum, sind geistige Organismen. Im Einzelwesen kommt sich dieser Urgeist der Gemeinschaft zum Bewußtsein: Alles Erkennen ist nur ein Erinnern; jedes Einzelleben zwar eine urgegebene Entelechie, die sich aber nur entfalten kann in Wechselwirkung mit der Gemeinschaft. Und diese Wechselwirkung von Einzelnen zum Einzelnen; von Gemeinschaft zum Einzelnen und umgekehrt; von Gemeinschaft zu Gemeinschaft, das eben ist Erziehung. „Die Menschheit ist eine wurzelhafte geistige Einheit. Die geistige



Einheit entfaltet und verwirklicht sich zum vielgliedrigen Gemeinschaftsorganismus. Der Entwicklungsgang der Gemeinschaft heißt Geschichte; seine Struktur, sein Bestand an Formen heißt Kultur. Und „Erziehung ist Wirkung zwischen den Menschen aus geistigem Ursprung". Ihr Grundsatz lautet: „Jede geistige Wirkung bildet das Menschentum in ihrem Bereich nach dem Vorbild und Bildungsgesetz der Macht, von dem sie selbst ausgeht." „Formung des Menschen ist der Sinn aller Erziehung." Erziehung gründet sich nicht erst auf Pädagogik; sie ist eine Urgegebenheit, „eine Urfunktion im Gemeinschaftsleben, genau so wie Sprache, Religion, Recht, Kunst, gemeinsame Arbeit". Ihr Urphänomen ist nicht das Verhältnis des Schulmeisters zum Schüler, sondern die Selbsterziehung, wobei ein Urtrieb sich ein Hochziel vorauswirft, dem er nachstrebt, und das rückwirkend den Trieb zur Persönlichkeit formt.

Damit hat Krieck auf dem Gebiet der Erziehungswissenschaft die große kopernikanische Umkehr und Befreiung vollbracht. Mehr oder weniger eng nahm die bisherige Erziehungswissenschaft den Erziehungsbegriff beinahe gleichbedeutend mit „erziehendem Unterricht." Dieser geozentrische Standpunkt ergab Enge, Unsicherheit, maßlose Verantwortungsfülle und damit falsche Autorität.

Grundbegriffe und System der bisherigen Pädagogik sind damit aufgelöst; die autonome Erziehungswissenschaft hat ein umfassenderes Ganze zu schaffen. Nach zwei Richtungen hin ist das Gebiet zu erweitern: „Nach der Tiefe hin hat die neue Pädagogik die Erziehungsidee aus dem Mittelpunkt des geistigen Seins und Werdens zu erfassen und die großen Schichten unbewußter und unbeabsichtigter Erziehungswirkungen in ihren Bereich einzubeziehen als Unterstufen für die bewußte und zwecktätige Intellektualbildung. Nach der Breite hin hat sie eine Beschränkung der Erziehungsidee auf die planmäßige Einwirkung der Älteren auf die Jugend zu zerbrechen, um das ganze Leben der Gemeinschaft wie der einzelnen Glieder in ihrer vollen Wechselbeziehung dem Geltungsbereich der Erziehungsidee zu unterstellen". Fiat lux!

Die geistige Heimat, worin Kriecks Philosophie der Erziehung wurzelt, ist die Welt Hamanns, Jacobis, Goethes; es führt eine unmittelbare Linie von Lessing über den deutschen Idealismus zu Krieck.

Vom Sonnenstandpunkt Kriecks aus, von der Gemeinschaft aus gesehen, ist Erziehung jede geistige Wirkung zwischen Menschen, nicht nur der erziehende Unterricht. Dieser behält innerhalb der Erziehung seine zwar hochwichtige Bedeutung, rückt aber aus dem Mittelpunkt an bescheidenere Stelle. Damit fallen Enge und Unfreiheit; Welt und Leben weiten sich; Erziehung wird als geistige Formung nach dem Hochziel einer Gemeinschaft zum Sinn des Lebens überhaupt; falsche Autorität, Schulmeisterhochmut weichen demütiger Hingebung; der Alp einer unerträglichen Verantwortung fällt von der Seele des Erziehers. Die Erziehungswissenschaft erhält endlich ihrem Gegenstand entsprechend die Würde der Selbständigkeit.

Diese Philosophie der Erziehung ist eine Weltschau vom Standpunkt der Erziehungsidee aus. Sie konnte nur geschaffen werden von einem Menschen, in dem rein und stark die Kräfte der Gemeinschaft leben, ungebrochen und unverfälscht durch Phrase, Unempfindung und hochmütigen Intellektualismus, der tief verwurzelt ist in nährendem Heimatboden. W. L.

Jakob Böser, „Heimatschrifttum des Markgräflerlandes und angrenzender Gebiete". Heimatkundliches Quellenbuch für die Gemeinden der Amtsbezirke Staufen, Müllheim, Lörrach, Schopfheim, Schönau und Säckingen. Bonndorf (Schwarzw.), Druck und Verlag von Spachholz und Ehrath 1921. — In den letzten Jahren hat sich die Bewegung erheblich verstärkt, die sich der Vergangenheit der engeren und engsten Heimat annimmt. Das Gebiet der Ortsgeschichte ist auf dem besten Wege, stark und allgemein gepflegt zu werden. Die Geschichte des heimatlichen Dorfes ist seit kurzem auch ein Bestandteil des Geschichtsunterrichts in der Volksschule geworden mit der ausgesprochenen Absicht, die jungen Menschen in ihrer Heimat fester zu verankern. Die Früchte solchen Unterrichts werden sich natürlich erst nach Jahren zeigen können.



Da aber bis jetzt Ortsgeschichten nur in verhältnismäßig wenigen Gemeinden unseres Landes vorliegen, ergab sich die Notwendigkeit, dem nicht an den Zentren des geistigen Verkehrs sitzenden Lehrer eine möglichst weitreichende Übersicht über die seinen Ort betreffenden gedruckten und ungedruckten Quellen in die Hand zu geben, um ihm die Aufnahme seiner Forschungen ungesäumt zu ermöglichen und ihn sodann in den Stand zu setzen, beispielhaft aus greifbarer Nähe heraus Ursachen und Wirkungen typischer Vorgänge der deutschen und badischen Geschichte zu illustrieren. Das war der eigentliche Grund zur Herausgabe des Quellenbuches. An einem solchen hatte es bisher gänzlich gefehlt, und das Erscheinen der von der Bad. histor. Kommission herauszugebenden Bibliographie der badischen Geschichte abzuwarten, verbot die drängende Zeit, die Jahr für Jahr junge Menschen ins Leben hinausschickte, ohne ihnen die Überzeugung mitzugeben, daß auch in ihr Heimatsort die Wellen der großen geschichtlichen Ereignisse und der kulturgeschichtlichen Entwicklungsgänge hereingeschlagen haben, und daß damit auch ihre Heimat mit dem großen Ablauf deutscher Geschichte und deutschen Schicksals untrennbar verknüpft ist.

Die erziehlichen Momente zur Erreichung einer wahrhaften und heute so dringend nötigen staatsbürgerlichen Gesinnung treten an alle, die an der Bildung der breiten Volksmasse tätig sind, heran und nötigten dazu, entschlossen etwas zu tun und nicht bloß mit verschränkten Armen zuzuwarten. Dem Verfasser muß daher unter Berücksichtigung aller hemmenden Faktoren zuerkannt werden, dem Winkel am badischen Oberrhein in schwerer Zeit einen Dienst erwiesen zu haben.

Das Erscheinen des Buches wurde daher von allen, die auf dem Gebiet der Volksbildung tätig sind, lebhaft begrüßt, besonders von Lehrern, Pfarrern, Schriftleitern der heimatlichen Tageszeitungen, dann aber auch von allen Heimatfreunden.

Die Arbeit besteht aus vier Abschnitten: 1. einer Einleitung mit Hinweisen auf die Vereinigungen zur Pflege der Heimatgeschichte in Baden, auf Bibliotheken und Archive und die Wege zu ihrer Benützung; 2. einem Verzeichnis der allgemeinen Heimatliteratur des Markgräflerlandes und seiner angrenzenden Gebiete; 3. aus dem Hauptteil, der die Literatur jedes einzelnen Ortes der 6 Amtsbezirke enthält und 4. aus einer tabellarischen Übersicht über die einschlägigen ungedruckten Archivalien der einzelnen Orte, vor allem jener im General-Landesarchiv zu Karlsruhe und dann der im Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt. Ein Ortsverzeichnis ermöglicht eine rasche Handhabung. — Eine Benützung des Quellenbuches dürfte anfänglich folgendermaßen vor sich gehen: Der Heimatforscher verwendet 1—2 Tage darauf, um sich in der Landesbibliothek oder einer der Universitätsbibliotheken die von Böser angeführten Werke geben zu lassen. Er schlägt die betreffenden Stellen auf und notiert sich sogleich die kleinen Angaben, wo nur solche vorhanden sind. Findet er aber größeres Material, so läßt er sich diese Bücher auf Leihschein mitgeben oder zusenden. S.

Wilhelm Zentner, Hebels Briefe an Gustave Fecht, 1791 bis 1826. C. F. Müller Verlag, Karlsruhe. — Ein unbeschreiblicher Duft weht aus diesen Briefen, deren Inhalt in seiner Reinheit, Körperlichkeit und heiteren Sinnigkeit unantastbar ist für den, der in Briefen der Liebe Rausch, Sturm, Beseligung, Hingabe sucht. Briefe der Liebe sind es ja nicht im äußeren Sinne, die Hebel an seine geliebte Gustave Fecht schrieb, und deren Antworten wohl von Hebel selbst, vielleicht auf ihren Wunsch hin, vernichtet worden sind. Diese Berichte alltäglicher Begebenheiten, in den kleinen Rahmen idyllischer Erlebnisse gespannt, muten an, als seien sie einem treuen, geistvollen Kameraden geschrieben, wenn auch zuweilen, und das natürlich um so mehr in den ersten Briefen nach Hebels Abschied aus der Heimat (1791), hinter Scherzworten und heimatlicher Ausdrucksweise eine stille Sehnsucht aufwachte, dem feinfühligen Leser spürbar. Das Verhältnis dieser beiden eigenartigen Menschen ist wohl in seinem äußeren Dasein geklärt, indem sie selbst ja ihre Zuneigung nicht ängstlich verbargen. Aus welcher Hemmung aber die Unerfülltheit ihres Bundes wuchs, bleibt für die Zukunft und ihre Welt verschlossen. Aber gerade dieses geheimnisvolle Walten in den Strömungen zweier edelwüchsiger Charaktere gibt dem Ausdruck ihrer Briefe einen

herben, unmittelbar keuschen Reiz. Dazu kommt noch die stark konventionelle Färbung jener Zeit, die eben aus dem Gespreizten des Biedermeiers sich langsam zu freierer Bewegung auslöste, was oft Nüchternheit vortäuscht, wo nichts als gebotene Zurückhaltung einen kühleren Ton anschlug. Je mehr man aber in den Briefen liest, um so inniger und freudiger umfängt einen das liebenswürdige, humorvolle, gütig-ironische Wesen dieses Alemannengeistes und man bemerkt im letzten Teil der Episteln mit verstehendem Lächeln die hagestolzige, heiter-schrullige Art des alternden Junggesellen.

Die Briefe flogen 33 Jahre lang zwischen Oberland und Unterland hin und her. Die Zeit heilt, klärt, sondert viel in solch weitgespanntem Raum. So mußte aus diesen Zeilen ein Werdebild des Schreibers entstehen. Der Wellenschlag des Lebens ging zwar an beiden Menschen ohne tiefeinrunende Wirkung vorüber. Deshalb trat auch nie eine Lockerung im Bunde der räumlich Getrennten ein. Sie litten sicherlich anfangs unter der Sehnsucht nacheinander, zumal beide nicht ausgeprägt willensstark waren. Und eine ganz leise rinnende Wehmut überschleierte wohl ihr ganzes Leben. Während der Frau strenger Stolz den Mund verschloß, dem Freund gegenüber irgend welche Wünsche ihres Herzens zu offenbaren, wurde sein innerstes Wollen vom unentschlossenen Geist verscheucht und tauchte zuletzt in der Überlast beruflicher Pflichten unter.

Was ungestillt in der Seele wartete, hob sich in die lichte, sinnige Lyrik des Dichters wie reine, kinderzarte Lenzblüten. So spricht auch der Herausgeber dieser Hebelbriefe von den lyrischen „Frühlingsbriefen" aus erster Trennungszeit, von den ruhigeren, farbenkräftigeren Gedankenniederschriften der „Sommerbriefe" und von den geklärten Freundschaftsbriefen im Herbste des Lebens. Stets aber flutet die Wärme der Heimat in ihm, das liest man aus den Fragen nach Berg und Tal, nach Mensch und Sitte im Markgräflerland; das steigt zart-wehmütig oder mit anmutiger Heiterkeit aus seinen Erinnerungen auf. Und alle Bilder, die er im Wort vor uns hinmalt, sind rund, plastisch, lebendig, unproblematisch. Er gibt sich, nachdem er rasch aus kühl verschnörkelter Fremdheit der gesellschaftlichen Briefform zum vertrauten Plauderton übergegangen, ungehemmt natürlich, ohne schrankenlos zu werden. Davor hütet ihn die unantastbare Sauberkeit seines Gemüts und die immer wieder unmerklich beschattende Wehmut der Entsagung.

Wilhelm Zentner sah tief in diese beiden Menschenseelen, doch hob er taktvoll nur das heraus, was im Lichte der schauenden Welt nicht an kostbarster Feinheit verliert. Dennoch wußte er dem Erdenwallen Hebels und seiner Gustave Fecht die Lösung kristallheller Vollkommenheit zu geben, die in langer Zeit heranreifte und nur dem einfühlendsten Beobachter zur versöhnlichen Gewißheit wird.

Freiburg i. B. — Hermann Eris Busse.




Digitized by Google

